KUNSTWART

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Juliheft 1911

„Die Umformerin der Zukunft". Zur internationalen Hygieneausstellung. Vom Herausgeber 1

Wer baut, baue mit Architekten! Von Gustav Langen 4

Lose Blätter: Hymne an die Sonne von Heinrich von Kleist ▪ Gedichte von Peter Rosegger ▪ Aus Gustav Falkes „Auswahl" 9

Rundschau: Den Wind sieht man an der Bewegung der Bäume (Bonus) ▪ Hört denn die Roheit gar nicht auf? ▪ Adolf Wilbrandt † ▪ Weimarer Stimmung (Rath) ▪ Wedekind-Schutz ▪ Brahms auf der Wachtparade ▪ Debussy und kein Ende! (Batka) ▪ Der moderne Protestantismus und die Kunst (Neumann) ▪ Entfremdete Kunst (Avenarius) ▪ Die bayrischen Jubiläumsmarken ▪ Aus Saalathen ▪ Von den Bäumen ▪ Gasthausreform ▪ Rassenhygiene und soziale Bildung ▪ Geduld (Nidden) ▪ Auch ein Kulturbildchen ▪ Gottlob ungeschehenes Entsetzliches ▪ Was uns trösten kann (Avenarius) ▪ Droht unsern Mädchen Vermännlichung durch den Sport? (Möller) ▪ Vischer über Leibesübung als Ausdruckskultur ▪ Universität und Polizei (Kalkman) ▪ Berufstätige Jugendliche ▪ Lebe mit den Besten! (Wilbrandt) 28

Bilder u. Noten: W. L. Lehmann, Gewitterschwüle; acht Abb.: Entfremdete Kunst; elf Baumbilder ▪ Aurora-Marsch (altfranzösisch); Johann Adolf Hasse, Andantino

XXIV | MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY | 19.

Schmelzberg 27 Privatschule.

Reform-Gymnasium Zürich.

Schweizerische pädagogische Reformschule

(auch für Mädchen).

1. Die Schule enthält Gymnasium, Realgymnasium und Industrieschule (Oberrealschule). Sie bereitet für das schweiz., reichsdeutsche und österr. Abitur, ferner für das Polytechnikum in Zürich vor.
2. Für Erwachsene, welche die Maturitäts-Prüfung nachholen wollen, werden neben den Gymnasialkursen besondere abgekürzte Kurse abgehalten.

Der Rektor:
Dr. Rudolph Laemmel.

Gartenmöbel

BERZ & SCHWEDE

Entwurf und Ausführung von Park- und Garten-Anlagen. Volkstümliche Grabmalkunst. Gartenmöbel.

Zehnte Ausgabe „Gartenbaukunst" illustriert auf gel. Verlangen.

INH: MR. O. BERZ: STUTTGART.

Gartenmöbel

Harmonium, das neben- und gemütvollste aller Hausinstrumente, kann jedermann ohne Vorkenntnisse sofort vierstimmig spielen. Illustrierte Kataloge gratis. ALOIS MAIER, KÖNIGL. HOFLIEFERANT, FULDA

Briefmarken Preis-Liste für Sammler sendet gratis August Marbes, Bremen.

Wir bitten Sie, sich bei allen Bestellungen und Anknüpfungen, die auf Grund hier abgedruckter Anzeigen erfolgen, auf den **KUNSTWART** zu beziehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Vierundzwanzigster Jahrgang, viertes Viertel
Juli bis September 1911

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.34:4

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an. Die „Größeren Aufsätze“ und die „Rundschauaufsätze“ sind nach dem Erscheinen, die „Losen Blätter“, „Vollbilder“ und „Noten“ nach dem Alphabet geordnet.

Größere Aufsätze

„Die Umformerin der Zukunft“. Zur internationalen Hygieneausstellung (Avenarius) 19 1
Wer baut, baue mit Architekten! (Langen) 19 4
Kunsterzieherpraxis (Stolterfoth) 20 61
Die Verstaatlichung des Inserats (Nordhausen) 20 65
Was wird daraus? 21 125
Die Unterhaltungsliteratur und das Volk (Ernst) 21 129
Jungmädchenart (Bleuler-Waser) 22 189 23 259
Fritz Boehle (Avenarius) 23 253
Von Kulturparlamenten und dergleichen (Avenarius) 24 525
Jakob Knudsen (Nibden) 24 535

Sprechsaal

Zu dem Aufsatze: „Was wird daraus?“ (Steinhausen) 24 550

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Den Wind sieht man an der Bewegung der Bäume 19 28
Zum Spruch gegen Jatho 20 86
„Die Brücke“ 21 151
Erziehung zum Mut 22 214
Soziales Gewissen 23 280
„Geheimreligion der Gebildeten“? 24 565

Vom Ausland

Was uns trösten kann 19 49
Giordano Bruno 21 181
Shadwell über Deutschland 23 515
Deutsch in schwedischen Schulen 24 596

Bildung und Schule

Universität und Polizei 19 56
Berufstätige Jugendliche 19 58
Das Elend der Hamburger Jugendschriftenkritik 20 119
Das „englische“ Gymnasium 20 120
„Rechts und links der Eisenbahn!“ 20 122
Pfadfinder 21 185
Die Gebirgsschule 22 248
Die „Freie Lehrervereinigung“ 23 319
Nochmals: Die Unterhaltungsliteratur und das Volk 23 321
Wie viele Stadtkinder haben heute ein Vaterhaus? 23 523
Schulunterricht im Zeitungslesen? 24 599
Zur Reform des Religionsunterrichts 24 400
Lehrerstand oder Lehrerstände? 24 401

Gesellschaft

Rassenhygiene und soziale Bildung 19 45
Geduld 19 47
Auch ein Kulturbildchen 19 49
Gegen die Blumentage 20 113
„Feste“ 21 173
Soziologie als Wissenschaft und die deutsche soziologische Gesellschaft 22 242
Berufstrennung in Erholungsheimen? 23 310
Bürgerkunden 24 592
Referendum und Initiative in der Schweiz 24 595
Bonbontage 24 595

Handel und Gewerbe

Gasthausreform 19 44
Sonderrabatte 21 167
Alkohol-Interessentenkünste 21 170

230876

Digitized by Google

Komfort und Freiheit 22 239
Wirtschaftsforschung und Kulturpolitik 23 308
Mittel für Lebensreformbestrebungen 24 389

Heimatpflege

Aus Saalathen 19 41
Knicke 20 111
Selbsthilfe gegen Naturverschmierung! 21 166
Vom Auspowern der Heimat an Schönheit 22 231
Ersatz fürs Tempelhofer Feld! 23 306
Bengalische Verkehrshebung 24 388

Körperpflege

Vischer über Leibesübung als Ausdruckskultur 19 55
Die internationale Hygieneausstellung in Dresden 21 183

Angewandte Kunst

Die bayrischen Jubiläumsmarken 19 41
Der Rettung aus Seenot gewidmet 21 166
Von der Posener Ausstellung 23 302
Arbeiterwohnung — Arbeiterhausrat 23 303
Die Mecklenburgische Landesausstellung 24 387
Lossow und Kühne 24 388

Bildende Kunst

Der moderne Protestantismus und die Kunst 19 37
Entfremdete Kunst 19 38
Das Bismarckdenkmal am Rhein 20 104
Berliner Sezession 1911 20 105
Fedor Flinzer 20 108
Über Holzschnitzkunst 21 162
Vater und Sohn 21 164
Große Berliner Kunstausstellung 1911 22 225 23 295
Zur Großen Aquarellausstellung in Dresden 22 228
Reinhold Begas 23 294
Die Münchner Kunstausstellungen 23 297
Jozef Israels 24 379
Karl Hänny 24 380

Literatur

Adolf Wilbrandt † 19 29
Weimarer Stimmung 19 30
Zum Fall d'Annunzio 20 88
Romane von Kritikern 20 96
Aus alter Anekdotenliteratur 21 155
Was bringen die Zeitungen? 22 215
Referat und Kritik 23 282
„Von unten auf" 24 367
„Arbeiterlektüre" 24 368
Ein neuer Zeitungstyp 24 369

Mann und Weib

Droht unsern Mädchen Vermännlichung durch den Sport? 19 50
Frauenversammlungen 20 117
Eine Hochschule für Frauen 24 397

Musik

Brahms auf der Wachtparade 19 34
Debussy und kein Ende! 19 35
Sommermusik 20 102
Eine musikalische Ortskunde 20 103
Lieder zum Klavier und Violoncell 20 103
Reklame und Musikunwesen in der Provinz 20 103
Felix Mottl † 21 159
Vom Ende der Musik 22 224
Das boykottierte Brucknerbuch 23 290
Kind und Musik 23 291
Glasenapps Wagnerbiographie 24 375
Reinhardts Operette 24 376
Theodor Blumers „Fünfuhrtee" 24 378
Neue Lautenmusik 24 378

Naturschönheit

Hochgebirgsrauschen 20 112
Felskletterei und Taktkultur 21 167

Naturschutz

Von den Bäumen 19 42
Naturschutzgebiete 22 233

Vom Recht

Prozeßberichte 21 175
„Flaubert ein unzüchtiger Schriftsteller" — 22 246
Besprechung schwebender Verfahren 23 312
Aus Angst vor dem Kadi oder aus Pflichtgefühl? 24 395

Von der Sprache

Hört denn die Roheit gar nicht auf? 19 28

Digitized by Google

Schmocks Schatzkästlein und die unverdorbene Jugend 20 87
Nein, die Roheit hört noch nicht auf! 21 152
Letztmals zur Ausschüttung des Badekindes 23 282
Die Aureole um den Druckknopf 24 365

Zu den Tageserörterungen

Gottlob ungeschehenes Entsetzliches 19 49
Zum Buchdruckerstreit in Berlin 20 115
Raubbau am Ansehn der Parlamente 21 178
Der Hansabund 21 178

Theater

Münchner Theater:

I: (Rittner) 20 98
Wedekind-Schutz 19 54
Ein Burgtheaterabend 20 99
Die Schattenseiten der Freilichtbühne 21 155
Nora und ihre Kinder 22 216
Kino-Bardengesang 22 223
Theaterbücher 23 287
Provinztheater 24 373

Unter uns

Die Boehle-Mappe des Kunstwarts 23 324
Ernst Horneffer 24 401

Lebende Worte

Lebe mit den Besten! 19 59
Zu den Kunstausstellungen 20 122
Vom Glauben 21 187
Kunst und Leben 22 250
Vom Altern 23 324
„Sammelruf" 24 402

Lose Blätter

Bülow, Hans von: Aus den Briefen und Schriften 22 196
Egge, Peter: Aus seinen Dichtungen 21 155
Falke, Gustav: Aus der „Auswahl" seiner Gedichte 19 15
Grad, Max: Aus dem Roman „Die Andere" 20 76
Heilborn, Ernst: Aus der „Steilen Stufe" 20 80
Ilgenstein, Heinrich: Aus dem Roman „Die beiden Hartungs" 23 266
Kleist, Heinrich von: Hymne an die Sonne 19 9
Knudsen, Jakob: Aus seinen Dichtungen 24 542
Rantzau, Adeline von: Aus dem „Dritten" 20 71
Rosegger, Peter: Gedichte 19 9

Bilder

Vollbilder:	Heft
Altdorfer, Albrecht: St. Georg mit dem Drachen	20
Boehle, Fritz: Junger Ritter	23
— — Pferde bei der Fütterung	23
— — Theseus mit dem Stier	23
— — Heimkehr	23
— — Selbstbildnis	23
Feuerbach, Anselm: Ricordo di Tivoli	24
Haider, Karl: Gebirgssee	20
Hänny, Karl: Der Durst	24
— — Trauer	24
— — Der ewige Jude	24
Lehmann, W. L.: Gewitterschwüle	19
Lünstroth, Franz Martin: Die Gefallenen von 1809	21
Olshausen-Schönberger, Käthe: Bitte um Nachtlager	20
Poetzsch, Paul: Der Bericht	22
Ressel, Marie: Ruine am Meer (Phot.)	20
Schad-Rossa, P.: Der Hechtsee	22
Senger, Ludwig von: Vor dem Hagel	21

Illustrationsbeilagen:

Acht Abbildungen zu dem Beitrage: Entfremdete Kunst 19
Elf Abbildungen zu dem Beitrage: Von den Bäumen 19
Dreizehn Abbildungen zu dem Beitrage: Aber Holzschnittkunst 21
Zwei Abbildungen: Das Rathaus zu Löwenberg (siehe auch Textbilder usw.) 22

Textbilder usw.:

Flinzer, Fedor: Sechs Zeichnungen 20

Digitized by Google

	Heft
Fünf Abbildungen aus dem „Schleswig-Holsteinischen Kunstkalender 1911“	20
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Der Rettung aus Seenot gewidmet	21
Vierzehn Federzeichnungen aus der Bücherfolge „Deutsches Land und Volk“	22
Ein Grundriß: Das Rathaus zu Löwenberg (siehe auch Illustrationsbeilagen)	22
Hänny, Karl: Liegendes Mädchen	24
— — Alter Bauer	24
— — Knabenbildnis	24

Noten

	Heft
Aurora-Marsch (Altfranzösisch)	19
Bach, Joh. Seb.: Scherzo	23
Dall' Abaco, E. F.: Adagio	20
Fischer, Joh. C. F.: Bourrée	20
Fischerlied (Norwegisches Volkslied)	20
Die Glockenblumen Schottlands (Schottisches Volkslied)	20
Hasse, Johann Adolf: Andantino	19
Kaiser Josef I.: Aria	23
Das kluge Mägdlein (Altdeutsch)	22
Martini, G.: Die kluge Schäferin	21
Mozart, W. A.: Larghetto	22
Reichardt, Joh. Fr.: Die Liebe	22
Geigenstimmen zu Beilagen von E. F. Dall' Abaco, Franc. Ma. Veracini und Joh. Adolf Hasse	24

Digitized by Google

Univ. of
California

Digitized by Google

Digitized by Google

e Umformerin der Zukunft"

internationalen Hygieneausstellung

eine Ausstellung eröffnet, welche die erste ihrer
schon eine der größten und gehaltvollsten, die
gesehen hat: die internationale Hygieneausstel-
einer flüchtig, der ein halbes Jahrhundert
rika gewesen wäre, sehr möglich, er verstünde
ihren Zweck. Diese Menge von Gegenständen
allen Wissenschaften, allen Industrien und Ge-
vielleicht wie eine riesenhafte Buntheit, wie ein
nacheinander von Stückwerk, von Teilen, die von
ihren Zusammenhängen gerissen sind. Und da-
m nicht viel anders ergeben, als den Gelehrten, die
Hygiene die Anerkennung als „Wissenschaft" verweiger-
doch eigentlich je nach ihren Teilen zur Botanik, Zoologie,
Medizin, Geologie, Volkswirtschaft, Statistik, Historie,
wozu [illegible]. Wer an keinen Wandel der
ßten [illegible] mag, der vergleiche auch die
Hygiene [illegible] Gedankenleben wie sie war und

kurzem war, [illegible] lieber [illegible]. Die Kulturvölker
gten sie ja: die [illegible], als ihre [illegible] die Juden,
sonst, die Griechen, die Römer. [illegible] sank ihr
te Nebel des Mittelalters hinein. [illegible], seit
ne als Wissenschaft anerkannt [illegible] Zeitalter
unter der Nachwirkung [illegible] berechtig-
senschaft nicht „[illegible] welcher
solle, bedeutete [illegible] und es war
[illegible] ge-
[illegible] in
[illegible] größeren, viel tieferen
[illegible] und Gesundheit ver-
der [illegible] nachdem sie sich
also, da das ungewohnt Ge-
[illegible], nach dem Forschen und
[illegible] haft. Auch hier zeigte das
[illegible] diesem Falle sorgt der Ernst
ar, daß wir [illegible] lustieren an [illegible]
Gedanken nicht [illegible] werden.
ert sich, es sind a[illegible], schreiben wir
und neunmal hunder[illegible] Deutsche mehr, als
Nahrung, Kleidung [illegible] nach Glücksge-
ist eine Tatsache, [illegible] nicht der andern
Problem der [illegible] heute in den
nken zwingen. [illegible] die Menschheit wächst,

UNIV. OF
CALIFORNIA

W. L. LEHMANN

Digitized by Google

Jahrg. 24 Erstes Juliheft 1911 Heft 19

„Die Umformerin der Zukunft"

Zur internationalen Hygieneausstellung

In Dresden ist jetzt eine Ausstellung eröffnet, welche die erste ihrer Art ist und doch schon eine der größten und gehaltvollsten, die Deutschland je gesehen hat: die internationale Hygieneausstellung. Durchschritte sie einer flüchtig, der ein halbes Jahrhundert irgendwo in Innerafrika gewesen wäre, sehr möglich, er verstünde zunächst nicht einmal ihren Zweck. Diese Menge von Gegenständen aus allen Künsten, allen Wissenschaften, allen Industrien und Gewerben erschiene ihm vielleicht wie eine riesenhafte Buntheit, wie ein ungeheuerliches Durcheinander von Stückwerk, von Teilen, die von ihren Plätzen, aus ihren Zusammenhängen gerissen sind. Und dabei würde es ihm nicht viel anders ergehen, als den Gelehrten, die ihrer Zeit der Hygiene die Anerkennung als „Wissenschaft" verweigerten, weil sie doch eigentlich je nach ihren Teilen zur Botanik, Zoologie, Physiologie, Medizin, Geologie, Volkswirtschaft, Statistik, Historie, Technik und wozu sonst noch gehöre. Wer an keinen Wandel der Zeiten im letzten Jahrhundert glauben mag, der vergleiche auch die Stellung der Hygiene im öffentlichen Gedankenleben wie sie war und wie sie ist.

Wie sie vor kurzem war, wollen wir lieber sagen. Die Kulturvölker des Altertums pflegten sie ja: die Ägypter, als ihre Schüler die Juden, die Vorderasiaten sonst, die Griechen, die Römer. Dann sank ihr Stern allmählich in die Nebel des Mittelalters hinein. Jetzt ist, seit Pettenkofer, die Hygiene als Wissenschaft anerkannt. Im Zeitalter des Spezialistentums und unter der Nachwirkung des sehr berechtigten Gedankens, daß eine Wissenschaft nicht „die Magd" irgendwelcher praktischen Anforderungen sein solle, bedeutete das etwas, und es war notwendig, weil es der neuen Bewegung bei vielen, deren Hilfe gebraucht ward, einen Respekt sicherte. Notwendig aber auch noch in anderm Sinne und aus einem andern viel größeren, viel tieferen Grunde. Was die Menschheit von Natürlichem und Gesundem verloren hat, das kann sie sich ja nur wieder erwerben, nachdem sie sich seine Wichtigkeit klargemacht hat, und also, da das ungewohnt Gewordene niemals unmittelbar einleuchtet, nach dem Forschen und Denken darüber, das heißt: durch Wissenschaft. Auch hier zeigte das Nachdenken erst, woran es fehlte. Und in diesem Falle sorgt der Ernst der Wirklichkeit dafür, daß wir beim Erlustieren an interessanten Beobachtungen und Gedanken nicht steckenbleiben werden.

Die Menschheit mehrt sich, es sind allein 900 000, schreiben wir's aus: es sind allein rund neunmal hunderttausend Deutsche mehr, als im Vorjahre, die nach Nahrung, Kleidung, Wohnung, nach Glücksgefühl verlangen. Das ist *eine* Tatsache, wir wollen nicht der andern alle gedenken, die das Problem der Volksgesundheit heute in den Vordergrund der Gedanken zwingen. Wie die Menschheit wächst,

Digitized by Google

Die Scholle dehnt sich doch nicht, der Daseinskampf geht näher Mann an Mann mit jedem Jahr. Und wieviel auch sich bessern mag, ein jeder Ältere auch von uns in den „wohlhabenden Ständen“ merkt es wohl: daß all die Erleichterungen des Verkehrs, welche die Welt zusammenziehen, und all die Maschinen, die Zeit sparen sollen, nicht hindern können, daß wir Jahr für Jahr *weniger* Zeit haben, weniger Muße. Das aber bedeutet: daß wir uns schneller und rascher verbrauchen, ohne uns entsprechend zu ersetzen. *Wir* merken das schon, wir „Bessergestellten“, die so leicht vergessen, daß wir in einer Minderheit leben, der eine zwanzigmal größere Mehrheit von geringerer wirtschaftlicher Kraft gegenübersteht. Die Löhne steigen zwar, aber die Preise der Nahrungen und Wohnungen steigen schneller. Die Grundrente wächst unter der Nachfrage nicht den Vielen, sondern den Wenigen zum Nutzen, den Vielen aber zum Schaden. Das aufquellende Mehr der Bevölkerung rinnt auch nicht aufs gesunde Land, sondern sammelt sich in den Städten. Wahrhaftig, es war an der Zeit, daß die Hygiene im vorigen Jahrhundert des Ernstes ihrer Arbeiten klarer und klarer bewußt ward und mit immer größeren Erfolgen zur Tat rief.

Jetzt nennt man sie schon „die große Umformerin der Zukunft“. „Noch mehr als die Gegenwart ahnt, wird sie einst die Grundlage der Staaten auch in wirtschaftlicher Hinsicht bilden, denn es ist klar, daß in der Weltwirtschaft wie in aller Kulturentwicklung, bei sonst gleichen Verhältnissen, der Erfolg auf die Dauer immer nur dem geistig und körperlich gesunden und starken Volk zufallen kann.“ Welchem Begriff der Hygiene begegnen wir hier? Es ist nicht mehr bloß der einer untersuchenden und feststellenden *Wissenschaft*, es ist auch der einer großen *praktischen Organisation*. Noch mehr: es ist der eines *allgemeinen Willens*. Haben wir den schon? Die Erkenntnis, daß es für ein Volk wie für den einzelnen nichts Wichtigeres gibt, denn seine Gesundheit als aller Tüchtigkeit Quelle, eine allgemeine Verbreitung solcher Erkenntnis wäre nur die Voraussetzung dazu, — und schon ihr widerstreiten doch alte aszetische Gedanken, die vielfach noch leben. Die Erkenntnis, daß wir von unsrer Einsicht her die Wege zur Besserung finden können, uns selber zu heilen, wäre die zweite Vorbedingung — gut, da hilft die Hygiene als Wissenschaft. Der Entschluß zur *Tat* jedoch stößt gegen zehntausend Interessen, und all die Interessen der heute Bevorzugten oder Benachteiligten unter den einzelnen, den Berufen und Ständen, den Klassen, den Völkern, den Rassen gemahnen uns in der Politik ja tagtäglich daran, daß auch der Wille noch nicht die Tat wirkt, solange er nicht Wille der Allgemeinheit ist. Auch die Erkenntnis hat's ja da nicht leicht, denn wo das leichteste Zweifelchen möglich ist, legt der Wunsch als Anwalt der Interessen Schutzgedanken mit auf die Wage. Die „Umformerin der Zukunft“ wird's noch eine gute Weile schwer haben, bis sie aus einer Stärkerin des Vernünftigen eine ungehemmte Vollstreckerin seiner Befehle wird.

Später allerdings . . . ja, ich könnte mir denken, daß Hygiene als besondre Wissenschaft, als ein besondrer Begriff überhaupt aus dem Bewußtsein der Menschen wieder ausgelöscht würde. Er hat andert-

Digitized by Google

halb Jahrtausende lang den meisten Völkern gefehlt, weil man den Gottheiten, dem Schicksal, dem „Zufall“ überließ, was anzugreifen Menschensache ist. Dann ward er, der Begriff, weil das Bewußtsein aus dem Leben ihn abzog. Er wird sein Sonderleben mit der besonderen Aufmerksamkeit verlieren, dann also, wenn sich's von selber verstehen wird, daß man alle menschlichen Fragen zunächst auf Volksgesundheit prüft. Wie der Gesunde nicht weiter beachtet, daß er atmet, und der Wache nicht viel, daß er sieht und hört, was ihn täglich umgibt. Ihre „hygienischen Seiten“ werden freilich fast alle öffentlichen Fragen zeigen. Der Kampf gegen den Alkohol ist ja als einer der wichtigsten Teile der Hygiene selbst anerkannt. Aber wie sollen wir zur kräftigen Volksgesundheit kommen ohne Bodenreform? Welche wirtschaftliche Frage überhaupt wäre nicht mit ihr verquickt? Und in wie viele technische, ja in wie viele rein politische Fragen spielt sie hinein, sei es auch nur wie das Licht ins dunkle Zimmer, das in seinen hellen Streifen den Staub zeigt!

Und es gibt ja nicht nur eine Hygiene vom Körper aus. Wir können uns keine Statistik denken über die Einwirkung der Freude auch aufs leibliche Wohl, durch die Kräftigung des Willens, die Stärkung der Widerstandskraft, keine Statistik über die Einwirkung großer Gedanken, keine über die „Macht des Gemüts“, nach dem Kantischen Wort, über den Körper Herr zu werden — aber wir wissen, daß all das ist. Ferner wissen wir, daß die Stärkung von Seelischem eine der allermächtigsten Schützerinnen vor Krankheiten des Leibes sein kann, weil sie von den Krankheitsursachen fernhält. Sittliche Selbstzucht ist Pflegerin der Hygiene. Genußfähigkeit für das reine Schöne, Widerwillen gegen das unreine Häßliche ist Pflegerin der Hygiene. Verlangen nach rechtem Verhalten des Seins zum Schein ist Verbündung mit der Hygiene. Auf das unendliche Gebiet der Hygiene innerhalb des Geistigen selbst ist mit solcher Erinnerung noch nicht einmal gedeutet. Haben wir von der Ausdruckskultur allen Grund, uns um die Fragen der Hygiene zu kümmern, so hat die Hygiene auch allen Grund zur Verständigung mit uns.

Mens sana in corpore sano, unter dem Worte aus dem Altertum steht auch die Zukunft. Es hat sich Geschlechtern so sehr von selbst verstanden, daß es ihnen banal schien und also einschneidenden Durchdenkens und eines Eindringens mit allem Erleben nicht wert. Schon das Tier zeigt uns, daß, wer gesund ist, kaum bösartig ist, uns allen aber ist's lange noch nicht bewußt und auch die große Hygieneausstellung kann es noch nicht lehren: wieviel Kraft von dem Kranken, Schwachen, durch Krankheit und Schwäche Unlustigen oft aufgebraucht werden muß, nur damit er zunächst einmal gut sei. Der Gesunde, der Starke hat's allenthalben und hat's auch in der Produktion sittlicher Gefühle leichter. Und neben den groben wirken die feinen Fäden hin und her „und weben der Gottheit unendliches Kleid“. Die Hygienebewegung ist in der Neuzeit noch zu jung, noch zu sehr im Spezialstudienalter, als daß sie schon zu den weiten Zusammenfassungen gekommen wäre, die sich erst aus der Schau von droben gewinnen lassen. Das Achten auf Geist und Leib zugleich und die Gemeinsamkeit ihrer Pflege können wir heute noch gar nicht überall erwarten. Und

Digitized by Google

doch baut erst der durch Schönheit und Geist geadelte Sport am Vollmenschentum, und tut erst eine Bewegung gegen den Trunk, die das an Geld und Kraft Ersparte in höheren Werten anlegt, was sie tun kann, ganz. Jahrtausende sind vergangen, seit das Ideal der Schönguthеit aufgestellt ward, sollte die Menschheit nun wirklich bald als Ganzes aufnehmen, was ein Völkchen von Genies erkannte? Das Christentum kann dem nicht mehr feind sein, nicht einmal das Sklavenwesen mehr in seiner modernen Form, das ja mit dem Wachsen des Volkswohlgedankens von selbst überwunden werden wird. Und so wären wir doch vielleicht auf der berühmten Spirale der Entwicklung in der Nähe einer alten Erkenntnis, aber da die Welt sonst immerhin in manchem mehr gelernt hat, darüber. A

Wer baut, baue mit Architekten!

Nicht von der großen Baukunst wollen wir reden, die mit Aufbietung aller Kräfte und aller Mittel eines Volkes bis zum Cäsarenwahngebilde sich türmt. Auch wollen wir nicht die Möglichkeiten konstruieren, zu denen Technik und Luxus des Bauens noch gelangen könnten, sondern wir wollen die bescheidene bürgerliche Bautätigkeit ins Auge fassen, wie sie heute hinter jeder Baufluchtlinie aus uralten Stoffen neue Gebilde schafft.

Was bedeutet denn überhaupt: Bauen?

Bauen ist die sichtbare Äußerung alles Fortschrittes, alles Wachstums im Leben der menschlichen Gesellschaft. Bauen ist so notwendig, wie Stoffwechsel und Zellenbildung unseres Körpers, und die jährliche Bauzeit einer Stadt ist zu vergleichen mit dem Ausschlagen und der Neubelaubung eines alten Baumes. Wo dies aufhört, ist der Baum zwar noch da, aber abgestorben. Stillstand ist Rückschritt, Nichtbauen ist Verfall.

Bauen ist die fast notwendige Folge jedes Wohlstandes und vielleicht mehr noch, wie eine verbesserte Nahrung und Kleidung, die Urbetätigung erhöhter Lebensfreude. Bauen bedeutet mehr als das Herstellen von Unterkunftsräumen für den Zuwachs der Bevölkerung. Bauen bedeutet mehr, als eine Kapitalanlage zur Schaffung neuen Kapitals. Bauen bedeutet das Schaffen neuer, höherer Lebensbedingungen für Körper und Seele.

Wie man die Eigenart der Kulturen ganzer Völker, zum Beispiel der Ägypter und Griechen, in engen Zusammenhang bringt mit der Bodenbeschaffenheit und dem Klima ihres Landes und mit seiner Lage zum Meer, so hängt auch das Sein des einzelnen eng mit den Daseinsbedingungen zusammen, in denen er lebt und die er mit Hilfe der Baukunst stetig zu erhöhen imstande ist. Rubens hat anders gewohnt als Dürer, und dieser wieder anders als Rembrandt. Die Werke dieser Meister stehen in ihrem Gesamtcharakter in wunderbarem Einklang mit ihrer Umgebung. Und sie selbst stimmten ihre Phantasieräume aufs feinste mit den Gestalten darin zusammen.

Wer die freie Luft und den Weitblick auf dem Hohenstaufen genossen hat, der versteht, daß hier in dieser Burg solche Königskinder heranwachsen konnten, wer die hohen Räume der ersten Renaissance-

Digitized by Google

paläste betreten hat, der hat den freien Geist verspürt, der die lastenden Gewölbe und Balkendecken des mittelalterlichen Wohnhauses in luftige Höhe hob. Von hier aus wanderte der neue Geist durch die hellen Korridore und Treppenhäuser barocker Schlösser, schuf breite, große Fenster und durchlüftete, durchsonnte bald auch das bürgerliche Wohnhaus, dessen bekannteste Beispiele uns allen wohl die Goethehäuser von Frankfurt und von Weimar sind.

Die Entwicklung des deutschen Hauses ging vom fensterlosen Bauernhause und der fensterscheibenlosen Burg mit ihren offenen Herdfeuern durch die dumpferen Stadthäuser mit ihren Butzenscheiben und Kachelöfen bis zu den luftigen, hellfenstrigen und doch warm-wohligen Räumen der Biedermeierzeit, also vom Schutz und Trutz gegen die Natur, durch den behaglichen Abschluß von ihr bis zur freundlichen Rückkehr zu Licht und Luft.

Im ersten fand der wettergewohnte Jäger und Ackersmann die nötige Ruhestätte, aber ein moderner Flügel hätte sich in ihm nicht gehalten, im zweiten suchte der Handwerker behagliche Abwechslung gegen die rauhere Werkstatt, im modernen Hause sucht der weichere Mensch, der Kaufmann, der Gelehrte, der Künstler luftigen und gesunden Aufenthalt zu dauerndem Verweilen.

Aber wenn wir auch folgerichtig zu dieser letzten Hausform gekommen sind und sie im wesentlichen durchführen werden, so lebt doch noch soviel alte Derbheit und mittelalterliche Dunkelfreude in uns, daß wir die großzügige Einfachheit des ältesten und die trauliche Enge des mittelalterlichen Hauses nicht ganz entbehren mögen. Helle und Dunkelheit, Vornehmheit und Gemütlichkeit, Ernst und Heiterkeit, Ruhe, Strenge, Beweglichkeit, Zierlichkeit — das alles wünschen wir in unseren Räumen abwechselnd zu besitzen, und doch sollen sie auf einen Grundton gestimmt sein. Der Landbewohner bedarf kräftiger Farben, denn seine Augen sind Licht und Glut gewohnt, auf große Fenster, Licht und Luft braucht er nicht viel zu geben. Der Gelehrte bedarf ruhiger, feiner Farbtöne, denn das Zimmer ist seine äußere Welt, die ihn mit Stille umgeben muß. Licht, Luft und edle Raumverhältnisse sind ihm Bedürfnis.

So hat nicht nur jeder Beruf, jede Lebensweise, sondern jeder einzelne Mensch seine eigenen, fein differenzierten Bauideale, die zu verwirklichen nur dem feingebildeten Baukünstler gelingt, der nicht nur vielseitig genug ist, sich in die Lagen und Wünsche der verschiedensten Menschen hineinzufühlen, sondern der vor allem alle die geheimen Mittel und Maße der Baukunst von Grund auf studiert hat, mit denen solche feinen Wirkungen erzielt werden.

Es ist bezeichnend für unsere heutige Kultur, daß derjenige, welcher mehr als alle anderen dazu berufen ist, uns höhere äußere Lebensbedingungen, uns ein schönes Heim zu schaffen, im Volke so wenig gekannt und geschätzt wird.

Der reiche Unternehmer, der uns mit Zucker, Tabak, Butter und Petroleum versorgt, der Arzt, der unsern Leib, das Tierische am Menschen, zusammenflickt und pflegt, der Rechtsanwalt, der Streitigkeiten um irgendwelche materiellen Werte für uns austrägt, der Beamte, der unsere Akten führt, der Oberlehrer, der zum Examen vor-

Digitized by Google

bereitet und von dem leider oft gar nicht mehr als dies gewünscht wird — sie alle stehen im Bewußtsein des Volkes vorn. Die meisten von ihnen müssen ja „studierte Leute“ sein und ihren Dr. jur., med., phil. und anderes haben. Aber der Mann, der über alle die genannten Bedürfnisse hinaus uns die Vorbedingungen zu veredelter Lebensführung schafft, von dem weiß man nicht viel, an dem liegt einem nicht viel. Man sucht sich zum Bauen den Mindestfordernden oder den, der die kürzeste Bauzeit verspricht, oder den, der für Bekannte technisch einwandfreie Gebäude bereits „geliefert“ hat, oder den, der „praktisch“ baut. Was im Grunde billig und praktisch Bauen heißt, darüber haben ja die wenigsten ein Urteil; sind ihnen doch weder die technischen noch die ideellen Faktoren dieser Rechnung bekannt.

Um nur einige Beispiele zu nennen: Mancher gibt an Kohlen zehnfach wieder aus, was er beim Bauen an Mauerdicke zu sparen glaubte. Mancher büßt an Ruhe und Nervenkraft ein, was er den Decken an Schallsicherheit abzog. Mancher sucht seinen Kindern ein Vermögen zu erwerben und belastet sie durch künftige Reparaturen schlecht angelegter Häuser.

Dem Erbauer eines stuckbeladenen Protzenbaues mißtraut man, der Besitzer eines soliden vornehmen Hauses kommt leichter über schwere Zeiten hinweg, in denen der Kredit anderer schwankend wird.

Ein schönes, vornehm zurückhaltendes Haus gibt Ansehen, Ehre und läßt auch den Besitzer als solide fundierten Mann erscheinen, eine geräumige Vorhalle bewirkt mehr als alles andre ehrfürchtigen Abstand und mindert die Zudringlichkeit unangenehmer Freunde.

Jeder von uns hat die zwingende, bestimmende Wirkung des ersten Eindrucks erfahren, den uns ein Haus machte, wenn wir zum erstenmal über seine Schwelle traten. Jedes Kind wird still und artig, wenn es zuerst voll Scheu Großvaters weite Flur und breite Treppen sieht. Ein gutes Haus erzieht zu Ordnung und Reinlichkeit. Ein vornehmes Haus erzieht zu feiner Sitte. Ein schönes Haus erzieht zu ruhiger Freude, die uns mehr Kraft zur Arbeit gibt, als die beste unruhig genossene Nahrung oder schnell verlebte Sommerfrische. Behaglichkeit, Familiensinn, Familienstolz, ernste Sachlichkeit, Wahrheitsliebe und feine Festfreude, hoher Sinn und Bescheidenheit, ja selbst Gemüt, Heimatsinn und Naturfreude wohnen leichter in einem guten Hause, sie werden in ihm leichter geweckt und erhalten.

Wer will die idealen Vorteile nachrechnen, die ein von gutem Geist gebautes und durchdrungenes Haus den Bewohnern bringt?

Ein schlechtes unpraktisches Haus bereitet täglich neu Sorgen und Ärger; oft ist es selbst für friedfertige Leute schwer, sich in ihm mit dem Mitbewohner zu vertragen. Ein gutes, schönes Haus ist ein Kapital von Freude, das alle Baukosten und langwierigen Überlegungen überreich verzinst. Bauen und Heiraten sind in ihrer Bedeutung fürs ganze Leben nicht gar so weit voneinander entfernt. Deshalb ist die Wahl eines tüchtigen Architekten so wichtig wie die Wahl des Hausarztes, einer Erzieherin oder eines Lehrers.

Ist es verwunderlich, wie schnell oft eine Baumeisterwahl getroffen, so ist noch verwunderlicher, wie sie überhaupt unterlassen wird.

Von allen idealen Erwägungen abgesehen, stehen meist so bedeu-

Digitized by Google

tende Kapitalien auf dem Spiel, daß ihre sorglose Verwaltung und Verwendung gerade in unsrer rechnenden Zeit befremdet und nur auf geringe Sachkenntnis des bauenden Volkes zurückzuführen ist. Da ist der Architekt der uneigennützige Berater, der keinen Gewinn aus den Materialien zieht, sondern nur für seine geistige Arbeit sein fest normiertes Honorar erhält. Er ist der Rechtsanwalt des Bauherrn und handelt nur in dessen Interesse. Er verwendet nicht die Materialien, bei denen am meisten verdient wird, sondern prüft nach sachlichen Gründen. Er schließt die Verträge ab, prüft ihre Erfüllung, überwacht die Vorgänge beim Bau und die Verwendung der gelieferten Materialien, nichts wird bezahlt, das nicht kontrollierbar geleistet und geliefert ist. Der Architekt führt Buch im Interesse und Namen des Bauherrn und nicht auf eigene Rechnung und Verdienst, wie der Unternehmer. Ebensowenig, wie der Rechtsanwalt mit einem andern Interessenten, wie das Dienstmädchen mit den Händlern auf dem Markt unter einer Decke stecken darf, sowenig darf auch der Architekt mit dem Unternehmer eins sein. Ein Unternehmer, der Architekt, ein Architekt, der Unternehmer sein will, ist ein Unding, ein Widerspruch in sich. Aber gerade hier herrschen in weitesten Kreisen die verhängnisvollsten Mißverständnisse, die sowohl die Baukunst wie auch die materiellen und idealen Interessen des Volkes schwer schädigen.

Bauen ist eine ernste Sache, eine Volksangelegenheit, denn es bedeutet neben anderem das Festlegen großer Summen auf viele Jahrzehnte hinaus. Jeder Bau schädigt somit die Gesamtheit empfindlich, der nicht allen Anforderungen, sowohl den praktischen wie den idealen vollauf genügt. Darum soll nicht der kaufmännische Unternehmer, der an diesen Summen verdient, sondern der durchgebildete Architekt, der alle Interessen gleichmäßig im Auge hat, darüber verfügen. Er soll auf den Bauherrn wirken auch im Interesse der Gesamtheit, des Verkehrs, der Schönheit des Stadtbildes oder der Naturumgebung: so zu bauen, daß jedermann auch an Privatbauten Freude und Nutzen habe.

Diese Vorzüge kommen dem Volke aber nur dann zugute, wenn es sich der hohen Aufgaben der Baukunst bewußt ist und die geistige Arbeit achten und richtig einschätzen lernt, durch welche der Architekt den praktischen und idealen Wert eines Gebäudes oft um ein Vielfaches erhöhen kann.

Materialersparnis, Raumausnutzung, vollkommenste Schönheit bei möglichster Sparsamkeit der Mittel, innere Raumgestaltung und äußere charaktervolle Wirkung, das sind alles Dinge, die niemals zufällig oder mit geringer Mühe, sondern oft nur durch heiße Arbeit zu erreichen sind. Das Leben des Architekten ist ein Kampf von hundert Wünschen mit ebensovielen Unerbittlichkeiten. „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raum stoßen sich die Sachen“, hier ist ein Ringen mit dem spröden Material, an dem gerade in letzter Zeit einige unsrer tüchtigsten Architekten frühzeitig sich aufgerieben haben.

Man denke doch nicht, daß solche Arbeit von den Unternehmern umsonst geleistet würde. Entweder, es geschieht, in Wahrheit aber wird an irgendeiner Stelle das Architektenhonorar in die Bau-

Digitized by Google

summe mit verrechnet. Dann hat der Bauherr Architektenhonorar und Unternehmerverdienst zugleich zu tragen. Oder, was schlimmer ist: die geistige Arbeit fällt ganz weg zum Schaden der Gebäude und ihrer Benutzung. Dann entsteht statt eines Gebäudes, das als Lösung der besonderen Aufgabe sich entwickelt hat, ein Gebäude „nach Schema F". Neunundneunzig von hundert Neubauten sind freilich so gebaut. Aber man sieht ihnen auch die Geistlosigkeit am Grundriß und die Gefühllosigkeit auch an der „schönsten" Fassade an. Vom Wohnen darin nicht zu sprechen.

Man kann die Bauherren im allgemeinen in zwei Klassen einteilen. Die erste ist die kurzsichtige, die kein anderes Ideal hat, als eine bestimmte Summe zu verbauen. Sie genehmigt die ersten Pläne, überläßt alles weitere dem Unternehmer und erhält dafür ein Gebäude, das im besten Falle dem aufgewendeten Geldwert einigermaßen entspricht. Die zweite Klasse ist die umsichtige oder weiterblickende. Sie läßt sich vom Architekten in die Eigenarten und Schwierigkeiten der Bauaufgabe einführen, gibt und nimmt Anregungen und arbeitet so selbst mit am eigenen Heim. Alles wird reiflich erwogen, die Kosten werden sorgsam auf die einzelnen Wünsche des Bauherrn oder der Hausfrau verteilt, damit nicht etwa der Salon ein Fürstenzimmer und die Schlafstube eine Gefangenenzelle wird. Ein weiser Baumeister wird dabei eine bestimmte Summe für spätere Wünsche zurückbehalten, denn er weiß genau, daß der Appetit beim Essen kommt und daß sich der Bauherr durch die ersten Pläne erst darüber klar wird, was er sich gönnen kann und will. Nur so werden Kostenüberschreitungen vermieden, die man so oft den Architekten zum Vorwurf macht, die aber meist daher kommen, daß dem Bauherrn oft erst während des Bauens die liebsten Wünsche reifen.

Es läßt sich aber sehr wohl, auch wenn man mit einem Architekten arbeitet, die Bausumme und deren Innehaltung in den Vordergrund stellen. Dann wird ein solides einfaches trauliches Gebäude die Folge sein. Immer aber, auch bei der einfachsten Aufgabe wird sich der Rat eines Architekten reichlich lohnen.

Selbst die einfachsten Aufgaben: Remisen, Schuppen, Veranden, Gartenhäuschen, Windfänge, besonders alle Anbauten an vorhandene gute Häuser bedürfen guter Durcharbeitung und taktvoller Behandlung. Denn ohne gründliches Studium ist nicht einmal ein Kopieren alter Gebäude möglich.

Unser ganzes Gewerbe ist seit vierzig Jahren in ein neues Stadium getreten. Weder der Handwerker noch der Baumeister ist heute das, was er früher war. Das alte Handwerk ist zur Reparaturarbeit, der alte Baumeister ist zum Unternehmer geworden. Heute heißen die Träger der alten guten Überlieferung Kunsthandwerker und Architekten.

Erst wenn diese in allen Angelegenheiten gewerblicher Tätigkeit zu Rate gezogen werden, können wir hoffen, wieder auf die Kulturhöhe zu kommen, die einst in früheren Zeiten jedem Gerät und jedem Bau den Adel menschlichen Fühlens und menschlicher Seele verlieh.

Gustav Langen

Digitized by Google

Lose Blätter

Hymne an die Sonne

von Heinrich von Kleist

Über die Häupter der Riesen, hoch in der Lüfte Meer,
Trägt mich, Vater der Riesen, Dein dreigezackigter Fels.
Nebel walten
Wie Nachtgestalten
Um die Scheitel der Riesen her,
Und ich erwarte Dich, Leuchtender!

Deinen prächtigen Glanz borge der Finsternis,
Allerleuchtender Stern! Du der unendlichen Welt
Ewiger Herrscher,
Du des Lebens
Unversiegbarer Quell, gieße die Strahlen herauf,
Helios! wälze Dein Flammenrad!
Sieh! Er wälzt es herauf! Die Nächte, wie sie entfliehn —
Leuchtend schreibet der Gott seinen Namen dahin,
Hingeschrieben
Mit dem Griffel des Strahles,
„Kreaturen, huldigt ihr mir?"
— Leuchte, Herrscher! wir huldigen Dir!

[Das merkwürdigste an dem vorstehenden Gedichte ist, daß es bis heute unbekannt geblieben ist. Der Warmbrunner Bibliothekar Dr. M. Schuler hat das Verdienst, es zuerst (in der „Woche") veröffentlicht zu haben; er fand es im Fremdenbuche der Hampelbaude, wo es der Dichter am 13. Juli 1799 als „Heinrich Kleist, ehemals Lieutn. im Regt. Garde" eintrug, „am Morgen, als ich von der Schneekoppe kam". Kleist war also damals 22 Jahre alt. Klopstocks wie Schillers Einfluß ist unverkennbar, aber wie unreif das Gedicht als Kunstwerk sein mag, es ist doch ein echtes, erlebtes Gelegenheitsgedicht nicht nur in gewöhnlichem, auch in dem höheren, im Goetheschen Sinne.]

Gedichte von Peter Rosegger

[Es ist eine alte Rede, daß Peter Rosegger Erzähler und nicht Lyriker sei, und die Lebensernte von Versen, die seine eben bei Staackmann erschienene Sammlung „Mein Lied" darbietet, widerspricht dem auch nicht. Dennoch wird sehr verwundert sein, wer Rosegger nur aus seinen früher veröffentlichten Gedichten kennt und jetzt diese liest. Es ist wenig eigentlich lyrische Kunst darin, gewiß, und augenscheinlich ist sie deshalb nicht erstrebt worden, weil keine spezifische Begabung danach drängte. Aber wenn das lyrische Gestalten fast fehlt, so hat dafür das Aussprechen in der Form von Gedichten, das denn doch auch eine berechtigte Sache ist, hier ein sehr gehaltreiches Buch geschaffen. Fast alles ist Gelegenheitsgedicht, das einer Stimmung Luft macht. Die Stimmungen aber, auf

Digitized by Google

die und in die wir da blicken, zeigen einen Rosegger, der zwar einigen Wenigen wohl, den Vielen aber noch gar nicht bekannt ist. Nicht einen „Krachledernen“, der amüsante oder sentimentale Alplergeschichten mit etwas Naturburschentum vorträgt, das dem Zivilisationsmenschen „lieb“ erscheint, sondern einen Geisteskämpfer großen Schlags. Aber ich will nicht viel davon reden, ich will ihn selbst mit ein paar Stücken sprechen lassen, damit man Neigung bekomme, ihn weiter zu hören. „Mein Lied“ ist ein gänzlich unliteratenmäßiges, ein in jeder Beziehung poselloses, echtes, tragisch ergreifendes Buch. Wer Peter Roseggern *selbst* kennen lernen will, der *muß* es lesen.]

Erwartung

Nun wandle übers Morgensonnenfeld.
In Ehrfurcht tritt zurück von deinem Weg
Die Alltagswelt.
Auf allen Auen heilige Ruh,
Aber deinem Haupte hoch
Ein Falter fliegt im Kreise,
Die Perlen auf den Halmen zittern leise,
Und Blumen neigen ihren Kelch dir zu. —
O bebe, junge Brust,
O bete, banges Herz, in ahnungsvoller Lust,
Und laß dich weihen, laß dich segnen.
— Heute wird dein Schicksal dir begegnen.

Urwaldstimmung

O ruhsamer Wald, wie bist du fein!
Wie bist du in Ewigkeit jung und rein!
Vom blutigen Kreuzweg der Menschensöhne
Entweiht keine Spur deine heilige Schöne.
Wohl heut wie zur Urzeit die Stürme tosen,
Und wühlen im See und brechen den Baum.
Wohl heut wie zur Urzeit blühen die Rosen
Und funkelt der Tau am Blütensaum. —
In dir ist Ruh.
Mein Leib will liegen
In blumiger Wiegen.
Meine Seele kam her aus unendlichen Zeiten,
Und wie der wandernde Vogel den Ast,
So wählt diesen Leib sie zur kurzen Rast,
Ehe weiter sie fliegt in die Ewigkeiten.

Ein Freund ging nach Amerika

Ein Freund ging nach Amerika
Und schrieb mir vor einigen Lenzen:
Schicke mir Rosen aus Steiermark,
Ich hab eine Braut zu bekränzen!

Digitized by Google

Und als vergangen war ein Jahr,
Da kam ein Brieflein gelaufen:
Schicke mir Wasser aus Steiermark,
Ich habe ein Kindlein zu taufen!

Und wieder ein Jahr, da wollte der Freund,
Ach, noch was anderes haben:
Schicke mir Erde aus Steiermark,
Muß Weib und Kind begraben!

Und so ersehnte der arme Mann
Auf fernsten, fremden Wegen
Für höchste Freud, für tiefstes Leid
Des Heimatlandes Segen.

Ewiges Lied

Im tiefen, dunkeln Felsental,
Da rauscht ein ewiger Wasserfall.
Ein Wandrer horcht der Melodei,
Es wird ihm wohl und weh dabei,
Und kann doch nichts verstehen.

Er macht ein feines Sinngedicht,
Das klar die schönsten Worte spricht.
Doch sieh, ob dieser Poesei,
Wird keinem wohl und weh dabei,
Und kann es doch verstehen.

Und — eh das Jahr von hinnen zieht
Ist schon verstummt des Sängers Lied.
Was man verstand und nicht empfand,
Das klingt nur einmal durch das Land.
— Ewig rauschen die Wasser.

Wie bin ich so reich an Ehr und Ruhm!

Wie bin ich so reich an Ehr und Ruhm!
Wie bin ich so arm an Lieb und Lust!
Ich fühle den Lorbeer ums Haupt herum,
Und keine Rose an meiner Brust!

Wie bin ich so reich an Ehr und Ruhm!
Aus Erde, die andern nur Dornen beut,
Entsproßten mir Lorbeern und flechten, traun,
Ein Haus, wo kaum ich zu wohnen weiß.
Mit Lorbeern umrankt ist mein schlichter Tisch,
Mit Lorbeern das einsame Lager bekränzt,
Zu kühlen die heiße, pochende Stirn,
Und Lorbeern, zu stillen das sehnende Herz.

Digitized by Google

Ich rief dich nicht, du prangender Zweig,
Du haſt dich ums Herz mir ſchmeichelnd gerankt,
Und wirſt du bald treulos verwelken mir,
Dann ſteh ich, Unſeliger, grau vor Gram
Auf ſchauerlich ödem Lebensplan.

Wie bin ich ſo arm an Lieb und Luſt!
Ihr, die den Poeten beneiden ſcheel
Um Früchte der Liebe, o hört mich an:
Den grünen, duftenden Lorbeerhain,
Ich gäb ihn für eine Roſe hin.
Der roſenbekränzte Becher des Glücks,
Er mied die durſtige Lippe mein;
Den heißen Schweiß auf der blaſſen Stirn,
Ihn trocknet ermunternde Liebe nicht.
Und Liebe nicht küßt auf dem Katafalk
Die letzte Träne vom Antlitz mir.

Nimmer will ich weinen!

Iſt das Glas des Fenſterleins nicht helle,
Iſt das Aug umflort von einer Träne,
Schaut die Welt zu düſter in die Seele.

Nimmer will ich weinen, nimmer klagen,
Niemand wiſcht vom Auge mir die Zähren.
Einſam will ich tragen und entſagen.

Nur dem Retter, wenn er wird erſcheinen,
Leiſ mir winkend mit der Friedenspalme,
Will ich eine Freudenträne weinen.

Gedenken

Auf Bergeshöh im Sonnenſchein,
Wo Alpenroſen, rot und rein,
An Luſt und Liebe mahnen;
Auf Bergeshöh im Sonnenſchein
Bin ich mit meinem Leid allein
Bei Roſen und Gentianen.

Die Erde, die mir das Liebſte nahm,
Sie ſchaut mich, ach, ſo kindlich an
Mit ihren Blumenaugen:
„Und hab ich dir gleich weh getan,
So denk, wie muß nach Qual und Wahn
Die kühle Erde taugen!“

Es mahnt

Der Wind vom Kirſchbaum Blütenblätter ſtreut,
Der Frühling macht's dem Winter nach, es ſchneit,
So mahnt in Wonnetagen leis das Leid. —

Digitized by Google

Der Buchenwald in roten Feuern glüht,
Der Spätherbst tut's dem Frühling nach, er blüht,
So weht der Traum von Glück in herber Zeit.

Aus: Des Weltkindes Besinnen

O meine Seele, der Abend naht.
Willst du mir nicht das Scheiden verschönen
Mit herzfroher, tapferer Tat?
Willst du dich nicht mit der Welt versöhnen?
Wenn es ihr recht ist
Und du ihr nicht zu schlecht bist.
Im Grunde seid ihr doch einander würdig
Und ebenbürtig.
Gott-Vater war schalkhaft, als er euch schuf,
Nun ist Irrtum und Torheit euer Beruf.
Ihr krochet hervor aus Sumpf und Schlamm,
Woher auch die Lotosblume kam,
Und ist doch der Sonne liebstes Kind.
Laßt euch nur den Spaß nicht gereuen:
Verzeihen, erneuen, sich freuen!
Dann seid ihr, wie die Götter sind.
Nehmt nur nichts schwer und auch nichts krumm;
Seid nicht zu klug und nicht zu dumm,
Und bildet euch doch ja nicht ein,
Das rechte so mit Klugheit zu erfragen.
Ist schon die Weisheit zu erjagen,
So kann's eher noch mit einer Torheit sein.
Jeder forsche, was ihm tauge,
Vor jeder Wahrheit, die dich quält,
Verschließe ruhig Ohr und Auge,
Und dichte dir die Welt
Wie sie dir gefällt.
Und träume weiter . . .

Davongeflogene Seelen

Ich komme just vom Leichensaal,
Dem schattengrauen, dem kalten.
Dort liegen die Kadaver all,
Die blassen Lehmgestalten.
Die Freund und Bruder ich genannt
Auf langen fröhlichen Fahrten,
Die sind mir jetzt ganz unbekannt,
Wie Erde aus fremdem Garten.
So wird's im dunkeln Leichenhaus
Ein erstes Mal uns helle:
Die Seele macht den Menschen aus,
Die ewige, heilige Seele. —
Die Nester leer, die Seelen fort
Auf unbekannten Straßen —

Digitized by Google

Wohin, wohin? Kein Sterbenswort
Sie haben ſagen laſſen.
Ich ſtarre in der Blumen Glut,
Ich horche der Vöglein Lieder,
Da wehet leis durch Lebensflut
Ein Hauch der Toten wieder.
Und während die Seelen ohne Raſt
Ich ſuch mit bangem Mute
— Sitzen im Herzen ſie mir zu Gaſt
Und trinken von meinem Blute.

Letzter Wunſch

Was wäre wohl mein letzter Wunſch,
Wenn ich dereinſt zur Grube fahr?
Auf lichter, kühler Bergeshöh
Eine traute, einſam ſtille Bahr.
Auf jener Höh, wo ich als Kind
Gehört den erſten Lerchenſchlag,
Geſehn den reinen Sonnenſtern
An einem ſüßen Maientag.
Doch jenes Kreuz, das ewig klagt
Die Menſchheit ihres Frevels an,
Mir pflanzt es nicht, weil ich am Pfahl,
An dem er litt, nicht raſten kann!
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Der friſch und frei gen Himmel ſteigt,
Und der, wenn einſt die Menſchheit reif,
Zu ihr ſein Haupt in Freude neigt.
Vielleicht kommt noch ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege ſchlägt,
Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ihr Kindlein in die Wiege legt.
Ihr Kind, das als des Menſchen Sohn
Die Welt erlöſt ein zweites Mal,
Und nicht dafür in Haß und Hohn
Erhöhet wird zum Marterpfahl.
Denn nicht, daß mein Erlöſer ſtarb,
Iſt meines dunkeln Grabes Licht,
Doch daß er lebt und ewig lebt,
Iſt meiner Seele Zuverſicht.

Nagelprobe

Die irdene Schale iſt nun leer.
Ich hab mich reſtlos euch gegeben.
Ich legte mich in euer Leben,
Dem Tode bleibt nichts übrig mehr.

Digitized by Google

Aus Gustav Falkes „Auswahl“

[Von Falkes Gedichten haben wir den Lesern schon oft, von seiner bei Janssen in Hamburg erschienenen „Auswahl“ hat kürzlich erst Hans Franck an dieser Stelle (Kw. XXIV, 9) gesprochen. Wir wollen heute nicht wieder davon reden, wir wollen nur Francks Aufsatz nachträglich durch Proben illustrieren, da sich dies damals aus räumlichen Gründen nicht machen ließ. Was sich vom deutschen Volke „Bildung und Besitz“ nennt, das geht jetzt auf Reisen, die Reisen aber bringen nicht nur laute, sie bringen auch stille Stunden mit sich, Stunden der Einkehr bei Natur und Leben. Wer überhaupt für „so was“ zu haben ist, dem möchte ich freundlichst raten, Falkes „Auswahl“ mit in den Koffer zu nehmen, um sie in stillen Stunden draußen im Freien anzusehn. Und wer nicht verreist, der bekommt vielleicht Ferien, und wem keine Ferien blühn, dem gedeiht doch wohl wenigstens eine ruhige Zeit. Eine leere wird's nicht, wenn er während ihrer mit Falke verkehrt. A]

Gebet

Herr, laß mich hungern dann und wann,
Satt sein macht stumpf und träge,
Und schick mir Feinde, Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Gib leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
Und häng den Kranz, den vollen Kranz,
Mir höher in die Sterne.

In der Nacht

Unruhig steht die Sehnsucht auf,
Ihr ist so schwül, sie atmet tief,
Und hundert Wünsche stehen auf,
Die sie am müden Tag verschlief.

Sie rührt der Mutter an den Saum,
Der Mutter Nacht, die achtet's kaum
Und denkt, es wär der Wind, der strich.
Die Wimper hebt sie wie aus tiefem Traum
Und lächelt irr und wunderlich.

Aus dem Takt

Mein Weib und all mein holder Kreis,
Mein Kind und all mein lachend Glück.
Ich rühre an die Saite leis,
Wie hell klingt es zurück.

Digitized by Google

Nur manchmal, wenn von ferne ich
Die großen Ströme rauſchen höre,
Wenn ſich der vollern Lebenschöre
Ein Ton in meine Stille ſchlich,
Schrei laut ich auf und hebe Klag:
Mehr Licht, mehr Licht, nur einen Tag!

Und blutend leg ich, abgewandt,
Mein Herz in eure Liebeshand,
Bis es von aller Angſt entbunden
Und wieder ſeinen Takt gefunden,
Den Gleichtakt zwiſchen Wunſch und Pflicht.
Herddämmerglück, Herddämmerlicht.

Tempelhüterin

Das hab ich dir zu danken,
Daß du die grünen Ranken
Des Glücks zu einem ſtillen Zelt mir biegſt,
Davor du ohne Klagen
Getreu an allen Tagen
Als meines Friedens wache Hüterin liegſt.

Du hörſt die leiſen Klänge,
Die heimlichen Geſänge,
Und horchſt mit einem halben Ohr hinein,
Und durch des Vorhangs Falten,
Den deine Hände halten,
Dringt nicht des Tages frecher Lärm und Schein.

So läßt du mich gewähren
Und weißt den Gott zu ehren,
Der herriſch dich von meiner Seite ſcheucht,
Und träumſt von Ruhmesſternen
Und ſiehſt in goldne Fernen
Mit einem ſtillen, ſeligen Geleucht.

Meinem Kinde

Du ſchläfſt, und ſachte neig ich mich
Über dein Bettchen und ſegne dich.
Jeder behutſame Atemzug
Iſt ein ſchweifender Himmelsflug,
Iſt ein Suchen weit umher,
Ob nicht doch ein Sternlein wär,
Wo aus eitel Glanz und Licht
Liebe ſich ein Glückskraut bricht,
Das ſie geflügelt herniederträgt
Und dir aufs weiße Deckchen legt.

Digitized by Google

Die feinen Ohren

(Meiner Mutter)

Du warſt allein,
Ich ſah durchs Schlüſſelloch
Den matten Schein
Der ſpäten Lampe noch.

Was ſtand ich nur und trat nicht ein?
Und brannte doch,
Und war mir doch, es müßte ſein,
Daß ich noch einmal deine Stirne ſtrich
Und zärtlich flüſterte: Wie lieb ich dich.

Die alte böſe Scheu
Dir ganz mein Herz zu zeigen,
Sie quält mich immer neu.
Nun lieg ich durch die lange Nacht
Und horche in das Schweigen,
Ob wohl ein weißes Haupt noch wacht.

Und einmal hab ich leis gelacht:
Was ſorgſt du noch,
Sie weiß es doch,
Sie hat gar feine Ohren,
Ihr geht von deines Herzens Schlag,
Obwohl die Lippe ſchweigen mag,
Auch nicht ein leiſer Ton verloren.

Künſtler

Ein liebes Buch hält meine Hand,
Darin ein herrlicher Poet,
Was er an ſeltnen Schätzen fand,
Aus reicher Fülle um ſich ſät.

In allen guten Tönen ſang
Der gottbegabte Liedermund
Und führte mich im Eifergang
Gleich um ein ganzes Erdenrund.

Und führte mich durch tiefes Tal
Und über hohen Zackenſchroff,
Durch manchen freudenhellen Saal
Und Gärten, wo's von Düften troff.

Und meinem wackern Schweizersmann,
Den ſie auf Gottfried einſt getauft,
Hab ich ein feurig Ruhmgeſpann
In eitel Dankbarkeit gekauft.

Digitized by Google

Doch neben mir am Tischchen steht
Mit Stift und einem Briefpapier
Ein freilich kleinerer Poet,
Drei Käse hoch, vielleicht auch vier.

Der malt in Runen wundersam
Was seine junge Seele träumt,
Und wenn die Schrift zu Rande kam,
Beschreibt den Tisch er ungesäumt.

Auf einmal zerrt er mich am Rock,
In Anstandsformen nicht genau,
Und reicht mir seinen Schreibestock:
Papa, ach bitte, ein Wauwau!

Und läßt nicht nach und quält und rührt,
Bis ich in ungeübtem Tun
Den Stift aufs weiße Blatt geführt,
Halb ward's ein Hund und halb ein Huhn.

Papa, ein Pferd. Papa, ein Hahn.
Er will das ganze Tierreich sehn,
Und sieht in seinem schönen Wahn
Die Schöpfung neu durch mich entstehn.

Doch bald, so schwerer Kunst erlahmt,
Leg ich das Blatt in seine Hand,
Und selig hat er nachgeahmt,
Was dort an krausen Wundern stand.

Ich aber greif aufs neu zurück
Nach meines Zürchers Perlenschrein.
Hier Meisterstück, dort Kinderglück,
Poeten groß, Poeten klein.

Lütt Ursel

Lütt Ursel,
Lütt Snursel,
Wat snökerst du rum?
Di steit din lütt Näs wull
Na Appel un Plumm?

Lütt Ursel,
Lütt Snursel,
Din Näs is man n Spann,
Doch is dat n Näs all
För Pött un för Pann.

Digitized by Google

Lütt Urſel,
Lütt Snurſel,
Dar heſt n Roſin,
Dar ſünd dre lütt Steen in,
Un all dre ſünd din.

Lütt Greten

Hans Adeboor hett uns lütt Greten funn
Ganz achter de Welt in n deepen, deepen Brunn

Un hett ſe ſik uphalſt, ſe rid as to Peer,
Tweebuſend Milen aewert deepe, deepe Meer.

Un weer ſe darinfulln, keen hal er wedder rut.
Nu liggt ſe in de Weeg mit er lüttje luſtige Snut.

Konfirmation

Warſt eben aus der Kirche gekommen,
Das junge Herz noch heilig beklommen,
Aber doch wieder weltlich ſo weit,
Daß du mir zur linken Seit
Brav Brötchen ſchmauſteſt am Frühſtückstiſch
Und nach dem Brötchen frech und friſch
Das größte Stück nahmſt von der Torte.
Zur Rechten mir ſprach würdige Worte
Der Großpapa. Ihm hatte vor allen
Des Herrn Paſtoren Text gefallen:
„Der Glaube macht es, der Glaube allein.
Des ſollen wir denn getröſtet ſein,
Nicht laſſen durch Spott und Hohn uns rauben
Den wahren, einfältigen Chriſtenglauben.“
Der Papa nach ſeiner ſtillen Art
Lächelt in den weißen Bart:
„Ich würde das alles auch unterſchreiben,
Wär ich Paſtor. Bin's nicht, laß es bleiben.“
Auch ich hätt gern vermerkt, was ich dacht,
Aber es war nicht angebracht.
Achte den Glauben nicht gering,
Es iſt um den Glauben ein trefflich Ding,
Und ging er dir über in Fleiſch und Blut,
Fährſt du wahrlich mit ihm gut.
Von mir ſchon längſt er Abſchied nahm,
Irgendwo mir abhanden kam.
Sind mir nur die zwei andern geblieben:
Das Hoffen, Kind, und das Lieben, das Lieben.
Mit dieſen beiden kam ich bisher
Leidlich zurecht, oft etwas für quer,
Aber alles in allem genommen,

Digitized by Google

Bin ich dabei zu Gewinn gekommen,
Und möchte im Leben nicht anders fahren,
Und bin doch schon einigermaßen bei Jahren.
Du hast nun die Schule erst hinter dir,
Die Welt liegt vor dir, ein blühend Revier,
In das deine schönen, großen, grauen
Augen erwartend und ahnend schauen.

Dein schwarzes Kleid, dein süßes Gesicht,
Deines Zöpfchens blondbraun Licht,
Dein kindlich Wesen, dein schwellender Mund,
Dein junger Leib, frisch und gesund:
Wie ich so neben dir sitze, geht
Es wie ein tief und fromm Gebet
Durch mein ungläubig Herz, und leis,
Verstohlen, nach frommer Beter Weis,
Kreuz ich die Finger: Hoffen und Lieben,
Die treu mir alle Tage geblieben,
Wendet auch diesem Kind euch zu,
Streut eure Rosen vor seinem Schuh,
Daß es gleich mir mit hellem Mut
Spricht dereinst: das Leben ist gut.

Du aber, Liebe, reich mir sacht
Das Glas jetzt, ihr sei's dargebracht.
„Mein Fräulein, Ihr spezielles Wohl." —
Daß doch der Teufel das Rotwerden hol!

Kurzes Gewitter

Der Tag, ein Jüngling schlank und braun,
Lehnte an meinem Gartenzaun.
Da kam ein Wetter schnell herbei,
Schlug aus der Hand ihm die Schalmei,
Fuhr hart ihn an mit Blitz und Krach:
Laß doch den Sonntagssingsang nach!
Und zauste Haar ihm, Kranz und Kleid.
Der arme Junge tat mir leid.
Doch pudelnaß noch, lachte schon
Der überraschte Sonnensohn.
Weit hinten schwamm der schwarze Graus;
Er schüttelte die Locken aus
Und pfiff, als ob er nichts erlitt,
Und alle Vögel pfiffen mit.

Ein Gang durchs Fischerdörfchen

Wenige Hütten, gedeckt
Mit überragenden Schindeln.
Manche versteckt
Wie 's Kind in den Windeln

Digitized by Google

Hinter Apfelbaumgezweig
Und gegen den Steig
Von hohen Dornen eingeheckt.

Vorm Haus,
Kraus
Zwischen Kraut und Nesseln,
Nelken und Georginen;
Hinter den Fenstern und Gardinen
Geranien, Goldlack und wieder Nelken,
In Scherbenfesseln
Bestimmt zu welken.

Fischergerät, Netze und Schnüre
Vor jeder Türe;
Hin und wieder ein frommer Spruch,
Und überall Fischgeruch.

Im Sonnenbrande
Spielende Kinder im Sande,
Schmutzig und putzig,
Halb scheu und stutzig,
Halb dreist,
Und barfuß zumeist.

Auf niederm Sitz
Der Schwelle hingeduckt
Ein altes Mütterchen hockt.
Kartoffel schälend guckt
Sie her und lockt
Mit zitterndem Stimmchen aus zahnlosem Mund
Den klaffenden Hund:
Komm Spitz!

Eine Gänseherde schnattert vorbei.
Ein Mädchen vollbusig und drall
Bringt eine Ziege zu Stall
Oder auf die Wiese.
„Was macht der Schatz, Liese?“
Wie verschämt sie tut. Ei,
Und sich umsieht und lacht.
Nimm dich in acht!

Vorm Wirtshaus Entengeschwatz
Auf dem grasbewachsenen Platz
Und daneben
Auf dem übelriechenden Teich.
Soeben
Krähen zwei Hähne zugleich,

Digitized by Google

Und die Störchin vom Scheunbach herab
Klappert: Klappklappklapp!
— klapp!

Schwalben schießen wie Pfeile
Kreuz und quer über den Weg,
Haben immer Eile,
Sind immer reg,
Zierlich und schlank,
Blitz und blank.

Aus dem Schulhaus,
Neu aus roten Ziegeln erbaut,
Schallt's hell heraus:
„Weißt du, wieviel Sternlein stehn —"
Der alte Lehrer singt für zehn
Und fiedelt dazu.
Hartnäckig dazwischen brüllt eine Kuh
Von naher Wiese, immer gleich kläglich.
Es ist unerträglich.

Weiter, beim Kirchhof zum Dorf hinaus,
Das letzte Haus sieht wie das erste aus:
Klein, dürftig und schmutzig.
Auf niedrigem Kirchdach kauert
Wie versauert,
Als ob er die Lust an der Welt verlor,
Der Turm, gar putzig
Mit runder Haube,
Und lugt aus dem Laube
Breitästiger Linden grämlich hervor.

Über die Friedhofsmauer hängt,
Die Wurzel zwischen die Quader gezwängt,
Schwarzgrüner Efeu, und höher, im Hauch
Des Windes, wiegt sich am Strauch
Ganz leise, leise
Eine dunkelrote Rose.

Die weiße Nacht

Schlaflos. Und also lag ich stundenlang.
Die Gassen schickten ihren späten Gruß:
Betrunkne zerrten einen Weihgesang
Durch ihren Sumpf. Auftappend, Fuß vor Fuß,
Ein müder Wächter. Und sein Schritt verklang.
Ein Reiter kam. Es mußten Funken springen,
So eilig hatt er's. Feuer? Todesringen?
Der Huf verhallt. Dann hört ich andres nicht,
Als was die Nacht so zu sich selber spricht.

Digitized by Google

Ich sah sie. Aus den schwarzen Locken hob
Ein silbern Horn sich und schien Licht zu sein.
Ein sanftes, sternenstilles Leuchten wob
Um ihren Scheitel einen Heiligenschein
Göttlichen Glanzes. Keuschheit war allein
Ihr Kleid. Lässig zu ihren Füßen streckte
Ein schwarzer Wolf die hagern Glieder, leckte
Die Pfoten sich und flammte dann und wann
Mit grünen Lichtern seine Herrin an.

Großäugig sah sie um sich in die Runde,
Wo demütig im Kreis die Wälder ruhten,
Und sprach mit halbgeöffnet leisem Munde
Heimliche Worte vor sich hin. So bluten
Langsam die Tropfen hin aus einer Wunde.
Und mit dem Finger schrieb sie zögernd, sinnend,
Uralte Rätsel, schien es, weiterspinnend,
Seltsame Runen in die Luft. Die Stille
Wagte zu atmen kaum vor der Sibylle.

Die stieß mit ihrem Fuß den Wolf leicht an,
Daß er emporsprang und sich an sie schmiegte.
Sie ging. Er trabte zögernd hintenan,
Stand schnuppernd still, mißtrauisch horchend, wiegte
Den magern Leib und wies die Zähne. Dann —
Ganz leise, lange Raubtiersprünge eilten
Der Herrin nach. Auf einem fernen Hügel weilten
Die zwei noch einmal. Scharf am Himmel stand
Der Schattenriß, bis plötzlich er verschwand.

Im Osten glomm ein matter Schimmer auf.
Noch hielt ein Halbschlaf mich in seinen Schlingen,
Da rief der Morgen seinen Gruß herauf:
Gelächter, Räderknarren, Glockenklingen,
Ein Ständchen, das sie einem Nachbarn bringen.
Die Sonne stieg. Heiß sprang ich aus den Kissen.
Der Tag hat mich in seinen Lärm gerissen,
Doch hab ich aus den Sinnen nicht gebracht
Das Bild: den schwarzen Wolf, die weiße Nacht.

Der Freier

Es saß im hellen Sonnenschein
Gevatter Tod am Grabenrand,
Kreuzte gemächlich Bein und Bein
Und hielt ein Blümchen in der Hand.

Er trieb das alte Frageſpiel
Und fragte ehrlich Blatt für Blatt,
Bis er den kahlgerupften Stiel
In seinen harten Fingern hatt.

Digitized by Google

Ein melancholiſch Lächeln glitt
Leicht übers gelbe Kalkgeſicht,
Dann ſtand er langſam auf und ſchritt
Durchs Stoppelfeld. Er eilte nicht.

Das Dorf lag hinterm nächſten Hang,
Und ſicher war die Braut ihm auch,
So war denn auch ſein Freiersgang
Gemächlicher als ſonſt der Brauch.

Noch einmal, vor dem letzten Haus,
Brach er ein Aſterchen und riß
Ihm alle ſeidenen Blättchen aus
Und zählte nicht, des Spiels gewiß.

Er warf den Stengel hinter ſich
Und trat ins niedere Häuschen ein:
Schön Annemarie, ich liebe dich
Und frage nicht ja und frage nicht nein.

Die Regeninſel

Aus eines fernen Ozeans grauen Waſſern,
Die nie ein Sturm aus ihrer Ruhe rüttelt,
Ragt unter ſchwerem, ewig trübem Himmel
In flachem Anſtieg eine ſtille Inſel.
Solang des Meeres ſchläfrig träge Wellen
Mit ſchmutzig gelbem Schaum den Strand umkränzen,
Seit Tauſenden von Jahren, rieſelt endlos
Derſelbe ſanfte Regen aus den Wolken
Und näßt den Boden, deſſen üppige Wildnis
Die Feuchte trinkt mit immer durſtigem Mund.
Und ewig plauſcht und plantſcht und plitſcht und platſcht es.

Eintönig, rhythmenlos, tropft's von den Zweigen,
Gluckſt ſeufzend von den Ranken, fällt von Halmen
Wie Tränen ab und klatſcht in tauſend Tümpel,
Lehmfarbige Lachen, und verſpritzt, zerſtäubt.

Baumrieſen, deren naſſe, blanke Äſte
Schlammfranſen ſchmücken, als ob geſtern erſt
Die Inſel aus den Fluten ſich erhoben,
Beſchatten mächtige Farrenwedelwälder
Und dicke, fleiſchige, tellerförmige Blätter
Von Sumpfgewächſen rings und hochgeſtielte
Farbloſe Blumen, die in ſchwammigen Kelchen
Den Regen fangen, der in feinen Bächen
Der ſchwanken Becken Ränder überrinnt,
Und ewig plauſcht und plantſcht und plitſcht und platſcht es.

Digitized by Google

Fremdartige Vögel horſten auf den Bäumen
Mit fettigem, ölglänzendem Gefieder
Und ſchwarzem, abgeſtumpftem Entenſchnabel.
Aus lehmiger Erde bauen ſie die Neſter
Den ſchlick- und ſchlammumhüllten Waldkoloſſen
In ihre breiten Arme. Klagend klingen,
Gebrochen, ſchrill, die wunderlichen Rufe
Der großen grauen Tiere, die mit leiſem,
Faſt regungsloſem Flug die weite Öde
Der See beſtreichen und nach Fiſchen fahnden.

Seltſame, ſtumme Stelzenvögel jagen
Im Sumpf nach feiſten, plumpen Rieſenfröſchen,
Und fabelhafte Weſen, halb der Otter,
Halb einem Eichhorn gleich, mit Flatterflügeln
Wie eine Fledermaus, nur größer, führen
Ein wunderliches, drolliges Doppelleben,
Halb Vogel und halb Fiſch, in all dem Naß.
Und ewig plauſcht und plantſcht und plitſcht und platſcht es.

Doch märchenhafter noch als dieſe Tiere
Sind hier die Menſchen. Klein, breitmäulig, ſchielend,
Mit Karpfenaugen unter wulſtigen Lidern,
Und fiſchgeſchwänzt, Schwimmhäute an den Händen,
So liegen ſie, aus ihren Biberhütten
Hervorgekrochen, paarweis und in Rudeln
Gleich Robben rings am Strande auf den Bäuchen,
Sieſta haltend in den Mittagſtunden
Und ſchläfrig grinſend, wenn mit lautem Klatſchen
Ein Fiſch ſich aus den kaum bewegten Fluten
Des müden Meeres in den Regen ſchnellt.

Und ewig plauſcht und plantſcht und plitſcht und platſcht es
Aus grauem Himmel auf die tranigen Leiber
Der Robbenmenſchen, rollt in runden Perlen,
In kleinen Kügelchen herab und löſt ſich
In Tropfen, zitternd, zögernd, von den breiten,
Ein wenig aufgeſtülpten Naſen ab.

Ein tiefes Schnarchen knurrt am Ufer hin.
Und manchmal lacht ein leiſes, fettes Kichern
Wie hinter vorgehaltenen Händen auf,
Wenn hinterrücks ſo ein geſchwänzter Schäker
Mit langem, ſpitzem Schilf ein Mädchen kitzelt,
Das nur ſo tut, der Schelm, als ob es ſchläft.

Das Tal der Flammen

Ein Felſenwall, ſchwarzklüftig aufgetürmt,
Umſchließt ein Tal, das noch kein Fuß betrat,
Nicht Menſchenfuß noch flüchtige Spur des Wildes.

Digitized by Google

Nicht Vogelflug noch ſummendes Inſekt,
Nicht irgendeines Weſens Atemzug
Belebt dies Tal der tiefen Einſamkeit.
Doch blüht ein wunderlicher Garten hier
Aus nacktem Stein und ſingt und klingt, ein Garten
Von Flammen.

Zypreſſengleich, hoch, tempelheilig,
Brennen zwei ſtille blaue Schweſterflammen
Faſt unbewegt. Nur leiſe zittern oben
Die ſchlanken Feuerwipfel. Jeder Größe
Um ſie herum ein Beet von Flammen. Ruhig
In ſtetem Glanz hier, flackernd, aufgeregt,
Sturmartig dort, und dort wie müde, ſchwächlich
Ein letztes Leben nährend. Züngelnd hier,
Ein Schwertertanz von Flammen, dort ein Zucken,
Ein mühſam Ringen wie das Ringen einer
Sehnſüchtigen, bedrückten armen Seele.

Im Spiel der Lichter tanzen auf den nackten
Zerriſſenen Felſenwänden haſtige Schatten:
Raſtloſe Jagd am Tage, wenn der Himmel
Sich oben lichtet und die Schatten hellt,
Raſtloſe Jagd bei Nacht, wenn Finſternis
Mit ſchwarzer Stirne in die Schlucht hinab will
Und ſcheu zurückſchreckt vor den blauen Feuern.

Von Zeit zu Zeit erliſcht ein müdes Flämmchen
Mit leiſem Seufzer, der im Singen hinſtirbt,
Im Klingen dieſes wunderlichen Gartens.
Und neue Blumen blühen aus dem Stein.
Ihr Duft iſt Klang, ein leiſes, ſanftes Singen,
Nur ab und an zu vollerm Ton geſchwellt.
Kaum ſichtbar ſteigt ein feiner Rauch, ihr Atem,
Und ſammelt oben ſich zu weißen Wölkchen,
Die ſtill gleich abgeſchiednen reinen Seelen
Im Äther ſchwinden.

Gefangen

Aus einer engen, wirren Wildnis ſucht
Ich einen Ausweg, doch am Ende ſtand
Mit einer wehrenden Gebärde: Ich.
Nicht heftig, aber zwingend. Alſo ruhig
Und forſchend richtete ich meinen Blick
Auf mich, daß ich betroffen rückwärts trat
Und langſam und von Graun gepackt entwich.

Ich ſuchte einen andern Weg und fand
Am Ausgang mich und ging zurück, und immer

Digitized by Google

Fand ich am Ende eines jeden Wegs
Denſelben Wächter, daß ich ſchaudernd floh.

Stolz, Ehrgeiz, Lüge, Wolluſt, Haß und Neid,
Jedwede Leidenſchaft trug meine Züge
Und ſchreckte mich. Auch Gram und Liebesleid,
Auch blaſſe Reue mit verquälten Seufzern
Und Wahnſinn mit erloſchnen blöden Augen.
Soviel der Tore, ſoviel Hüter grinſten
Mit einem lautloſen Zurück mich an.

Dann aber fand ich einen ſcheuen Jungen,
Dem deckte Scham die weichen Wangen, als er
Mich kommen ſah, und ſeine Miene ſprach
Faſt demutvoll: Verzeih, daß ich hier ſtehe.

Da faßte Wut mich: Fratze, biſt du ich?
Feigling, Erbärmling, gib mir Raum. Und jäh
Schoß tieferer Purpur über ſeine Schläfen,
Und ſeine Augen hob er meinem Schimpf
Verwirrt entgegen. Und ich hob die Fauſt.

Da fiel er totenblaß mir in den Arm,
Und ſeine Augen riefen, ſchrien: Schlag nicht!
Ich aber, zornig, rang mit ihm, und rang
Drei Tage und drei Nächte lang und warf
Ihn nicht und ließ erſchöpft von ihm und wich
Schrittweis und Blick in Blick. Der ſeine war
Voll ſtillen Vorwurfs und verſtörter Scham.
Und ich verkroch mich unter einen Buſch,
Und meine Wächter folgten mir und ſpähten
Aufdringlich durch das ſchwarze Laub und quälten mich.

Schweigen

Nun um mich her die Schatten ſteigen,
Stellſt du dich ein, willkommenes Schweigen,
Du, aller tiefſten Sehnſucht wert.
Sehr hab ich unter Lärm und Laſt
Des Tags nach dir, du ſcheuer Gaſt,
Wie einem lieben Freund begehrt.

Das wirre Leben iſt verklungen,
In Höhen ging und Niederungen
Längſt jeder laute Schall zur Ruh.
Urſtimmen, die der Tag verſchlang,
Erklingen, myſtiſcher Geſang —
Ja, ſüßes Schweigen, rede du.

Digitized by Google

Was über deinen stillen Mund
Aus einem rätseltiefen Grund
Mit leisem Murmeln quillt herauf,
Ich halte zitternd meine Schalen
Und fang die feinen Silberstrahlen
Verborgner Quellen selig auf.

Rundschau

Allgemeineres

Den Wind sieht man an der Bewegung der Bäume

Je leichter, feiner, zarter oder auch geistiger ein Element ist, desto mehr braucht es irgend etwas Starkes, Festes, Stabiles, an dem es sich entwickelt.

Die meisten ästhetischen Werte sind derart.

Ob man nicht die gefürchteten Laiengespräche über Kunst von hier aus psychologisch am richtigsten versteht? Und auch die Laiengefühle der Kunst gegenüber. Die eigentlichen Kunstwerte sind ihrem Ausdrucksvermögen zu zart. Sie fühlen sie vielleicht sehr lebhaft, aber sie genießen sie im Stoff. Sie prägen sich das Bild auch dadurch ein, daß sie den Gegenstand einprägen, um bei seiner Rückerinnerung auch die flüchtigeren, sozusagen ätherischeren Werte wieder zu genießen. Es ist eine Hilfe für ihr Kunstgedächtnis. Ähnlich sucht man eine Landschaft geographisch zu verstehen, nicht nur — was immerhin das Häufigere sein mag — aus Orientierungsinteresse, sondern auch, um in der Benennung die Formen selbst sich vergegenwärtigen zu können.

Von der Sprache

Am kräftigsten und zuzeiten auch krassesten ist diese Form, Unnennbares für die Aufnahme zu materialisieren, auf dem Gebiet der Religion entwickelt. Es ist das Mythische, Kultische, und in seiner stärksten Form das Sakramentale der Religion, das so zarte und ihrer Natur nach schwankende Empfindungen an um so festere Formen zu binden sucht.

Daher es ein Zeichen weitgetriebenen Stumpfsinns ist, die mythische Welt dieser Formen auf die wissenschaftliche Genauigkeit der in ihnen vorkommenden Sätze zu prüfen. Es handelt sich in allen diesen Dingen um praktisch-psychologische Fragen. An uralten Mythen lassen sich die frischesten neuen religiösen Erkenntnisse gewinnen, während viel adäquater scheinende Formen tot bleiben, vielleicht gerade, weil sie die feste Anschauungsstütze nicht geben. Bonus

Hört denn die Roheit gar nicht auf?

Schon Kielland hat sich in seinem „Schnee“ darüber beklagt, aber es scheint nicht abzureißen.

Es ist unglaublich, wie oft man von einem unbeschreiblich grausamen Roheitsdelikt hört, das immer wieder aus deutschem Familienleben berichtet wird. Man stelle sich den Vorgang lebendig vor: eine Mutter will ihr Kleines baden. Zunächst wendet sie eine fast überflüssig erscheinende Vorsicht an. Sie will, daß das Wasser wohltemperiert sei. Das verhältnismäßig einfache Rezept, das ich dafür einmal hörte — man stecke das Kind ins Wasser, wird es blau, so ist das Wasser zu kalt, wird's rot, so ist es zu heiß —, scheinen

Digitized by Google

die Mütter nicht verwenden zu wollen. Sie sind sehr eigensinnig. Sie hängen am Alten. Sie messen mit Thermometern oder mit dem Finger, gießen heiß zu, gießen kalt zu. Endlich ist es so weit. Nun wird das Kind hinein getan. Womöglich auf den Händen gehalten, damit es die kalten oder doch harten Wände nicht berührt. Kurz, es ist ein Getue, als wär's eine Puppe. Und bei all dieser Sorgfalt und Besorgtheit zum Schluß, wenn alles fertig ist und das Bad ausgegossen werden soll, regelmäßig derselbe Skandal, daß man vergißt, das Kind rauszunehmen. Sieht man zu, so hat man's mit dem Wasser zugleich ausgeschüttet! Aus dem Fenster! Man sollte denken, es wäre nicht möglich. Trotzdem geschieht es in Deutschland fast alle Tage. Sie zappeln ordentlich um einen herum. Wie die Gründlinge um jenen, der das Gruseln lernte.

Zwar hörte ich neulich, das Geschrei unsrer Zeitungen von den Kindern, die mit dem Bade ausgeschüttet werden, sei gar nicht wörtlich gemeint. Es sei ein Bild. Ich bitte Sie, was für ein Bild! Wer, der je ein kleines Kind im Bad hat spielen sehen, könnte ein solches Bild vertragen! Es hat ja einmal eine Zeit gegeben, wo man an alle Wände Bilder von gemarterten, gezwickten, blutig gekniffenen, gebrannten oder sonstwie unangenehm berührten Menschen hängte. Aber das waren doch erstens Erwachsene, und zweitens soll es sich dabei immer um etwas Großes, Heroisches gehandelt haben. Hier aber werden kleine unmündige Kinder mißhandelt, daß ihr klägliches Winseln durch die Blätter heult. Und das nur — um ein bißchen wohltemperierte Mittelmäßigkeit zu empfehlen! A. B.

Adolf Wilbrandt †

Es ist in der letzten Zeit nicht viel von ihm die Rede gewesen, und niemals, so lange Jahre hindurch er schuf, hat er zu den Führern zum Parnaß gehört; man hat nie „Stellung nehmen müssen" zu ihm, weil sich nie laute Parteien für und wider ihn bildeten. Er saß schließlich, der Rostocker, behaglich in Rostock und äugelte von dort auf die Welt, rief auch wohl, nach alter Gewohnheit, einmal vom Fenster aus in sie hinein, ging aber nicht mehr auf die lauten Straßen. Mit Wilbrandt ist gestorben, der nach Raabes Tode unter den Alten der erste war. Der literarischen Schule nach war er „Münchner" (die meisten „Münchner" waren ja Norddeutsche), aber es war doch was Besonderes dabei, das bewirken dürfte, was vielen jahrzehntelang undenkbar erschien: „Heyses jüngerer Bruder" wuchs in vieler Leute Augen höher als Heyse selbst. Er war so liebenswürdig und so gewandt wie dieser. Und hatte ein so starkes Bedürfnis, Tagesereignisse zu verarbeiten, wie Spielhagen. Aber die Verwandtschaft mit Spielhagen war doch sehr äußerlich, denn die Angeregtheit an Aktuellem kam nicht von der Teilnahme an den Ereignissen und dem Wunsch zum politischen Wirken her, sondern, poetenmäßiger, von der Freude am menschlich Interessanten, kurz gesagt: am Leben. Und was das Talent betrifft, das ursprünglich wie Heyse-Epigonentum erschien: eben, es wuchs. Es ist bei keinem einzigen Münchner so dauerhaft im Wachstum gewesen. Manchmal bog sich der Stamm, da- und dorthin gereizt, manchmal trieb er Äste, die beinahe stärker als der bisherige Stamm zu werden schienen, nach einer Seite. Schließlich war's, als hätte er aus all dem

Digitized by Google

für neuen Auftrieb, seltsam, eigentlich nur wieder Säfte gewonnen. Die Wilbrandtsche „Spielerei“ blieb Episode. Seine „Dekadenz“ blieb Episode. Und was wir schließlich, man denke nur an den „Meister von Palmyra“, sprechen hörten, war reiche, feine und gesunde Poesie. Keine elementare, geschweige denn eine bahnbrechende. Eine Kulturpoesie, das Allergewichtigste aus den Tiefen der Ursprünglichkeit fehlte. Was aber da war, war so in Arbeit geläutert und so mit Selbstzucht erzogen, daß es doch hundert edle Werte zu verschenken hatte.

Weimarer Stimmung

Wieder hat die „Goethegesellschaft“ in Weimar getagt. Wieder war uns das ein willkommener Anstoß, in die Goethestadt zu fahren. Und wieder zeigte sich's, daß die Gesellschaft, die sich nach dem Großen nennt, seines Geistes nur einen mißverstandenen Hauch verspürt hat. Wiederum aber empfingen wir aus dem mehrtägigen Aufenthalt doch jenen Zusammenklang von Eindrücken, der uns als Weimarer Stimmung jedesmal aufs neue die Reisemüh samt dem Vereinsverdruß lieblich lohnt.

Die gesellschaftliche Stimmung des heutigen Weimar ist damit nicht gemeint. Nach allem, was man an Ort und Stelle sieht und hört, behaupten sich Standes- und Titelstolz gegenwärtig dort patzig-putziger als im achtzehnten Jahrhundert; und der blanke Besitzstolz, die Blüte der modernen Zivilisation, hat sich hinzugesellt. Es wird von einer „vornehmen“ Dame berichtet, die — zu Beginn des zwanzigsten Säkulums — geäußert habe: „Wenn Goethe jetzt hier wohnte, würden wir wegziehen; wir könnten doch nicht mit ihm verkehren!“ Bei andern wieder wäre er vielleicht in Gnaden aufgenommen worden, wenn er als reicher Frankfurter ein Auto mitgebracht hätte. Jedenfalls, Glück hat dieser Literat gehabt, da er mehr als hundert Jahre zu früh geboren wurde und — da er einen Karl August, eine Anna Amalie traf. Denn die fürnehme „Gesellschaft“ jener Zeit wird von Haus aus schwerlich viel weitherziger gewesen sein; von oben herunter aber läßt sie sich besänftigen, wie damals so heut und jederzeit; wie man beispielsweise zu Kassel unter dem lustigen Hieronymus schaudernd erleben konnte.

Und doch ist in der Goethestadt noch immer die Weimarer Stimmung, der Nachklang altweimarischer Kultur zu spüren. Ein Karl August oder wenigstens ein Karl Alexander lebt nicht mehr. Aber in Weimars Stadtbild und drum herum blieb es im wesentlichen beim alten; und das genügt. Der treumeinende Karl Alexander soll seinem Enkel und Nachfolger öfters beschwerlich gefallen sein mit seinen Versuchen, auch ihn zum begeisterten Pfleger der weihevollen Überlieferungen zu erziehen. Der ehrliche Wildenbruch hat ein offenes Wort an den jungen Großherzog gewagt, das ihn bei diesem nicht eben beliebter machte, im übrigen aber seinen Zweck nicht ganz verfehlte. Mir scheint, mit Recht kann man von Weimars Fürsten heut und künftig durchaus nicht mehr verlangen, als daß sie in und um Weimar das Altehrwürdige und den Geist der kleinresidenzlichen Ruhe nicht zerstören lassen.

Dies aber muß auch unter allen Umständen von ihnen gefordert werden. Daß die Landhausviertel sich dehnen, sei den Weimarern gern gegönnt; das schadet der Grundstim-

Digitized by Google

mung nichts, wenigstens solange der Park nicht angetastet wird. Industrie jedoch und Mietkasernen müssen immerdar ferngehalten werden. Möge etwa Apolda sich zum großartigsten Industrieort weiterentwickeln — Weimar, wie es steht und geht, ist Nationalheiligtum und soll es bleiben. Es besteht ja auch wohl vorerst keine Gefahr. Aber wenn man zufällig in Berlin hausen muß, wird man ängstlich besorgt um alle übriggebliebenen Zeugen der Vergangenheit und möchte lieber ohne Not als zu spät die allgemeine Empfindlichkeit gegen fahrlässigen Vandalismus stärken helfen.

Ins Goethehaus selber hatte sich bekanntlich allerlei Gewidmetes eingedrängt, das nicht hineingehörte, auch soweit es nicht ausgesprochen kitschig war. Neuerdings wurde damit aufgeräumt. Noch besser als früher vergessen wir nun im Innern des wohlhäbigen Patrizierhauses das bißchen moderne Zeit, das immerhin auch in Weimar eindrang und sogar unmittelbar vor der Schwelle des Goethehauses sich durch die rumpelnd gleitende Elektrische aufdringlich genug bemerkbar macht. Wenn wir nur nicht mit dem Katalog in der Faust pedantisch „besichtigen", sondern die Räume, das Heim, den Einrichter im Charakter zu fassen suchen, so können wir uns wieder und wieder in Goethes Welt, auch in die innere, zurückgezaubert fühlen. Auch im Tiefurter Schlößchen hat Herr Koetschau das gehäufte Gerümpel gesichtet und dezimiert und eine allerliebste Flucht wohnlicher Rokoko- und Empireräume gewonnen, wie sie ungefähr in Weimars großer Zeit gewesen sein mögen. Hie und da wirkt die Tapete ein bißchen zu frisch modern; lieber hätten dafür die grauen Türen in reines Weiß verjüngt werden sollen. Doch kommen solche Einzelwünsche nicht ernstlich in Betracht gegenüber der geschmackvollen Pietät, die aus der ganzen Neuordnung spricht.

„Kunst und Natur sei eines nur!" Daran wird man in Weimars Umgebung erinnert, so oft die Vereinigung von Landschaft und mehr oder minder schlichter Baukunst einem schier mächtiger noch als Goethes und Schillers Stadthäuser die alte Weimarer Stimmung zu Gemüt führt. Der Weg nach Tiefurt und der ilmdurchrauschte Park, die herrliche dickstämmig-breitschattende Kastanienallee nach Belvedere, dort das unwahrscheinlich reizvolle Bild des Schlößchens mit den Kavalierhäusern und der schattige Park mit dem verlassenen, doch immer noch wohlgepflegten Heckentheater: da spricht in geschlossener ungekünstelter Wirkung die versunkene Zeit noch immer lebendig zu uns — und macht die Goethephilologie schon ziemlich entbehrlich.

Die tiefst überwältigende Macht der Erinnerung aber geht von Goethes Gartenhaus am „Stern" aus. Hier war er sein eigner Schloßherr im „Freien". Wenn beim nächtlichen Wandeln durch den erinnerungreichen Park, über den lieben Fluß und die liebe Wiese drüben im Mondschein das Weiß des Häuschens auftaucht, oder wenn wir es, „hohes Dach und niedres Haus", zur sommerlichen Mittagstunde im dichten Grün aufragen sehen („Schlanker Bäume grüner Flor, Selbstgepflanzter wuchs empor; geistig ging zugleich alldort Schaffen, Hegen, Wachsen fort"), dann fühlen wir uns dem Einzigen unbegreiflich nahe und lernen im Augenblick wieder die verlorene Kunst des Schwärmens, erleben wieder einmal das Wunder beseligter Rührung.

Suchen wir hinterher die Bedeu-

Digitized by Google

tung dieser Stimmung zu ergründen, so drängt sich uns wieder das Wort auf: Kunst und Natur. In diesem einen Menschen, in diesem Menschenleben war die reichste Natur mit der Fülle der Kunstschönheit verschmolzen, in einer übermenschlichen Harmonie, die nur im Alter nicht selten durch Vordrängen des Kunstprinzips auf Kosten der Naturkraft gestört wurde. Die schönsten Dichtungen des Großen sind junggebliebene Erzeugnisse dieser harmonischen Vereinigung, Ausstrahlungen seines Gesamtkunstwerks, des vorbildlichen, bewußt entwickelten Lebens. Wenn die Goetheverehrung uns allen zur Goethenachfolge werden soll, so kann es sich nicht um ein Streben nach Geniekunst handeln, die ja auch in unsrer hochgemuten Zeit noch immer eine freiwillige Gabe der Götter bleibt, sondern: um ein Ringen nach Harmonie ohne Stillstand.

Um bei der Kunst zu bleiben: weshalb sehen wir beständig so viel Verfehlen, Stocken und Versagen? Weil viel zu früh, zu viel und zu rasch nach außen gearbeitet wird, und wenig oder gar nicht nach innen. Daß das wirklich große Werk nur aus einer wirklich groß fühlenden und denkenden Persönlichkeit hervorgehen kann, das sahen wir alle und lassen es doch außer acht. So müssen wir die meisten Erzeugnisse aller Künste in zwei Hauptgruppen scheiden. Die eine beruht auf einer trügerischen, trägen Harmonie, die durch innern Stillstand erkauft ist, zu ihr gehören auch die erfolgreichen Spezialisten. Die andre will keinen Stillstand, arbeitet weidlich weiter, erreicht oder bewahrt aber nicht das unentbehrliche Maß von Harmonie zwischen Mensch und Künstler, zwischen Wollen und Können. Darauf wird es vor allem ankommen: unterscheiden zwischen wesentlich und unwesentlich, erkennen was groß und was klein ist — vor allem in uns. Es gibt nur einen Weg, dahinzugelangen: Unzufriedenheit mit unsrem Vollbringen, wie sie Goethe, sogar Goethe mit dem seinen empfand. Dem Niedern gegenüber sich groß fühlen, sein Selbst wert halten, wert der Hinaufentwicklung — sich selbst hingegen zumeist klein finden gegenüber der selbstgestellten Aufgabe: das ist's wohl im Grund, was wir alle von Goethe lernen können, mag auch die Nutzanwendung auf den verschiedenen Stufen der Menschlichkeit unendlich verschiedene Formen annehmen.

Nach dieser Richtung hin hat die „Goethegesellschaft" herzlich wenig getan oder auch nur gewollt. Wie hier im Kunstwart bereits vor einem Jahr ausführlich geschehen, so wurde neuesterdings von Herbert Eulenberg und Felix Holländer die Entbehrlichkeit der philologischen Kleinarbeit festgestellt, die noch immer die Grundlage der „Goethegesellschaft" bildet. Genau betrachtet, erscheint diese Art der Goetheausbeutung nicht bloß als überflüssig, vielmehr als eine besonders gefährliche Hemmung für die Ausbreitung eines fruchtbringenden Goetheverstehens. Denn die emsige Forscherarbeit erweckt für viele den Anschein, als geschehe da in der Tat etwas sehr Wichtiges von seiten berufener Köpfe; als sei die Goethenachfolge in bester Ordnung. Mit dem Schein der Autorität wird die Grenze zwischen Groß und Klein aufgehoben, das Unwesentliche selbstgefällig betont, vom Wesentlichen abgelenkt. Verzettelung, Verwirrung ist das Ergebnis.

Zu dem festlichen Tagen der Vereinigung gab auch heuer die Örtlichkeit, die Weimarer Stimmung, die thüringische Landschaft,

Digitized by Google

die liebe Frühsommersonne das Beste. Das weimarische Hoftheater verdient Dank für den Mut, „Die natürliche Tochter“ einzustudieren; die Darstellung jedoch, im alten Unstil der kleinen Hof- und Stadttheater, schadete der Dichtung nur. Die Aufführung, die unter Eugen Kilians Leitung vor zwei Jahren im Münchner Residenztheater geboten ward, deckte uns den Goldgehalt und die menschliche Wärme des „kalten“ Werkes auf; die Weimarer Festvorstellung deckte das Wertvolle wieder zu und ließ nur deutlich hervortreten, daß das Ganze freilich kein geborenes Drama ist.

Mehr Eindruck machte, verdientermaßen, der Festvortrag des Hamburger Professors Erich Marcks über „Goethe und Bismarck“. Eine im guten Sinn festliche Rede, die das philologische Wissen nur als Material für die Analyse verwertete und sich zur Kunst des Charakteristikers erhob. Wie von gemeinsamem Grund die verschiedenen Anlagen beider Heroen zu getrennter Höhe emporstreben, der Erkenntniskämpfer und stilisierende Selbstbildner des achtzehnten Jahrhunderts aber dennoch den naturalistischen Willensmenschen des neunzehnten vorbereiten half, das kam zu klarer und fesselnder Darstellung, die sich nur zum Schluß nicht früh genug bescheiden konnte. Das Festmahl verlief wie hundert andere auch in der sommerlichen Zeit der Tagungen — „preisend mit viel schönen Reden. . .“ Ein ungetrübtes Vergnügen bescherte den Teilnehmern der Ausflug nach dem hübsch in Wälder- und Hügellandschaft gebetteten Bad Berka an der Ilm, allwo es Goethestätten zu besichtigen gab. Der Dichter und Minister hat öfters dort gewohnt, 1812/13 sich um die Anlage eines Schwefelbades Berka bemüht und 1814 ebenda „Des Epimenides Erwachen“ geschrieben. Die Einwohnerschaft erfreute uns mit harmlosem Aufzug und Reigentanz in köstlichen alten Trachten. Der Wald war still und warm und schattig und feierlich schön wie in Goethes Sommertagen. . . .

Man sollte denken, die Goethephilologie müßte nun endlich am Ende ihrer Weisheit, ihres Fleißes angelangt sein und auf stärkere Goethebeschwörung sinnen. Doch können ohne Zweifel die jetzt wortführenden Männer nicht aus ihrer „germanistischen“ Haut heraus. Vielleicht nehmen andre, minder gelahrte Leute, die etwa dennoch oder eben darum dem lebendigen Dichter näher stehen, die Weimarer Goethefeste in die Hand? Es könnten vereinigende Jahresfeste der deutschen Kulturmenschen sein. Ausschließlich das Beste vom Besten müßte dabei geboten werden.

Indessen, ein wenig wichtiger noch als Goethefeier ist Goethearbeit. Hunderttausende erwachsener Deutscher haben kaum den Namen Wolfgang Goethes und sonst nichts von ihm vernommen. Es kann und soll ja nicht alles von seinem Schaffen volkstümlich werden; nicht alles, aber recht vieles. Und namentlich der Sinn und Feingehalt seines Menschendaseins. Die Zeit ist reif dafür, daß dem gesamten Deutschtum ein sittlich-ästhetischer Führer wie Goethe als Vorbild, neben dem Tatmenschen Bismarck, wirklich ins Bewußtsein geprägt werde. Die neuberlinisch-amerikanische Stimmung oder vielmehr Stimmungslosigkeit unsrer Gegenwart fordert dringend eine möglichst weit reichende Ergänzung durch die wohlverstandene (natürlich also entsprechend neu zu fas-

Digitized by Google

sende) Altweimarer Stimmung.

Willy Rath

Theater

Wedekind-Schutz

erstrebt ein Aufruf, den unter andern Bahr, Conrad, Ganghofer, Hagemann, Halbe, Hirth, die beiden Mann, Pfitzner, Reinhardt, Schnitzler, Strauß und Weingartner unterzeichnet haben, also durchaus nicht allein „Revolutionäre". Wedekind-Schutz vor der Polizei, die entschlossen scheine, „den Dichter von »Frühlings Erwachen« mit seinen Überzeugungen, die er in den 20 Jahren nach der Niederschrift der Kindertragödie gewonnen hat, auf der Bühne nicht mehr zu Wort kommen zu lassen. — In dem Einakter »Die Zensur« hoffte Wedekind auch der Behörde gegenüber den Beweis erbracht zu haben, daß er sich über die Beziehungen zwischen Bühnenkunst und den höchsten menschlichen Werten mit allem nur erdenklichen Ernst Klarheit zu verschaffen suchte, und daß er gegenüber der Öffentlichkeit Verantwortlichkeitsgefühl genug besitze, um dem Verhängnis enthoben zu sein, bei seinem Wirken als Interpret seiner Dramen durch Polizeiverbote mundtot gemacht zu werden. Ein Diskussionsabend, den Wedekind in München über die Themen Drama, Sittlichkeit und Theaterzensur veranstalten wollte, und zu dem die Zensurbehörde sowohl wie die Mitglieder des Münchner Zensurbeirats eingeladen worden wären, wurde von der Zensurbehörde rundweg verboten. Frank Wedekind hat durch sein Auftreten auf der Bühne bewiesen, daß in manchen seiner dramatischen Arbeiten ein tieferer sittlicher Gehalt zu finden ist, als es bei oberflächlicher Lektüre oder bei Wiedergabe der tragenden Rollen durch beliebige Berufsschauspieler den Anschein hat. Diesen Beweis zu erbringen, ist dem Dichter, soweit es seine von der Polizei verbotenen Dramen betrifft, ein für allemal unmöglich gemacht. Da er nicht mehr der Jüngste ist, kann es der Polizeibehörde ein leichtes sein, eine Interpretation dieser Werke durch den Autor vollkommen zu verhindern".

Wenn Wedekind nicht viel aufgeführt wird, so ist daran nicht nur die Polizei schuld; im großen Publikum ist für ihn wenig Stimmung, und auch bei den Fachleuten gilt er vielfach nicht für den großen Dichter und bedeutenden Menschen, den ein kleiner Kreis in ihm sieht. Deswegen bleibt aber der Protest doch noch berechtigt. Die polizeiliche Bevormundung von Wedekinds Wirksamkeit liegt im Interesse weder seiner Anhänger noch seiner Gegner. Gerade von den Gegnern werden manche glauben: der ganze Wedekind-Wirrwarr wäre längst geklärt, wenn der Staat nicht immer wieder einen Vorhang darüber zöge, hinter dem der Bürger mit neugierigem Schaudern des Gottseibeiuns Allerheiligstes vermutet.

Musik

Brahms auf der Wachtparade

Auch ihm, dem Meister der Gefühlsreserve, schlägt also bereits die Stunde, da seine Kunst zur Verpöbelung in Gartenkonzertpotpourris und Wachtparadenarrangements reif befunden wird! Wir lesen in der Allg. Musikzeitung in großen Lettern das auf der nächsten Seite abgedruckte Inserat.

Ein Kommentar ist überflüssig, aber nicht die Frage: Gibt es keine Brahmsgesellschaft? Und läßt diese solchen Unfug ohne Verwahrung geschehen? glaubt sie, daß diese „Verbreitung seiner Werke" auch den zweiten Punkt ihres Zweckes, die

Digitized by Google

Soeben erschien:

Grosse Orchester-Phantasie

über Weisen von

JOHANNES BRAHMS

(bearbeitet von W. Weide).

Partitur M. 9.— netto, Stimmen M. 12.— netto, Dubletten à M. 1.20 netto.

INHALT:

Allegro aus der Violinsonate op. 100.
„Liebestreu."
Andante aus dem Horn-Trio.
„Der Schmied."
Rondo alla Zingarese aus dem Ersten Klavier-Quartett.
Allegretto grazioso aus der D-dur-Symphonie.
Intermezzo, op. 117 Nr. 1.
„Ständchen."
Kapriccio, H-moll aus op. 76.
„Vergebliches Ständchen."
Adagio aus dem Violinkonzert.
„Feldeinsamkeit."
Andante aus der Dritten Symphonie.
Liebeslieder: „Am Donaustrande."
„Wiegenlied."
Andante aus op. 1.
„Minnelied."
„Sonntag."
„Sapphische Ode."
Allegretto aus der Tragischen Ouvertüre.
„Immer leiser wird mein Schlummer."
Schluss der C-moll-Symphonie.

Die Ausgabe für Militärmusik ist in Vorbereitung.

Verlag von N. SIMROCK, G. m. b. H., BERLIN.

„Pflege seines Andenkens" in richtiger Weise besorgt? Aber die Antwort, die sich der Verlag Simrock geholt hätte, wenn er an Brahms selber mit dieser „Idee" der Popularisierung herangetreten wäre, kann keiner zweifelhaft sein.

Debussy und kein Ende!

Wir kommen immer wieder auf ihn zurück, obwohl wir ihn eigentlich schon überwunden, obwohl wir ihn bereits klassifiziert und in die geschichtliche Entwicklung eingeordnet haben. Aber wer weiß, ob diese Klassifizierung stimmt? Als ich im Winter ein paar Orchesterstücke unter seiner Leitung hörte, glaubte ich ihn mit der Formel: man kratze Debussy, und es kommt ein Massenet zum Vorschein — erledigen zu können. Jetzt höre ich nach langer Pause „Pelleas und Melisande" wieder, und — da hilft kein Kratzen mehr. Wir schürfen je tiefer je mehr in Debussy.

Ja, es ist eine Schöpfung, die eine neue und eigenartige Welt in sich vollendet. Auf den Gedanken, das Stück von Maeterlinck sozusagen mit Haut und Haar zu komponieren, konnte zur Zeit der höchsten Maeterlinckmode so mancher Snob verfallen. Aber das Originelle des Werkes liegt in der Art, wie sich der Tondichter mit dem Wortdichter auseinandersetzt. Darin steckt Genie. Allerdings: ein enges, einseitiges, beschränktes und bedingtes Genie. Hört man den ersten Akt, so glaubt man einer Probe beizuwohnen, wobei die melodieführenden Pulte aus irgendeinem Grunde nicht mittun. Es ist als spielten bloß die Mittelstimmen. Nach und nach erst merkt man, daß hinter dieser Abwesenheit jeglicher melodischer Kontur Grundsatz und Absicht stecken, wobei ohne weiteres zugegeben sei, daß Debussy auf den melodischen Ausdruck schwerlich verzichtet hätte, wenn ihm eine große Fülle davon zur Verfügung stände. Aber so wie bei einem Blinden oder Schwachsichtigen etwa der Tastsinn und das Ohr zu erstaunlicher Feinfühligkeit und Schärfe sich entwickeln, so hat Debussy an Stelle der melodischen

Digitized by Google

einen bewundernswerten Reichtum an harmonischer Phantasie bekommen, und hier ruht der Kern seiner Künstlerschaft. Er ist ein Genie der schwebenden Stimmung, der Zuständlichkeit, der Farbe, kein Genie der Entwicklung und der Umrisse. Spielt man den Auszug auf dem Klaviere durch, so verzweifelt man über dem Formlosen, Molluskenhaften dieser Musik. Sie ist sozusagen nur mit Empfindung gesättigtes Kolorit, worin die Zeichnung zerfließt und verschwimmt. Sie schildert nicht, sie charakterisiert nicht, sie faßt das Gefühl nicht in einer melodischen Formel zusammen, sie ist meist nur stilisiertes Stimmungsgeräusch. Aber dieses Geräusch macht reizsame Nerven vibrieren. Debussy liebt ausgesuchte, fein differenzierte Klangmischungen, akustische Leckerbissen für Ohrengourmets. Das summt und schwirrt wie ein Bienenkorb; das breitet sich aus, wie lange, klingende Teppiche, wogt auf, wogt ab und hypnotisiert die Denkkraft. Nicht mit wachen Sinnen erlebt und genossen, sondern erträumt will diese Oper sein. Man schlürft ihre zart gewürzten Philtren wie in einer matten Dämmernis und sanften Betäubung. Es ist, als ob wir nicht mehr die hart im Raume hingestellten Dinge, sondern bloß noch ihren mild verklärten Widerschein gewahrten. Wer von der Tonsprache verlangt, daß sie dem Manne Feuer aus der Seele schlage, wird sich enttäuscht, ja verbittert von ihr abwenden. Es ist eine weibische, hysterisch empfindsame Musik. Obwohl ihre seelische Spannung so ziemlich jener entspricht, die jeweils auf der Bühne herrscht, scheint sie doch streckenweise fast unabhängig von den Geschehnissen um das Drama herumzuphantasieren. Oft sind kleine Impulse der Dichtung imstande, sie himmelhoch aufzupeitschen. Nicht selten wird ein katastrophischer Moment nur wie mit leisem Gewimmer, unterdrücktem Stöhnen und bangem Herzpochen des Orchesters begleitet. Harmonik, Kolorit ist alles. In den fast zur Regel erhobenen, übermäßigen Intervallen gibt sich der Überreiz des Gefühles kund. Die verbotensten Quintenfortschreitungen versetzen uns in ein musikalisches Märchenland der unbegrenzten Möglichkeiten. Durch Anlehnung an die Kirchentonarten und an die altkeltische Ganztonskala bekommt die Musik eine ehrwürdige Patina und scheint wie aus grauer Vorzeit herüberzuklingen, während sie doch das Ergebnis raffiniertester Einfachheit, kunstreicher Simplizität und einer durchaus modernen Sensibilität ist.

Aber — auch hier sind Götter! Nicht jene, die auf seligen Höhen im Äther und lichten Sonnenglanz sich baden. Sondern düstere, wundersame, unbegreifliche Lebensmächte walten da, die das Schicksal und das Herz der Menschen lenken. Und diese Menschen sind von besonderer Art. Märchenmenschen. Aber nicht etwa durch das Gemüt eines leutselig fabulierenden deutschen Erzählers gesehen, sondern von einem echt gallischen Esprit erfaßt, in pathetische Schwermut getaucht, auf den Kothurn gestellt und in eine Weltenferne gerückt, wo wir nur noch die Farbe, kaum ihre Formen gewahren. Wie Schlafwandler gehen sie über die Szene, wie traumbefangen psalmodieren sie ihre Reden. Manchmal hat man geradezu den Eindruck eines Melodrams. Bisweilen wünscht man, etwas mehr vom Texte zu verstehen, aber wenn ein Sänger gut ausspricht, verletzt uns die gemeine Deutlichkeit des Wortes. Die Monotonie wird auf die Dauer zunächst quälend, und

Digitized by Google

doch kann sie einen allgemach gar seltsam in Bann schlagen. Je mehr Bilder an uns vorüberziehen, desto mehr beginnen sie uns zu fesseln, und im letzten Akt werden wir auf die Firnenhöhe einer weihevollen Stimmung getragen, wo die Zeit stillzustehen scheint, wo man unwillkürlich den Atem anhalten möchte. Es käme einem gar nicht darauf an, wenn es noch ein paar Akte so fortginge. Wir sind völlig im Banne der Hypnose, aus der uns das Ende des Stückes beinahe ärgerlich weckt.

Debussy nennt sich einen Gegner Wagners. Ich weiß nicht warum. Wagners gedenken heißt Debussy umbringen. Er darf nur im allerweitesten Abstand neben ihn gestellt werden, als etwas Besonderes, nur mit sich selbst Vergleichbares. Daß sich die dramatische Tonkunst in dieser Richtung je entwickeln könnte, scheint wohl ausgeschlossen. Aber die Eigenart des Künstlers und gerade dieses Stoffes mag in diesem einen, sich nicht leicht wiederholenden Falle das Experiment rechtfertigen. Und der allgemeine Fortschritt der Kunst wird als Gewinn gewisse Details harmonischer und koloristischer Charakteristik als willkommene Erweiterungen des musikalischen Ausdrucksvermögens anerkennen und als Gewinn die Erkenntnis buchen, daß sich nicht nur durch Häufung der Mittel starke und neue Wirkungen erzielen lassen.

Richard Batka

Der moderne Protestantismus und die Kunst

Von den Unternehmungen des 19. Jahrhunderts, soweit es vergangene kirchliche Kunstweise einfach wiederholt, braucht nicht gesprochen zu werden. Auf diesem Wege sind Zeugnisse grammatikalischer Virtuosität, aber nicht lebendigen Kunstempfindens, geschweige denn religiöser Kraft entstanden. An der religiösen Kunst auf protestantischer Seite hat es verhängnisvoll nachgewirkt, daß sich der entstehende Protestantismus gar so einseitig auf das Wort gestützt und sich dem Bild abgeneigt bewiesen hat. Diese Gleichgültigkeit hat es bewirkt, daß die bildende Kunst von der Religion nicht in Disziplin genommen und an das Gotteshaus gewöhnt worden ist. Als sich der Protestantismus aus engem Konfessionalismus heraus der allgemeinen Geisteskultur öffnete und mit ihr eine weitwirkende Verbindung einging, da trat ihm die Kunst als Bildungselement entgegen, das seine bildlos gewordene Art ohne eine Spur von innerer Fühlung aufnahm. Daher die erschreckende Wahl- und Urteilslosigkeit in Sachen bildender Kunst. Daß man die klassizistisch leere Christusfigur von Thorwaldsen, der man in verkleinerter Wiederholung in jedem Pfarrhaus begegnen kann, sozusagen unbesehen mit dem Neuhumanismus herübernahm, daß man sich den Thorwaldsenschen Taufengel mit seinem von der Schulter herabgerutschten Hemd gefallen ließ, beweist nicht so sehr den Tiefstand des Kunsturteils — denn davon ist hier nicht die Rede — als das völlige Versagen religiös empfindlichen Reagierens gegenüber der bildenden Kunst. Ästhetisierung des modernen Empfindens hat überhaupt so weit um sich gegriffen, daß die Wenigsten Form als Ausdruck eines bestimmenden Inhaltes begreifen, daß selbst Geistliche und Theologen ruhig einen Dürerschen Christus neben einem Gipsabguß der Venus von Milo in ihrer Wohnung aufpflanzen, weil beides „gute Kunst“ sei. Daß man Kirchen vorwiegend unter dem Gesichtspunkt der „Kunst des

Bildende Kunst

Digitized by Google

Städtebaus“ mit prächtiger Kulissenwirkung in der Pracht kuppelgekrönter Silhouetten baut, findet zwar seine Vorbilder in der Renaissance und der Zeit Ludwigs XIV.; aber Zeiten religiösen Lebens sind das nicht gewesen. Man gibt illustrierte Bibeln heraus mit Bildern alter Meister, wo frivole Klassizisten wie van der Werff neben Rembrandt erscheinen, oder andre mit Ansichten von Tyrus und Jerusalem und allerhand archäologischem Krimskrams, als ob damit der Wirkung des Textes auch nur das kleinste hinzugefügt, und nicht vielmehr das Interesse auf Kunst und Reisebeschreibung abgelenkt würde. Sonach ist es einer christlichen Kunst schwer gemacht, wieder zu entstehen und zu gedeihen, einer Kunst, die an fader, sogenannt idealistischer Süßlichkeit und weichlicher Schönheit vorbei und an äußerlicher Routine protzender Repräsentationskunst vorbei zu der einfachen Erkenntnis käme, daß der Trieb des Künstlerschaffens, wo er bloß spielerisch ist, und der Ernst religiöser Aufgaben sich nicht vertragen. Es widerspricht dem Sinn religiöser Kunst, wenn auf einer Darstellung der Kreuzigung das Pferd des römischen Hauptmanns das Hauptinteresse des Künstlers war, so daß jeder Beschauer sofort ausruft: welch ein schöner Apfelschimmel! oder wenn im Noli me tangere des Ostermorgens der Sonnenaufgang das beste Bild ist. Unehrlichkeiten dieser Art hat die kirchliche Kunst zahllose aufzuweisen; aber eine religiöse Kunst erträgt sie auf die Dauer nicht. Denn es ist ihr nicht um bloße Augenweide zu tun, und die „Augenkultur“, gegen die sie übrigens nichts einzuwenden hat oder haben sollte, kann sie nicht als letztes Ziel von Kultur und Kunst bewerten. Das Sinnliche ist ihr Symbol des Nichtsinnlichen, ohne daß das Sinnliche damit entwertet wird. Die religiöse Kunst kann, wie das Beispiel Rembrandts zeigt, völlig auf dem Boden des Realismus und der Weltbejahung stehen. Aber sie muß dafür sorgen, daß Welt nicht als wechselnde Gruppierung von Materie, sondern als Manifestation des Geistes geglaubt werde.

Karl Neumann

(Aus dem demnächst erscheinenden Bande des Schieleschen Handwörterbuchs „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“, Verlag von Mohr in Tübingen, auf das wir zurückkommen.)

Entfremdete Kunst

Zu den Bildern nach Flaxman

Wenn die Leser die Flaxmanschen Umrisse betrachten, die in dieses Heft gefügt sind, so werden sie wohl, falls sie sich nicht mit Kunstgeschichte beschäftigt haben, vor allem ein Gefühl starker Befremdung spüren. Es wird sie verwundern, daß ihr Verfasser in England immer noch zu den größten Künstlern gerechnet wird, es wird sie erstaunen, daß er einst auf die Kunst des gesamten Abendlandes von höchstem Eindruck gewesen ist. Nur von einem, der „das Genie und die Kühnheit“ Flaxmans hätte, wollte schon Klopstock Bilder zu seinem „Messias“ sehen, aber erst später stieg Flaxmans Macht auch über der deutschen Kunst in den Zenit, — ward er doch einer der ganz wenigen, zu dem Romantiker wie Klassizisten mit Ehrfurcht aufschauten. Vor den Bildern, die wir heut vorlegen, führte Feuerbach, der große Ästhetiker, seinen Sohn, den künftigen großen Maler, als Knaben in die Antike ein, aber weit bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts wirkten sie in

Digitized by Google

das künstlerische Schaffen fort. Wenn sie uns heute fremd wie Monstra sind, so müssen wir uns also doch wohl sagen: es dürften irgendwelche Werte in ihnen stekken, die wir Heutigen nicht mehr sehn. In Japaner und Chinesen, in Ägypter und Assyrer vertiefen wir uns, bis wir ihrer genießen. Sollt es da ein gar so wunderliches Verlangen sein, daß wir uns auch einmal in unsre eignen Großväter zurückdenken, deren Kultur uns doch auf andern Gebieten klassisch erscheint? Heutzutage, wo das Wort „Biedermeier“ ja längst nicht mehr im Spottsinn allein gebraucht wird, sondern auch vor Werken der bildenden Kunst mit eher zu großem als zu kleinem Respekte?

Eine Kritik Goethes über Flaxman ist bei Goethes Lebzeiten nicht erschienen, erst 1896 kam sie ans Licht. Beutler, dem wir die neue Ausgabe der Zeichnungen verdanken, betont im Vorwort mit Recht, daß Goethe bei aller „Achtung vor dem Geist und dem Talente“ Flaxmans sich „in Reserve“ hielt, er meint, aus kunstpolitischen Gründen, betont aber selbst in anderm Zusammenhang einen Grund, der Goethes Verhalten miterklärt: Goethe beurteilte den Zeichner rein als Zeichner, und so sah er kritisch seine Mängel, wenn er auch die zeichnerischen Werte sah. Anders Schlegel, der sie rein, wie wir heut sagen würden: als „Griffelkunst“ auffaßte, als Anregerin der Einbildungskraft. „Ihre Zeichen“, schrieb er, „sollen Hieroglyphen sein wie die des Dichters. Die Phantasie wird aufgefordert zu ergänzen, und nach der empfangenen Anregung selbständig fortzubilden, statt daß das ausgeführte Gemälde sie wie durch entgegenkommende Befriedigung gefangen nimmt. Der bildende Künstler gibt uns ein neues Organ, den Dichter zu fühlen, und dieser dolmetscht wiederum in seiner hohen Mundart die reizende Chiffresprache der Linien und Formen.“

Beutler schildert das Eigentümliche dieser Kunst so gut, daß wir seine Worte hierhersetzen wollen: „Rom machte ihn ganz zum Anhänger Winckelmannscher Ideen, und ebenso wie Tischbein Umrisse nach antiken Vasen schuf, sind auch seine Zeichnungen im Anschluß an die griechische und unteritalische Vasenmalerei entstanden. Alles Nebensächliche und Unbedeutende ist weggelassen; möglichst nur Vordergrund, keine Szenerie, höchstens ein geschweifter Sessel oder ein Felsblock; nur die Verteilung der Figuren in dem Raum, das Zarterwerden und Anschwellen der wenigen Linien, mit denen der innere und äußere Kontur gegeben ist, lassen das Bild entstehen. Im leisen Abwägen der Anordnung der Gestalten lag die Meisterschaftsfrage; mit einem Blick mußte das Bild überschaut werden können, leicht faßlich und klar gegliedert, um den nachgehenden Sinn fühlen zu lassen, wie hier der gleichmäßige Rhythmus der Komposition, dort eine leicht gestörte Symmetrie, das Aussetzen eines erwarteten Taktes den Mittelpunkt des empfundenen Reizes bilden. Teilweise hat Flaxman dieses Problem so gelöst, daß man ein Urteil anwenden möchte, das einmal in Weimar über die besten der antiken Vasenmaler gefällt worden ist, deren Sorgfalt, mannigfaltige Massen gegeneinanderzustellen, besonders die Extremitäten der Körper bei Gruppen gegeneinander in eine regelmäßige Lage zu bringen, so äußerst überlegt und glücklich sei, daß das Kunstwerk, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse

Digitized by Google

sieht, noch immer dem Auge als ein Zierat erscheine.

Allerdings lag eben hierin eine große Versuchung zum Reindekorativen, zu einem Verzicht darauf, den seelischen Gehalt des Gegenstandes ausschöpfen zu wollen. Flaxman ist dieser Gefahr durchaus nicht immer entgangen. Nur soll man bei diesem Urteil nicht die Bedingungen der Technik übersehen. Es ist gut möglich, Lieblichkeit der Ruhe, Anmut der Bewegung auf die Formensprache weniger Linien zu bringen; auch episch zu schildern, ist diese Manier trefflich geeignet, feiert Triumphe in der Darstellung des Komischen; aber es stellt ganz außergewöhnliche Aufgaben, das Pathetische im geistigen Ausdruck mit denselben kargen Mitteln wiederzugeben. Die Farbe ist hier kaum zu entbehren; nur das Gegeneinanderwirken und die fein abgestuften Übergänge von Hell und Dunkel können der Leidenschaft Energie zugleich und Leben leihen. Der Konturstrich aber muß immer sparsam bleiben, darf nur ein paar Striche zur Charakterisierung benutzen, das heißt er kann nur andeuten, wo er aussprechen muß. Deshalb wird er, wo er heroisch sein soll, leicht zur Maske, wenn nicht zur Grimasse.

Noch eine andre Schwierigkeit brachte der Verzicht auf alle Tonwirkung mit sich. Die räumliche Tiefe mußte möglichst vermieden werden. Denn wollte sich der Künstler nicht ganz den breiten Schattenlagen ausliefern, die ab und zu, besonders um die Distanz für das Wunderbare zu gewinnen, in paralleler Horizontale über das Bild geführt werden, so mußte er die Raumdarstellung durch Überschneiden und Verkürzen der Figuren glaubhaft machen. Das aber ist ein gewagtes Mittel, wenn der Linie jede Unterstützung durch den Schatten fehlt, und ganz ohne Unklarheit ist es deshalb beim Konturstrich auch nicht abgegangen."

Wir Deutschen aber werden die „überschwengliche Begeisterung" für Flaxman, von der Goethe spricht, am ehesten begreifen können, wenn wir sie mit Schlegel zunächst als Anregerin der Phantasie auffassen. Wo sie überhaupt wirkt, wirkt sie mit einem Mindestmaß von Mitteln und darin liegt ihre ästhetische Kraft. Man blicke auf das Blatt von Odysseus, den der Hund erkannt hat, der nun stirbt. Als Gegensatz dazu auf das wilde Bild der Szylla und Charybdis. Wieder auf das Achilles', der Hektors Leichnam schleift. Vielleicht gewinnt so der Abseitstehende am schnellsten ein Verhältnis zu dieser Kunst. Ich meine nicht, daß sie uns *groß* erscheinen wird. Dazu ist sie schon nicht ursprünglich genug, zu abgezogen, zu reflektiert. Doch wird uns auch nicht nur das eigentümlich Geschmackvolle dieser Kunst eines uns entfremdeten Geschmackes ansprechen. Wir werden über die Manier einer überkommenen Kulturkunst hinaus oft ein edles und feines Fühlen finden, das einige Stunden des Verweilens auch uns Heutigen lohnt.

Die neue, im Insel-Verlage erschienene Ausgabe gibt „Flaxmans Zeichnungen zu Sagen des klassischen Altertums" auf die Hälfte verkleinert, sonst aber „zum erstenmal seit der Originalausgabe in ihrer rechten Form", ohne nachträgliche Schraffierungen und sonstige Änderungen. Sie verdient durchaus eine Empfehlung. Unsre Nachbildungen sind ihr entnommen.

A

Digitized by Google

Die bayrischen Jubiläumsmarken

Angewandte Kunst

werden, scheint uns, schärfer kritisiert, als nötig wäre. Ihr Hauptfehler ist nach unserm Gefühl, daß der Kopf des Prinzregenten in dieser Ausführung nicht in den Kranz paßt: die Umrahmung ist in ganz anderm Sinne stilisiert, als der Kopf. Hielten die Buben ein großes Medaillon oder eine Schaumünze mit dem Bildnis des alten Herrn, so hätte das Ganze mehr Stil: so ist es nicht, ist es noch weniger graphisch, als die andern bayrischen Marken. Aber: das Ding wirkt überaus lustig. Es ist nicht die entsetzliche Hofkunst-Feierlichkeit darin, die mit Nordlicht jetzt gelegentlich auch nach Bayern scheint; eine frohe Sache wird fürs Volk frohgemut und volkstümlich behandelt. Wer's anschaut, lächelt über die beiden Buben, die trotz der Flügel durchaus vom Isarufer stammen, und freut sich darüber, daß auch der alte Herr in der Mitte von ihnen und ihrem Bildner keinerlei Hofzeremoniell verlangt hat.

Aus Saalathen

Heimatpflege

Die Universitätsstadt Jena hat Eisenach und Weimar an Größe überflügelt, weil es seinen Nachbarort Wenigenjena aufgeschluckt hat. Dieses Wenigenjena, das jetzt Jena-Ost heißt, ist berühmt durch die Schillerkirche, das kleine, turmlose Kirchlein, das Schiller „der Kosten halber" für seine Trauung mit Charlotte von Lengefeld wählte. Dies Kirchlein hat man jetzt freier gelegt, und so stellt es sich trotz seiner ungereimten Ausbesserungen an dem einen Portal doch als ein ehrwürdiges, schönes und in seiner Bescheidenheit rührend sympathisches Bauwerk den Blicken dar. In die Umgebung von lauter kleinen Bauern- und Landhäusern paßt es trefflich — oder paßte es vielmehr; denn nicht lange wird es dauern, so verschwindet dieser einheitliche und angemessene Charakter des Dorfes. Wenigenjena wird bald zur Großstadtvorstadt. Unmittelbar neben die Land- und Bauernhäuschen, die den Eindruck schlichter Schollenzugehörigkeit machen, sind ganze Straßenreihen von Mietkasernen gesetzt. Wie ein Blutbad in der Saaleflur dehnen sich die fensterlosen roten Rückseiten dieser Arbeiterwohnhäuser aus. Man sieht in die Hofseite (besser Rückseite) hinein und empfindet das ganze Elend dieser geschlossenen Bauweise, unmittelbar neben großen Strecken freien Geländes. So in trostlosen Baublöcken düsterster Art kriecht das Städtchen an den Jenzig heran, den „Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel". Platz genug ist zwar da — war es notwendig, hier in diesem Gelände solche Miethäuser zu gestatten? Die Grundrente steigt mit der Höhe der Häuser; der Mietpreis steigt aber auch mit der Höhe der Häuser; diese Sätze des bekannten Nationalökonomen Rud. Eberstadt sind Anklagen der Verwaltungspolitik, und dies bewahrheitet sich hier wieder einmal mit erschreckender Deutlichkeit. Wäre hier nur landhausmäßige Bauweise erlaubt, so würde sich allenfalls das bebaute Gelände schneller ausdehnen, und die Verkehrsanlagen — elektrische Bahn — hätten die Kleinigkeiten in der Entfernung auszugleichen. So aber wohnt man genau so teuer in Etagenwohnungen ohne Luft und Licht, die an der Straßenseite mit einem elenden gespreizten Firnis von modischer Gefallsucht überzogen sind.

Der Fall verdient die Erwähnung an dieser Stelle vielleicht weniger an sich, denn als Beispiel und insbesondere zur Warnung für

Digitized by Google

solche, die alte Kulturstätten zu wahren haben und bei denen, wie hier, Landschaftsbilder ernstlich gefährdet sind.

Naturschutz

Von den Bäumen

Stephan Zweig schreibt uns: „Ich glaube, daß man einer guten und wirklich fruchtbaren Idee zuliebe unter Umständen auf einen übertriebenen nationalen Ehrgeiz Verzicht leisten und sich nicht schämen soll, einen guten Gedanken des Auslandes in Deutschland einzupflanzen. Ich möchte die deutschen Verleger, die ja gerade in erzieherischen Dingen einen ganz bewundernswerten Eifer entfalten, nachdrücklichst auf ein Werk aufmerksam machen, das in Belgien bei irgendeinem versteckten kleinen Verleger erschienen ist und einen schönen Gedanken aufs glücklichste, allerdings mit unzulänglichen Mitteln, auszuführen sucht. Ein junger belgischer Dichter Louis Pierard veranstaltete dort eine Anthologie, die den Kindern nach und nach die Gegenstände und Erscheinungen der Natur aus den Werken der Dichter und den Bildern der größten Maler lieb und vertraut machen soll. Er beginnt mit den Bäumen und wählt aus der französischen Literatur nicht nur die schönsten Gedichte aus, die den Bäumen gelten, sondern gibt den jungen Lesern durch kluge und sehr belebte Auszüge aus statistischen Werken gleichzeitig zu verstehen, daß hier die Natur jenes Wunder hervorbringt, das die Kunst des Menschen so oft vergeblich nachzuahmen sucht: mit größter, anscheinend zweckbefreiter Schönheit auch Nützlichkeit zu vereinen. Die Kinder können aus diesen Beispielen lernen, zu hören, daß in dem Rauschen der Blätter Musik ist, in dem aufrechten, ungebeugten Trotz gegen Wind und Wetter ein moralisches Beispiel, sie werden gleichsam im Spiel erzogen an der Ehrfurcht der großen Dichter vor diesen wunderbaren Erscheinungen, die Bäume als etwas Lebendiges und fast Heiliges zu betrachten, das nicht mutwillig geschändet oder verstümmelt werden darf. Die beigegebenen Bilder lassen sie ohne jede ästhetische Doktrin zugleich verstehen, ein wie einziger Schmuck der Landschaft die Bäume sind, gleichgültig, ob es einer schmächtigen Birke Stand ist, der in silbrigen Wäldchen Zuflucht vor der brennenden Sonne gewährt, oder ein afrikanischer Riesenbaum, der einsam, wie ein Wahrzeichen, sich in der Wüste aufrichtet. Dieses Lob der Bäume aber ist nur als erster Band einer großen und pantheistisch aufgestuften Anthologie zum Lobe der ganzen Natur gedacht. Ihm sollen die Darstellung der Blumen, der Landschaften, des Meeres und der Tiere folgen, damit die Kinder, langsam weiterschreitend vom scheinbar Unbelebten zum Belebten, schließlich auch die Liebe zum Menschen und damit zu sich selbst lernen.

Ich könnte mir denken, daß in Deutschland dank der ungleich größeren Bevölkerungszahl und vor allem dank der vortrefflichen Organisation unsrer Verleger und Lehrer ein ähnliches Unternehmen prachtvolle Wirksamkeit gewinnen könnte und einerseits den Sinn für die Natur bei den Kindern stärker entflammen würde, anderseits sie aber aus den Proben auch mit der Kunst und der Dichtung vertrauter machen könnte. Darum möchte ich diese interessante Anthologie von Louis Pierard — sie heißt „Aimons les arbres!“ (erschienen bei Dufranne Friart, Frameries, Belgien) — den deutschen Lehrern und Verlegern eindringlichst zur Beachtung emp-

Digitized by Google

fehlen; und sollte einer tatsächlich die Absicht verwirklichen wollen, so weiß ich dafür keine schönere Einführung, als die kleine Einleitung Emile Verhaerens an die Kinder, die ich hier beifügen möchte, weil sie mir wunderbar die edle Idee dieses Buches zu erfassen und zu vertiefen scheint:

»Ihr Kinder, an die sich dieses kleine Buch wendet, seid euch immer dessen bewußt, daß euer größter Schatz eure beiden Augen sind. Ihr habt sie da vorne, unter eurer Stirn. Ihr könnt sie mit euren kleinen Händen anrühren und in einem Spiegel betrachten. Sie gehören euch, gleichviel, ob ihr reich oder arm seid. Sie gehören euch ganz allein und bedeuten euch zwei sichere Quellen der Freude. So wie das Wasser den Himmel spiegelt, so spiegeln eure beiden Augen die Blumen, die Landschaften, die Bäume, die Tiere, die Menschen, die Dörfer, die ganze Welt. Nun müßt ihr nur noch lernen zu schauen, und wenn ihr gelernt habt, richtig zu schauen, so werdet ihr bewundern und werdet lieben.

Eine Blume, eine Rose, eine Primel, ein Veilchen, eine Tulpe, eine Lilie, jede ist ein Wunder. Kein Mensch kann sie so schön anfertigen, als sie die Natur geschaffen hat. Er kann vielleicht ihren Bau nachahmen, aber ihre Frische kann er nicht wiedergeben. Wären nur einige wenige Tulpen in der Welt, so würde man von den fernsten Ländern herlaufen, um sie zu sehen, und es wäre euch sicherlich verboten, sie zu pflücken. Ihr aber dürft ungestraft euch daraus ein Bündel reihen. Dennoch sollt ihr von dieser Freiheit nicht übermäßigen Gebrauch machen. Löst sie aus keinem andern Grunde von ihrem Boden los, als um ihnen näher zu sein und sie besser zu lieben. Betrachtet jeden ihrer Kelche, seine Durchsichtigkeit, seine Biegung, seine Adern, seine Haut, durch die der Saft quillt, wie das Blut durch eure Hände, seine zartrote Farbe, die so bezaubernd ist, wie die eurer Wangen, und begreifet dann nach und nach, daß es ebenso schlimm wäre, eine Blume ohne Zwang zu verletzen, wie euch selber weh zu tun. Später einmal wird man euch erklären, daß ihr die Freunde von all dem sein müßt, was es auf Erden gibt: Inzwischen macht euch zu Freunden dessen, was der Schmuck der Erde ist, der Blumen, der Bäume und der Tiere.

Nehmt vom Gesträuch und von den Bäumen nichts, als ihren Schatten! Laßt ihre Zweige frei ausgreifen und reißt kein Blatt im losen Spiele ab. Menschen, die ohne Zweck zerstören, sind schlechte Menschen. Wenn ihr auf eurem Wege irgendwo einem jungen Baume begegnen werdet, den man geknickt oder ausgerissen hat, so erkennt, daß hier ein schlechter Mensch vorbeigegangen ist. Es war ein Feigling, der einen Wehrlosen schlug. Man straft diejenigen, die in den Häusern stehlen, ihre Türen aufbrechen und Gegenstände rauben. Diejenigen, die die baumbestandenen Fluren zerstören, nur um zu zerstören, zu vernichten, sind ebenso verbrecherisch. Nein, sogar noch mehr, denn sie handeln aus reiner Bosheit, während die andern wenigstens die Entschuldigung haben, daß sie irgendeinen Vorteil aus ihrer Schlechtigkeit ziehen wollten.

Wenn ihr dann einmal dazu gelangt seid, die Blumen und die Bäume zu achten, so werdet ihr auch sicherlich dazu gelangen, die Erde selbst zu lieben, die sie trägt, das Licht, das sie badet, das Wasser, das sie nährt. Ihr werdet die

Digitized by Google

ganze Gegend lieben, die sie einschließt, kurz, ihr werdet den Winkel lieben, wo ihr geboren seid: Ihr werdet eure Heimat lieben. Alle diese Arten Liebe sind miteinander verbunden und stufen sich untereinander ab. Sie sind gewissermaßen die erste Schwelle einer ungeheuren Stiege, die unablässig emporsteigt. In der Schule lehrt man euch die Geschichte der Helden, die dort gelebt haben, wo ihr nun seid, aber man vergißt oft, euch zu sagen, wie sehr diese Großen von einst die Landschaft, die Gegend liebten, die vor ihren Augen war. Wenn es auch nicht jedem gegeben ist, sie in ihren großen Taten nachzuahmen, so könnt ihr ihnen wenigstens in ihrem täglichen Leben Folge leisten, die Erde und den Himmel mit ebenso bewegtem Blick sehen, als sie sie einst schauten, in den Wäldern und Feldern dahin gehen, wo sie einst gingen, und euch ihrer würdig zeigen, durch euer schlichtes, aber im Tiefsten der gleichen Erde geweihtes Leben, für die jene gestorben sind. Beginnet ihr so, so werdet ihr später die ganze Welt lieben.«"

So weit Stephan Zweig und Emil Verhaeren. Der Dürerbund ist aber auch nicht faul gewesen, er hat als seine 81. Flugschrift soeben die „Baumpredigt" von J. A. Lux herausgegeben, der sich andre kleine Aufsätze zur Baum- und Pflanzenpflege von Avenarius, Mader, Thümer und andern anschließen. Beigefügt sind der kleinen Schrift die Reproduktionen von 36 Photographien nach der Natur, welche die Werbekraft unsrer Flugschrift für den Baumschutz wohl trefflich unterstützen können. Unsre Freunde schulden den Dank für sie jenen zahlreichen Dürerbundmitgliedern, die auf eine Bitte im Kunstwart hin uns ein reiches Material von Baumphotographien aus allen Gegenden Deutschlands zur Auswahl schickten. Die Flugschrift wird einzeln für 50 Pfg. abgegeben, ist aber natürlich für Massenverbreitung gedacht; hundert Stück davon kosten 30 M. Von den Bildern gibt unsre Illustrationsbeilage ein paar Proben.

Handel und Gewerbe

Gasthausreform

Die Ende Mai in Dresden abgehaltene Tagung des Vereins für Gasthausreform bot ein sehr klares und übersichtliches Bild der Bestrebungen für das „neue Gasthaus". Zunächst wurde betont, daß man es mit einer rein wirtschaftlichen Frage zu tun habe: es habe keinen Sinn, andre Gasthäuser zu fordern, wenn man nicht die wirtschaftlichen Grundlagen, auf denen sie aufgebaut sind, ändre. Hat der Wirt, wie jetzt, in der Regel hohe Preise für die Konzession an den ersten Besitzer zu zahlen, so müssen sie leider Gottes so sein wie sie sind: auf den Gewinn durch den Alkohol angewiesen. Das ist vor allem dort für die Bevölkerung äußerst bedenklich, wo sie vom Wirt abhängig ist: Wo das Gasthaus die Wohnung ergänzen muß, wie beim Industriearbeiter, der des Mittags nicht für den weiten Weg zu seinem Heim Zeit genug hat; oder auch beim Landarbeiter, der mehr und mehr aus dem Hause und vom Tische seines Herrn gedrängt wird. So entwachsen die neuen Formen des Gasthauses in der Tat auch neuen Bedürfnissen. Die Industriebezirke verlangen gut verwaltete Speisehäuser; die ländlichen Gebiete Mittelpunkte für die Wohlfahrtspflege, Räume für die Wanderkurse, die winterliche Geselligkeit, das Liebhabertheater, kurz eine Stätte wertvoller Erholung. Eine besondere Rolle spielt das Re-

Digitized by Google

formgasthaus bei der Arbeit der inneren Kolonisation als eine Art Rat-, Gemeinde- und Versammlungshaus. Wo immer aber das Gasthaus öffentlichen und allgemeinen Bedürfnissen zu dienen hat, kann es diese Aufgabe auch nur dann erfüllen, wenn es als öffentliche Angelegenheit behandelt, das heißt von der Kommune oder einer gemeinnützigen Gesellschaft unterhalten und durch einen Beamten als Wirt verwaltet wird. In den bis jetzt bestehenden etwa fünfzig deutschen Reformwirtschaften ist die wertvolle Möglichkeit gegeben, den Problemen der Volksgeselligkeit und Volksgesundheit von einem ganz bestimmten Punkte aus näher zu kommen.

Rassenhygiene und soziale Bildung

In Deutschland und Österreich wächst der Sinn für Rassenhygiene von Jahr zu Jahr. Vereinigungen aller Art entstehen, die sich die Hebung der Volksgesundheit, insbesondere im Interesse kommender Geschlechter zum Ziel setzen. Der Alkoholgenuß, welcher heute in allen Schichten der Bevölkerung eine überaus verderbliche Rolle spielt, wird erfolgreich bekämpft. Man sucht die Erkenntnis zu verbreiten, daß unter unserm verwahrlosten Geschlechtsleben nicht nur die heutige Generation schwer leidet, sondern daß geschlechtliche Ausschweifungen und Geschlechtskrankheiten noch auf Kindern und Kindeskindern wie ein Fluch lasten. Andere wenden wieder der Pflege der Kinder ihr Augenmerk zu und fordern, daß die schwangere Frau rechtzeitig geschützt werde. Viele setzen sich für eine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse ein oder suchen die Kenntnis von billiger und doch gesunder Nahrung zu verbreiten. Alle diese Bestrebungen entwickeln sich aber nicht immer in jener Richtung, die allein dauernden Erfolg ermöglicht.

Es genügt nicht, den einzelnen aufzufordern, sein Leben besser einzurichten, wenn man die Verhältnisse unverändert läßt, die ihm eine Änderung erschweren oder unmöglich machen. Will man ein ganzes Volk zu Reformen bewegen, so darf man sich nicht allein an die charakterstarken und aufopferungsfähigen Naturen wenden, man muß vor allem mit jenen rechnen, die zwar guten Willens, aber doch nicht bereit sind, erhebliche Hindernisse unter Anstrengungen zu überwinden. Es ist wenig damit getan, den Ziegelarbeitern Abstinenz zu predigen, wenn diese Leute den ganzen Tag bis über die Knie im nassen Lehm stehen, um ihn geschmeidig zu treten und überdies nur schwer andre als alkoholische Getränke erhalten können. Es genügt nicht: die Schäden des Alkohols einem Arbeiter nachzuweisen, der durch unerträgliche Staubmassen zum Alkoholgenusse gereizt wird. Weit wirksamer ist in solchen Fällen jede Reform, welche die Arbeitsverhältnisse verändert. Ein Staubsaugeapparat ist oft erfolgreicher als eine Abstinenzpredigt. Was soll ein Bauarbeiter tun, der fern von einem schützenden Dach unter ungünstigen Witterungsverhältnissen arbeitet, wenn ihn nur der Alkohol von seinen Unlustempfindungen befreit? Was hilft's, daß man einem Studenten vorhält, das übliche Geschlechtsleben der jungen Leute sei kulturell und ästhetisch minderwertig, und überdies die Ursache überaus gefährlicher Krankheiten, wenn man ihm keinen Ausweg zeigt? Die Mitteilung, medi-

Digitized by Google

zinische Autoritäten hätten festgestellt, daß Enthaltsamkeit nicht schädlich sei und durchgeführt werden könne, macht vielleicht auf solche Eindruck, die mit einem besonders starken Charakter oder einer mäßigen Sinnlichkeit ausgestattet sind, wird aber wirkungslos bleiben, wenn ein anders gearteter Mensch von zwanzig Jahren in seiner Vollkraft sich vorstellen muß, daß er hoffentlich in — zehn oder fünfzehn Jahren werde zur Ehe schreiten können. Hingegen kann man, wie die Erfahrung beweist, die größten Erfolge erzielen, wenn man jungen Leuten die Möglichkeit der Eheschließung in jungen Jahren, etwa nach Abschluß der Studien in Aussicht stellt. Ebenso wirken alle hygienischen Belehrungen erst dann, wenn der einzelne ohne Entbehrungen auf anderen Gebieten in die Lage versetzt wird, den guten Ratschlägen zu folgen. Wer den Alkoholismus bekämpfen, wer die sexuellen Schäden beseitigen, wer die Wohnungsverhältnisse verbessern will, der muß die Bedingungen schaffen helfen, welche die Verbesserung der Schäden erleichtern oder erst ermöglichen. Wer wirklich den Alkoholismus der Arbeiter bekämpfen will, muß neben der Antialkoholpropaganda alle Bestrebungen fördern, welche den Arbeitslohn der Arbeiter erhöhen, weiß man doch, daß von einem bestimmten Punkt an steigender Arbeitslohn den Alkoholgenuß herabsetzt, da der besser entlohnte Arbeiter immer mehr Geld für die Befriedigung edler Bedürfnisse auszugeben bereit ist.* Wer die geschlechtlichen Schäden bekämpfen will, muß Mittel und Wege suchen, die jungen Leuten frühzeitig ein Einkommen gewähren, das die Eheschließung erlaubt. Wer die Wohnungsverhältnisse bessern will, wird sich mit vielen Fragen beschäftigen müssen; er wird die Gartenstadtbewegung studieren, und sich vor allem mit der Bodenreform vertraut machen.** Dies alles reicht aber noch immer nicht aus, weil die Erhöhung der Arbeitslöhne, die Beschaffung eines Einkommens in jungen Jahren, die Durchführung der Bodenreform selbst wieder mit andern sozialen Tatsachen zusammenhängen, mit unsrer gesamten Wirtschaftsordnung, mit der Art und Weise, wie Privateigentum und öffentliches Eigentum verteilt sind, mit der Art und Weise, wie wir produzieren und die produzierten Waren verkaufen. Wenn auch nichts irriger wäre, als die Annahme, daß alle Schäden dadurch zu heilen sind, daß man die Einkommen erhöht — sehen wir doch gerade in den wohlhabenden Ständen Alkoholmißbrauch, sexuelle Ausschweifung, unhygienische Lebensweise sehr verbreitet — so ist anderseits eine rein individuelle Propaganda auch nicht ausreichend. Man muß den sozialen Zusammenhängen dauernd ein Augenmerk zuwenden, muß einsehen lernen, daß alle Tatsachen des sozialen Lebens aufs engste miteinander verknüpft sind. Nur so ist zu hoffen, daß sich jeder Staatsbürger seiner Pflichten bewußt wird,

* Treffliches über diese Frage in der jedem zu empfehlenden Schrift von Alfred H. Stehr, „Alkoholgenuß und wirtschaftliche Arbeit“. Sehr lesenswert auch: E. Vandervelde, „Alkohol, Religion, Kunst“, deutsch von Pernerstorfer, vor allem S. 42 ff.

** Über die Bodenreform unterrichten am besten die Schriften Damaschkes, über welche der Kunstwart schon mehrfach berichtet hat.

Digitized by Google

denn nur so erkennt er, daß er mitschuldig ist an allem, was geschieht. Hat er doch als Wähler einen erheblichen Einfluß auf die Zusammensetzung des Parlaments, hat er doch, zumal in Verbindung mit Gesinnungsgenossen, die Möglichkeit, seiner Meinung laut Ausdruck zu geben und so auf die allgemeine Meinung und die der gesetzgebenden Körperschaften einzuwirken. Wir haben die Zeit der politischen und sozialen Unmündigkeit überwunden und würden uns ein schlechtes Zeugnis ausstellen, wollten wir für alles die „Regierung" verantwortlich machen. Wir leben in einem demokratischen Zeitalter und können, verbündet und zu Reformen entschlossen, auf dem Wege der Gesetzgebung und durch Einfluß auf die öffentliche Meinung Bedeutsames erreichen. Daß wir oft unentschlossen und den Erfolg bezweifelnd zusehen, wie alles seinen Gang geht, und höchstens über die Mißstände der Regierung klagen, beweist nur: wir sind uns über unser Verhalten als freie Staatsbürger noch nicht klar.

Nichts wirkt trostloser als die Beobachtung, daß viele Vereinigungen von Studierenden an den deutschen und österreichischen Hochschulen, welche rassenhygienische Reformen fördern wollen und von denen man doch wohl soziales Verständnis erwarten dürfte, ebenso wie andere Vereine, die dieses Ziel im Auge haben, eine erschreckende Unbekanntschaft mit sozialen Dingen aufweisen. Gerade derartige Vereinigungen müßten systematisch die Belehrung über soziale Fragen pflegen. Es müßte ein unerläßlicher Programmpunkt aller Vereinigungen dieser Art sein, soziale Einsicht fördern zu wollen, und ebenso alle sozialen Bestrebungen, welche durch Umgestaltung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse mittelbar die Bedingungen für ein gesundes Volksleben zu schaffen suchen. Das Volksleben ist, wie das Leben des einzelnen ein Ganzes. Wer es in einem bedeutsamen Teil reformieren will, muß sein Augenmerk auf das Ganze richten und seine Kräfte demgemäß verwerten. H. O.

Geduld

Nach der Festaufführung zum Besuch Kaiser Wilhelms in London, „die zu den glanzvollsten Ereignissen der ganzen Theatergeschichte gehörte", sollen, so berichteten die Zeitungen, die englischen Hocharistokraten und Theaterbesucher mit ihren Damen sehr lange haben warten müssen, bis sie vom Theater wegfahren konnten, weil die Abfahrt der Hofgesellschaft vorging. Die Situation der befrackten und zylinderbedeckten Herrn, noch mehr der teilweise wenig bedeckten oder nur von leichten, empfindlichen Prachtstoffen umhüllten Damen sei im Regen äußerst unangenehm gewesen. Jedoch, wunderbarerweise habe man kein Murren, kein Schelten, keine Übellaune, keine Ungeduld bemerkt. Ein Zeichen von der Macht der guten Erziehung, meinte der Berichterstatter eines großen deutschen Blattes, denn ärgerlich sei diesen Herrschaften der Vorfall gewiß auch gewesen, nur merken ließen sie es nicht.

In dieser Anmerkung des Berichterstatters liegt etwas Richtiges, auch etwas Falsches. Denn: wer sich zu Geduld in solchen Lagen erzogen hat, dem fällt auch insofern Gewinn zu, als ihm die Lage an sich weniger ärgerlich ist als den andern. Was ist Geduld, sofern sie nicht ein bloßes, im Ernstfall versagendes, innerlich wertloses und äußerlich entstellendes Spiel mit Gesichtmuskeln ist? Doch wohl die

Digitized by Google

klare Einsicht in die Umstände, eine Überlegung wie diese: es wird jetzt eine Weile „zwecklos" vergehen, — aber ich verliere, genau betrachtet, nichts Wesentliches dabei, komme vielmehr zum Essen und ins Bett noch früh genug. Es ist nicht zu ändern, also nutze ich die Zeit, um nachzudenken über das Gesehene, oder um über meine Umgebung mich zu erheitern, oder um irgend etwas andres zu tun.

Wer glaubt in Deutschland, daß eine solche Überlegung zur Gewohnheit, ja zur Lustquelle werden kann? Und doch sei sie als ein Allheilmittel gegen zahllose lachhafte und tief sich einfressende Ärgernisse, als ein Beitrag zur Diät der Seele gerade jetzt empfohlen, wo nicht bloß die hygienische Ausstellung, sondern auch die Reisezeit beginnt, die Zeit wo das Eile mit Weile bei so vielen sogar zum Weile mit Eile wird. Schon die Abreise daheim geschieht ungeduldig: Eisenbahnfieber. Und doch ist es weder wahrscheinlich noch ernstlich glaubhaft, daß gerade am Abreisetag alle Uhren daheim plötzlich nach- oder alle Bahnhofuhren vorgehen sollten, auch nicht, daß die Droschke gerade an diesem Tag doppelt soviel Fahrzeit wie sonst zum Bahnhof brauchen wird, selbst eine Fahrplanänderung gehört zu den Seltenheiten. Am Fahrscheinschalter wird man weiter den Dienstbeamten durch das Drängeln der Mitkäufer kaum zu rascherer Ausgabe der Karten veranlassen, maßen er nichts davon spürt. Endlich, am Bahnsteig vollzieht sich ein Kämpfen um die erste Bekanntschaft mit dem Knipskontrolleur. Hier allerdings erhebt sich Widerspruch: nicht Ungeduld drängt zum Zug, sondern die Hoffnung auf den — Eckplatz. Doch ich ergebe mich diesem eckigen Argument nicht: Frage sich jeder, mag er auch noch so eckensitzerisch veranlagt gewesen sein, ob er häufiger als in der Hälfte der Fälle einen Eckplatz erwischt hat. Es gibt auch im Eisenbahnwesen so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit, und wer aus philosophischen Gründen zu der Einsicht gekommen ist, daß ihm sein Lebensschicksal nur manchmal ein Eckenglück zubringen kann, der lächelt über diese Jagd. Er wird bald wissen, daß auch die Mittelplätze mit ihrer Bewegungfreiheit individuelle Vorteile bieten und daß die Sitze am Gang im D-Zug sogar mit ihrer Doppelaussicht oft vorzuziehen sind. Im Winter sind die beliebten Eckplätze sogar meistens unausstehlich kalt . . . doch nicht von der Geduld soll hier die Rede sein, die der deutsche Untertan seit fünfzig Jahren bezüglich der Entwicklung des Eisenbahnwesens noch immer mit den allfälligen Regierungen hat. Sondern ganz im Gegenteil von der, die Lustquelle, Frohheit, ein fröhliches Lächeln und ein ärgerloser Gelegenheitsonnenschein im Dasein ist. Von der Geduld, die, wo sie im Gegenüber ein Gleiches ahnt, sofort sympathische Gefühle erweckt, die Ausdruck einer vernünftigen Selbsterziehung und eines gesunden Willens zur Freude ist. Soll noch ein letztes überwältigendes Beispiel von ihrer Macht gegeben werden, so sei es dies: ihre Inhaber, in der Überlegung, daß fünf Minuten meist in ihrem Reisezeithaushalt belanglos sind, beschäftigt damit, über alle jene Privatiers und Rentiers zu erstaunen, die auf dem Bahnhof so plötzlich den unermeßlichen Wert der Zeit entdecken, — ihre Inhaber, sage ich, vermögen es, nicht augenblicklich nach Abfahrt des Zuges ihre belegten Brötchen oder Semmeln auszupacken. In Fällen von einer den Normalreisenden geradezu

Digitized by Google

pathologisch anmutenden Hypertrophie des Geduldsinnes sollen sie sogar andere erst gänzlich aufessen gesehen haben, ehe sie begannen.

Kann man Höheres zum Lobe der Tugend Geduld sagen?

E. Nidden

Auch ein Kulturbildchen

In einem einzigen Berliner Polizeiberichte lesen wir:

„Einer angeblichen Schauspielerin kam auf einer Automobilfahrt vom Palais de danse in der Behrenstraße nach der Eisenacherstraße eine goldene Handtasche abhanden, die 2600 Mark wert ist. Der breite goldene Bügel der Tasche trägt an einem Ring einen kleinen Spiegel, dessen Rand mit drei großen Brillanten besetzt ist. Die Tasche enthält an der inneren Seite die Aufschrift: »Andenken an Ostende. August 1910.« — Eine andere Dame verlor auf der Untergrundbahn während der Fahrt vom Spittelmarkt nach dem Leipzigerplatz ein wertvolles goldenes Maschenportemonnaie, das mit Brillanten und Rubinen besetzt war und 50 Mark bares Geld, eine goldene Kette und eine goldene Damenuhr enthielt. Der Innendeckel dieser Uhr trägt die Gravierung: »Mein Liebling.« Für die Wiederbeschaffung des Portemonnaies hat die Verliererin eine Belohnung von 250 Mark ausgesetzt. — Einer dritten Dame wurde eine goldene, hufeisenförmige, mit 13 kleinen Brillanten besetzte Brosche, die 1500 Mark gekostet hat, gestohlen."

Malt das nicht ein Stückchen Leben wie die schönste Kinematographenaufnahme mit Naturfarben? Eine andre Frage ist ja freilich, ob es ebenso erfreulich anmutet.

Gottlob ungeschehenes Entsetzliches

Zu den Tagesereignissen

wäre dann wirklich geschehn, wenn der Reichskanzler mit einem sozialdemokratischen Abgeordneten in Sachen der elsässischen Verfassung konferiert hätte. Daß dies geschehen sei, ward nämlich gemeldet. Darauf bei der äußersten Rechten tiefe Empörung: eine Aufklärung ist der Reichskanzler schuldig. Und genau ebenso tiefe auf der äußersten Linken: eine Aufklärung ist die Fraktion schuldig. Aber das Unerhörte, daß Regierung und Sozialdemokraten sich besprochen hätten in einer Sache, bei der nachher die Sozialdemokraten für die Regierung stimmten! Gottlob also, es war ja nicht geschehn.

Was uns trösten kann

Vom Ausland

Wie wenig beliebt wir reisenden Deutschen sind, davon ist in der letzten Zeit ziemlich viel gesagt und geklagt worden. Meiner Ansicht nach mit gutem Grund, denn erstens, man kann uns wirklich sehr vielen Orts nicht leiden, und zweitens: es ist doch kaum anzunehmen, daß das immer allein an den andern liegt. Woran liegt es bei uns? Meinen persönlichen Beobachtungen nach spielen die großen politischen und wirtschaftlichen Gegensätze dabei keine Rolle, es sind „gesellschaftliche Eigenschaften", die man an uns nicht liebt. Nebenprodukte vom Reserveleutnants- und vom studentischen Komment-Wesen, gemischt mit der Unsicherheit einer Art von Parvenütum, das überlegene Sicherheit markiert. Schon die deutsche Art, sich vorzustellen, schon die Wichtigkeit, die von uns überhaupt auf das Sich-Vorstellen gelegt wird, wirkt auf den Träger älterer Kul-

Digitized by Google

tur mitunter erheiternd. Sehr vielen von uns ist in all dem wirtschaftlichen Aufschwung der letzten Jahre die Würde der Natürlichkeit abhanden gekommen, und so künsteln wir uns eine Würde an. Wir dürfen nicht wagen, uns gehn zu lassen, darum versteifen wir uns. Zu wünschen wäre, daß man die Begriffe des „Korrekten“ und „Patenten“ in der deutschen guten Gesellschaft selbst umwertete.

Was mich trösten konnte, wenn mir meine Landsleute wieder mal komisch erschienen, das war mitunter der Blick — drollig zu sagen: zum Kellner. Auf diesen tüchtigen jungen Mann, der im fremden Lande die fremde Zunge lernte, überhaupt: der lernte und arbeitete und sich gar nicht verpflichtet fühlte, den Beträchtlichen zu spielen. Und über ihn weg der Blick zu diesem Wirt, der früher auch solch ein Kellner gewesen war. Am Gardasee, an der Riviera, vielfach sonst in Italien, in Bosnien, in Dalmatien und weit im Orient — wo gute Gasthäuser sind, werden sie meist von Deutschen aus dem Reich, aus Österreich oder der Schweiz geleitet. Nicht nur brauchbar, sondern vor allem auch: solid. Es gibt Gegenden, deren Landesangehörige sehr über uns die Nase rümpfen, wenn sie aber sicher sein wollen vor Betrug, so gehn sie zu deutschen Häusern. Nicht nur in Gasthäuser, das Gesagte gilt auch noch von allerlei sonstigen wirtschaftlichen Unternehmungen. Und mir scheint: schon der Reisende darf vermuten, daß sich die erfreuliche Erscheinung nicht auf die „Branchen“ beschränken dürfte, die dem Fremdenverkehre dienen.

So ist doch wohl eine wunderliche Zwieheit in uns. Wo wir nichts betreiben wollen, als unser Geschäft, sind wir so tüchtige Kerle, daß uns oft auch der Fremde bevorzugt. Aber wo wir „auftreten“ wollen, geraten wir entweder in Dienerlichkeit oder in eine alberne Gezwungenheit, als wäre des Menschen bester Halt sein Stehkragen. Oder gar in die Ah-Bäh-Arroganz des an dieser Stelle schon früher geschilderten „Besseren“ mit dem geigelten Schädel, dem Habv-Bart, dem Blick der Bedeutendheit und der Schnarr-Stimme, jenes „Bessern“, der allen Gegnern Deutschlands immer so reine Freude macht, weil sie ihn für den Deutschen halten. A

Mann und Weib

Droht unsern Mädchen Vermännlichung durch den Sport?

In einem Briefe bittet mich einer, der von Berufs wegen und aus Neigung mit diesen Fragen vertraut sein müßte, ihm zur Illustrierung eines Vortrags Bilder zu schicken „von Frauen- oder Mädchenfiguren, in deren Erscheinung die Vermännlichung des weiblichen Körpers durch übertriebenen Sport zum Ausdruck komme“. Solche Bilder konnte ich nun nicht herleihen, ich konnte dem Briefschreiber nur mit einem längeren Sprüchlein aufwarten, von dem ich nicht einmal weiß, ob's ihm behagte. Denn Wahrheit und Irrtum sind in solchen Schlagworten allzusehr ineinander verflochten, keines Anatomen Hand und Messer werden das, was man im guten Umgangston „das Weibliche“ nennt, jemals fassen und zergliedern können, keine logischen Bemühungen werden hier zu dauernd gültigen Ergebnissen kommen: immer wird ein Rest dogmatischen Vorurteils oder individueller Veranlagung gerade das Gegenteil von dem für wahr halten, was künstlerisches Sehen und Freiheit des

Digitized by Google

Geistes erobert zu haben glauben. Denn in ewigem Wandel lebt in uns Menschen das Gefühl, die Sehnsucht, die Verehrung für weibliche Schönheit. Hier sprechen Zeiten und Völker verschiedene Urteilssprüche, und wenn der Mensch der Stil ist, so hat in jedem Weltanschauungs-, Lebens- und Kunstwandel auch das Weib seinen Stil geändert. Wer hier mitzurichten wagt, der muß von der Bedingtheit seines Glaubens und Hoffens überzeugt sein. Trotzdem hat in diesen Fragen kein andrer als der Lebende Recht, und der braucht sein Ideal nicht zu verbergen. Unser Ideal ist das gesunde, vollkräftige, frische, blutreiche, kernfeste, unverschnürte, mutige Weib, die aufrechte, blühende und tapfere Mutter so wettersichrer und sonnengebräunter Kinder, die glückliche und glückspendende, zwar nicht gleichartige aber gleichwertige Genossin des Mannes. Und die hat als Mädchen und Jungfrau den Sport und die Körperkultur genau so nötig wie der Knabe und Jüngling, die soll wandern, laufen und springen, klettern, spielen, turnen und schwimmen wie der Gefährte. Wird sie dadurch zum Manne werden? Sind jene natürlichen Bewegungen nicht auch für sie natürlich? Gibt es gute Übungen — gute im physiologischen und anatomischen Sinne —, sind diese bis auf ganz wenige nicht ebenso gut für sie wie für ihn? Wir sind dessen getrost, daß die Natur, die den großen Wesensunterschied der Geschlechtigkeit in Körper und Seele senkte, sich diesen Wesenskeim und -trieb nicht so leicht zerstören lassen wird, wie's ängstliche Gemüter fürchten. Sollen Laufen und Springen und Schwimmen dem Weibe nehmen können, was es sein Eigenstes nennt? Wenn das Mädchen frank und frei mit leichten, großen Schritten dahingeht, ist es deshalb weniger Mädchen, als wenn es in der üblichen Trippelei steckenblieb, in der einige den Inbegriff holder Weiblichkeit erblicken? Wird die Schwester nicht doch anders gehen als der Bruder, wird sie nicht gerade durch dieses Weibliche unter geheimnisvoll unbewußtem Gesetz und doch in voller Freiheit anders laufen und anders springen, als er? Muß nicht auch hier das Wie als das körperlich und seelisch Bedeutungsvollste angesprochen und das Was in die geschlechtslose Sphäre des allgemeinen Menschlichen verwiesen werden?

Man würde dem mehr oder weniger Mechanischen eine allzu große Bedeutung zumessen, wenn man seinen Einfluß bis ins Innerste eingreifend sich vorstellen wollte. Unser Bekenntnis ist, daß sich aus dem Innern heraus das Wesen baue. Bei diesem Bau ist alles, was von außen kommt, nur Mittel und Hilfe! Im Wie der Arbeit und der Ruhe, im Wie des Übens redet der Geist. Ist auch für das entstehende Kunstwerk der Stoff nicht ohne Bedeutung, so ist doch für seinen letzten Wert, für die Kunst an sich, das Wie der Behandlung entscheidend. Und da liegt für sportliche Betätigung der erste Grundsatz, daß die Kraft, die hier sich regt, in ihren Maßen bleibe, sich selbst erkenne, sich abschätze, und nicht im nutzlosen Abrackern, im entstellenden Verzerren ihre Grenzen überschreite und damit ins Häßliche, ins Komische, ins Hilflose verführe. Wir wollen hier ganz davon schweigen, ob solches Maßhalten nicht auch für den Mann gelte, wir wollen nur sagen: hält sich ein Mädchen im Bereiche seiner Kraft, dann mag es laufen und springen, es

Digitized by Google

bleibt das Mädchen, das Weib, das es vorher war.

Diese Formel, so selbstverständlich sie scheint, enthebt uns aller Skrupel und Zweifel. Sorgt dafür — im Sport und Turnen —, daß die Frau nur das tue und wage, was sie sicher und ruhig, leicht und gewandt, ohne sichtbare und entstellende Überanstrengung ausführen kann — nicht immer gleich beim ersten Versuch, aber schon besser beim zweiten, schon gut beim dritten —, seht also einstweilen mehr auf das Wie als auf das Was, und ihr habt für die körperliche Erziehung schon ein so sicheres Richtmaß, daß ihr nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt — vor jeder scheinbaren Schranke wehleidig umkehren müßtet.

Eben erst fangen unsre Mädel an, ein wenig Sport zu treiben, flugs schreit man schon nach einem rettenden Signal! Noch wissen wir ja gar nicht, wie ein durch ernsthafte Körperpflege gebildetes Frauengeschlecht aussehen wird, denn das heutige hat doch nur spärlichen Vorgeschmack davon bekommen; noch können wir nur schüchterne Vergleiche wagen — die uns allerdings mit frohem Mut auf der neuen Bahn forttreiben —, und schon erschrecken einige scharfe Augen, die vorher ach so blind gegen all die elende Verkümmerung und Verweichlichung waren, vor einer „Vermännlichung“ durch den Sport und das Turnen. O, über diese Gouvernantenaugen, die mit Entrüstung die wachsende Eßlust alle anerzogene Dezenz und Zimperlichkeit besiegen sehen, über diese Memmenseelen, die Schüchternheit und Hilflosigkeit und Anlehnungsbedürftigkeit mit Grauen in dieser modernen Metamorphose der Jungfrauen schwinden sehen! Ein Jahrhundert und länger haben Menschen von philiströser Geistesenge in unerhörtem Sitz- und Anstandszwang unsre Mädchen verdrillt und verschnürt! So laßt doch endlich einmal ein paar Jahrzehnte die Mädels aus eignem Gewissen und auf eigne Gefahr erproben, was sie können. Nach zwanzig Jahren wollen wir uns wieder sprechen!

Viel zu sicher ist die Natur ihrer geschlechtlichen Bestimmtheit, als daß sie nicht in Tausenden von Graden und Übergängen ein wundersames, ewig anlockendes Spiel wagen dürfte! Und diese Übergänge, die unzählbaren Umgestaltungen im Knochen-, Bänder- und Muskelbau, in den Proportionen, in Schulter- und Beckenbreite, in der Arm- und Beinlänge, sie führen wohl dazu, daß wir an einer weiblichen Gestalt Formungen und Bewegungen entdecken, die vorwiegend dem andern Geschlecht eigen zu sein scheinen. Immer sollen wir dieser von der Natur im Keime begründeten Variationen eingedenk sein, ehe wir dem Sport eine Schuld zuschieben, wo gar keine da ist. Wo sind denn heute überhaupt die geübten Augen, die darauf eingestellt sind, solche Abwandlungen bewußt zu erkennen und in die innere Architektur des Körperbaues hineinzusehen? Ist nicht für Frau und Fräulein Michel — und mehr vielleicht noch für den jungen und den alten Herrn Michel! — die elegante Verpackung, die äußere Fassade das einzig Anziehende? Was haben wir mit solchem Geschmack gemein? Freilich kann es sein, daß da und dort ein Mädchenkörper Wachstumstendenzen zeigt, die uns einem Knaben angemessen scheinen, daß diese Tendenzen durch sportliche Übungen noch betont worden, und daß ein Vergleich mit einem andern, recht

Digitized by Google

weiblichen und kurzbeinigen Typus den Anlaß geben mag, von einer „Vermännlichung“ zu sprechen: man soll in solchem Falle die Art der Übung kritisieren, aber doch den Sport als solchen nicht anklagen. Die guten Turn- und Spielübungen greifen nicht einmal in das Sekundär-Sexuale. Die gute Betriebsweise muß freilich das Gute der Übungswerte erhalten. Was aber hier schlecht ist, das ist schlecht für beide, für Mann wie Weib. Übertriebene und immer einseitig wiederholte Inanspruchnahme des Schultergürtels, die den Rücken krümmt, die Schultern eckig macht und die Brust verflacht, verunstaltet nicht nur den weiblichen Körper, sondern ebensosehr den männlichen. Sollen solche Verunstaltungen als unvermeidliche Attribute des männlichen Körpers gelten? Fast scheint es so, denn gegen den Arbeits- und Turnerbuckel sind noch die meisten Menschen ästhetisch unempfindlich. Ein guter Geist aber möge das Turnen der weiblichen Jugend davor behüten, sich blindlings in jener Sackgasse zu verfahren, wo es aus einem wohldurchdachten Erziehungsmittel zu einem ungeregelten Künstemachen und Übungsformalismus werden muß. Wenn Eva hier den Fehlern Adams nachhinkt, nun wohl, so mag man von einer „Vermännlichung“ sprechen, denn an ihr wird sich mißbrauchte Kraft noch schmerzlicher rächen!

Noch einmal aber muß es gesagt werden: gute Übung, in den Maßen gehalten, die oben als rettend und bewahrend angegeben wurden, ist und bleibt durchaus geschlechtslos und kann nichts Weibliches zerstören. Für jedes unbefangene Auge ist dafür der Beweis nicht nötig. Man vergleiche mit den kläglich dünnen, ärmlich entwickelten oder in überweicher Verfettung schlecht modellierten Armen in großstädtischen Ballsälen die zu herrlicher Schöne in sonnenbräunender Feldarbeit erstarkte Muskulatur der Bäuerinnen und Gebirgsbewohner. Kann ein Zweifel sein, was wahre Schönheit ist? Kraft verhäßlicht nie den Frauenarm, nur die Schwäche tut es. Immer formt die Natur den weiblichen Arm anders als den männlichen, und nie wird jener, selbst nicht bei der extremen Kraftbildung der Berufsartistinnen, jene knotig kurze Muskelbauchung zeigen, die wir am Körper der Athleten und Muskelprotzen mißbilligen. Auch helfen alle vom weiblichen Geschlecht heut betriebenen Sportarten lange und schlanke Muskeln bilden. Nie hat Raffael einen schwächlichen Frauenarm gemalt, wo er einen schönen zeigen wollte; der muskulöse weibliche Körper ist sein Ideal, und nie verletzt diese Kraftentfaltung, nie zerstört sie den edlen, harmonischen Linienfluß, nie den seelischen Charakter. Wenn aber das Urteil zahlloser Familien Michel weit und breit in deutschen Landen als sicher annimmt, daß Kraft und Frauenschönheit unvereinbar seien, so straft sich dieser Geschmack sogleich Lügen, wenn die Herren dieser Philisterssippen für das Ewig-Weibliche des Balletts gar mancherlei Bewunderung übrig haben. Als wenn die Beinmuskulatur der Zirkusreiterinnen und der Trikotdamen von den Varietébühnen nicht das Phänomenalste darstellten, was man an Kraftentwicklung sich denken könnte! Nur, daß in diesem Falle nun wir die Unglücksmenschen sind, die dort nichts von Schönheit entdecken können. Denn mehr, als das liebe Fleisch in seinen einzelnen, sei es starken, sei es schwachen Bildungen,

Digitized by Google

gilt uns das geistige Band zwischen seelischem Zentrum und körperlicher Peripherie. Es ist der schöne Geist, der sich den schönen Körper baut. Und der belebende Geist, die befruchtende Seele ist es, die für uns die Form und ihre Schönheit entscheidet. Nie werden wir auf der Bühne eine harte, eckige, robuste Iphigenie, nie eine schwächlich weichliche Johanna d'Arc glaubhaft finden, niemals aber auch jene süßlich und sentimental, diese überheroisch und männisch ertragen wollen. Im Gegenteil: ist uns die Griechin unter den Barbaren trotz aller weiblichen Milde und adeligen Güte die Repräsentantin einer hohen Energie, einer unbeugsamen, sittlichen Würde, so ist uns die visionäre Sendbotin der Gottesmutter trotz allen gepanzerten Heldentums das zarte, zerspringende Gefäß einer für die weibliche Seele überschweren Mission.

Das führt uns zu dem Wichtigsten, was noch zu sagen ist. Wer die „Vermännlichung" durch den Sport an Bildern von weiblichen Gestalten sehen, wer sie an Muskel- und Knochenbildungen sozusagen mathematisch nachmessen möchte, der vergißt, daß doch auch hier das Wichtigste im Psychologischen verborgen liegt. Einseitige Körperlichkeit, die ganz in sportliches Sinnen und Trachten niedertauchen wollte, müßte auch von der Seele Besitz nehmen und diese veröden, so daß sie den Frondienst, den sie dem Sport leistete, nicht verbergen könnte. Zu offenkundig würde das Denken und Fühlen darunter leiden, und gewiß würde die so erkaltende Flamme nicht mehr belebend und erzeugend nach außen strahlen. Und hier ist es auch, wo der Unbefangene zuerst und mit Recht das erschütterte Gleichgewicht spüren wird. Nach Harmonie sehnen wir uns, und das Ganze, die Einheit zwischen Leib und Seele, sollen wir fördern. Handwerker und Stümper sind wir, wo wir das vergessen, wo wir irgendeine Funktion, sei es eine körperliche oder eine seelische, isolieren und von der andern nichts wissen lassen wollen. Alles Große, was je aus der Seele des Menschen fließen kann — Kunst und Dichtung, Musik, Philosophie und Religion — muß nahe bei dem Körperlichen weilen. Keines kann sich von dem andern trennen, keines das andere ungestraft verlassen. Mit geistigem Auge müssen wir auf das Körperliche blicken, an leibliches Gefühl muß alle seelische Andacht gebunden bleiben. Nur das Bewußtsein solcher Einheit kann uns ein Empor der Entwicklung geben; nur mit solchem Bewußtsein kann die Seele das Körperliche in Schranken halten, kann selbst das Körperlichste die Seele adeln. Nur wem als geistigem Menschen die göttliche Schöne und Harmonie aufging, die im Leiblichen liegen kann, wird der körperlichen Erziehung rechtes Maß und Ziel geben. Nur wer das Geistige des Körpers erfaßt hat, wird sich durch ihn emporgehoben fühlen. Wie es Friedrich Hebbel vom Mädchen „im Kampf mit sich selbst" so tiefsinnig gefaßt hat:

„Diese wunderbaren Formen,
Die des Leibes Bau ihr schmücken,
Werden die verwandten Normen
Auch in ihre Seele drücken;
Und so wird ihr innres Leben
All die Harmonie erwidern,
Die sie mit geheimem Beben
Angeschaut in Leib und Gliedern."

Karl Möller

Digitized by Google

Vischer über Leibesübung als Ausdruckskultur

(Zur Jahrhundertfeier des deutschen Turnens)

Bildung des Körpers zur Tüchtigkeit und zur Schönheit der Haltung und Bewegung, dies sollte die Bedeutung der Turnsache sein. Wie wichtig auch wirklich dieser Zweck ist, darüber scheint man keine Worte verlieren zu dürfen, denn nichts hält man für allgemeiner anerkannt, nichts für trivialer, als die Wahrheit, daß wir unser Organ zu dem bilden sollen, was es ist, zum Organ. Aber man täusche sich nicht. Was geläufig ist, ist noch nicht anerkannt. Zum Anerkennen gehört die Kraft des wahrhaft erlebten Gefühles. Wenn dir dieses Gefühl aufgegangen ist, was der Körper bedeuten wolle, wenn du begriffen hast, was Adel menschlicher Form ist, so stehst du mit diesem Gefühl einsam, glaub es mir. Unter Tausenden teilt es einer mit dir, ganzes Verständnis findest du nur bei denen, die ihr Auge ausdrücklich für den reinen Stil der Formen gebildet haben, bei den Künstlern. Wenn es auch eine Trivialität ist, daß die Form dem Inhalt adäquat, daß der Leib Organ seines Geistes sein soll, warum lernt ihr nicht stehen und nicht gehen, warum lehrt ihr es eure Kinder nicht? Habt ihr keine Ahnung davon, daß es ein Auge geben kann, das sehen gelernt hat, ein Gefühl, das Formen fühlt, und ein Herz, das eben deswegen sich empört, sich zu Tode schämt, wenn, wohin man blicken mag, hier aus dem elastisch schwebenden Menschentritt das Wackeln der Ente, das Hüpfen der Elster, ja das ganz mechanische Fortgestoßen- und Getretenwerden sich entbindet, dort die Arme wie Flügel segeln, wie Ruder arbeiten, der Kopf mit geöffnetem Munde vorwärts hängt, wie dem durstigen Hunde, die eingefunkene Brust, die hereingedrückten Schultern der herrlichen Organisation spotten, durch welche die Vorderfüße als Arme zurücktreten und daher die Brust sich frei hervorwölben kann? Wenn dort ein Tisch wandelt, ein Sägebock sich in Trab setzt, hier ein Frosch springt, dort ein Vogel schießt, hier ein Elefantenkalb stampft? Wißt ihr wirklich, daß in dem Grade, in welchem der Mensch nicht durch Mühe, Anstrengung, Kunst die Menschheit in seinen Formen durchführt, das Tierische und selbst das Mechanische, was in ihnen zu freier Beseelung verarbeitet ist, sich aus der Bindung befreit und als schwerer Stoff wahrnehmbar hervortritt? Stellt euch nicht, gebt euch keine Mühe, man verlangt es nicht, gesteht nur, euch ist im Grunde jener Satz von der Würde und Bedeutung der Form eine Torheit, ihr könnt nicht begreifen, wie man sich für diese rein unwesentlichen Dinge interessieren kann, oder richtiger, ihr könnt es nicht ausstehen.

Seht einmal den elenden Mausfallenhändler an, den Slowaken, der dort mit dem breiten Schlapphut, dem braunen Mantel, den Sandalen über die Straße geht! Bemerkt ihr etwas in dieser Haltung, diesem Gang von einem gewissen Naturschwung, einem freien Gebrauch der Gelenke, einem tonus des ganzen Wesens, was wir nicht haben? Seht, das ist ein Anflug von dem, was die Künstler Stil nennen; wollt ihr es aber recht sehen, so schaut euch einen Griechen, einen italienischen Bauern an, stellt euch dann vor Leopold Roberts Schnitter und die Fischer von Chioggia, und wenn ihr eine Spur von Auge und Formgefühl habt, so überzeugt euch, daß

Digitized by Google

der deutsche Bauer eine unbehilfliche Maschine ist, die ein Paar schwere Stiefel mühsam fortschiebt, daß am deutschen Beamten und Gelehrten sein Körper wie ein alter Lumpen herabhängt. Unsre Bildung ist über einen solchen Gegensatz gegangen, daß wir nur durch Kunst und Bemühung erwerben können, was andern Völkern, die noch mehr Natur sind, tief in der Rasse sitzt und was gewiß auch unsere Voreltern hatten; denn ich bin überzeugt, daß die Deutschen in ihrem Heroenalter an Würde, Schwung und Adel der Haltung anderen nahen Völkern nichts nachgaben. Freilich auch vormals kam das nicht aus erster Hand der Natur, der Mensch ist immer nur so viel, als er tut; harte Arbeit in Ringschule und kriegerischem Spiel und Ernst aller Art arbeitete die Formen erst so durch, daß diese Schönheit, diese Freiheit, diese Gelöstheit des Organs sich als Rasse vererben konnte. Für uns aber ist es doppelt wahr, daß der Mensch nur ist, was er tut, denn was verloren ist, wieder gewinnen, braucht zweimal so viel Arbeit, als erringen, was noch nicht war; unsre ineinandergeschobenen und geklebten Gelenke müssen ganz anders knacken, wenn sie sich erst wieder auseinanderwickeln sollen. Unser Körper ist uns davongelaufen, während unser Geist in Amts- und Studierstuben turnte; eine Menge von Unarten und Unformen hat er in seiner Blindheit angenommen, denn er ist ein tölpischer Junge, der nicht ohne Hofmeister gehen darf; wir müssen ihn wieder einfangen, es wird aber kein leichtes sein.

Friedrich Theodor Vischer
(im Jahre 1845!)

Universität und Polizei

Anfang Mai erschoß sich bekanntlich in Berlin ein russischer Student, Sohn eines höheren russischen Beamten, der im Einverständnis mit der Universität seines Heimatlandes sich in Deutschland physikalischen und mathematischen Studien widmete. Nähere Nachforschungen ergaben folgendes. Der Student hatte sich zur Immatrikulation gemeldet. Es wurde ihm nach einiger Zeit mitgeteilt, daß er an der Universität nicht zugelassen werden könne, weil von seiten der Polizei in politischer Hinsicht etwas gegen ihn vorliege. Man stellte ihm anheim, sich bei der Polizei weiter zu bemühen. Der Student soll nun aus diesem Grunde den Tod gesucht haben.

Das ist im preußischen Abgeordnetenhause und in der Presse viel besprochen worden, wenn wir darauf zurückkommen, geschieht das natürlich nicht des Einzelfalles wegen. Es erscheint uns höchst unwahrscheinlich, daß die Ablehnung der Immatrikulation allein einen normalen jungen Menschen in den Tod treibt. Es standen ihm ja alle deutschsprachigen Universitäten Österreichs und der Schweiz offen; denn die fragen grundsätzlich nicht darnach, wie sich ein ausländischer Studierender politisch zur Regierung seines Heimatlandes verhält, sondern nur darnach, ob er die Gesetze des Landes nicht verletzt, in dem er studiert. Aber die eigenartigen Begleitumstände interessieren uns, unter denen diesem jungen Manne die Immatrikulation verweigert wurde.

Die Universitäten sind der Überlieferung gemäß auch heute noch bis zu einem erheblichen Grade selbständige Gebilde, wenn auch ihre Selbständigkeit gegenüber früher, so insbesondere was ihre Gerichtsbar-

Digitized by Google

keit anlangt, stark eingeschränkt ist. Es wäre nun durchaus denkbar, daß eine Universität aus irgendeinem Grunde es für angemessen erachtet, sich darüber zu informieren, wie ein ausländischer Student zu den leitenden Kreisen seines Heimatlandes steht. Es wäre sogar denkbar, daß eine Universität das Recht hat, Menschen zurückzuweisen, welche in ihrer Heimat eine von der Regierung bekämpfte und möglicherweise verfolgte oppositionelle Richtung vertreten, der in Deutschland anzugehören in keiner Weise verdächtig machen würde. Jeder, der deutsche Universitätsverhältnisse nicht näher kennt, mußte vermuten, daß auch die Universität in Berlin von einem derartigen Rechte nach vorhergegangenen Nachforschungen Gebrauch gemacht habe, um die von ihr zu erstrebenden hohen Ziele zu verwirklichen. Das hätte sicher viele zur Kritik herausgefordert, aber diese Kritik wäre gegen eine bestimmte Anschauungsweise der Universität gerichtet gewesen. Die Mitteilungen des Rektors der Berliner Universität fordern aber zur Kritik in ganz anderm Sinne heraus.

Nach diesem ist der Vorgang wie folgt: Die Universität zeigt die Anmeldung jedes Ausländers der Polizei an. Die Polizei erkundigt sich zuweilen nach dem Betreffenden bei der Regierung seines Heimatstaates. Erklärt die Kriminalpolizei den Studierenden für politisch verdächtig oder für zu arm, so wird er nicht immatrikuliert. Worin aber die politische Verdächtigkeit besteht, das wird der Universitätsbehörde nicht mitgeteilt. Der Universität wäre also nach der bisherigen Anschauung der leitenden Universitätskreise weder ein Urteil darüber, ob das Material schwerwiegend genug ist, zugestanden, noch wäre ihr ermöglicht nachzuforschen, ob überhaupt Material vorliegt. Ausländer, die in Berlin studiert haben, berichten nicht selten, in welch primitiver Weise vielfach die Nachforschungen der Polizei angestellt werden und wie häufig offenbar ungenügend vorgebildete Beamte die ausländischen Studierenden ausfragen. Die Mitteilungen von ministerieller Seite über die gegen den jungen Russen vorliegenden Verdachtsgründe, die sich auf einige Äußerungen über russische Vereine und deren Gedankenwelt beschränken, zeigen zur Genüge, welcher Geist die Polizeiorgane leite. Es fehlt jede Kontrolle darüber, wie der geheime Akt der Polizei über einen ausländischen Studierenden zustande kommt. Und so dient in solchen Fällen die Universität rein als Exekutivorgan der Polizei. Sie wird nicht etwa in ihrem Wirkungskreis von der Polizei unterstützt, sie wird nicht aufgefordert zur Unterstützung der Kriminalpolizei, auf Grund schwerwiegender Bedenken gegen einen Studierenden, vorzugehen, sie wird zu automatischem Handeln veranlaßt. Der Studierende erfährt ebensowenig wie die Universität, was denn eigentlich vorliegt, ob es sich um vage Verdachtsmomente handelt, ob um schwere Vergehen. Der Kultusminister erklärte, daß kein Geheimerlaß vorhanden sei — wie hervorragende Juristen der Universität glaubten — der die Universitäten zwinge, die Immatrikulation in der angegebenen Art zu verweigern. Das heißt: die Universität hat entweder sich freiwillig dazu hergegeben, willenloses Werkzeug zu sein und dann überlieferungsgemäß ihr Verhalten eingerichtet, oder sie hat sich gegen

Digitized by Google

gesetzlich ungenügend begründete Forderungen der Regierung nicht gewehrt, hat wohl gar unterlassen festzustellen, was rechtens sei; statt selbst dann gegen ein derartig unwürdiges Verfahren aufzutreten, wenn es gesetzlich begründet wäre.

Das Wesen des Bureaukraten- und Polizeistaates besteht vor allem darin, daß die Staatsregierung kleinere Verbände verschiedenster Art, seien es nun Gemeinden oder Hochschulen, nicht nur in ihrer Wirksamkeit beaufsichtigt, damit sie nicht etwa das Staatsinteresse schädigen, sondern daß es sie als ausführende Organe verwendet, die blind zu gehorchen haben. Ein würdiges staatsbürgerliches Dasein ist aber nur dann gesichert, wenn der einzelne möglichst häufig auf Grund eigner Einsicht handeln kann. Die Zahl der frei handelnden Menschen wird vermehrt, wenn den kleinern Verbänden möglichste Freiheit gelassen wird; wenn ihre Vertreter womöglich nie automatische Organe der Regierungsgewalt, sondern mitwirkende Instanzen sind, die nach Einweihung in die Gründe der Entscheidung zu einem bestimmten Tun veranlaßt werden. Daß in einem modernen Kulturstaat ein Rektor als ausübendes Organ der Kriminalpolizei erscheint, ist unwürdig. Und es wäre wohl schon längst Sache der Universitäten gewesen, sich im Interesse einer Durchbildung, einer Vertiefung unsrer Kultur gegen diese Erniedrigung zu wehren.

Franz Kalkman

Berufstätige Jugendliche

Bei den vom Lande kommenden, jedoch in der Stadt berufstätigen jungen Männern ging die Zahl der Militärtauglichen in den Jahren 1905 bis 1908 um 2,5 v. H. zurück, bei den stadtgeborenen Berufstätigen um 4,1. Beim weiblichen Geschlecht wird eine stetige Abnahme der Stillfähigkeit festgestellt. Die hohe Zahl der berufstätigen Jugendlichen im Alter von 14 bis 18 Jahren (bei den männlichen 80, den weiblichen 40 v. H.), sowie zahlreiche Beobachtungen über die Erkrankungen in diesen Jahren weisen darauf hin, daß die zunehmende Berufsarbeit unmittelbar nach der Schulentlassung eine der Hauptursachen jenes gesundheitlichen Niedergangs bedeutet, der unsre nationale Leistungsfähigkeit bedroht. In England geht die Sterblichkeit der Schulpflichtigen weniger zurück als bei uns, dagegen sind die Ergebnisse bei den Schulentlassenen günstiger als die unsern. Für die schulpflichtige Jugend scheint also bei uns verhältnismäßig gut gesorgt zu sein, viel zu wenig aber für das Alter zwischen 14 und 18. Das bedeutet, daß wir höchst unzweckmäßig mit unsrer Volkskraft wirtschaften; daß wir Raubbau an ihr treiben. Es werden deshalb immer dringlicher von den verschiedensten Seiten her Forderungen aufgestellt, die eine Besserung dieser Verhältnisse bezwecken. Eine planmäßige Sichtung und Zusammenfassung von „Sozialhygienischen Vorschlägen zur Ertüchtigung unsrer Jugendlichen“ bietet eine Aufsatzreihe von J. Kaup in der „Concordia“, die als Sonderdruck in Heymanns Verlag erschienen ist. Der Verfasser, ein Arzt, wendet seine Aufmerksamkeit vor allem den am nächsten liegenden Maßregeln zu: Einrechnung der Fortbildungsschulzeit in das gesetzliche Minimum von täglichen zehn Stunden; Halbtagschichten vor allem für das weibliche Geschlecht;

Digitized by Google

freie Halbtage für Spiele und Wanderungen; Ferien für Jugendliche; ärztliche Überwachung und andres mehr. Forderungen, die wohl schon in dieser Form genug wirtschaftlichen Widerstand finden werden. Und die doch nur erste Teilforderungen sind und unmittelbar wieder andre in allen Gebieten, aus dem ganzen Umkreis unsres sozialen Lebens nach sich ziehen. Vor allem verlangen sie weitgreifende Änderungen in unsern Wohn- und Arbeitsverhältnissen.

Lebe mit den Besten!

Lebe mit den Besten — ob sie nun vor Jahrtausenden lebendigen Fleisches waren, oder ob sie heute herumwandeln; gefalle dir nicht unten im Teich, sondern da oben ringe dich hinauf, zu den Meistern über dir emporschauend, Schulter an Schulter mit den gleichgesinnten Genossen, hinunterhorchend auf die Stimmen der Zeit, die da kommen und gehen, suche zu lernen, zu schaffen und zu wirken! Adolf Wilbrandt

Unsre Bilder und Noten

Das Blatt nach W. L. Lehmann ist nach einem großen Bilde photomechanisch verkleinert und trägt also die Mängel aller farbigen photomechanischen Verkleinerungen nach großen Bildern. Sie sind in gewissem Sinne Imitationen von Gemälden, sind keine freien Übersetzungen. So müssen sich die Betrachter den Eindruck, den sie hier gewinnen, erst gleichsam zurückübersetzen, indem sie sich vorstellen, ein großes Gemälde vor sich zu sehn. Im Notfall hilft wohl ein Ausschnitt aus schwarzem Papier oder schon die hohle Hand ein wenig nach. Wie wächst dann, wie dehnt sich alles! Wie gewittergroß wird unterm fahlen Golde die Welt! Wie — es drängt zu sagen: „wundersam wahr“ ist die geladene Atmosphäre dieser Luft. Und wie schön die Bewegung dieses Landes, das sich so breit geruhig hebt und bei den Bäumen versinkt, um mit den blauen Bergen am Horizont noch einmal aufzutauchen. Dabei ist alles mit rein malerischen Mitteln gegeben. Ich vermute, daß die Bedeutung W. L. Lehmanns wie die seines Kunstverwandten Toni Stadler erst recht erkannt werden wird, wenn man einmal die Schöpfungen der Malerei nicht mehr nach ihrem technischen Streben und auch wirklichen Bereichern der Kunstmittel, sondern nach dem beurteilen wird, was von endlichem Eindruck erreicht, was zur harmonischen Beruhigung in ihnen vollendet ward.

Zu den acht Bildern „Entfremdete Kunst“ nach Flaxman wolle man den ebenso überschriebenen Rundschauaufsatz, zu der Beilage mit all den Baumbildern den entsprechenden Rundschauaufsatz vergleichen. Die Baumbilder sind der „Baumpredigt“ entnommen, die als Flugschrift des Dürerbundes kürzlich erschienen ist. Man wolle die Bildchen ob

Digitized by Google

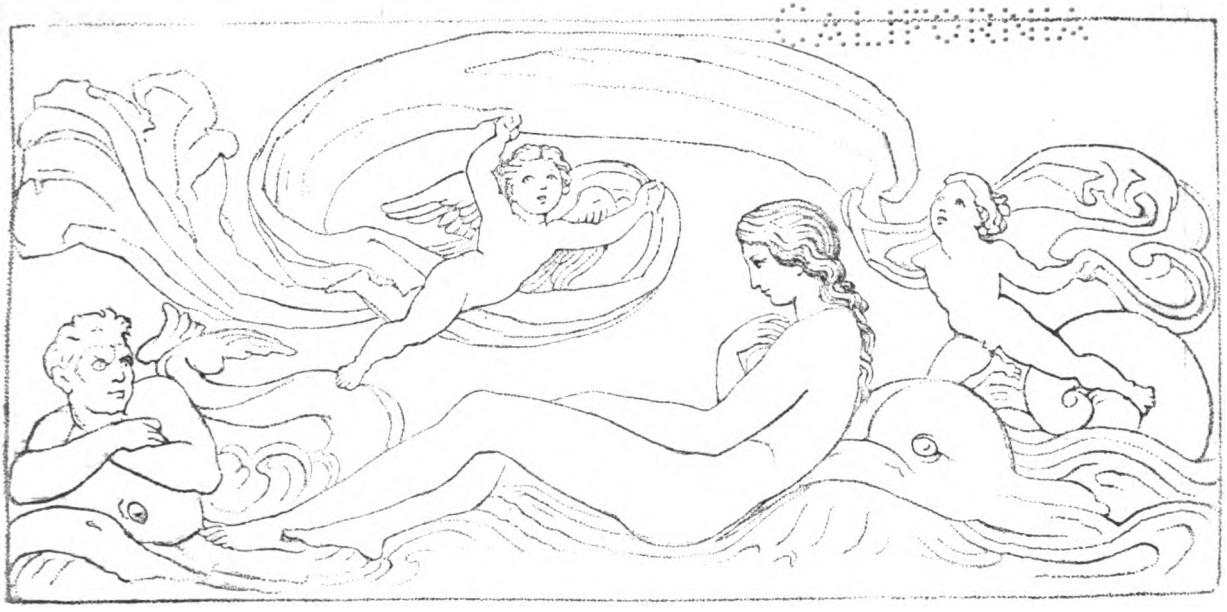
ihrer Kleinheit nicht gar zu gering achten, ein jedes von ihnen hat tatsächlich etwas Charakteristisches zu sagen: wie gerade unter den und den Bedingungen ein Baum oder eine Baumgruppe besonders wirkt. A

Unsre Notenbeilage beginnt mit einem „Aurora-Marsch“, oder vielmehr mit einem Klaviersatz der altfranzösischen Marschmelodie, nach der im Dictionnaire lyrique (Paris 1765) der schöne Chanson „Paroissez aimable aurore“ gesungen wird, welchen Friedländer in seinem Werk über das deutsche Lied im 18. Jahrhundert mitteilt. Man wird das ritterliche Tonstück mit seinem gehaltenen Ernst gerne spielen und hören. — Es folgt ein Andantino vom alten Johann Adolf Hasse, aus seinem tragischen Intermezzo „Piramo e Thisbe“ (Wien 1768). Vor einigen Jahren hat Georg Göhler „Zehn ausgewählte Orchesterstücke“ Hasses in Leipzig bei C. A. Klemm neu herausgegeben, darunter auch dieses Andantino, das wir hier in einer Bearbeitung für Violine und Klavier den Geigenspielern unter unsern Lesern darbieten. Beide Tonstücke sprechen in ihrem rein melodischen Ausdruck für sich selber und bedürfen außer den historischen Fingerzeigen kaum einer besonderen „Einstellung“ durch das erklärende Wort. B

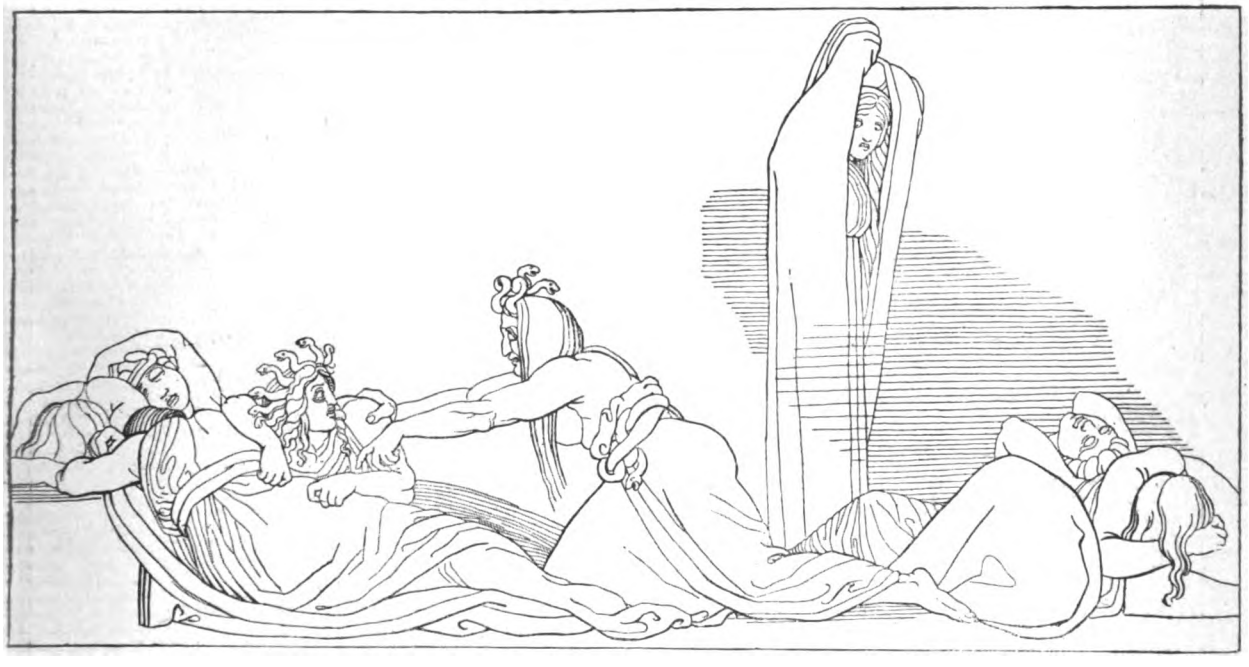
Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitredende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

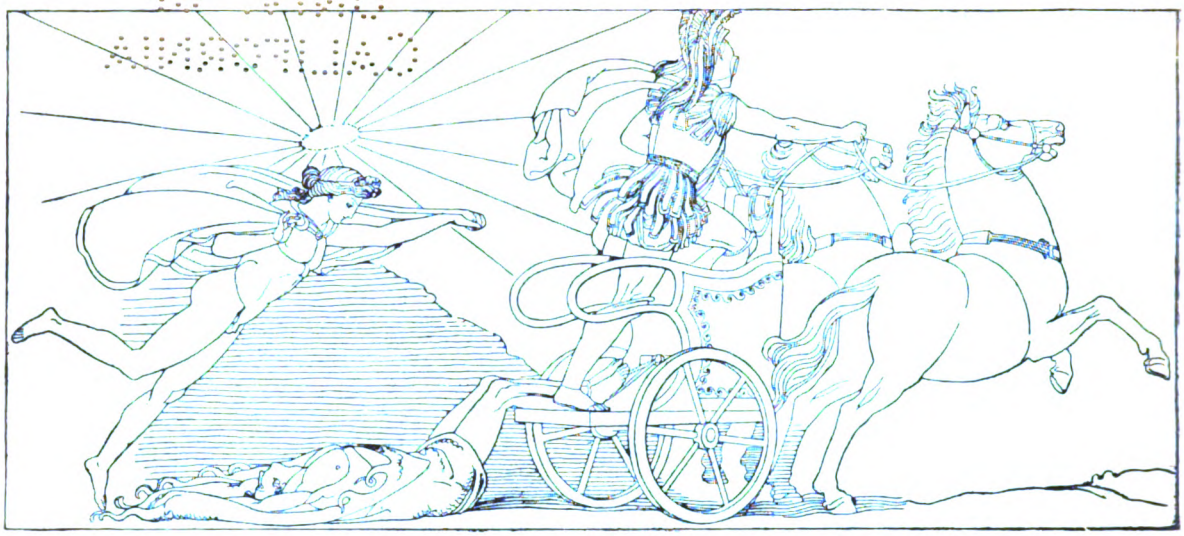


DIE GEBURT DER APHRODITE

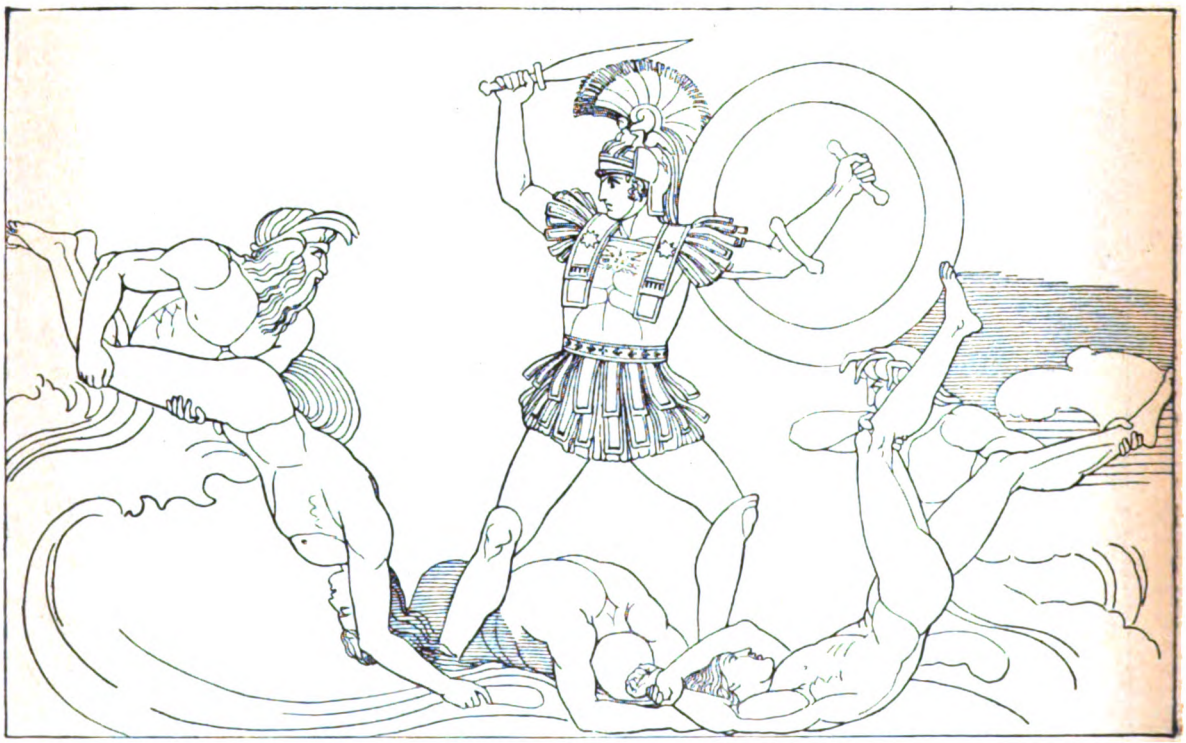


DIE ERINNYEN, VON KLYTÄMNESTRAS SCHATTEN AUFGESCHEUCHT, EINANDER WECKEND. Goethe: Die Eumeniden und Klytämnestras Geist, gut und abenteuerlich gedacht.

Digitized by Google



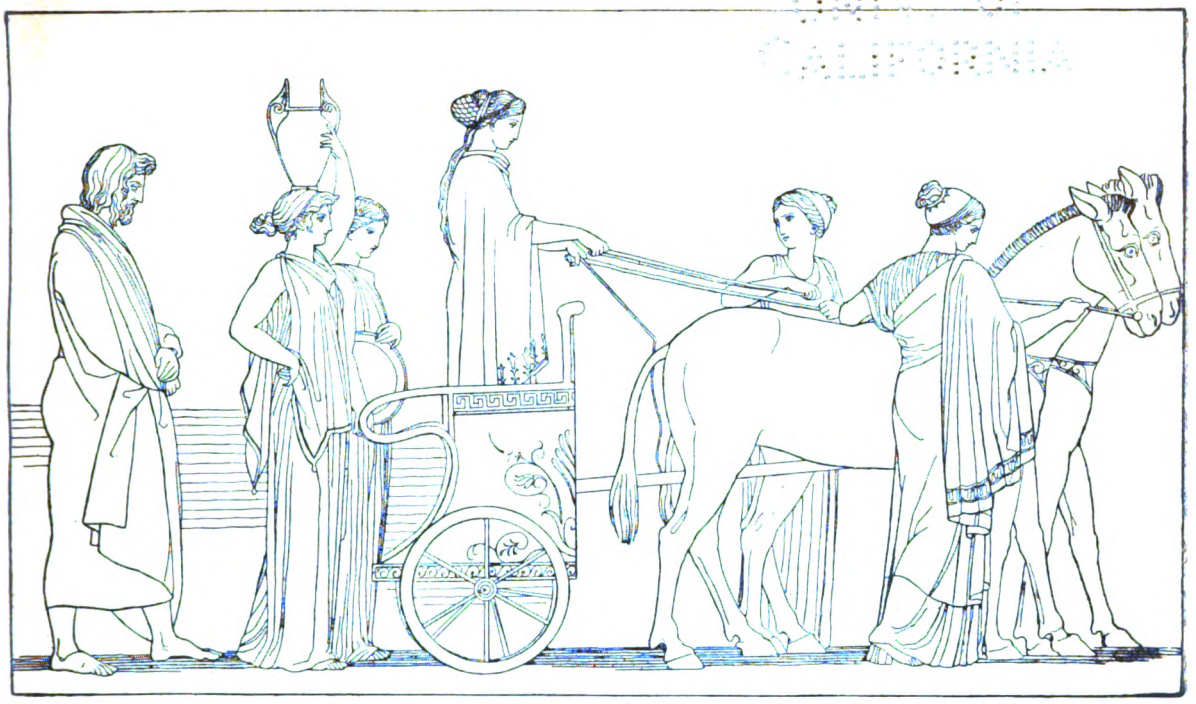
ACHILL DEN LEICHNAM HEKTORS SCHLEIFEND. Goethe: Achill den Hektor schleifend, sehr gut gedacht. Achill und die Rosse werden von hinten gesehen, welches die Eile sehr gut ausdrückt. Hektors Oberleib ist wie mit einem rauhen Fell umgeben, auf dem er geschleift wird, so dass etwas Sichtliches gleichsam die Verletzung abhält, von oben deckt ihn Phöbus schwebend sehr zierlich mit dem Mantel.



AUS DEM KUNSTWART

ACHILL IM KAMPF MIT DEM FLUSSGOTT. Goethe: Achill in und mit den Flüssen kämpfend, sehr schön gedacht und komponiert. Die Flüsse wälzen gleichsam die Leichname auf den Wellen hin, es entsteht ein Raum, in dem Achill kämpft.

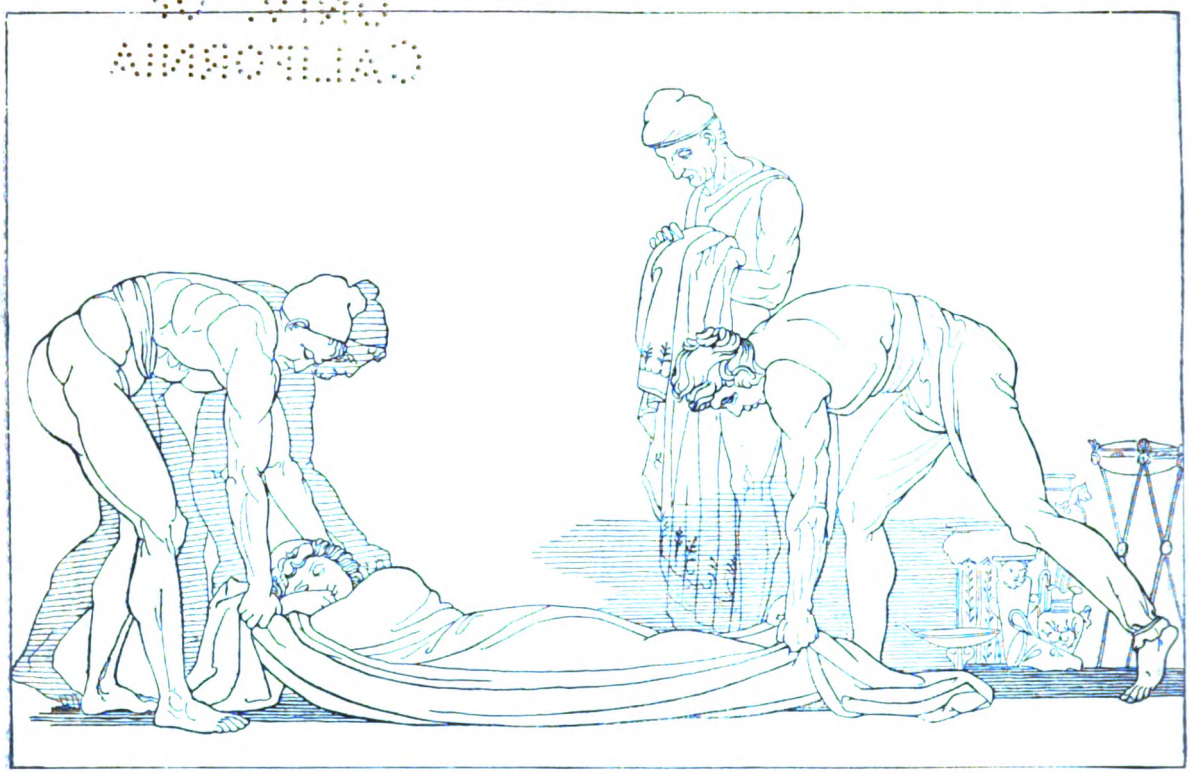
Digitized by Google



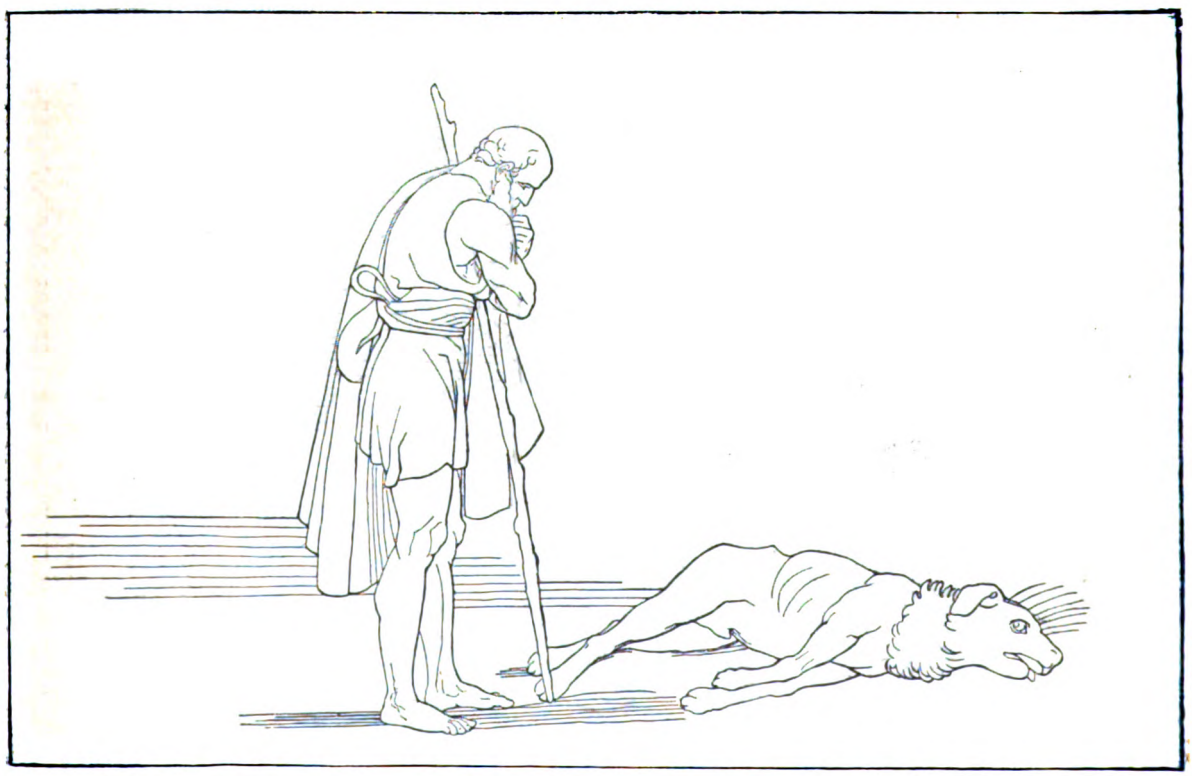
NAUSIKAA, VON ODYSSEUS GEFOLGT, ZUR STADT DER PHÄAKEN FAHREND. Goethe: Nausikaa im Begriff nach Hause zu fahren, in der Vasenart komponiert, sehr artig, und ist das Motiv glücklich, dass eben der erste Schritt geschehen soll. Die beiden vordern Mädchen sind noch beschäftigt, etwas an den Zügeln zu hantieren, die ganze Prozession ist in Ordnung, und im nächsten Augenblick werden Tiere und Menschen die Füsse aufheben.

SZYLLA UND CHARYBDIS. Goethe: Szylla wild und grässlich, aber wohl überdacht. ::

UNIV. OF CALIFORNIA



ODYSSEUS AUF ITHAKA. Goethe: Ulyss nebst den Geschenken auf seinen Boden niedergelegt. Der Moment ist sehr artig gefasst. Der Körper berührt schon die Erde, und die ihn tragen, lassen nur noch sanft die Extremitäten nieder, dieses ist der Moment, in dem der Schlaf am ersten erwacht. :: ::

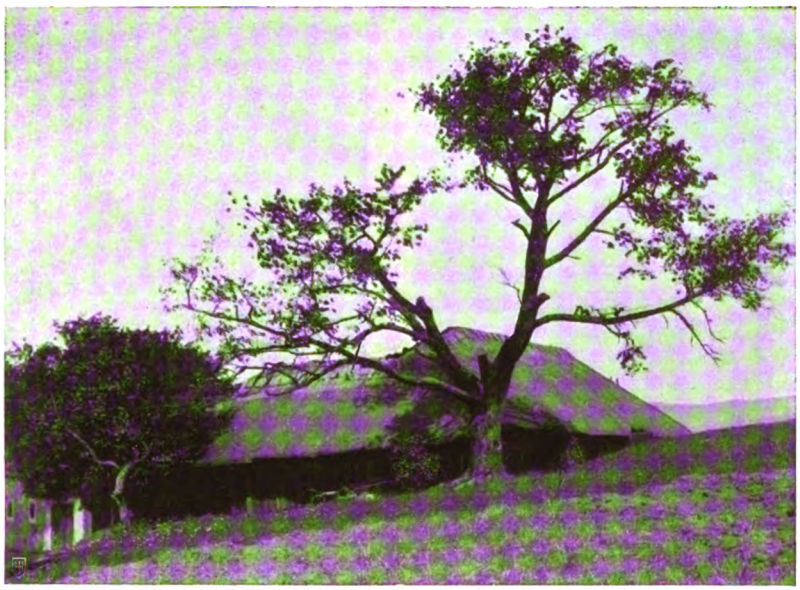


ODYSSEUS IN SEINEM KÖNIGSHOF

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

ZU DEM BEITRAGE: BAUMPREDIGT



BAUERNGEHOFT BEI LASBERG IN OBER-OSTERREICH
AUFNAHME VON AUGUST IRRBOCK IN WIEN

AUS DEM KUNSTWART

HOLZBIRNBAUM BEI RIED IM WIENERWALD
(N.-O..) AUFNAHME VON R. WYLOPEL IN WIEN

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: BAUMPREDIGT

AUFNAHME VON J. HOCH-STRASSER, SOLOTHURN

DORFSCHMIEDE UND AHORN IN MÜCKENDORF (N.-O.). AUFNAHME VON JOSEPH HOLZER IN WIEN

AUS DEM KUNSTWART

LINDEN AUF DEM KATHARINEN-KIRCH-PLATZ IN SALZWEDEL. AUFNAHME VON ALBERT WANDE IN SALZWEDEL

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

ZU DEM BEITRAGE: BAUMPREDIGT

LÜTKE HAGEDORN IN ALBERSLOH BEI MÜNSTER I. W. AUFNAHME VON BARONIN MARIA KERKERING

HÄUSCHEN BEI PUCHBERG AM SCHNEEBERG (N.-O.). AUFNAHME VON A. LANGSCHWERT IN WIEN

AUS DEM KUNSTWART

AUFNAHME VON J. HOCHSTRASSER IN SOLOTHURN

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: BAUMPREDIGT

AUS DEM KUNSTWART

KÜHLBORN (OSTPREUSSEN). AUFNAHME VON WILLIBALD ZEHR, PHOTOGRAPHISCHE KUNSTANSTALT IN ELBING

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: BAUMPREDIGT

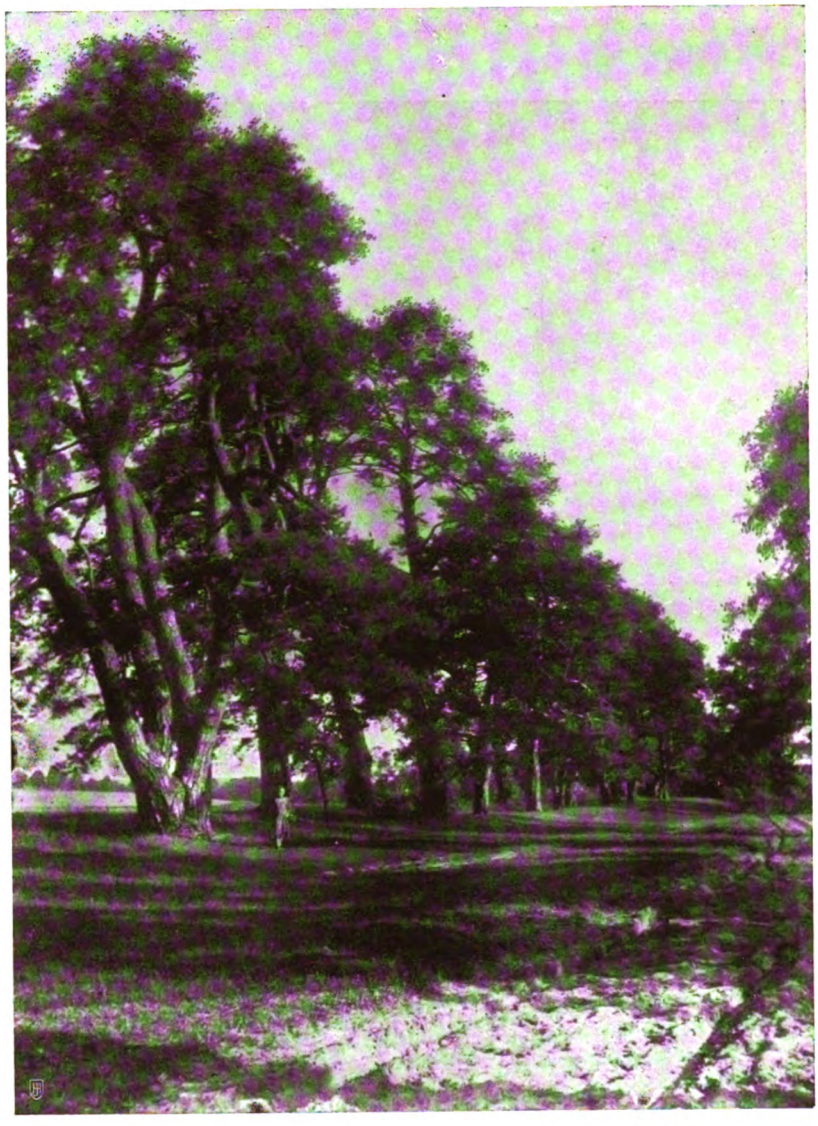
AUS DEM KUNSTWART

CADINEN. AUFNAHME VON WILLIBALD ZEHR, PHOTOGRAPHISCHE KUNSTANSTALT IN ELBING

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

ZU DEM BEITRAGE: BAUMPREDIGT



AUS DEM KUNSTWART

DER KIEFERNWEG BEI SCHONBERG (WEST-PREUSSEN). 1 KM 100 JÄHR. KIEFERN. AUFNAHME VON LEHRER B. WOLFF IN DEUTSCH-EYLAU

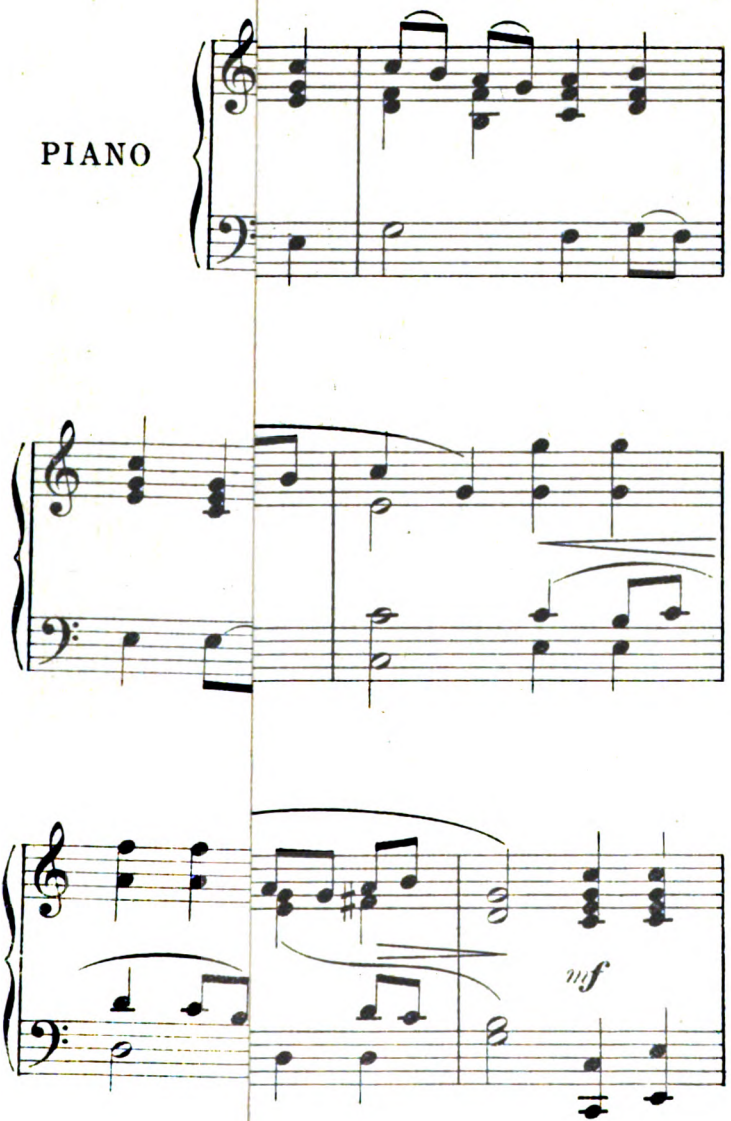
Digitized by Google

BEI

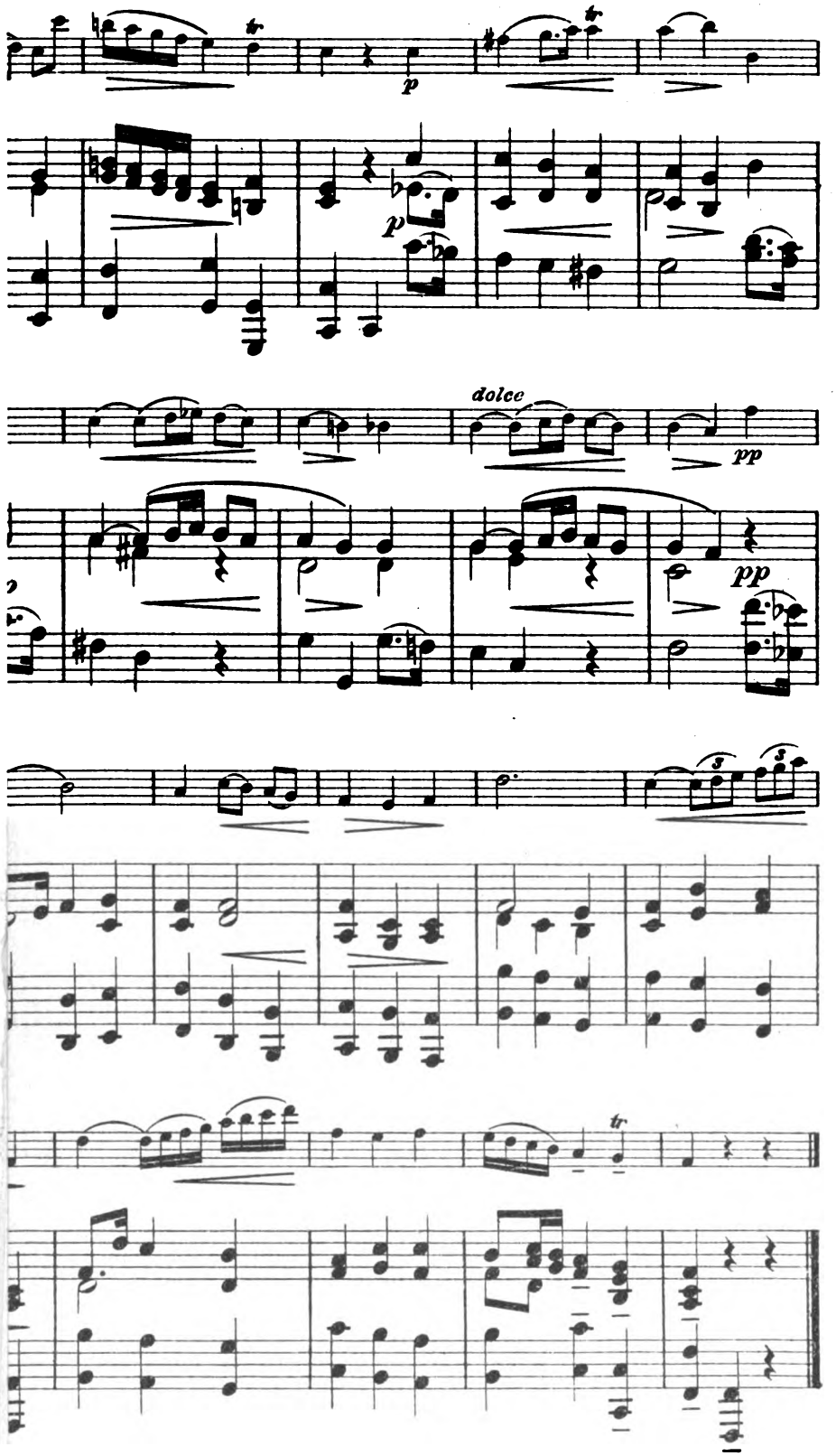
MARSCH Altfranzösisch

Gesetzt von
Theodor Veidl

PIANO



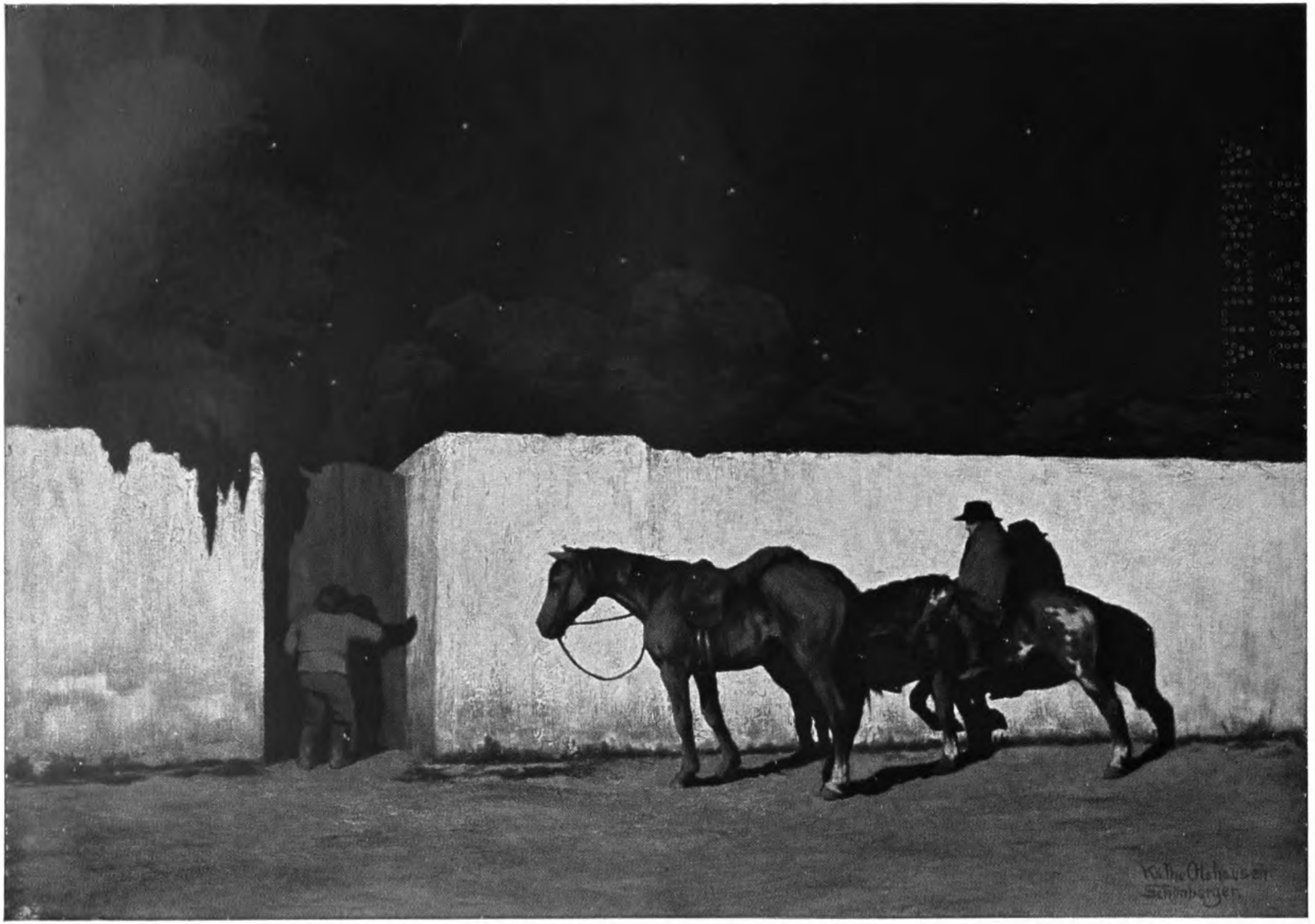
Digitized by Google



Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



Digitized by Google

Jahrg. 24 Zweites Juliheft 1911 Heft 20

Kunsterzieherpraxis

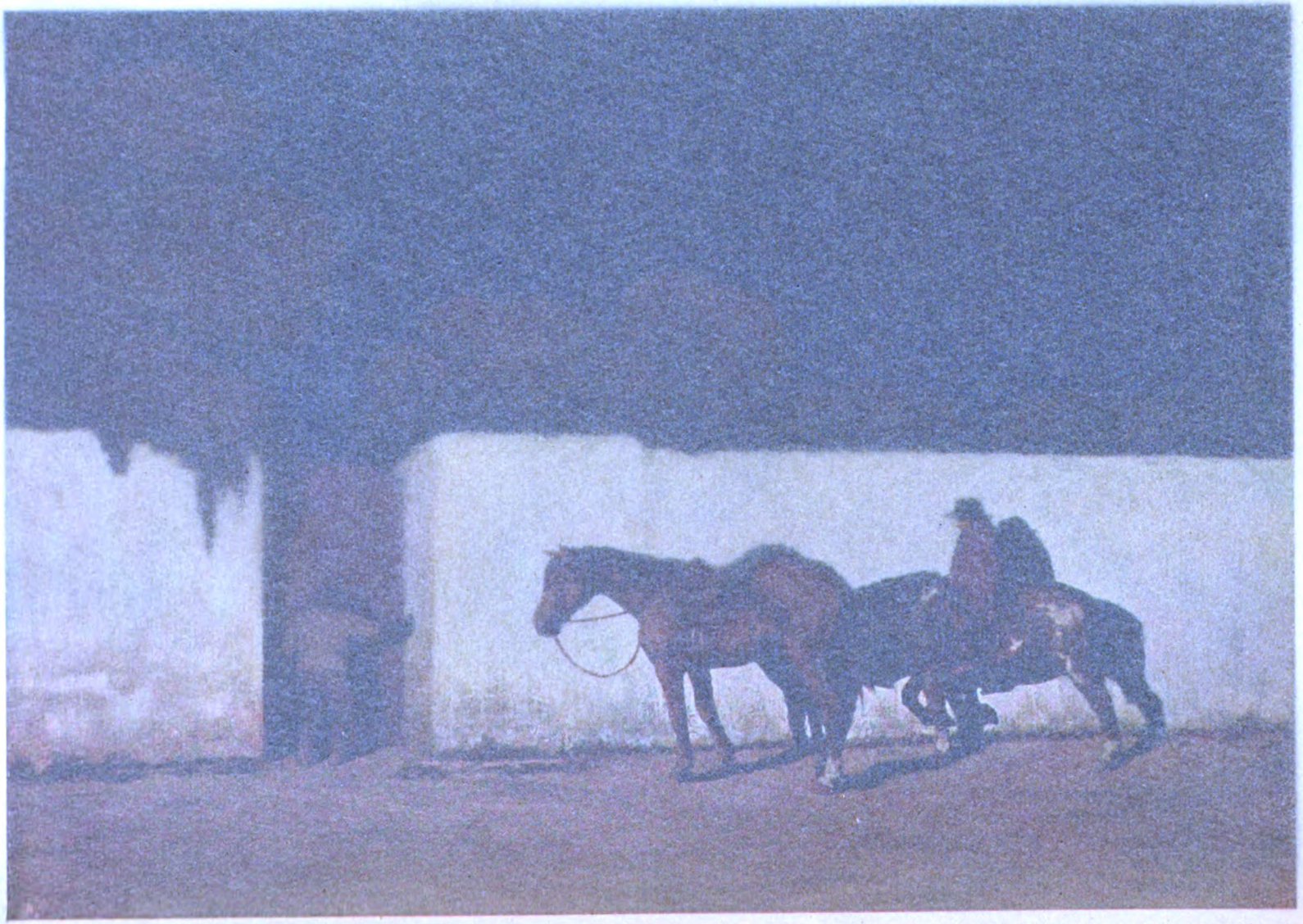
Die neue Kiellandausgabe im Verlage von Merseburger in Leipzig* bringt in einem Nachlesebändchen allerlei kleinere Skizzen und Aufsätze von sehr verschiedenem Wert. Darunter ist ein Aufsatz über „Kunst und Kunstsinn“, der so sehr das Thema des Kunstwarts aufnimmt und es so sehr in unserm Sinne löst, daß seine praktischen Anregungen unter uns besonders willige Hörer finden werden.

In einem kleinen und von der großen Bewegung des europäischen Lebens entfernten Lande wie Norwegen entzieht sich die Entwicklung der darstellenden Künste dem allgemeinen [illegible] fast ganz. Das gilt besonders von der Malerei, die sich stets in einer [illegible] Entwicklung befindet und daher für historisch Uneingeweihte ein [illegible] wechselndes Gesicht zeigt. Im großen volkreichen [illegible] eine ungeheure Masse von Bildern an den Menschen [illegible] wöhnt sich das Auge leichter an das Weiterschreiten. [illegible] werden gleichsam länger, die Steigungen weniger [illegible] wegen fehlt aller klärende und vorbereitende [illegible] Künstler, die Norwegen in den [illegible] mal mit „der einzigen Kun[illegible] nichts als ein tiefes Loch. [illegible] Lust und Freude sich bisher [illegible] haben, gerade bis an dies große Loch gekom[illegible] daß sie durchaus löcherlich seien mit ihrem [illegible] Kunstsinn.

„Dann lassen sich einige abschrecken [illegible] ihre stille Schwärmerei für Mondschein und ital[illegible] tief in ihrem Innern; andere greifen zum Schwert und [illegible] gegen das Neue an, indem sie den klexenden Malern ein Ende mit Schrecken prophezeien. Aber die meisten werden verwirrt und erwarten . . . sie kommen nicht soweit, daß der Genuß der Kunst sie berührt. Die Unklarheit läßt sie ihre Ohren bald hierhin, bald dorthin wenden, um zu hören; während ihre zwei guten Augen ihnen nichts zu erzählen wissen.“ Die wenigen aber, mit denen es den Künstlern glückt, und denen sie die große Verachtung und den ganzen Jargon beibringen, sind in ihrem wirklichen Kunstsinn dadurch auch nicht gefördert und [illegible] das bald.

[illegible] sei Mangel an Kunstsinn, sagt man dann, während es in [illegible] nur Mangel an Erfahrung ist. Der eigentliche Fehler [illegible] die Künstler selbst diese Erfahrung nicht haben. Sie kennen [illegible] allein wahre Kunst und außerdem das große Loch mit dem [illegible] Währenddessen handelt es sich gerade darum, sich [illegible] Erfahrung eine Einsicht in den relativen Wert [illegible] der Entwicklung und also auch der neuesten zu [illegible] so kann man zu einer wirklichen Entwicklung des Ku[illegible]

* [illegible] Bände. Die Ausgabe sei bei dieser Gelegenheit sehr emp[illegible] [illegible] kommt wohl noch auf sie zurück. D. Verf.



KÄTHE OLSHAUSEN-SCHÖNBERGER

Digitized by Google

Kunsterzieherpraxis

Die neue Kiellandausgabe im Verlage von Merseburger in Leipzig* bringt in einem Nachlesebändchen allerlei kleinere Skizzen und Aufsätze von sehr verschiedenem Wert. Darunter ist ein Aufsatz über „Kunst und Kunstsinn", der so sehr das Thema des Kunstwarts aufnimmt und es so sehr in unserm Sinne löst, daß seine praktischen Anregungen unter uns besonders willige Hörer finden werden.

In einem kleinen und von der großen Bewegung des europäischen Lebens entfernten Lande wie Norwegen entzieht sich die Entwicklung der darstellenden Künste dem allgemeinen Verständnis fast ganz. Das gilt besonders von der Malerei, die sich stets in einer starken Entwicklung befindet und daher für historisch Uneingeweihte ein ständig wechselndes Gesicht zeigt. Im großen volkreichen Ausland, wo eine ungeheure Masse von Bildern an den Menschen vorüberzieht, gewöhnt sich das Auge leichter an das Weiterschreiten. Die Wellen werden gleichsam länger, die Steigungen weniger steil. In Norwegen fehlt aller klärende und vorbereitende Übergang. Die wenigen Künstler, die Norwegen in den Kampf aussendet, kehren zurück allemal mit „der einzigen Kunst, die des Sehens wert sei"; dahinter sei nichts als ein tiefes Loch. Währenddessen sind diejenigen, welche mit Lust und Freude sich bisher um die Kunst gekümmert haben, gerade bis an dies große Loch gekommen, um nun zu hören, daß sie durchaus lächerlich seien mit ihrem vorgeblichen Kunstverständnis.

„Dann lassen sich einige abschrecken und verbergen ihre stille Schwärmerei für Mondschein und italienische Mädchen tief in ihrem Innern; andere greifen zum Schwert und wüten gegen das Neue an, indem sie den klexenden Malern ein Ende mit Schrecken prophezeien. Aber die meisten werden verwirrt und ermatten ... sie kommen nicht soweit, daß der Genuß der Kunst sie berührt. Die Unklarheit läßt sie ihre Ohren bald hierhin, bald dorthin wenden, um zu hören; während ihre zwei guten Augen ihnen nichts zu erzählen wissen." Die wenigen aber, mit denen es den Künstlern glückt, und denen sie die große Verachtung und den ganzen Jargon beibringen, sind in ihrem wirklichen Kunstsinn dadurch auch nicht gefördert und zeigen das bald.

Das sei Mangel an Kunstsinn, sagt man dann, während es in Wirklichkeit nur Mangel an Erfahrung ist. Der eigentliche Fehler ist, daß die Künstler selbst diese Erfahrung nicht haben. Sie kennen nur ihre allein wahre Kunst und außerdem das große Loch mit dem „Schund". Währenddessen handelt es sich gerade darum, sich durch ausreichende Erfahrung eine Einsicht in den relativen Wert aller Stufen der Entwicklung und also auch der neuesten zu verschaffen. Nur so kann man zu einer wirklichen Entwicklung des Kunstsinnes

* 6 Bände. Die Ausgabe sei bei dieser Gelegenheit sehr empfohlen. Der Kunstwart kommt wohl noch auf sie zurück. D. Verf.

Digitized by Google

kommen. Diese erhitzten Bestreitungen des Alten dagegen bedeuten eine Vernichtung des Interesses und Verständnisses, dessen Erziehung doch gerade allein nützen kann.

Wir unterbrechen uns hier einen Augenblick.

Kielland beschränkt seine Betrachtung ausdrücklich auf Norwegen. Es wird aber aufgefallen sein, wie sehr er auch das Elend bei uns beschrieben hat. Es hat das seinen guten Grund: was in einem kleinen und abgelegenen Lande mehr oder weniger das ganze Volk betrifft, das trifft bei uns wenigstens auf die kunstferne große Menge zu.

Der praktische Weg, den Kielland empfiehlt, ist zwar nicht nagelneu, aber sehr gut gezeigt:

Ein Mann, der sich für das tägliche Brot müht, nimmt einen Nagel und schlägt ein buntes Bild an seine nackte Wand. Das ist ihm wie ein Fenster in seiner Wand, durch das er in etwas Neues hineinsieht. Seine Gedanken, wenn sie von den Mühen und Sorgen des Tages auf dies Zweigroschenbild hinsehen, fühlen sich erfrischt; es sammelt sich neue Lust und Arbeitskraft dadurch, daß seine Gedanken sich ausspannen und in das sogenannte Unnütze begeben.

„So sieht die Kunst aus, wenn sie zum ersten Male zu den Allerunkundigsten herabsteigt und sich als ein Zweigroschenbild auf der nackten Wand zeigt.“ Der Mann freut sich über die bunte Farbe und über die feine Dame mit der roten Birne in der Hand. Er hat viel Mißverständnis, viel Achselzucken und Verhöhnung zu erdulden und erträgt es mit Ruhe. Aber nun kommen gebildete Leute aus der Stadt, vielleicht gar ein wirklicher Maler. Jetzt wird er gerechtfertigt werden in seiner Kunstliebe! Er zeigt sein Bild mit einem gewissen Stolze vor; aber wie läuft es ihm über den Rücken: auch sie machen sich verstohlen und der Maler sogar laut über seinen Schatz lustig. Dem Mann ist zumut, als habe man ihm das Wenige geraubt, was er außer der täglichen Mühe und Arbeit sein Eigen nannte. Und so ist es in der Tat. Der Sachverständige hat die Keime vernichtet, die gerade zu dem Kunstsinn hatten werden wollen, auf den er selbst so stolz ist.

Es gibt hier wie überall nur den einen Weg, der durch Erfahrung zur Ehrfurcht vor dem Kleinen wie vor dem Großen, vor dem Alten wie vor dem Neuen führt.

„Fängt man einem Zweigroschenbild gegenüber damit an, zu sagen, daß das Bild im Verhältnis zu seinem Preis gar nicht so übel sei, so hat man erstens eine Wahrheit gesagt, die fest und unumstößlich ist, und dann hat man eine Möglichkeit für ein vernünftiges Gespräch mit dem Manne geschaffen.“

Denn nun kann man erklären, wie diese Bilder hergestellt werden, wie die Farbe ohne die geringste Rücksicht auf Licht und Schatten aufgetragen wird, und wie nachlässig die Arbeit bei dem Preis gemacht sein muß. Für zehn Groschen würde man ein Bild bekommen können mit viel reinerer Zeichnung und besserer und sorgfältigerer Farbe. Und für ein paar Mark gibt es Bilder, „wo du die ganze Takelung der Schiffe und sogar den Mann mit dem Südwester, der am Steuer steht, sehen kannst“. Ja, wer sich so ein Bild leisten

Digitized by Google

könnte! Aber es ist merkwürdig damit. Wenn einen die Zweigroschen- und Zehngroschenbilder nicht mehr zufriedenstellen, so geht er an so vielen Dingen vorbei, ohne sie zu kaufen, daß er eines Tages findet, fünf Mark seien gar nicht so viel für einen wirklich guten Kunstdruck mit gutem Rahmen drum. Das ist nun eine Zeitlang der Gipfelpunkt.

Aber wenn man genau hinsieht, so erkennt man, daß jener rotgelbe Abendhimmel nicht von einem gemalt ist, der davor saß und bewunderte, wie schön er war: „sondern das Ganze ist in einem Farbentopf zustande gekommen und dann aufs Papier gesetzt, mit einer gedankenlosen Maschine, die sich im Kreise bewegt und Bilder herstellt wie eine Dreschmaschine". Man merkt eben, daß etwas Unechtes daran ist. Man lernt sich dessen hier wie überall schämen, wenn man Echtes kennen lernt.

„Laß jemand das Echte kennen lernen, die unbedeutendste kleine Skizze oder Zeichnung von der Hand eines Künstlers; laß ihn nur einmal die Wirkung der unmittelbaren Arbeit eines Menschen an sich selbst spüren; man braucht ihm nicht viel zu sagen, wenn er erst angefangen hat zu sehen." Und ohne daß er es merkt, wird er an den verlockendsten Öldrucken* vorbeigehen, bis er findet, er habe soviel zurückgelegt, daß er ganz wohl fünfundzwanzig Mark für eine kleine Farbenskizze ohne Rahmen ausgeben könne. „Und dann ist er über den Berg und gerettet." Die kleine Farbenskizze, das Resultat einer so langen Entwicklung, ist doch selbst wiederum nur der Anfang auf dem Wege, der zu den höchsten Genüssen führt.

Wenn ein Haus ein einziges Gemälde besitzt, so ist das ein sicherer Beweis dafür, daß dies Bild ein Erbstück oder Geschenk ist, ohne eigene Liebe zur Kunst erworben. Wo aber ein Mensch sich aus eigenem Drang ein Bild angeschafft hat, da ist der nächste Schritt so selbstverständlich, daß sich die Bilder wie von selbst ansammeln. Es braucht das keine kostspielige Passion zu werden. Die Künstler lassen mit sich reden. Sie verkaufen einem wirklichen Bewunderer ein Bild lieber, als daß sie es stehen lassen. Sie verkaufen es ihm sogar lieber als einem Protzen. Wer zwanzig oder dreißig Mark übrig hat, kann ruhig wegen einer Skizze anfragen.

Soweit Kielland. Wir haben über seine Aussprache an dieser Stelle referiert, weil wir meinen, daß jede Anregung, die auf unmittelbaren Verkehr zwischen Künstlern und Kunstliebhabern hinwirken kann, willkommen sein müsse. Für die Künstler, damit sie nicht in hochmütigen Abstraktionen vertrocknen, für die andern, damit jede lebendige Liebe zu wirklichem Wachstum gelange. Ganz besonders viel liegt uns an dem Hinweis darauf, daß es keinen großen Reichtum braucht, um sich etwas Echtes anzuschaffen, nur den Mut, den Künstler wirklich aufzusuchen und mit ihm zu sprechen**, und freilich auch den Verzicht auf ein Prahlenwollen mit großen Namen. Man wird natürlich nicht

* Und hoffentlich auch: Vierfarbendrucken. K.-L.

** Es war mir schon immer ein Bedürfnis, dies auszusprechen (vgl. auch meine Literaturbriefe in der „Christlichen Welt", 17. Brief). Mit einem Namen wie dem Kiellands hat es mehr Gewicht. D. Verf.

Digitized by Google

zu Künstlern mit Weltruf gehen können, die überlaufen werden und denen gegenüber die Verehrung ihrer Werke den fatalen Beigeschmack einer Verehrung der großen Preise haben kann, welche ihre Werke auf dem Kunstmarkt erzielen. Aber was kann es für einen jungen Künstler bedeuten, schon allein jemand zu sehen, der sich dessen freut, was er arbeitet, und gar, der etwas daranwenden mag, ein Stück seiner Arbeit zu besitzen! Nur wird man, um das noch hinzuzufügen, alles, was an Mäzenatentum und Protegierung erinnert, vermeiden müssen. Denn diese Form des Kunstinteresses vernichtet seinen Wert für den Künstler. So sehr es ihn freut, wenn jemand für eine Arbeit seiner Hand etwas zu geben, ein Opfer zu bringen bereit ist, so wenig freut es ihn, ein Almosen zur Ermutigung zu erhalten.

Dies das Eine. Wichtiger noch ist die Frage, ob nicht auch auf anderen Gebieten dieser positive Weg der beste zum Ziele sein könnte.

Ich gestehe, daß ich hier an den Hintertreppenroman denke. Er spielt allen Ernstes, besonders in einsamen Gegenden durchaus die Rolle des bunten Zweigroschenbildes, von dem Kielland für das Gebiet der bildenden Kunst ausgeht. Mir hat einmal jemand einen jener vielverspotteten blutigen Doppeltitel in allem Ernste genannt, um mir zu beweisen, daß er für Dinge geistiger Kultur empfänglich sei. Man bekämpft diese Literatur heute nur mit Hohn oder mit wilden Anklagen. Man sieht nur die Geschmacksverwilderung, die Aufreizung niedriger Instinkte. Vielleicht hat man recht, — wie jener Maler dem Zweigroschenbilde gegenüber. Nur kommt es auf das Rechthaben gar nicht an, sondern auf den Weg. Und der führt über Hohn und Spott nur der Verlogenheit gegenüber. Die mag bei manchen Autoren solcher Romane freilich groß genug sein (obwohl ich glaube, daß es bei den meisten eher ein ehrsames Handwerk sein wird), aber bei den Abnehmern handelt es sich gewiß in neun von zehn Fällen um ein ganz ehrliches Interesse.

Ein stoffliches also unkünstlerisches? Ganz sicher! Aber mit dem stofflichen Interesse fängt alles Kunstinteresse an. Das erste ist, wie hier im Kunstwart so oft ausgeführt: daß man überhaupt eine ernsthafte Beschäftigung mit den Dingen erreicht, eine Möglichkeit, das geistige Interesse überhaupt lebendig zu machen, denn es hängt ja alles im Menschen zusammen. Und was heißt das überhaupt: stofflich also unkünstlerisch? Ich bestreite die Gleichung. Die Kunst will doch den Stoff nicht auslöschen, sondern ausdrücken. Es wäre also sehr wunderbar, wenn, um die Kraft und Plastik zu empfinden, mit der ein Stoff behandelt ist, das stoffliche Interesse erst vernichtet werden müßte. Es muß vielmehr dazu erzogen werden, sich daran zu freuen, wie stark der Stoff geworden ist durch die Kunst des Darstellers. Sonst bekommen wir an Stelle des Durchdringens zur Kunst das ästhetelnde Steckenbleiben bei den Kunstmitteln.

Aber wie dem sei und wie man das künstlerische von dem unkünstlerischen abgrenzen wolle, so stehen sie doch auf keinen Fall im Gegensatz zueinander. Wo überhaupt Interesse ist an einer Erzählung von Dingen oder Ereignissen, die nicht in Verbindung stehen mit der unmittelbaren Lebenssorge, da ist auch schon keimhaftes Kunstinteresse.

Digitized by Google

Es möchte ein sehr verdienstliches Werk sein, wollte einmal jemand etwas Ähnliches für den Sensationsroman leisten wie Kielland für das Zweigroschenbild. Etwa eine Dürerbundflugschrift. So einfach und gemeinverständlich wie möglich. Und immerfort Beispiele und Gegenbeispiele. Stolterfoth

Die Verstaatlichung des Inserats

Noch hat die Presse nicht alle Aufgaben erfüllt, die ihr gestellt sind, und noch steht sie nicht am Ende ihres Entwicklungsganges; denn auch sie steigt nur in Spiralen aufwärts. Aus dem farblosen Nachrichtenblättchen des achtzehnten Jahrhunderts, das seinen Mann mehr schlecht als recht nährte, wurden nach der großen Revolution wütende Bekenntnisblätter, Flackerbrände der Agitation. Daß man mit Zeitungen etwas anderes bezwecken könnte als Volksaufklärung, das wäre unsern Großvätern kaum eingegangen. Heute sind im Gegensatz dazu just die Unterrichteten der Meinung, die Zeitung sei ein glattes Geschäft, weiter nichts. Am liebsten trete sie deshalb wie in ihren Anfängen, farblos und unparteiisch auf. Glücklicherweise stellen aber auch die Generalanzeiger, die Tageblätter der Annoncenbureaus und all die anderen Inseratenanthologien nur eine Zwischenstufe dar. Schon sehen wir, wohin der Weg weitergeht. In immer höherem Maße, immer ausschließlicher wird die Presse das Stimmrohr der Nation. Wer seinem Volke etwas zu sagen hat, wer trotz aller faustischen Abmahnung die Menschen bessern und bekehren möchte, der spricht aus der Presse zu ihnen. Wir beklagen es nicht, daß die Regenten der Wissenschaft und Kunst, daß Staatsmänner und Generale in den Ring steigen und hier ihre Ansichten vertreten, statt sie hochmütig für sich zu behalten oder in engen Stuben ungehört verhallen zu lassen. Nur dadurch, daß am Kampf der Meinungen neben den Berufsschriftstellern die Sachkenner von Beruf teilnehmen, die großen Schaffer, die allzulange der Politik ferngeblieben sind, nur dadurch können wir zu der dringend nötigen Politisierung der Gesellschaft gelangen. Aula und Akademiesaal, selbst Landtag und Reichstag mit ihrem, wenn die Presse nicht hilft, viel schwächeren Resonanzboden sind dazu weniger nützlich als die Zeitung. Sie erst, die jeder Rede und jedem guten Einfall die Ehrung des Maueranschlags angedeihen lassen kann, bringt den Sprechern die Millionen von Zuhörern, den auserwählten Führern das Heergefolge. Ich glaube an eine deutsche Zukunft, in der jeder Bürger sich seiner Verantwortung bewußt ist und deshalb tätigen Anteil an den Staatsgeschäften nimmt. Auf dem Umwege über die Wahlpflicht, die die Masse der zufriedenen Gleichgültigen an die Urne zwingt und so dem fanatischen Radikalismus ein Gegengewicht bietet, werden wir zur allgemeinen politischen Interessiertheit kommen. Nicht mehr hetzerische Phrasen, nicht mehr die größere Dreistigkeit der Lüge, sondern die guten Gründe werden dann entscheiden. An der Heraufführung dieser Zeit, der Zeit der wirklich Wahlfähigen, muß in erster Linie die Presse mitwirken. Ja, eigentlich kann nur sie allein uns dazu verhelfen. Und sie würde ihre Pflicht tun, wenn sie sich ihr ganz zu widmen vermöchte, unbeschränkt, unge-

Digitized by Google

hindert durch den Ballast geschäftlicher Rücksichten. Die Presse der Zukunft muß frei sein. Frei vor allem vom Einfluß der alleridealsten Tyrannen, der Nichts-als-Geldmacher. Daß vom Verdienst der Schornstein raucht, daß Verleger, Redakteur und Mitarbeiter ein Recht haben, zu leben, sogar gut zu leben, das ist bereits in einem früheren Aufsatze nachdrücklich betont worden. Aber es wäre wünschenswert, daß ihnen ausschließlich der Ertrag ihrer geistigen Arbeit dies gute Leben sichert. Solange die Nebeneinnahmen — der Großbankdirektor Russell hat ihretwegen das Zeitungsgewerbe ein rein kaufmännisches genannt — den Haushaltplan der Blätter nicht einmal nur beeinflussen, nein, diktatorisch bestimmen; solange Inserate und Reklamen die Zeitung ernähren und der Inserent deshalb ihr Herr ist, solange erwächst sie nicht zu stolzer Unabhängigkeit. Ist also auch außerstande, zur Unabhängigkeit zu erziehen.

Beseitigen lassen wird sich die Zeitungsanzeige nicht mehr. Unserer Volkswirtschaft geschähe arger Schaden, wenn man sie ausmerzen wollte. Handel und Wandel bedürfen ihrer, die ihnen oft das liebe Brot bringt, wie des lieben Brotes. Ferner: die materielle Unterstützung, die sie der Presse leistet, kann nutzbringend zur inhaltlichen und technischen Verbesserung der Blätter verwandt werden und so zur Erhöhung ihres Ansehens beitragen. Was das Anzeigengeschäft von heute gefährlich macht, ist die wilde und blinde Gier der Verleger, die Inserenten mit allen Mitteln zu ködern, der Konkurrenz möglichst viel gute Annoncenbissen aus dem Rachen zu reißen. Dieser Wettkampf ist oft Würdelosigkeit, ja Schamlosigkeit. Ihm verdanken wir den Annoncenschmutz, der selbst reiche Blätter widerwärtig befleckt; von ihm geht, wenigstens in Deutschland, fast alle Korruption im Preßbetriebe aus.

Demnach stünden wir vor der Notwendigkeit, den Zeitungen zwar den Gewinn aus den Inseraten zu erhalten, sie aber gleichzeitig von der Last der Inserentenorganisation, wie man's so wohlklingend nennt, zu befreien. Anzeigen und das Geld für Anzeigen mögen ihnen zufließen, ihre Arbeitskraft jedoch sollen sie ganz und ungeteilt der eigentlichen großen Aufgabe der Presse zuwenden können. Aus dem rein kaufmännischen Unternehmen muß und wird wieder, wie in schöner Vergangenheit, eine Hochschule der Volksaufklärung werden, in der ideal gesinnte Lehrer, nicht aber rücksichtslose Profitmacher Wort und Zügel führen.

Die Arbeitskraft und Intelligenz der Zeitungsverleger würde bei einer gesunden Neuordnung der Dinge in ganz anderem Umfange als jetzt dem redaktionellen Ausbau ihrer Blätter zugute kommen; verschwinden würde der oft verhängnisvolle Gegensatz zwischen ihren Lebensinteressen und dem Wollen der Mitarbeiter. Heute ist der Inserentenfang allzuoft die Hauptsache. Die Textbeilagen werden von manchem für smart gehaltenen Preßherrn schier als notwendiges Übel betrachtet. Selbst in bessere Zeitungen schleicht sich schon die Unsitte ein, Annoncen mitten in den Text hinein zu geben. Diese Gerissenheit ist zwar mit einiger Dummheit verbunden, weil sie den Leser beleidigt, indem sie das Textbild entstellt und allzu offenherzig die wahre Gesinnung des Druckers verrät. Aber der Mangel läßt sich leider rasch

Digitized by Google

genug dadurch beseitigen, daß an Stelle des aufdringlich plumpen Inserats die vorsichtigere, weniger deutlich erkennbare Reklame tritt. Vor dieser äußersten Versumpfung kann die deutsche Presse nur bewahrt bleiben, wenn ihre Besitzer mit Reklame und Inserat unmittelbar nichts mehr zu tun haben. Sie werden dann auch ihre Mitarbeiter anders ansehen. Während zurzeit der Verleger nicht sowohl vom Abonnenten als vom Inserenten abhängt — denn der Inserent bezahlt ihn; dem Abonnenten dagegen macht er, bei den lächerlich niedrigen Abonnementspreisen, geradezu Geschenke — wird später der Leser das entscheidende Wort zu sprechen haben. Ein tüchtiger Redakteur, ein begabter Schriftsteller, an dem das Publikum mit Liebe hängt, ist dann nicht mehr so beschämend leicht abzusägen wie jetzt. Heute entscheidet, wenn einmal Hart auf Hart stößt, die Inseratenkasse, nicht das Gewicht des Talents. Erst die sachliche Ausschaltung der Anzeige emanzipiert den Journalisten; aus einem Angestellten des Großkapitals, aus einem armen Teufel, der nichts bieten kann, wird er zum Gleichberechtigten, weil Gleichstarken. Unsere Schriftstellerorganisationen haben allen Anlaß, diese Seite der Medaille zu beachten.

Ein Inseratenmonopol wäre also von hoher sozialsittlicher Bedeutung und ein Segen für alle Beteiligten.

Die passende Form ist freilich nicht leicht zu finden. Aber die großen Annoncenbureaus, die ja in ihrer Art machtvoll ebenfalls das Monopol anstreben, geben nützliche Fingerzeige. Staatliche Inseratenannahmestellen werden an allen geeigneten Plätzen errichtet; häufig können die bestehenden Kontore einfach übernommen werden. Hierher bringt das Publikum seine Anzeigen und bestimmt das ihm zur Veröffentlichung passende Blatt. Weiß es nicht Bescheid, so wird ihm sachgemäßer Rat erteilt. Wieviel Geld verplempert just der kleine Mann heute nutzlos, weil er blindlings oder durch den manchmal bis zum Schwindel parteiischen Rat des Akquisiteurs an die falsche Zeitung gerät! Nur unparteiische, uninteressierte Fachleute können hier für Minderbegüterte doppelt empfindlichen Verlusten vorbeugen. Übrigens würde sich durch die Monopolisierung und die mit ihr verbundenen Ersparnisse in der Verwaltung auch der oft wucherisch hohe Tarif der kleinen Anzeigen, der zumal den Mittelstand schröpft, nicht unbeträchtlich verringern lassen. Die dargelegten Vorzüge des Monopols, besonders die kühle Redlichkeit der Arbeit, käme auch den Großinserenten zustatten. Bei der Akquisition, die natürlich nicht wegzufallen brauchte, würden keine phantastischen Lockangebote mehr gemacht werden. Jedes Wort des Angebots müßte beweisbare Wahrheit sein, der Preis sich immer genau nach der Ware und ihren Vorzügen richten, das heißt nach der Verbreitung und dem Ansehen des für die Insertion in Aussicht genommenen Blattes. Mit einem Schlage könnte zugleich die volksvergiftende Pest der schamlosen Annoncen verschwinden, die zurzeit, trotz der Gegenwehr anständiger Verleger, unsere Presse entehrt. — Bei der Verrechnung mit den Zeitungen, die monatlich, vielleicht nach den bewährten Grundsätzen des Postzeitungsamts, zu erfolgen hätte, müßten zunächst Druck-, Papier- und sonstige Herstellungskosten vergütet, Provisionen, Beamtengehälter, Verwaltungsspesen aller Art abgezogen werden. Der verbleibende

Digitized by Google

Reingewinn könnte zur Hälfte dem Verleger, zur anderen Hälfte dem Reiche zufließen. Jedem Verleger selbstverständlich das Seine, so daß er an der Auflagenhöhe und dem Rufe seines Blattes lebhaft wie bisher interessiert wäre.

Gewinnt der Vorschlag einmal feste Gestalt, sei es in dieser oder anderer Form, so hat er unbedingt mit sehr erbittertem Widerstande zu rechnen. Man weiß, wie es dem anläßlich der Finanzreform eingebrachten Inseratsteuer-Entwurf der Regierung erging: obgleich damals Not am Mann war und jeder Stand Opfer bringen sollte, hat sich die Tagespresse in ihrer erdrückenden Mehrheit mit Wut gegen die geforderte Abgabe erklärt. Die Inseratensteuer wurde auch alsbald fallen gelassen. Sie war zweifellos nur eine Tonne für die Walfische, nur aus schlauer Berechnung in die See geworfen worden. Die Spuren könnten schrecken. Ohne zwingenden Grund wird auch in Zukunft keine Regierung das heiße Eisen anpacken. Wer's dennoch einmal wagt, wird finden, daß der Weg gangbar ist. Und er wird sich nicht nur um die Finanzen des Reiches, sondern, dies vor allem, um die Presse selbst verdient machen. Sie muß, so oder so, aus unwürdiger Zwitterstellung erlöst werden. Das Inserat muß seine unheimliche Macht verlieren, damit die Zeitung an sich zu voller Macht emporsteigen kann. Übrigens wird die Tyrannis der Annonce um so eher zusammenbrechen, je dreistere Ausschreitungen sie sich erlaubt. Der Tag ist wahrscheinlich nicht fern. Verstaatlichungsaktionen haben, die Nationalökonomie lehrt es, von jeher etwas überraschend Nützliches gehabt.

Richard Nordhausen

Lose Blätter

Aus Romanen vom modernen Leben

[Es ist der immer gleichmäßig wiederkehrende Vorwurf gegen die sogenannte „moderne" Literatur, sie stehe dem Leben zu fern, der abgeschlossenen engen Welt des einzelnen, des verzärtelten Individuums zu nahe. Das einstige Losungswort „l'art pour l'art" ist zum lauten Tadel geworden. Nun mag wohl zutreffen, daß wir eine etwas große Anzahl von Künstlerromanen, Artistendramen, „Formlyrik" haben — nur ein Teil davon ist notwendige Übungsarbeit der Werdenden —, aber es steht ja beim Publikum, derlei abzulehnen, wenn ihm die verquälte Seelen- und Nervenintimität, die hochgemute, verstüchtige Pathetik nicht gefällt. Doch man frage einen Buchhändler von einiger Kenntnis der öffentlichen Meinung — neben der stets begehrten Unterhaltungsware ist es zum gar nicht geringen Teil die schmeichlerisch-süße Artistenkunst, die „gefragt" wird. Es ist eben doch sehr hübsch, sich die Sinne streicheln und das Nervensystem revolutionieren zu lassen. Nebenbei hat man auch Gelegenheit, sich für ganz ungemein hochgebildet zu halten, wenn man mit den erlauchten Geistern eines Rilke, Hofmannsthal, George, Schröder umzugehen weiß. Es versteht sich von selbst, daß wer einmal die Gewürzkost der Caféhausneuromantik mit Behagen zu sich nahm, sich nur schwer zu gehaltvollerer aber reizloserer Nahrung bequemen mag. Nur — die Gastwirte sollte man dieserhalb nicht beschuldigen. Und von

Digitized by Google

Polenzens eindringlichen, von Karl Hauptmanns lebensvollen Romanen, von den besten Werken Friedrich und Rudolf Huchs, Thomas Manns, Timm Krögers, Frenssens, Keyserlings, Otto Ernsts, Enkings, Schnitzlers, Schönherrs ließe sich doch wohl eine recht stattliche „Bibliothek des modernen Ringens" zusammenstellen. Gerhart Hauptmanns noch lange nicht erschöpfte Kraft und Dehmels tiefschürfende Lebensliebe gäben dazu einen starken Beitrag, und jüngere Talente, deren Entwicklung aufwärts und in die Tiefe zugleich weist, fehlen keineswegs. Seltsam ist, wie treu die dichtenden Frauen im allgemeinen dem wirklichen Leben geblieben sind, welches sich seinerseits der Literatur so abgeneigt zeigt. Denn dies ist ja wohl zuzugeben, daß ein scheinbar sehr wesentlicher Teil der Kulturentwicklung in die Literatur nicht eingedrungen ist und dort vergebens gesucht wird: das Technisch-Zivilisatorische. Von Automobilismus, Luftfahrt, Sport, Reichstagswahl, Armeebudget, Ehrlich-606, Kaiser Wilhelm-Stiftung wird selbst der eifrige Sucher in der schönen Literatur noch wenig Nachricht finden. Aber dies darf uns denn doch nicht verwundern oder verärgern: eigentliche Dichtung *kann* sich ihren Stoff nicht in der Welt der Dinge und der Tagesfortschritte suchen. Sie ist Geistes- und Herzenserlebnis, der Geist aber abstrahiert von der gemeinen Deutlichkeit der Dinge — dies ist seine Natur, — und das Gefühl erlebt nicht als Hauptsachen Tagesfragen. Wo aber die äußerlich-dingliche Entwicklung auf das innere Leben allmählich *rückwirkt*, wo neue Zustände und Tendenzen des Geistes und Gemütes sich zeigen oder gebären, da finden wir wahrlich auch die Poesie heute so rege wie je bereit, sich ihrer zu bemächtigen.

Für diesmal machen wir unsre Leser abermals auf zwei Bücher von Frauen aufmerksam, die in gewissem Sinne zu denen „vom modernen Leben" gehören. Gräfin *Adeline Rantzau* zeichnet in dem Roman „Der Dritte" * ein Stück mehr oder weniger bohèmisierenden Künstlerdaseins mit bemerkenswert sachlicher und vornehmer Auffassung. So zwar, daß die um Äußerlichkeiten und Tradition der Lebensformen unbekümmerten Existenzen der Münchner Malerin Mara und ihres Verlobten, des Dichter-Musikers Peter, als Beispiel einer recht verbreiteten Gattung bestehen können, die des Lebens Sinn in bis zur Qual ernster, ethischer Vertiefung und hochgespannter Arbeitintensität erblicken, neben der die sogenannte „Freiheit" als notwendige Ergänzung, nicht als knabenhafte Zügellosigkeit erscheint. Wie in der Sphäre materieller Not und geistigen Adels die gegenseitige Hilfe den Kampf ums Dasein mildert, wie in der Ehrlichkeit kunsternsten Strebens nur das wirklich Gute zu langsamem Sieg aufsteigt, wie in Lebensverhältnissen von sittlicher Reife die Entwicklung zumeist Leides mehr mit sich führt als fröhlichen Genuß, all solche Wahrheiten, wie sie heut vielerorts den Cafehaussnobismus zu verdrängen beginnen, kommen in diesem von lebendigem, nicht immer völlig gestaltetem Schauen reichen Buch zu eindringlicher Darstellung. Im rechten Gegensatz dazu steht die der Künstlerin Mara von Doren abholde Familie derer von Doren, so in wohlerzogener Geistes- und Herzensarmut dahinlebt und sowohl die Tradition der streng zu wahrenden „Form" wie die des angefaulten Untergrundes

* Verlag Martin Warneck, Berlin

Digitized by Google

sorgsam pflegt. Wie Mara von Peters sprunghafter Entwicklung abgedrängt wird, das ergibt den eigentlichen Konflikt des Buches und wie sie als trotzdem innerlich zu seiner Welt Gehörende die nahezu widerwillig zugestandene Achtung der Ihrigen allmählich gewinnt, diese Schilderungen enthalten das Gegenspiel sowohl wie die eigentliche Vertiefung und Stärkung ihres Charakters. Daß neben der nach langer, allzulanger und gramvoller Trennung eintretenden Vereinigung der Liebenden auch die Versöhnung mit der Familie einhergeht, erscheint vielleicht ein wenig romanhaft konventionell, ergibt sich aber im ganzen doch aus tieferen Gründen. Der Einzelverlauf der dichtgedrängten, ungleichmäßigen Erzählung kann hier ebensowenig wiedergegeben werden, wie der schon im Titel anklingende symbolische Sinn der Erscheinung des Dritten (womit innerliche Lebenshemmungen gemeint sind, die uns oft erst durch das Eintreten neuer Verhältnisse — „Dritter“ — fühlbar und furchtbar werden, jedoch den schaffenden Kräften der Menschenseele endlich unterliegen). Solchen Symbolismus mag man wohl als konstruktiv berechtigtes Ornament gelten lassen, der Wert der Dichtung liegt aber in ihrer Konstruktion selbst, die aus tiefsichtigem Ernst der Lebensauffassung und warmherzigem künstlerischen Streben hervorging.

In bemerkenswertem Gegensatz zu dieser ein wenig ungelenk geschriebenen Dichtung steht der eigentümlich lebensvolle Roman einer andern Frau mit dem Decknamen Max Grad, „Die Andere“*, dessen Lebensumkreis nicht geringer ist als der des „Anderen“: vorzüglich geschaute Schilderungen aus dem Spießbürgerleben, welches sich allmählich grämlich verzehrt, aus dem durch innere Kraft sieghaften, wenngleich nach außen locker auftretenden Künstlertum, endlich aus dem allerdings hier geistig belebten Aristokratendasein. Das Aufwachen eines mit Gaben der Musen und der Grazien gesegneten Mädchens ist der Vorwurf, welches gehemmt wird nicht nur durch allgemeine Engherzigkeit der Eltern, sondern auch vor allem durch das diesen in erschröcklicher Erinnerung lebende Bild der Tante des Mädchens, welcher die kleine Sigrid zum Schmerze der Familie anscheinend völlig nachgerät. Diese „Andere“ ist eine sinnenfrohe, durchaus leichtlebige Natur, mit der sie einst die Sittenstrenge des Vaters Olvers zu Falle gebracht. Die Vorgeschichte der elterlichen Ehe aber bleibt Sigrid und ihrer Schwester sowie den Gespielen verborgen, nur unter der krankhaften Schützerangst und unter Anspielungen, Verdächtigungen, Einengungen leidet sie dauernd. Künstlerische Begabung führt sie endlich hinaus, in einen recht strudelreichen, gefahrvollen Strom öffentlicher und privater Erlebnisse, aus denen sie endlich als die reife und kluge, zum zweiten oder dritten Male verheiratete Frau des Malers Friedl von Brodmann hervorgeht, der ihr Kindheitgespiele war. Max Grad zeichnet mit überaus zierlichem, glatten und stilvollen Strich Charaktere; Charaktere, die sie bis in erstaunliche Tiefen hinab durchleuchtet und in fesselnder Fülle auseinanderbreitet. An schwerem Ernst der Auffassung steht Max Grad dagegen hinter der Gräfin Rantzau zurück — ihre Geschichte hat innerlich gar keine konsequente Entwicklung, sondern springt in den unwahrscheinlichsten Kombinationen vorwärts, die etwas schier Launenhaftes,

* Verlag Wilhelm Grunow, Leipzig

Digitized by Google

ausgesucht Willkürliches haben. Dennoch bedeutet der freigeistige Ton der graziösen Darstellung nicht Scheu vor der Lebenstiefe, sondern nur vor dem Pathos. So blindlings die Ereignisse gefügt sind, die Absicht ist doch die der Vertiefung, des allmählichen Aufdämmerns wirklicher Einsicht in das Gemisch von Lust und Bitternis, das wir Leben nennen. Auch Sigrid Olvers muß kämpfen und verzichten, um endlich zu siegen, und auch sie geht nicht ohne dauernden Verlust manch freundlicher Gabe aus den Wirbeln zur Sonnenhöhe. Und eben damit spiegelt Max Grad ein beträchtlich Teil zeitgenössischen Lebens, in welchen bei weitem nicht jedem Leser ohnehin Einblick vergönnt war; der lebendige Gehalt liegt bei ihr versteckter, ist mehr überwuchert von künstlerischem Stückgut, aber er ist unverkennbar.

Auch das dritte Werk, aus dem die nachfolgenden Blätter eine Probe bringen, greift in die Tageswirklichkeit hinein. Ernst Heilborns eheluſtiger Witwer, der „die steile Stufe“ dennoch nicht mehr erklimmt, lebt recht inmitten des modernen Berlins; aber wie wir es so oft bei begabten Männern unsrer Zeit finden, die Kraft und vor allem die Lust zu problematisch-soziologisch-kultureller Vertiefung der Prosadichtung ist der zur reinen beschreibenden Darstellung nicht gleich. Auch das mag als Frucht nur allzu zeitgemäßer Erlebnisse gelten: unser wirkliches Dasein ist schwer von Pflichten, Fragen, Arbeitantrieben, — so belastet, daß wir einer Dichtung leicht zustreben, welche frei das befreite Dasein rein instinktiver Lebensführung uns vorspiegelt. Und wenn uns von dieser Insel der Scheinbefreiung aus einige witzige und tiefsichtige Bemerkungen über das Jammertal der Erde gelingen, sind wir doppelt erfreut. Auch das ist ein Teil moderner Lebensstimmung, der Beachtung verdient.*

Ezard Nibden]

Aus dem „Dritten“ von Adeline von Rantzau

[Das folgende Stück spielt in der Zeit, wo Mara von Doren im Gegensatz zu ihrer Familie, aber auch getrennt von ihrem Verlobten lebt. In der völligen Einsamkeit hat sie einen Kreis von herzlich Teilnehmenden gefunden und mit schließen helfen; auch Lieschen Meyer lebt bei ihr, ein von ihrem Bruder Fritz Doren verführtes und verlassenes Mädchen.]

Fritz Doren wanderte unterdessen Ende Oktober in München umher und suchte die Wohnung des alten Häberle.

Er hatte Mara besuchen wollen und sie vergeblich in der alten Wohnung gesucht, endlich hatte er erfahren, wo sie war und wollte gerade in den dunklen Torweg in der Theresienstraße einbiegen, als ihm Mara jetzt entgegentrat. Ja, war es denn Mara? So mager geworden. So entsetzlich mager und so ernst — aber jetzt erkannte sie ihn plötzlich und ihr Gesicht erhellte sich.

„Das ist schön, Fritz, dich wiederzusehen! Willst du mit mir essen gehen? Dann komm in die alte Osteria.“

Er war so erschüttert über das Wiedersehen, daß er ihr wortlos folgte. Bald darauf saßen sie sich gegenüber an einem kleinen Tisch, und Mara

* Aber Heilborns „Steile Stufe“ handelt auch der Rundschaubeitrag dieses Heftes „Romane von Kritikern“.

Digitized by Google

suchte in der Speisekarte die besten Sachen für ihn heraus, mit einer Ruhe und Gemütlichkeit, als hätten sie sich gestern gesehen.

„Aber, — ist das alles, was du ißt?“ fragte Fritz erschrocken, auf Maras Suppenteller deutend.

Sie lachte: „O, das ist schon eine Menge, in — bösen Zeiten ißt man noch weniger, Fritz, und — es geht auch, — ich war schon einmal viel magerer als jetzt.“

So kamen sie ins Sprechen und dann erzählte Mara ihm, daß Lieschen jetzt bei ihr wäre, sie hätte sie nicht fortschicken können, als sie eines Morgens früh bei ihr angetreten wäre und sie wach geklingelt hätte, — „nur mit großer Mühe, denk dir, Fritz, denn ich schlief wie tot, ganz merkwürdig, — als könnte ich nie mehr aufwachen — und da stand Lieschen vor meiner Tür und ich mußte nun doch für sie sorgen, — ich glaube, das war sehr — gut für mich, vielleicht — meine Rettung.“ —

„Was habt ihr immer für sonderbare Ideen,“ sagte Fritz —, „es wäre gewiß besser gewesen, jemand hätte für dich gesorgt, anstatt daß du dir noch — etwas auflädtst, — du siehst mir gerade danach aus.“

„Ach nein, mir geht es ganz gut wieder, ich habe tüchtig zu arbeiten und ich tauschte mit niemand.“

„Kann man dich da besuchen, Mara? ach so —.“

Eine Pause folgte.

„Ja, Fritz,“ antwortete Mara langsam, „ich würde mich freuen, wenn du es tätst, aber mache dich auf manches gefaßt —.“

„Natürlich, kolossal Bohème“, fiel er ein.

Mara mußte lachen.

„Mir wird so heimatlich mit dir, Fritz, — also bohème, — gut, da ist zuerst der alte Vater Häberle, von dem nicht viel zu sagen ist und der doch unser aller Anker ist. Er hat in der Jugend viel Schweres durchgemacht — sein Bruder nahm ihm die Braut, aber er hat uns alle gelehrt, daß man nicht andere Menschen bekämpfen und hassen soll, sondern nur sich selbst, — das heißt den Teufel, der bei jeder Gelegenheit unser Meister werden will. Dann ist da sein Wunderkind, dann ist eine Frau da mit vielen kleinen Kindern, ohne Mann, dann wohnen da zwei junge Architekten und noch eine ganze alte Malerin, und dann ich und Lieschen, und dann tauchte ganz wie selbstverständlich vor zwei Tagen wieder auf — wer glaubst du?“

„Keine Ahnung, Mara.“

„Knud Hansen, denk dir, ganz unverändert, — ganz, — augenblicklich ist er obenauf, hat irgend etwas geschrieben und viel Geld, — jetzt ist er an die Nordsee gereist aus Kummer, daß keine Stube im Ahnensaal frei war, aber in drei Wochen kommt er wieder und will hier arbeiten und wohnen, er hat sich mir als lebenslängliche Stütze der Hausfrau angeboten.“

„Ahnensaal?“ wiederholte Fritz.

„Ja, — der große Bodenraum ist eine Art Halle geworden, die alte Russin und ich malen die Wände aus, — ein alter Flügel steht in der Mitte, und wenn Häberle abends spielt, sind alle Götter dort versammelt, »unsere Ahnen«, sagen die Architekten, — der eine singt, der andere spielt Laute —.“

„Und du?“ fragte Fritz.

Digitized by Google

„Ich? ach ich bin nun alt und pummelig geworden und heiße Mutter Mara, Fritz.“

„Eine Mutter warst du immer, — für uns alle, ich käme gern mit dir heut abend, aber — Lieschen —.“

„Lieschen —? betrachte sie doch einfach als deinesgleichen, was sie ja im Grunde doch ist, — denke — daß du ihr einmal ein großes Unrecht getan hast und bitte sie einfach ritterlich um Verzeihung, — dann ist der Ton gefunden —.“

„Herrgott, Mara, wenn alles so einfach wäre, wie du denkst —.“

„Es ist einfach, Fritz, — das habe ich in den letzten drei Wochen meines Lebens wieder gelernt, — das Leben ist furchtbar einfach, — so lange wir selbst nur einfach und wahr sind! Das ist die ganze Lösung.“

„Ja, — aber — Lieschen — liebt mich doch nicht mehr?“

„O nein! Sie hat mit furchtbarem Haß gegen dich zu kämpfen gehabt, sie hat dich gründlich verachtet, ja sie — verachtet dich noch heute, — nicht wegen des Unrechts von damals, sondern wegen deiner Auffassung desselben, — sie sagt immer: »In Gottes Augen sind doch die Menschen gleich, aber wenn die vornehmen Christenleute so was tun, — dann soll's bei uns eine Sünde sein und bei ihnen nicht — und wenn zwei ganz dasselbe tun, dann sind sie sich doch ganz gleich.«“

„Sie hat recht“, murmelte Fritz.

Mara hatte leise gesprochen, jetzt sah sie nach der Uhr.

„Es ist schon spät, willst du mitkommen? Ich möchte dir noch sagen, daß Lieschen — ich glaube nicht, daß sie geheilt ist, und der Winter steht vor der Tür — vielleicht tut dir ihr Segen — später mal gut, —ich werde vorangehen, kommst du nach?“

„Ja“, antwortete Fritz aufstehend.

Sie gingen zusammen heraus, Mara sah ihn mit so leuchtenden Augen an, daß er sie wieder jung und schön fand, dann trennten sie sich. Er wollte noch eine halbe Stunde spazieren gehen und dann nachkommen. Der Entschluß, hinaufzugehen, wurde ihm schwer.

Aber als die Uhr neun war, schritt er doch hinauf. Oben angekommen hörte er, daß der Alte spielte, und ein neuer Zauber fing an, ihn zu umfangen. Leise öffnete er die Tür und befand sich nun in der „Halle“. Er erkannte sofort, daß der Ahnensaal ein einfacher, großer, altmodischer Bodenraum war, der durch künstlerischen Anstrich wirklich eine Halle geworden war. Zwei Wände waren mit Fresken bemalt, die anderen waren mit Rupfen und Teppichen bespannt, eine große Strohmatte lag in der Mitte unter dem Flügel, an den Pfeilern hingen zwei uralte Messingwandleuchter, er sah einen breiten Kachelofen mit einer Ofenbank, auf der verschiedene Personen hockten, er sah am Flügel ein altes, gespenstisches Männchen kauern, dessen Hände über die Tasten flogen und der diese geheimnisvollen, ergreifenden Töne dem alten Instrument entlockte. — Fritz lehnte sich lautlos an einen Pfeiler und sah sich langsam um. Er sah Mara sitzen, den Oberkörper vorgebeugt, die Hände auf den Knien verschlungen, — im Dämmerlicht sah er ihre Augen leuchten und ihr dunkles Haar glänzen, — wie eine Sibylle saß sie da, so groß und feierlich, diesen Augenblick kam sie ihm ganz neu und ganz fremd vor. Ihr zu Füßen kauerte ein kleines Mädchen mit hellen Haaren, das mit all ihren Sinnen bei der Musik war, er sah die beiden Architekten stehen

Digitized by Google

und die alte Russin, und während er noch stand, öffnete sich wieder die Tür und andere Gestalten kamen hereingeschlichen, manche sahen ärmlich aus, verhungert fast, aber ein Glanz lag auf allen Gesichtern, ein Götterglanz, dachte Fritz, — nein, kein Götterglanz, sondern der Glanz — der auf allen Gesichtern liegt, die wissen, daß es etwas Besseres gibt, als dies arme, mühsame Leben hier auf dieser Erde, und die den rechten Weg endlich gefunden haben. Unter dem einen Freskobild lasen seine Augen den Spruch: „Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein jeglicher sah auf seinen Weg. Aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn.“ Er fing an, den Zusammenhang dieser Worte dunkel zu ahnen.

Als der Alte geendet hatte, war so tiefe Stille, daß niemand sich zu rühren wagte, dann trat einer der Jünglinge heran und sprach mit Häberle, und Fritz sah sich nach Mara um. Er ging zu ihr und gab ihr die Hand, und da sah er auch Lieschen sitzen, und nun kam es ihm mit einem Male ganz natürlich und einfach vor, daß er auf sie zuging. Er hielt ihr die Hand hin und sagte leise: „Guten Tag, Lieschen. — Verzeih mir.“

„Von ganzem Herzen“, antwortete das Mädchen.

„Still!“ rief jemand, — „still!“

Vater Häberle spielte die Mondscheinsonate.

Mara hatte das Gesicht in den Händen vergraben, Fritz fühlte, was sie dachte, er fühlte, wie lauter große, durchgekämpfte Lebensschicksale durch diesen Raum schritten und ihn heiligten, und er dachte, wie arm ist das Leben aller der Menschen, die von so etwas nichts wissen, die nur Gesellschaften kennen oder müde, bleierne Abende, — keine Erhebung der Seele, wenn der Tag sich neigt und die stille, große Nacht kommt, und die nicht wissen, wo sie mit all ihrer Sünde und Not hin sollen.

Er war verzaubert. Nannte man dies Bohème?

Als die letzten Töne verklungen waren, erhob sich Mara und machte ihm ein Zeichen, — er folgte ihr, und sie gingen auf eine niedrige Tür los, an der ihr Name stand, M. A. v. Doren.

Dann betraten sie eine lange, schmale Kammer, die aber mit wenigen Möbeln so wunderhübsch eingerichtet war, daß ihm ein: „O, wie gemütlich!“ entfuhr.

Sie nahmen am Ofen auf zwei Korbsesseln Platz.

„Mara,“ sagte er, — „aber — wird denn auch genug für dich gesorgt hier?“

„Besser wie im feinsten Hotel, — du glaubst gar nicht, welche Wonne es ist, hier oben, unter diesen Menschen krank zu werden, — neulich lag ich ein paar Tage, und die Geschichte wurde einfach als Hauptfest aufgefaßt. Ich habe lange nicht so herrliche Süppchen gegessen, als wie der Architekt Bremer sie kochen kann, und der Tee von der Russin und Kamillentropfen vom Vater Häberle. Köstlich. Wir leben hier oben eben wie freigeborene Menschen. Es gibt eine ganze Kategorie von Worten, die man hier oben überhaupt nicht kennt, die heißen z. B. bei Krankheiten — Ansteckung, — im Verkehr — Einladung, oder Kleidung und — last not least — Langeweile —, wir brauchen keinem Verein anzugehören, um anderen wohlzutun, — zwischen uns allen ist das geheime Band, und jeder hilft wortlos und selbstverständlich dem anderen. Wir lösen alle

Digitized by Google

brennenden Zeitfragen nicht mit Worten, sondern am eigenen Leibe, Fritz."

„Du schilderst paradiesische Zustände, Mara."

„In gewisser Weise, ja, — Jesus hat ja auch niemand so bemitleidet, wie die reichen, satten Menschen."

„Aber es gibt doch auch furchtbar heruntergekommene Existenzen bei euch."

„O gewiß, aber selbst das Laster kann man hier eher bekämpfen, weil es wahr ist und nichts anderes sein will, — während in höheren Kreisen, in Beamten-, in Offizierskreisen z. B. doch immer das Laster verheimlicht wird und der Ehrgeiz ist, nach außen für anständig zu gelten! Ach, Fritz, was nützt das? Es beschwert das Herz nur noch mehr, — die Menschen sind sich überall gleich, — Schufte und korrumpierte Frauen gibt es in den höchsten und niedrigsten Kreisen ganz gleich, und es gibt keinen Stand, der verlotterter wäre als ein anderer, — das ist die Wahrheit."

Beide schwiegen.

„Weißt du, daß dies — Peters Stube war? Hier verlor er sich und hier finde ich mich wieder — seitdem ist eine ganze Zeitepoche vergangen, aber er wird auch zu seiner ersten Liebe zurückkommen — zur Musik! ich glaube es bestimmt!"

Fritz schwieg beklommen. Dann fragte er: „Hast du kürzlich von — Oda* gehört, Mara?"

Mara seufzte leise, dann erzählte sie ihm vorsichtig von Odas Stimmung und von ihrer Freundschaft mit Frau von Lindberg, und daß die Menschen doch alle so verschieden über diese Sachen dächten, — sie konnte und wollte nichts mehr dazu sagen, aber sie begriff, daß es Oda schwer schien, nach München zu kommen, sie wäre auch wohl am allerbesten bei Oskar.

„Also da ist sie noch, — ich wollte jetzt nach Hause fahren, aber ich gehe dann nur auf zwei Tage hin, — die Nähe ist zu schwer — weißt du, — Oda und ich dürfen nun nicht schwach werden, — das wäre ja, als ob man mitten in einer Reiterattacke umkehren wollte, nicht, Mara? Wir müssen nun abwarten, was der liebe Gott über uns beschließt! Und so ein Abend — hier oben bei euch — das tut gut! Adieu, Mara — ich besuche dich bald einmal wieder und — alles, was ich noch für Lieschen tun kann — das weißt du, brauchst du mir nur sagen! Aber — Geld — kommt mir jetzt wie eine Beleidigung vor, — und doch — wovon lebt ihr hier denn eigentlich alle zusammen, Menschenkind?"

Mara mußte über seine entsetzten Augen lachen.

„O, jeder verdient etwas, und das ist in der Gemeinschaft immer viel, — ich habe — viele Skizzen verkauft, ehe ich herzog, und hing die Kunst an den Nagel, und denke dir —, erst hier in diesem Milieu habe ich nun mich selbst gefunden, der Wirt unten hat meine Fresken hier gesehen, und ich soll ihm unten die Gaststube malen, das ist meine erste gute Bestellung im Leben, Fritz, nun fängt mein Künstlertum überhaupt erst an, ist das Leben nicht merkwürdig?"

„Du — willst ein gemeines Lokal ausmalen?"

„Vielleicht ist das wichtiger — als eine Kirche, — dahin muß die Kunst überhaupt zurück, mein Lieber, — ich male ihnen eine Meeresbran-

* Oda war Fritzens Verlobte, bis sie sich von ihm wegen der verlassenen Geliebten trennte.

Digitized by Google

dung hin, — dann wird ihnen freier und froher vielleicht, — und das Bier erscheint ihnen — fade, adieu, Fritz, und Dank, daß du kamst!"

Aus Max Grads Roman „Die Andere"

[Mit der folgenden Szene beginnt allmählich die Selbsterkenntnis der unterdrückten, aber lebenslustigen Sigrid; ihr Haar — ein Erbteil der „Anderen" — hatte die Mutter als besonders gefährlich von je verborgen.]

Mit gesenktem Kopfe schlendert das Kind, völlig in Gedanken verloren, die lange Straße, die einem noch werdenden Stadtteile zuführt, hinunter. Es hat nun wirklich verstärkte Kopfschmerzen und ein leichtes Schwindelgefühl. Heute vergißt Sigrid, die Mantelpelerine zu wenden und den gestern durch Mutter gerade wieder frisch pomadisierten Zopf einzustecken. Der scharfe Wind tut ihr förmlich wohl, dann aber verstärkt er sich so, daß sie doch lieber links einbiegt, wo man zwischen lauter neuen Häusern geschützter gehn kann. Sie erinnert sich gar nicht hier auf ihren Streunereien schon gewesen zu sein. Dann fesselt ihre Aufmerksamkeit etwas Neues in hohem Grade. In einem blitzblanken Laden sind ein geschniegelter Herr und ein fast ebenso geschniegelter Lehrjunge, an denen vor allem die sorgsame Pflege und Ordnung des Haupthaares auffällt, beschäftigt, das Schaufenster einzuräumen und aufs beste zu schmücken. Die Arbeit ist schon fast beendet. Im niedrigen Gefache liegen, herrlich ausgestattet, Seifen, Parfümerien, Schmucknadeln und sehr viel Dinge, deren Zweck für das junge Mädchen tiefste Geheimnisse bedeuten. Zwischen ihnen ruhen wieder auf violetten Seidenkissen sowohl kleine Haarscheitel und Perücken für Herren in allen Farben als auch einzelne mit langen und feinen Nadeln versehene Löckchen aller Schattierungen, vom tiefsten Schwarz zum lichtesten Blond, und Wellenscheitel und Chignons scheinen wie unabsichtlich darunter eingestreut. Zwischen lila Seidentüchern und auch damit unterlegt, umringt von lauter gewiß auch duftenden künstlichen Veilchen und Heliotropblüten, stehn drei sich langsam drehende Frauenköpfe. Deren Gesichter weisen einen märchenhaft reinen, blühenden Teint und lang bewimperte, wie feucht glänzende Augen auf. Bei der einen Dame sind sie braun, während sie bei der zweiten blau und bei der dritten ganz schwarz aus dem gut modellierten Jochbogen herausleuchten. Was aber Sigrid am meisten auffällt, ist, daß sämtliche täuschend gearbeitete Perücken, nur durch Nuancen verschieden, durchaus rot oder doch sehr rötlich blond gehalten sind. Auch scheint diese Farbe bei den Chignons, Zöpfen und Haarsträhnen entschieden bevorzugt. Sigrids feine Nase drückt sich fast platt an der mächtigen, klaren Glasscheibe. Es ist doch gar zu seltsam, daß Leute sich künstlich zu verschaffen suchen — und das hier kann doch alles als Beweis dafür gelten —, was doch so häßlich ist und bei ihr als so schlimm bekämpft wird. Und wie schön diese Frauenköpfe sind! Durch das zerrissene Gewölke zwingt sich ein abendliches helles Licht hindurch, und dieser einzige Sonnengruß des Tages, der einen Abschied zugleich bedeuten mag, trifft gerade den kunstvoll frisierten allerleuchtendsten roten Haaraufbau. Die dunkel umsäumten Augen scheinen Sigi anzuschauen und der Kopf, sich auf entblößtem Halse leicht neigend, im langsamen Drehen ihr freundlich zuzunicken. Des Mädchens Pupillen weiten sich. Es treibt

Digitized by Google

nun ein recht kindisches Spiel. Indem Sigrid sich auf das dicht unter dem Schaufenster angebrachte und noch unlackierte breite Blechbord setzt, ein Bein untergeschlagen und die Arme ums Knie geschlungen, schließt sie bald die Lider, bald öffnet sie sie wieder. Auf diese Weise will es ihr dann vorkommen, als lebten die drei Köpfe da vor ihr wirklich. Dann hebt sie die rechte Hand, an deren Gelenk das Paket mit den Bonbons und dem „Chemise“ an einer Schnur hängt, und nimmt mit der prüfenden Miene und dem Ernste eines Untersuchungsrichters den eigenen langen und dicken Zopf zwischen die Finger, indem sie vergleichend von diesem auf das brandrote Haar hinter der Scheibe schaut. Schon stehlen sich wieder einige Löckchen aus ihrer Flechte, und diese scheinen sich mit besonderem Erfolge gegen das Einsaugen der braunen Pomade gewehrt zu haben. Metallisch schimmern sie auf.

Na du, drück mir nur das Schaufenster nicht etwa ein!

Das Mädelchen fährt zusammen, springt sofort auf und blickt erschrocken und puterrot in das Männergesicht, das ihm in irgendeiner Weise dem der drehbaren Dame zu ähneln scheint. Der Friseur lacht indessen gutmütig, aber auch ein wenig verlegen; nun kann er sehen, daß ein Backfischchen und durchaus kein so kleines Ding, wie er dachte, sich in seine Schätze versenkt hat.

Lassen Sie sich aber nicht stören. Oder kann ich dem Fräuleinchen mit etwas dienen?

Ich — ach — nein, — ich habe nur — die Köpfe dort sind so schön. Wie lebendig fast. Und deshalb —

Jawohl, die sind fein, meint er geschmeichelt und stolz. Natürlich Paris! In Deutschland ist so etwas überhaupt nicht zu bekommen. Künstler, ganz wirkliche Künstler müssen da ran!

Nun flitzt die Sonne mutwillig an dem Auslagefenster herunter und über das junge, hübsche Geschöpf hin. Der Haarkünstler, die Hände in den Taschen seiner auffällig gestreiften Hose, bewundert innerlich sehr dieses noch so kindliche Gesicht; dann aber bleiben seine Augen ausschließlich an dem starken Zopfe haften, der noch immer neben Sigrids weicher Wangenrundung herabhängt. Aber nein doch! Die weiße, gut gepflegte Hand fährt aus dem Sack und greift rasch nach der schweren Flechte. Was Sie für wundervolle Haare haben! Nur — nur viel zu fett! — Ja — ja, aber nein, ich bitte Sie — die sind ja total verschmiert — was fällt Ihnen doch nur ein? Das ist ja jammerschade!

Sigrid tritt, wieder sehr rot werdend, unwillkürlich zurück und blickt ängstlich und scheu um sich, ob auch niemand diese Szene beobachtet, die einen eigentümlichen Reiz für sie hat. Aber die Straße, fast so neu wie dieses Geschäft, ist beinahe menschenleer. Die wenigen Vorübergehenden hasten in dem Winde, der nun auch hier faucht, nach Möglichkeit ihren Zielen zu, indem sie dabei tief die Köpfe senken. Kein Mensch verschwendet einen Blick an die offene Ladentür des Friseurs.

Wenn Sie sich meine Sachen mal näher und ruhig besehen wollen, so treten Sie doch ein. Es ist ja so kalt und windig heute!

Das Mädchen schwankt nur einen Augenblick. Ein Abenteuer, ein pikfeines! Ganz erwartungsvoll und in hellster Neugierde glänzen seine Augen. Schon ist es im Laden, der nun, da die mit violetter Seide halb verhangne Tür geschlossen ist, einen leidlich durchwärmten Raum dar-

Digitized by Google

stellt. Wie schön und frisch es hier duftet! Zwar noch etwas nach dem Anstrich und den funkelnagelneuen zierlichen Möbeln, allein doch noch weit mehr nach allerlei Parfüms, die von den zahllosen Fläschchen und Schachteln auszugehn scheinen. Alles blitzblank und so überaus appetitlich. Dort, in den kleinen, durch Milchglas voneinander abgeschlossenen Abteilungen, links für Herren, rechts für Damen bestimmt, sieht es aus, als müßten auserlesne Delikatessen serviert werden.

Aber das ist ja wie bei einem Konditor oder in einer ganz teuern Puppenstube, entfährt es Sigrid, als sie sich in dem Laden des Friseurs umsieht.

Der Lehrjunge, der auf der Türschwelle des Nebenraumes eben eine Kiste auspacken muß, lacht diskret; sein Herr überlegen und wieder recht geschmeichelt. Dann seufzt er etwas.

Ja, ob ich in diesem Stadtviertel wohl so rasch eine würdige Kundschaft für mein allen modernen Anforderungen entsprechendes Geschäft finden mag? Es bedeutet ein großes Risiko. Sonntag ist Eröffnung. Acht bis zehn Bekannte von mir, Herren und Damen werden dann kommen, um sich von mir bedienen zu lassen. Irgend etwas muß man schon tun, auch außer dem Versenden von Empfehlungskarten. Jetzt aber ist alles noch absolument vierge!

Der Junge platzt los, sucht es aber, sich bei einem scharfen Blick des Chefs duckend, unter einem Geräusper zu verdecken.

Absolument vierge? wiederholt Sigrid erstaunt und mit großen unschuldigen Augen, indem sie rasch, aber ganz vergeblich, mit Zuhilfenahme des bei Fräulein Lippschatz Erlernten den dunkeln Sinn dieser doch offenbar französischen Worte zu ergründen sucht.

Und hier sehen Sie — ablenkend öffnet der Friseur eine Tür. Da habe ich zwei Stück der allerneuesten Apparate. Mit ihnen kann ich auch die stärksten und längsten Haare rasch und ohne irgendeinen Schaden waschen und trocknen. Hast de nich jesehen, ist die Sache fertig! Auch noch absolument vi — auch noch niemals benutzt, verbessert er sich.

Gott, die sehen ja fast aus wie solche Dinger — wie — wie heißen sie doch gleich, die Musik wiedergeben, die von Platten aufgenommen war!

Ach, Sie meinen Phonographen! Gar kein übler Vergleich. Nun aber hält Herr Lampeke Sigrids Zopf fest, der jetzt im aufgedrehten elektrischen Lichte ein Funkenmeer auszusprühen scheint. Der Fachmann sieht aus, als kribble es ihm im lebhaftesten Interesse förmlich in den Fingern. Fräuleinchen — ne — wirklich — so ne Pracht und dann rein verpatzt und verdorben. So etwas dürfen sie doch nicht tun!

Aber das macht doch Mutter. Ich ließe die alten Haare gern wie sie sind. Wenn man jede Woche ein- bis zweimal wahre Schmerzen auszustehn hat, ist das ewige Daranherummachen schon ohnehin kein Vergnügen. Mutter sagt, rote Haare, besonders die meinigen, seien zu häßlich. Friedl von Brodmann freilich findet sie immer gerade unverschmiert und im natürlichen Brennrot am allerschönsten. Aber der ist eben doch schließlich noch n Junge und außerdem will er Maler werden und hat sich immer und überall so sehr mit Farben.

Na, der junge Herr hat, weiß der Himmel, recht. Ich schenkte Ihnen sofort ein ganzes Paket bester Veilchenseife und noch zwei niedliche Musterflacons, wenn Sie mir gestatten, mittels Ihrer herrlichen Haare den

Digitized by Google

Apparat dort einzuweihen. Ich bin nämlich so n bißchen abergläubisch, und so etwas könnte eine gute Vorbedeutung sein. Überlassen Sie sich mir und dem Zauberdings da nur für zwanzig Minuten, und Sie sollen Wunder erleben, Fräuleinchen! Und glauben Sie mir, dann, wenn die Frau Mama die Prachthaare des Töchterchens erst so fein und fachgemäß behandelt sieht, kommt sie auch zur Einsicht und —

Ach nein, das glaube ich gar nicht!

Der Friseur läßt den kleinlauten Einwurf unbeachtet und stößt die Tür des einen Kabinetts auf, indem er Sigrid sachte bei der Schulter hineinschiebt. Nun aber trifft ein wohlwollender, lobender Blick den Lehrjungen, der mit verschmitzter Miene schon die letzte Hand an die bereits von ihm sehr gewandt getroffnen Vorbereitungen legt. Die Wärme, der Duft, der Reiz des Neuen und Verbotnen benehmen Sigrid ganz. Mechanisch, fast willenlos geworden, setzt sie sich nun wirklich auf den weichen Polsterstuhl. Der Junge nimmt ihr ohne weiteres die Mütze ab und zieht ihr den Mantel herunter. Sanft, fast wie ein Liebender, dann der Chef: So — so — bitte schön, bitte sehr! Ei, jawohl — das hübsche Bluschen! Nein, das darf nicht leiden!

Auf seine Bitte machte Sigrid den Hals frei, der mindestens so blütenweiß schimmert wie die Wachshaut der Drehdamen.

Wie von einem unwahrscheinlichen Traume fühlt sich die kleine Olvers dann durch das Folgende überfallen. Sie weiß endlich kaum, wie sie, ein Päckchen Parfümerien in der Hand, später wieder unter die Ladentür gekommen ist. Sie weiß auch nicht, daß sie noch immerzu „Danke, danke sehr!“ stammelt, und daß Meister wie Lehrling dasselbe tun.

Wie nachtwandelnd geht sie dann die Straße lang, und der Friseur schaut ihr lachend nach. Ein scharfer Windstoß aber wirft ihm gleich die Tür vor der Nase zu. Derselbe Wind weht Sigrid gerade vor den Spiegelscheiben eines andern hell erleuchteten Schaufensters das duftende Lockenbündel ins Gesicht. Verblüfft bleibt sie stehen und starrt darauf. Gott, nein, aber das — das ist — Und dann: Wie fein — wie schön!

Ihre strahlenden Augen wenden sich unwillkürlich der Richtung zu, wo die Drehdamen zurückgeblieben sind. Diese scheinen nun durchaus nichts mehr vor ihr voraus zu haben.

Eine ganze Stunde hat Sigrid bei Herrn Lampeke verbracht. „Conversation Française mit Chemise“, wie die Schülerinnen sagen, pflegt durchschnittlich von 1/4 bis etwa 5 Uhr zu dauern. Es bedeutet heute ein großes Glück, daß die Lehrerin, wie alle Mütter wissen, es mit der Zeit wirklich nicht sehr genau nimmt. Fräulein Lippschatz ist keineswegs kleinlich und liebt diese frischen, halbwüchsigen Dinger, besonders Sigrid, sehr. Die Frau Schulrat ist fest überzeugt, daß ihr Kind jedenfalls an den Montagnachmittagen in den besten Händen ist. Das gereicht ihr zu besonderm Troste, da sie selbst meist sehr spät erst vom Sanitätskurse nach Hause kommt, denn an ihn pflegt sich immer ein langer Tratsch anzuschließen, der „Diskussion“ genannt wird.

Im Dahinschlendern bohrt sich Sigrid mit dem Finger einen kleinen Tunnel zu den Bonbons hinein und nascht behaglich fast die ganze Düte leer. Allein sie grübelt dennoch dabei. Also sie hat etwas, das eine wirkliche Schönheit bedeutet, sogar eine Rarität. Herr Lampeke hat ihr das bewiesen durch seine „edle, uneigennützige Handlung“, durch sein ganzes

Digitized by Google

Verhalten, das sie innerlich einfach „groß und selbstlos“ nennt. Überhaupt ist das ein sehr netter Mann. So fein und mit so guten Manieren. Ob er nicht eigentlich viel mehr ein „Herr“ ist, als zum Beispiel Bettinas so heißgeliebter Herr Laskers? Wie unbeholfen und wie schüchtern ist jener! Aber allerdings sieht er eben anders aus, wohl so, was man mit „bedeutend“ bezeichnet. Und das kann man doch so recht nicht von dem hübschen Friseur behaupten. Da weiß Sigrid nun auch plötzlich, warum ihr dieser mit den Drehdamen eine Ähnlichkeit zu haben schien; wie jene hat er ein für einen Mann sogar besonders glattes Gesicht, ist gepflegt und geschniegelt, und seine Augen können bisweilen fast so glänzen wie diese der körperlosen drei Grazien. Aber — richtig — die Seele fehlt bei Herrn Lampeke eben geradeso wie bei den Puppenköpfen. Was dagegen Herrn Laskers Augen widerspiegeln, ist ja gerade jene Seele, die doch natürlich bei einem Künstler eine besonders große Bedeutung hat. Auch Friedl hat gewiß eine. Sie muß nur noch ein bißchen unausgewachsen sein. Und ob sie selber eine hat?

Da kommt sie gerade an einem Konditorladen vorüber, dessen Waren hier gewiß auch noch nicht viel länger als drüben diese des Friseurs prunken. Sie sehen durch geschickt angebrachte Spiegel ins Ungeheuerliche vermehrt aus. In den seitlichen Scheiben erblickt sich das Mädchen gerade, als es gern in den eignen Augen lesen will, ob es wohl eine Seele und wieviel es davon habe. Allein es flutet nur alles rot vor Sigrid. Ihr werden nun vom gelindern Winde die Locken über beide Schultern geweht und die kürzern, nach dieser Waschung doppelt krausen, an den Schläfen und der Stirn ins Gesicht getrieben. Einzelne elektrische Kugellampen mischen schon ihr Licht mit dem früh dahinscheidenden des trüben Tages. Immer mehr nordwärts wendet sich die kleine Herumstreunerin, und an keinem Schaufenster gleitet sie mehr vorüber, ohne nicht mit brennendstem Interesse die Glasscheibe als Spiegel zu benutzen. Dabei denkt sie eigentlich gar nicht daran, daß es sich um ihre eigne Person handelt. Sie erfreut sich einfach an etwas Schönem und tut dies in kindischer, spielerischer Weise. Das eine Verbotne hatte sie von je geschätzt. Das Singen! Allein das andre war ihr jetzt erst wert geworden; und wenn sie es doch so bald schon wieder verbergen soll, will sie nun wenigstens solange damit prunken und sich daran freuen wie nur immer möglich.

Aus Ernst Heilborns „Steiler Stufe“

[Die Szene spielt auf der vom Unglück verfolgten sommerlichen Reise des Witwers mit der Witwe; innerlich entscheidet sich währenddessen, daß die herzliche, immerhin ein wenig oberflächliche Neigung zur Eheschließung nicht führen wird; vgl. den Rundschaubeitrag „Romane von Kritikern“.]

Sie hatten sich nach Tisch auf dem Rasen ausgestreckt, Rosen entblättert und sich damit beworfen. Gegen Abend begaben sie sich auf den Weg zur Stadt.

Sie gingen rund um die alte Mauer, die größtenteils erhalten war. Sie, im hellen Sommerhut, immer ein paar Schritte ihm voran. Die Niederung rings des Walles, die früher als Stadtgraben gedient hatte,

Digitized by Google

schien noch heutigestags sumpfig zu sein; eine mannigfaltige, beinahe tropische Vegetation, hochgeschossen und geil und säftestrotzend, wucherte da. Die Bäume hatten sich ebenmäßig und markig entwickelt; ihre Kronen schienen sehr grün; Schlinggewächse krochen an ihnen und an der Mauer empor. Stadtwärts aber bot sich ein ungewöhnlicher Anblick. Werkzeichen ragten trotzig in die Straßen hinein. Die Kette mit der Laterne spannte sich über das Pflaster. Hier standen die Gebäude aneinandergerückt in Reih und Glied, dort bildeten sich Vorsprünge, Winkel und Eckchen. Das Patrizierhaus wies die feine Führungslinie des gotischen Fensters. Die Hütten der Armut hatten sich baufällig an die Mauer geschmiegt. Ein irres Gäßchen führte zwischen ihnen hindurch; nun den morschen Gartenzaun umkreisend, nun an dem Ziehbrunnen vorüber, an fensterlosen Stallgebäuden entlang, die vorzeiten vielleicht als Arsenal gedient hatten, zu dem Turm der Stadtmauer zurück. Aber auch die Armut hatte hier Blumen im niederen Fenster, und zwischen den Staketen lugte der goldfarbene Kürbis hervor.

Sie war stehengeblieben und schwenkte ihr helles Schirmchen wie eine Fahne. So holte sie der würdige Freund ein. Er nahm ihren Arm und zügelte ihre Ungeduld.

„Es muß eine schwere Zeit gewesen sein", sagte der Justizrat. „Ich muß dabei immer an diese alten Uhren mit ihren lastenden Bleigewichten denken. Der Zeiger rückt langsam vor."

„Da sieh!" Sie wies auf einen blühenden Holunderbusch, der sich an die Stadtmauer schmiegte.

„Ja, diese Mauer mußte zerfallen. Man begreift nicht, daß man in ihrem Bannkreis hat atmen können!"

„Warum soll das Glück nicht ebenso gut drinnen wie draußen gewohnt haben?"

„Im Ernst gesprochen? Nichts schrecklicher als diese mittelalterliche Unfreiheit! Vom Bürgermeister bis zum Weibel hinab, so viel Ämter, so viel Tyrannen. Liberale Ideen mußten sich durchsetzen, das Leben erträglich zu machen." Er sagte das im Brustton eines Redners im Bezirksverein.

Sie lachte denn auch hell auf. „Urkomisch seid ihr, mit euren liberalen Ideen."

„Ich finde nichts Komisches daran."

„Nein, die Ideen sind nicht komisch. Sie sind sogar rührend schön und gut. Komisch ist nur, daß ihr ihnen so viel Kraft zutraut."

„Aber du siehst es doch selbst, wie sie die Welt umgestaltet haben."

„Wirklich? Weil sich die Verteidigungs- und Angriffsmittel einer Stadt geändert haben? Im übrigen bleibt doch alles beim alten."

„Ich wußte nicht, daß du so konservativ bist."

„Ich konservativ? Ich wäre genau so liberal wie du."

„Du wärst — warum bist du es nicht?"

„Weil es sich für Frauen nicht schickt, sich mit Politik zu beschäftigen." Sie sah ihm lachend in die Augen. „Ich hörte das sehr liberale Herren sagen."

„Ganz recht. Weil ihr nicht fähig seid, politisch zu denken. Du selbst widersprichst dir mit jedem Worte."

„Weil ich mich liberal nenne und doch an den Liberalismus nicht glaube? Oh, ich glaube schon daran, wie an ein schönes Märchen."

Digitized by Google

„Das ist wenig."

„Nein, es ist sogar sehr viel. Wenn überhaupt etwas, so hätten Märchen die Welt umgestaltet."

„Das versteh ich nicht."

„Frag einen Pfarrer!"

Der Justizrat hatte ihren Arm nicht aus dem seinen gelassen, während sie so weiterschlenderten. Aber neben dem Gedankengang, den seine und ihre Worte bezeichneten, hatte sich dauernd ein andrer Faden in seinem Bewußtsein fortgesponnen. Solch Reiseabenteuer mit ihr bestehen, war gewiß ein Glück, aber ein Glück, das zugleich enttäuschte. Warum, und ob nur eben ihn, darüber war er sich nicht klar. Unendlich reizvoll aber blieb es, mit ihr zu plaudern. Wie geistreich wehrte sie sich gegen seine Überlegenheit! Sie war eben nicht zur Geliebten, sondern zur Ehefrau geschaffen. Und das gerade schätzte er an ihr.

Es waren launische Tage, und es hatte ganz den Anschein, als mühte sich das Wetter, den raschen und unvermittelten Wechsel der Stimmungen zwischen ihnen auch seinerseits mitzumachen. Noch eben hatte es über dem See geblaut, und die Sonne hatte ihn längs der Ufer bis tief zum sandigen Grund durchschienen, — da hatte es in der Ferne wettergeleuchtet, Wolken hatten sich zusammengeballt, schon fielen die ersten Tropfen des Gewitters.

Sie flüchteten in das Hotel am Markte, fanden am Fenster der Gaststube Platz und hatten ihre Freude daran, zu sehen, wie die schweren Tropfen das Pflaster schlugen. Die schon vorher menschenleere Straße lag ganz verlassen. Ihnen gegenüber ragte das Rathaus auf, ein würdiger und imposanter Bau.

Der Abend dunkelte, die Lichter wurden angezündet und hatten ihr Spiel im fallenden Regen . . .

Die Stunde zum Aufbruch war gekommen, und da es noch immer gewitterte, bestellte man einen Wagen. Die schweren mecklenburgischen Pferde zogen an, das Pflaster war holperig, und fern am Horizonte phosphoreszierte es noch immer.

Und nun, während sie in dem Wagen, der sattsam schleuderte, geschützt von dem niederen Verdeck, beisammen saßen, fühlte sich der Justizrat seltsam erregt, wie er es solcherart, zeit ihres langen Zusammenseins, kaum je verspürt hatte. Er legte seinen Arm um ihre Schulter und suchte ihre Lippen. Sie entzog sich ihm nicht.

So war der Tag zu Ende gegangen.

Sie waren zeitig am andern Morgen aufgestanden, dann aber hatte der Justizrat für seine Freundin eine Überraschung gehabt, die er seit langem vorbereitet hatte.

Frau Doris fand ein Bild auf dem Frühstückstisch stehen, nahm es in die Hand und fragte: „Was soll das?"

„Kennst du es nicht? Sieh es dir genau an."

„Nein, ich begreife nicht."

„Aber ich bin es selbst! Und es ist nahezu aus der Zeit, als wir uns in London kennen lernten."

„Du, dieser Lockenkopf? Aber wirklich, jetzt sehe ich, ja natürlich, es

Digitized by Google

sind deine Züge. Die Nase und auch der Mund — großer Gott, wie hast du dich verändert!“ Sie hielt es lange in der Hand, und dabei traten ihr die raschen Tränen ins Auge.

„Ich wollte dich nicht traurig stimmen. Verzeih! Es war ein dummer Einfall.“

„Ja, wir sind alt geworden . . .“

„Gib her, ich zerreiße das dumme Ding.“

Das gestattete sie nicht. Sie wollte es behalten. Zur Erinnerung.

Das Gewitter hatte durchaus nicht abgekühlt, vielmehr war es heiß geworden, und die Sonne stach. Der Duft dieser vielen Rosen hatte etwas quälend Betäubendes.

Man machte einen Kriegsplan für den Tag, und der Justizrat schlug vor, zu Hause zu bleiben. Im Garten fand sich ein schattiges Plätzchen, da mochte man sitzen und plaudern.

Sie war andern Sinnes. War man einmal hier, so mußte man die Umgebung kennen lernen. Der Vormittag sollte zu einer weiten Waldpromenade, das Seeufer entlang, ausgenutzt werden.

So machte man sich auf den Weg, und bald war sie, von dieser ständigen Unruhe getrieben, ihm voraus. Er hinter ihr drein. Es war sehr schwül, und je weiter sie in den Wald kamen, desto luftloser wurde es. Der Justizrat war den Morgen bereits ermüdet aufgestanden, und der Weg wurde ihm sauer. Er mußte den Hut abnehmen und die Knöpfe der Weste lockern, sein Taschentuch fuhr beständig über Stirn und Nacken. Doris um eine Rast bitten, mochte er nicht. Er quälte sich weiter und weiter, immer den Augenblick erharrend, da sie haltmachen würde. Doch schien sie seine Erschöpfung nicht gewahr zu werden. Auch war diese innere Unruhe in ihr, die sie vorwärts trieb.

Endlich an hoher Uferstelle, wo man Ausblick auf den See gewann und sich eine Strandspur tief zu ihren Füßen zeichnete, blieb sie stehen. Er war wieder neben ihr und sagte: „Hier ist es schön. Hier laß uns niedersitzen.“ Und sie taten's.

Schweigend zuerst. Der Justizrat sah kleine schwarze Kreise vor seinen Augen flirren, und der Gedanke an den Rückweg war ihm nicht eben behaglich. Auch saß man herzlich schlecht, und die überall geschäftigen Ameisen ließen ihn kaum zur Ruhe kommen.

Dann aber fühlte er sich doch gestärkt, die tiefe Stille ringsum, das Knistern der Sonnenstrahlen in den Kiefernnadeln, der Blick auf den gläsernen See erfüllten ihn mit müder Genugtuung und lösten jene unbestimmte Dankbarkeit in ihm aus, die ein hervorstechender und guter Zug seines Wesens war. Verwöhnter Sohn des Glücks, liebte er es, der Mutter zu schmeicheln, die ihn verzog.

„O Königin, das Leben ist doch schön“, sagte der Justizrat aus solcher Stimmung heraus. „Nein, zucke nicht die Achseln. Alles, was wir den vielen guten Gaben gegenüber, die uns zuteil werden, tun können, ist, ein wenig dankbar zu sein. Billige Münze. Aber man soll wenigstens damit nicht kargen.“

„Ich empfinde das Leben nicht als gute Gabe. Mir ist es eine Last, nichts weiter.“

„Doris —!“

„Ja, lieber Freund, ich kann dir das nicht verhehlen. Wenn du An-

Digitized by Google

spruch darauf erhebst, mich glücklich zu machen, so ist dir das bisher noch nicht gelungen. Setz keine so traurige Miene auf! Das kann niemand. Ich stelle auch an niemanden solche Anforderung."

„Ich weiß nicht, was du vom Leben verlangst?"

„Vergessen können."

„Nein, laß uns einmal im Ernst darüber reden. Vergessen können! Das ist doch nur ein Wort, das du irgendwo gelesen hast. Von allem, was es überhaupt gibt, ist Erinnerung das beste."

„Vielleicht für die Glücklichen."

„Und ganz abgesehen davon! Die haben ein Recht zu klagen, die ein besonders schwerer Schicksalsschlag getroffen, oder denen es an der Notdurft des Lebens gebricht. Wenn wir, denen so viel Vorzüge zuteil geworden, nicht einmal dankbar dafür sind, so spricht das nicht gegen das Leben, sondern gegen uns."

„Ja, satt sein und ein gutes Bett haben, das genügt wohl."

„Es genügt auch. Und weißt du, wie ich das begriffen habe? Auf die allereinfachste Art. Es war in der ersten Zeit meiner Ehe, wir hatten eine Reise unternommen. Ich hatte mich leichtsinnig verausgabt, ein Bankguthaben besaß ich damals noch nicht, an Bekannte mochte ich mich nicht wenden. So kamen wir aus unsern guten Hotels in niedere Gasthöfe, aus der zweiten in die dritte Klasse und saßen in den Waggons mit allem möglichen Volk zusammen. Da hab ich's gelernt, dankbar zu sein für das, was man hat. Und Maria sagte auch —"

„Wenn du mir nur nicht immer von deiner Frau sprechen wolltest! Daß du das nicht begreifst, daß mich das beleidigen muß!"

„Wenn ich dir so ruhig von ihr sprechen kann, sehe ich nicht ein, warum du es nicht mit anhören solltest. Auch glaub ich dir das jetzt nicht mehr. Nicht mehr — seit dem Kranz."

„Welcher Kranz?"

„Den du auf ihr Grab an ihrem Todestage legen ließest."

„Ich einen Kranz auf ihr Grab? Ja, machst du dich über mich lustig?"

„Liebste Doris, verstell dich nicht. Ich glaube dir doch nicht."

„Aber ich weiß von keinem Kranz, — wenn ich dir sage! Fiele mir auch nicht ein, derartiges zu tun."

Das Gespräch wurde abgebrochen. War der Kranz wirklich nicht von ihr gewesen, oder mochte sie es nur nicht eingestehen? Ihn peinigte die Frage, und er sann nach und fand doch keine Antwort. Aber das war nun einmal so. Man mochte sich bei der Hand halten und blieb einander dennoch fremd; man mochte seine Lippen auf die geliebten Lippen pressen und vermochte doch das Wort, das sie sprachen, nicht zu deuten.

Frau Doris war aufgestanden, die Wanderung fortzusetzen. Darauf aber ließ er sich nicht ein. Die zu Rate gezogene Uhr, die Möglichkeit eines neuen Gewitters mußten für ihn plädieren. Und diesmal hielt er an seinem Willen fest.

So trat man den Rückweg an, und wieder war sie ihm voraus. Die Mittagssonne brütete heißer, und er fühlte sich bald genug überanstrengt. Sie wandte sich nach ihm um und mußte hell auflachen, als sie sein müdes Gesicht und seinen schleppenden Gang gewahrte.

„Fang mich doch", rief sie ihm übermütig zu und begann zu laufen.

Digitized by Google

Und wirklich setzte sich der gute Justizrat in Trab, sie zu haschen, denn er schämte sich, seine Schwäche einzugestehen. Dabei kreiselten wieder die schwarzen Ringe vor seinen Augen, und der Atem kam ihm mühsam aus tiefer Brust. Auch gelang es ihm nicht, die Leichtfüßige einzuholen.

Sie machte endlich halt und blickte auf ihn zurück. „Nein, wie du aussiehst! Wie ein zerzauster alter Bär!“ Das klang brutal.

Der Justizrat ließ es sich nicht merken, aber ihr rasches Wort verletzte ihn tief. Es traf ihn da, wo er am verwundbarsten war: in der Überzeugung seiner Manneswürde.

Man kam zu Haus an, man nahm die Mahlzeit wieder auf der Veranda ein. Aber der Justizrat war kaum imstande, einen Bissen zu Munde zu führen, und auch Frau Doris klagte über einen leichten Kopfschmerz. Einsilbig schlich das Gespräch und nicht viel anders, als begehe man ein Totenmahl. Und wirklich war da irgend etwas begraben worden.

Man zog sich nach Tisch in eins der Zimmer zurück, um zu ruhen. Eher als im Freien war da Kühlung zu finden. Aber Frau Doris rief den Schlaf vergebens. Sie schloß die Augen und öffnete sie wieder und sah den Gefährten mit weit geöffnetem Mund auf dem Rücken liegen, und sein Atem ging schwer. Etwas wie ein Schauder überlief sie bei diesem Anblick. „Wie ein zerzauster alter Bär.“ Sie mochte ihn nicht stören und hatte sich, so peinigend es war, bei aller Nervosität regungslos zu halten. Dieser tückische Schmerz über der linken Schläfe wurde zu regelrechter Migräne. Wahrscheinlich hatte auch sie ihre Kräfte überanstrengt.

Als er endlich aufgewacht war, sagte sie: „Mir ist ganz elend. Ich bitte dich, laß uns so schnell wie möglich abreisen.“

„Schon? Aber wenn du willst, natürlich.“ Daß seine Wünsche in diesem Fall mit den ihrigen übereinstimmten —, das auszusprechen, lag keine Veranlassung vor.

Wieder das Rollen der Räder auf eisernen Schienen. Wieder hatten sie beide ein Abteil für sich.

Er lag in seiner Ecke zurückgelehnt, sie saß ihm gegenüber. Aber er sah sie nicht. Die andre sah er. Nie, seit ihrem Tode, hatte er Maria so schmerzlich vermißt, niemals so tief empfunden, was sie ihm gewesen war. Das war nichts andres als das Heimweh, das den Sohn der Berge inmitten lärmender und geputzter und genußsüchtiger Städter befällt. Er biß die Zähne aufeinander.

Im Rollen der Räder war, nun leise tönend, nun aufjammernd, das Klagelied begrabenen Glücks.

Es war Abend geworden. Ihm war, als strecke sich ihm von draußen eine weiße Hand entgegen. Als könne er danach greifen und sie doch nicht fassen. Und diese weiße Hand hatte ihm stets nur wohl getan. Diese Hand hatte stillgehalten zu allem, was er an ihr gesündigt hatte.

Eine Erkenntnis drängte sich ihm auf, und er formulierte den Gedanken mühsam, bis er ihn zu scharf pointiertem Satz gefaßt hatte: Mochte es wahr sein, wie sie sagten, daß der Mann polygam veranlagt war; jedenfalls blieb er monophil.

Man liebt nur einmal — nur in der Jugend — nur im Unverstand!

Die Räder rollten, und die Schienen klangen. Der Zug fuhr in die Finsternis hinein.

Digitized by Google

Frau Doris hatte die lange geschlossenen Augen weit geöffnet. Sie blickte über ihn hinweg auf einen Punkt an der Wand, als stünde da eine Schrift, die zu entziffern lohnte. Sie sagte plötzlich, und es klang herausfordernd: „Wann machen wir Hochzeit?“

„So bald als möglich. Zum Abenteurertum der Liebe sind wir beide doch nicht geschaffen.“

„Ich wußte immer, daß du einer der alleranständigsten Menschen bist.“ Das kam aus anderer Stimmlage, und sie reichte ihm ihre Hand hin.

Lichter und Lärmen und Berlin und Stettiner Bahnhof!

Rundschau

Allgemeineres

Zum Spruch gegen Jatho

In welchem Zusammenhange uns der Fall Jatho mit den Aufgaben der Ausdruckskultur zu stehen scheint (den einzigen, die den Kunstwart hier angehn), davon ist im ersten Aprilheft die Rede gewesen. Geben wir heute statt weiterer Betrachtungen mit Jathos eigenen Worten ein Bild davon, wie i h m die weite Kirche erscheint, nach der er strebt. In seinem „Andachtsbüchlein“ „Fröhlicher Glaube“ schreibt er über das Bibelwort „Mache den Raum deines Zeltes weit“ vom „Menschheitszelt“:

„Das ist ein Wort für den Mund des lebendigen Christus. So würde Jesus ausrufen, wenn er heute durch die Christenheit wanderte und sähe, wie man sich eingeschlossen hat in enge und engste Räume. Wohl lobe ich mir das kleine traute Gemach für einen kleinen Kreis nächster Verwandtschaft; wer aber die Welt erobern und die Menschheit gewinnen will, der muß den Raum seines Zeltes weit machen, die Zeltdecken in die Breite spannen und die Zeltstricke in die Länge recken.

Die Kirchen gestatten wohl, daß die alte Wahrheit in neuer Form verkündigt werde, aber neue religiöse Wahrheiten dulden sie nicht. Sie leugnen zwar nicht, daß auch heute noch Gott sich offenbare, aber daß die Offenbarungen der Gegenwart über die der Vergangenheit hinausgehen, daß sie einen Fortschritt darstellen, das geben sie nicht zu. Sie räumen ein, daß die Kenntnis der Menschen von Gott und Welt sich vertieft und erweitert hat, aber daß Gott und Welt selber wachsen, mit dem Menschengeist und seinen Kräften Schritt halten, das gilt als Irrlehre.

Im ganzen und großen ist das Zelt noch ebenso gestaltet, wie in den Tagen der ersten Kirchenväter. Ringsumher hat sich das Denken und Leben der Menschen gewandelt, aus Wintern sind Lenze auferstanden, die Lenze haben blühende Sommertage und fruchtreiche Herbste gebracht, im Erntejubel haben die Schnitter und Winzer all die hohen Geistes- und Schönheitsgaben in die Scheunen gesammelt — das Kirchenzelt aber blieb Kirchenzelt, sein Raum weitete sich nicht.

Die Wissenschaft nickte immer wieder in die Fenster hinein und lugte nach einem Plätzchen im Zelt, aber niemand schob die Gitter der Glaubenssätze und Bekenntnisse beiseite, und so mußte sie abziehen, verdrossen und verärgert. Die holde Kunst, die lebenumspannende, alles verstehende und verklärende, ließ nicht ab, die Vor-

Digitized by Google

hänge der Pforte zu lüften, aber nur die Muse wurde eingelassen, die das geistliche Gewand sich anlegt. Mit Brausen und Sausen rüttelten die Stürme des Geistes an den Pfosten, und zuweilen schien es, als sollten sie wirklich die flatternde Leinwand zerreißen, aber stets hat man es drinnen verstanden, die Risse mit den bunten Lappen der Zeremonie zu flikken und das Zelttuch mit den Nägeln des Buchstabens wieder zu packen.

Man fand eine neue Formel und glaubte, damit dem Verlangen nach neuen Ideen entsprochen zu haben. Man erließ neue Satzungen und beruhigte dadurch die ängstlichen Gemüter. Man veranstaltete gelegentlich feierliche Umzüge, aber es blieben eben Umzüge um das alte Zelt herum, zu Auszügen auf neue Entdeckungen ins weite Land des Geistes und des Lebens kam es nicht.

Wann werden die Gebieter der Hütte auf die Stimme ihres Erweckers hören: Mache den Raum deines Zeltes weit!? Wann werden sie den Mut gewinnen, der Wirklichkeit ins Auge zu schauen und die Millionen zu verstehen, die gern im Schatten des Zeltes rasteten, aber es nicht vermögen, weil die Enge und Dumpfheit sie hinaustreibt? Ist doch draußen die Luft so frisch und das Leben so reich, die Welt so weit und das Blühen so wonnig — warum geht's im Zelt denn so kleinlich und so ärmlich zu?

Der einst zuerst es baute, hat's wahrlich anders gemeint. Ihm war der weite Himmel das Dach des großen Menschheitszeltes, und der Erde Rücken sollte der Boden sein, auf dem es wimmelte von einem zahllosen Volk der Brüder und Schwestern. Mit vollen Händen und in seliger Gebelust werde der Vater seinen reichen Gottesschatz auftun — so glaubte er fest — und die Kinder segnen mit allem, was das warme Leben erzeugt. Und trotz dieser unendlichen Mannigfaltigkeit der Neigungen und Kräfte sollten sie sich erkennen und verstehen nur daran, daß sie Liebe untereinander übten.

O wache doch auf, du großer, guter Menschenfreund, den Priester und Pharisäer einst ins Grab verdammten, wache auf und mache den Raum deines Zeltes weit!"

All das ändert freilich nichts daran, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein Spruchkollegium so urteilen mußte, wie es tat, wenn es verpflichtet war, seinen Spruch auf Glaubenssätze zu gründen. Und so wird die weitere Entwicklung doch wohl davon abhängen, ob eine Kirche möglich ist, bei der überhaupt nicht mehr Glaubenssätze, sondern ein religiöses Fühlen die Bindung unter den Gemeindegliedern schafft.

Schmocks Schatzkästlein und die unverdorbene Jugend

Von der Sprache

Wir kamen auf Schmocks Schatzkästlein zu sprechen. Ein Schüler gebrauchte den Ausdruck: „Diese Ausnahme bestätigt die Regel." Ich zeigte ihm das Unsinnige des Satzes, den man ohne Überlegung nachspreche. Dabei bedauerte ich die Tatsache, daß jeder diese Worte bereit hätte, um sie bei möglichst vielen Gelegenheiten als den Inbegriff der Weisheit auszukramen. Da kam ich aber bei der unverdorbenen Jugend schön an, von den 37 Schülern, die im Alter von etwa 18 Jahren stehen, erklärten sieben mit aller Bestimmtheit, den Ausdruck über-

Digitized by Google

haupt nicht zu kennen. Diese Tatsache machte mich stutzig. Es gibt also noch eine Jugend, welche Schmock nicht ganz verdorben hat? Zwar einiges hat er ihnen doch schon angetan. Mehrere wußten, daß man von einem „Rattenkönig" spricht und fanden, das sei eine hübsche Wendung. Ein paar davon glaubten, der Rattenkönig sei eine Märchenfigur, ein Beherrscher der Ratten. Ein einziger gab die richtige Erklärung, daß man Ratten, die an den Schwänzen zusammenhängen, einen Rattenkönig nennt, worauf ein zweiter Schüler behauptete, er hätte etwas Derartiges einmal bei einem Hausbau gesehen, er kannte aber wieder die Bezeichnung nicht. Es wurzelt dieser Ausdruck in vielen Köpfen, ohne ein Bild zu erzeugen, nur als abgebrauchte Phrase, während er seinen Wert doch allein durch seine Bildhaftigkeit beweisen könnte. Die Beliebtheit von Wendungen, welche auf ein bedeutsames Bild hinweisen, ohne daß der, welcher sie verwendet, ein bedeutsames Bild im Auge hat, ist psychologisch gewiß bemerkenswert; sie trägt dazu bei, die Gewalt der Sprache zu verringern. Wir haben eine Sprache mit Wendungen, die nach einem klaren Bilde schreien, zu denen aber erfahrungsgemäß der Mensch sich meist erst nachträglich das Bild sucht. Dies ist beispielsweise bei der berühmten Wendung vom „roten Faden" der Fall. Bei Goethe war sie von großer bildhafter Kraft. Man sieht förmlich, wie in jedem Seilabschnitt sich ein Stück des roten Fadens befindet, wo immer auch ein englisches Schiff ankern mag. Was wußte aber meine unverdorbene Jugend davon? Die einen hatten bemerkenswerterweise die Wendung nie gehört oder erinnerten sich ihrer nicht mehr, von den übrigen erklärte einer, sie hänge damit zusammen, daß beim Spinnen sich ein Faden bilde, der durch die Luft hindurchgezogen werde; ein zweiter meinte, daß sich in manchen Geweben ein roter Faden finde, der auffällig sei; ein dritter hatte dabei immer an das rote Fadenkreuz gedacht, das er vom Sucher seines photographischen Apparates her kannte; er wußte auch, daß es sich in Fernrohren finde. Schließlich erklärte mir einer im Brustton der Überzeugung, das sei alles falsch, die Phrase sei der griechischen Sagenwelt entnommen. Ariadnes roter Faden habe den Theseus gerettet. Weshalb der Faden gerade rot sei, wußte er nicht anzugeben. Nur wenige kannten die richtige Deutung, aber auch sie verbanden damit keine sehr bildhafte Vorstellung; sie sprachen eher davon, wie von irgendeinem etymologischen Kuriosum. Schmock freilich wird uns immer wieder mit diesen schönen Sätzen beglücken. Wenn unsre Jugend ihm erst verfallen ist, dann verwendet sie so liebliche Phrasleins mit Todesverachtung, denn, wie mir einer verständnisvoll sagte: „Solche Wendungen sind doch schließlich dazu da, damit man sie gebraucht."

O. N.

Literatur

Zum Fall d'Annunzio

Nicht zum Vergnügen beschäftigen wir uns hier mit dem Fall d'Annunzio. Es gibt im europäischen Literaturleben von heute schwerlich eine unerquicklichere Erscheinung als Herrn d'Annunzio, den Lebemann, Reklamechampion und Sensationartisten. Und die unbegreifliche Langmut der meisten deutschen Tagesblätter, die sich allemal wieder „bluffen" lassen und

Digitized by Google

seine Pläne, seine Schulden, seine Liebschaften, seine totgeborenen Stücke* liebevoll berücksichtigen, kann die unbefangenen Leute, die den Rummel längst durchschaut haben, auch nicht weiter für ihn begeistern.

Trotz alledem, eine künstlerische Null ist der Mann — merkwürdigerweise — doch nicht. Es wird an der Zeit sein, wieder einmal zu untersuchen, in welchem Verhältnis der Wert seines Schaffens zum Geräusch seines Reklameapparates stehe. Und je unsympathischer das Gehaben des Menschen wirkt, um so liebevoller soll versucht werden, dem Künstler nachzufühlen. Der fremdländische Dichter soll eher zu gut als zu schlecht behandelt werden. Danach bleibt die Frage übrig, was der Fremde denn nun den Deutschen Einführenswertes zu bieten habe.

Wenn Gabriele d'Annunzio ein Germane werden könnte, so wäre von ihm wohl zu sagen, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnten. Allerdings, wenn er ein Germane wäre, so würde er nicht mehr d'Annunzio sein; aus seinem Romanentum strömt ihm das Beste seines Wesens zu. Wie er nun ist und hingenommen werden muß, kann von ihm nur gesagt werden: zwei Temperamente wohnen in ihm. Zwei entgegengesetzte Temperamente, in denen zwei einander ergänzende Gegensätze des romanischen Charakters ihren äußersten Ausdruck finden: Kühle im seelisch Innersten (gegenüber den übersinnlichen, menschheitlichen Dingen) und Glut der Sinne im weitesten Begriff, also auch Glut der künstlerischen Form.

Die Zweiheit erscheint aber an dieser dichterischen Persönlichkeit nicht ganz so einfach wie etwa (es gibt kaum ein anschaulicheres Beweisstück) an der höchst romanischen Speise „Omelette surprise“: außen heiß, innen Eis. d'Annunzio ist lateinischer Rasseprophet und zugleich eifriger Nutznießer der europäischen Kulturgemeinschaft, ist Lebemann und Phantast, Liebhaber monumentaler Geschichtkunst und impressionistischer Nervendichtung. In seinen besten Werken halten — gut romanisch — der nüchterne Psychologe und der fesselose Sinnenmensch einander ungefähr das Gleichgewicht, soweit es nicht durch den Poseur, der nebenbei in ihm steckt, gestört wird. Und durchgängig tritt der Zwiespalt im Stil seines Schaffens als ein ständiger Kampf zwischen dramatischem Wollen und epischem Können zutage.

Von hier aus ist dem schillernden Phänomen d'Annunzio am besten beizukommen. Von seinen frühen Romanen, vom „Unschuldigen“, von „Lust“, „Triumph des Todes“, den „Jungfrauen von den Felsen“, von seinen trunkenen Novellen her haben wir die Erinnerung an Prosadichtungen großgewollten Stils bewahrt, an ein Gemisch von grausamer Seelen- oder vielmehr Nervenkunde, grenzenloser Lebensgier und romanisch schöner Wortkunst. Von seinen Dramen dagegen (obwohl die Muse es war, die uns seine Francesca, seine Gioconda vorstellte!) ist kaum mehr erinnerlich als ein gewaltiges Gähnen nebst einigem Stutzen über krasse Theatereffekte. Den drei neueren Büchern d'Annunzios, die im Insel-

* Die Betrachtung wurde vorm Erscheinen seines „Sebastian“ geschrieben; dies jüngste theatralische Monstrum bestätigt kräftiglich alles, was hier Grundsätzliches gegen die vorangegangenen „Tragödien“ gesagt wird. D. Verf.

Digitized by Google

Verlag erschienen sind, mögen wir noch so vorurteillos oder hoffnungvoll nahen, wir werden doch zu keiner neuen Meinung gelangen.

d'Annunzio ist und bleibt innen roman-episch (weltbeschaulich-fabulierlustig-zeitstoffbetonend), außen dramatikerhaft. Seine Dramen sind verkannte Romane, seine Romane dagegen sind durch dramatische Manieren stellenweise dem rein Epischen leicht entfremdet. Welche seiner neueren Werke uns also wertvoller sein müssen, ist danach leicht zu ermessen.*

Zwei davon werden als Tragödien bezeichnet: „Phädra" und „Das Schiff" — die neue Bearbeitung eines altgriechischen Mythus und eine Phantasie über ein altitalienisches Thema, die sich wie ein tollgewordener Mythus ausnimmt. Das dritte ist ein moderner Roman mit dem ebenso knappen wie gesuchten Titel „Vielleicht — vielleicht auch nicht".

Bei der „Phädra" lohnt es am meisten, zu verweilen, um zurückzugreifen und mit der Leistung d'Annunzios zu vergleichen, was Euripides, was lange nach ihm Racine, auf Senekas Spuren, aus derselben Geschichte gemacht haben.

Bei Euripides heißt die Dichtung nach dem keuschen Helden, dem griechischen Joseph: „Hippolytos"; bei Racine wie bei d'Annunzio muß das Weib (das auch bei Euripides schon die tragische Hauptgestalt ist) dem Ganzen den Namen geben. Der Athener, der modernste unter den altklassischen, hat übrigens vorher schon, ehe er den „Hippolytos" schuf, in seiner Theseus-Trilogie das Phädramotiv behandelt, und zwar so, daß die athenische Königin eine sehr energisch verliebte Frau Potiphar, nicht eine tragisch leidende Persönlichkeit war. In dem reifen Werk „Hippolytos" gab er jedoch eine echte Tragödie: Phädra muß trotz verzweifeltem Widerstreben den Stiefsohn, den Verächter der Aphrodite, lieben und tötet sich, um der Schande zu entgehen.

In diesem Ausgang ist das Tiefste der Charaktertragödie noch nicht gestaltet. Die Frau stirbt nicht, um sich vom Leidenschaftkampf zu erlösen oder der Schuld zuvorzukommen. Die rauhe Absage des Hippolytos, diese klassisch grobe Rede gegen die Frauen (in Wilamowitz-Moellendorffs Übertragung beginnend: Zeus, warum mußtest du das Weib erschaffen? Ein Übel ist's von falschgemünztem Glanz..), mußte die Möglichkeit der „sündigen", nämlich der nicht bloß im Geist sündigenden Liebe beseitigen und die Leidenschaft der Stiefmutter abkühlen. Phädra gibt sich den Tod hauptsächlich aus wütender Scham über die Demütigung durch den Geliebten, aus Scheu und Ekel vorm Weiterleben mit dem Gatten und diesem Mitwisser ihrer Schmach, aus der Furcht, daß der Stiefsohn doch einmal sein Schweigen brechen und dadurch ihre, ihrer Kinder und ihrer Heimat Ehre beflecken könnte, und schließlich aus Rache gegen den Verächter; denn sterbend wird sie ihn ja in verhängnisvolle Verleumdung verstricken. Diese Mischung von Trieben (die Wilamowitz* ein klein wenig zu eingleisig als Furcht

* Das erste übertragen von Rudolf G. Binding unter Mitwirkung von K. Vollmöller, das zweite von Binding, das dritte von Vollmöller. In allen drei Fällen wurden die großen Schwierigkeiten der Verdeutschung sehr glücklich überwunden.

* Griechische Tragödien. I. Bd. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung

Digitized by Google

vor der Schande deutet) bleibt verhältnismäßig äußerlich. Daß die tiefste Schuld Gedanken- und Willensschuld ist, geht dieser Griechin noch nicht auf. Gerade hier also wäre der Punkt, wo eine neuere Phädra-Hippolytos-Tragödie einzusetzen hätte; sie müßte vom Anfang bis zum Ende den innerlichsten Konflikt (lieben müssen und nicht dürfen) allein im Auge behalten.

Was tun statt dessen die romanischen Dichter? Seneka, Racine, d'Annunzio, alle drei greifen auf die ältere Phädragestalt, die potipharische, zurück und alle drei mühen sich, die klassisch einfache Linie des Euripides durch allerlei Zickzack zu verwischen, das Klare zu verdunkeln — verhältnismäßig Innerliches zu veräußerlichen: den Hellenen zu übertrumpfen, statt ihn aufwärts zu entwickeln.

Die äußerlich abgeklärte Form des Racine (vgl. Schillers meisterliche Verdeutschung, seine letzte vollendete Arbeit) kann nicht Ersatz dafür bieten, daß sein Werk nur ein sentimentales Schachspiel ist, nur eine barocke Zurückentwicklung altathenischer Kunst, eine weitschweifig theatralische Paraphrase des „Hippolytos", die höchstens in ein paar ehepsychologischen Zutaten ein bißchen Bereicherung bringt. Der weiberfeindliche Held ist hier von vornherein — verliebt; in eine andre, die zu diesem Zweck erfunden, selbstverständlich mit einer „Vertrauten" versehen und außerdem noch zur Kronprätendentin ernannt wurde! Phädra bietet sich hier dem Stiefsohn mit rasch wachsender Unverfrorenheit an, verleumdet ihn noch als Lebende bei Theseus, bewirkt auch so den Untergang des Hippolytos (ohne daß der eine Gegenüberstellung oder Bedrohung versuchte!) und klärt danach, knapp vorm Sterben, persönlich noch die Unschuld des Opfers auf. Und Phädras Amme und Vertraute kriegt hier so viel zu tun, daß ihr schließlich nichts übrigbleibt, als sich ins Meer zu stürzen.

d'Annunzio baut auf sotaner Grundlage weiter, aber so, wie sich's für einen raffinierten Artisten unsrer Tage ziemt. Gegen seine Manier wirkt die des klassizistischen Franzosen wie holde Einfalt. Dieser hat schon nicht versäumt, in der Titelheldin eine Bombenrolle zu schaffen (siehe Sarah Bernhardt); allein was ist sie, die uns Heutige doch durch eintöniges Schmachtgejammer ermüdet, gegen das, was der moderne Italiener aus seiner Phädra — machen möchte! Was ist Racines heroisierender Schwulst gegen den impressionistischen, gepeitschten, gestachelten, elektrisierten Schwulst Gabriele d'Annunzios!

Der reinigt zwar das Drama wieder von der Kronprätendenten-Intrige, räumt auch mit sämtlichen Vertrauten — das heißt mit den ehrlich eingestandenen Schablonen-Vertrauten auf; aber wie unermüdlich weiß er dafür andern, buntscheckigen, sensationellen Fremdstoff in dieselbe Form zu füllen, den Chor und die einzelnen Außenseiter der Handlung unter überraschenden Masken als Bühnenschmuck und zu Vertrautenzwecken wieder einzuführen! Wie verblüffend weitet sich ihm das lumpige anderthalbtausend Verse des Atheners zu einem Buch von hundertachtundsiebzig Seiten!

Man denke: im Anfang sind „die Mütter der sieben unter den sieben Toren Thebens gefallenen Helden" versammelt; und „gestützt auf ein langes Zepter aus Ebenholz steht die Witwe des Aigeus, die ehrwürdige Mutter des Theseus, Aithra aus dem Blut des

Digitized by Google

Pelops, zwischen Licht und Schatten bei ihnen, die mit abgeschorenem Haupthaar (!) in braune* Gewänder gehüllt zu den Göttern flehen"; und außer dieser Gruppe der „Flehenden" werden später noch bemüht: die Jünglinge, die Wagenlenker, die Reiter, die Meuteführer. Die Amme trägt bei ihrer jüngsten Wiedergeburt den bedeutsamen Namen Gorgo. Hinzu kommen: „die" thebanische Sklavin (ein Beutegeschenk für Hippolytos, zugleich eine Nachbildung der Kassandra), „der" Bote, der zugleich ein Sänger ist, und „der" phönizische Pirat; drei Erfindungen, die aufs ausgiebigste die Nervenkraft und die Geduld des Lesers (schon des Lesers!) in Anspruch nehmen.

Phädra selbst ist hier einfach ein gemeingefährlich pathologisches Scheusal, gemeingefährlich in ihrem nymphomanischen wie in ihrem rhetorischen Rasen. Mit brutalem Pathos soll von vornherein Spannung erweckt werden. Was bei dem Griechen unmittelbar dargestellt wird, die quälende Liebe zu dem Stiefsohn, das muß Phädra hier im Anfang durch heftige Gereiztheit und verräterische Worte andeuten und so weiter mittelbar, zwischen ungeheuren Schwällen aufgeregter Verse, zur Kenntnis bringen. Peinigend langsam, Tropfen für Tropfen, wird die Enthüllung gegeben. Auf der neunundbreißigsten Seite wird Hippolytos zum erstenmal genannt. Seite siebenundsechzig tötet Phädra mit der Haarnadel die arme thebanische Sklavin, weil sie des Hippolytos würdig zu sein scheint. Das Gräßliche hat nur den einzigen versöhnenden Zug, daß damit eine lange, marternde Szene ein Ende findet.

Sonst geschieht *nichts*, bis in den Anfang des zweiten Akts hinein! Seite fünfundachtzig vernimmt Phädra zum erstenmal im Stück die Stimme des Hippolytos. Sie „ist wie der gierige Staub, den die Winde der argolischen Ebene emporwehen und zum Kreise wirbeln . . .". Nach etlicher weitern Raserei der Phädra kommt der rauhe Jüngling endlich zum Vorschein. Seite zweiundneunzig ist's so weit, daß (wie die Regiebemerkung sagt) die Kreterin, ganz hingerissen von ihm, den Aufschrei der Liebe nicht mehr zurückzuhalten vermag: „Schön bist du; wie der schönste Gott, so schön!" Hippolytos achtet aber gar nicht drauf; er darf noch lange nicht begreifen, was in ihr vorgeht. Der Bote, der ein Sänger ist, und der phönizische Pirat, der mehrerlei Geschmeide und Zaubermittel anzubieten und d'Annunzios kunstgewerblich-geschichtliche Kenntnisse zu entwickeln hat, füllen noch eine längere Pause der Handlung aus.

Erst *Seite hundertachtzehn hebt das Drama an*: mit der großen, sehr großen Szene Phädra-Hippolytos. Der Jüngling tritt sonderbarerweise schlafend in diese Szene ein. (Regiebemerkung: „Gleichsam von der Wolke der prophetischen Träume mit Dunkel umhüllt" usw.) Mit dem „langen Pantherschritt", den man aus Hofmannsthals „Elektra" kennt, nähert sie sich ihm, spricht mit dem Träumenden, bis sie ihn küssen muß — Regiebemerkung: „mit all dem Durst, der einen Mund hart macht, fest auf die Lippen, wie einer, der in den Tod die Frucht zweier Leben zusammenpressen, ausdrücken und vermischen will". Das erweckt ihn, begreiflich genug, und da er aufspringt, folgt die Regiebemerkung: „Ein goldener Duft fließt

* bruno wäre hier richtiger mit „dunkel", „düster" übersetzt.

Digitized by Google

in das Schweigen, verdunkelt von dem Bronzegold der Zypressen, das ihn abschwächt; ähnlich fast dem, der um den schäumenden und aufgebäumten Renner wallte zwischen Sumpf und Meer. Hier aber umwogt er die Leidenschaft und die Begierde der Kreterin . . ."

Genug! All ihrem wahnsinnigen Werben gegenüber bleibt der junge Mann fest, läßt sich auch von des kretischen Reiches Herrlichkeit, die sie ihm klüglich verspricht, nicht verlocken, ist im Zorn nahe daran, sie zu töten, verzichtet aber drauf wie auf sie selbst und entwindet sich ihr. Theseus kommt; raffiniert allmählich verleumdet sie ihm den Sohn. Damit schließt der zweite Akt. Der dritte enthält an Handlung nichts, als daß Phädra an der Leiche des Hippolytos bekennt, er sei unschuldig, und daß sie an freiwillig genommenem Gift stirbt. Aber eine überaus ausführliche Schilderung vom Ende des Hippolytos und ausgiebige Reden der Phädra auf sich selbst geben auch diesem Schlußteil den Anschein von Fülle.

Kein Zweifel, in der Sprache, in einzelnen Einfällen und in epischen Einlagen wie in der eben erwähnten Schilderung ist dekorativer Reiz zu spüren. Und der tragische Konflikt — lieben müssen und nicht dürfen — wird hier gewiß nicht durch gesellschaftliche Furcht vor Schande veräußerlicht. Dafür aber wird die typische „Krankheit" der heftig liebenden Seele in einer widerlichen Mischung von ärztlicher Genauigkeit und sensationeller Verlogenheit zur höchst pathologischen Sinnenbrunst aufgepeitscht; und künstlerisch gestaltet werden nur die kleinsten Einheiten: das Wort, der Satz, das Bild, die Geste (namentlich das Bild und die Geste!), höchstens noch die epische oder episch-lyrische „Einlage" — während die Tragödie sich ins Formlose auswächst, die dramatische Form in Stücke gesprengt wird.

d'Annunzios „Phädra" bedeutet in den besten Teilen eine virtuosenhaft unwahre Behandlung eines für die noch-nicht-pathologische Menschheit belanglosen Ausnahmefalls; im übrigen bedeutet sie eines undramatischen Dichters hoffnungslosen Versuch, auf Umwegen zum Drama zu gelangen. Daher im Text und in den oft schlechtweg komischen Regiebemerkungen die ungeheure Überfülle von Stimmungmache durch dekorative Künste, durch einen Wust mythologischer Kenntnisse und durch hysterisch-gruselige Sensationen! Manier entsteht ja gewöhnlich da, wo eine Not zur Tugend gemacht werden soll. Wer aus dieser unfreiwillig epischen Dichtung den ganzen dramatischen Kern herausschälen wollte, der könnte — bei leichter Arbeit — gut drei Viertel des Werks entfernen.

Die andre vermeintliche Tragödie, „Das Schiff", ist desselben Geistes Kind. Mit der gründlichen Betrachtung der „Phädra" haben wir uns wohl das Recht erkauft, diesmal kürzer zu sein. Auch entstand „La nave" offenbar unter dem Gesichtspunkt des patriotischen Pathos. Nur unter ihm ist zu verstehen, daß wenigstens in Italien Aufführungen des Werkes zustande kamen; für deutsche Bühnen wäre es sinnlos, das Beispiel nachzuahmen, und für den deutschen Leser gehört die Kenntnis des Buches zu den sehr entbehrlichen Dingen.

Den Stoff scheint d'Annunzio hier, unter vermischter Verwertung geschichtlicher und sagenhafter Berichte aus dem frühen Mittelalter, selbständig zusammengestellt zu haben. Die „Weihe an das Adria-

Digitized by Google

tische Meer", ein ebenso kurzer wie inhaltloser Prolog, mit der politisch stachelnden Pointe „Fiat mare nostrum!", hält sich noch ganz an die patriotische Seite der Aufgabe. In dem unbegreiflich langen und auch sonst einigermaßen unbegreiflichen Vorspiel wird großenteils noch der vaterländische Gedanke hochgehalten, gegen den Schluß des Vorspiels aber tritt bereits die Heldin des Ganzen in den Vordergrund, eine krampfhaft ins Scheinheroische gesteigerte Buhlerin mit echt hofmannsthalisch-d'annunzionischer Theaterdämonie.

Von da an ist klar, und die drei Aufzüge der „Tragödie" bestätigen es, daß stärker als das Vaterländische (die Gründung Venedigs) wieder einmal die bewährte Mischung: hysterische Sinnlichkeit und blutrünstige Gruselsensation Zweck der Übung war. Unzählige Komödianten, Repräsentanten und Trabanten werden auf die Beine gebracht. Alle Klangwirkungen, alle Farbenräusche, alle heidnischen und christlichen Reize und Schauer, alle Teufeleien moderner Stimmungtechnik werden losgelassen. Alles ist Rausch, Verzückung, Brunst, Qualm, Krampf — und alles ist öd und leer. Allermindestens drängt sich einem dieser Eindruck mit Gewalt auf, bis etwa jählings der Gedanke erwacht: in alledem steckt ja das Zeug zu einem Epos — man brauchte nur die wiederum gesprengte Form des Dramas vollends aufzulösen, und ein freilich krankhaft überhitztes, aber doch großzügiges Epos oder eine pomphafte Ballade wäre schon so gut wie fertig . . .

Wir lassen die zwei Bände voll „Gemisch von Schauder und qualvoller Lust" (Phädra, S. 147) ihrem Schicksal und versenken uns in desselben Dichters Roman „Vielleicht — vielleicht auch nicht". d'Annunzio als Erzähler: hier begreifen wir wenigstens einigermaßen, wie der Name sich der Öffentlichkeit so aufdrängen konnte.

Die Schwächen treten zurück, erscheinen stellenweise gar als Stärke; so die Sucht nach Totalität, insofern sie nunmehr als stilgemäß gerechtfertigtes Streben wiederkehrt, als Kennzeichnung des Zusammenhangs zwischen dem Menschen einerseits, der Natur und der Kultur anderseits. Das Sinnlich-Grausige, Krankhaft-Sensationelle wird hier immerhin leidlich gemildert durch den Zwang der prosaischen Wirklichkeitschilderung, durch die Gesetzmäßigkeit des heutigen Gesellschaftlebens. Die wirklichen Vorzüge des Dichters aber betätigen sich jetzt auf dem Feld, wofür sie geschaffen sind.

Das Wollen wird nicht wieder überall durch den Mangel gleichwertigen Könnens aufgehalten; weil das Wollen nun nicht mehr darauf gerichtet ist, den angeborenen Trieb zu episch breiter Weltdarstellung gewalttätig ins Dramatische umzubiegen. Die bewegliche Erfindung und die scharfe Beobachtung der Lebenseinzelheiten, die psychologische, gesellschaftliche, bildkünstlerische, haben freien Spielraum gewonnen. Die Schönheit des Vortrags kann nach alledem mit minderer Hemmung wirken und um so kräftiger, je mehr sie sich jetzt zum Maßhalten bequemen muß.

Allerdings, im Verhältnis zum üblichen Romaninhalt umfaßt „Vielleicht — vielleicht auch nicht" noch überreichlich viel entfesselte Sinnlichkeit und unheilvolle Dämonie. Ein Fall von Blutschande bleibt wenigstens ziemlich im Hintergrund der Geschichte. Aber wie ein furchtbares Schicksal liegt die Liebeleidenschaft

Digitized by Google

auf allen Hauptpersonen. Beide Schwestern, die den Helden lieben, enden in Verzweiflung. Die verschmähte tötet sich selbst; die andre, die erst nach ausgiebigem, sorgsamst geschildertem Liebeglück durch eigne Schuld zurückgestoßen wird, verfällt in Wahnsinn.

Die quälende Schwüle der erotischen Stimmungen wird in dem neuen Roman zum Glück großenteils aufgewogen durch die Frische des zweiten Hauptmotivs: des höchst zeitgerechten Motivs der Lufteroberung. Der Roman des Fliegers, der in diesem Buch der Leidenschaft enthalten ist, hat nicht alltägliche Bedeutung. Meisterlich gibt der Dichter da wirkliches Leben vom Tage und zugleich eine Erhöhung über die Alltagsprosa hinaus. Was in diesem Bereich der Erzählung an Pathos erscheint, geht kaum über das gute Recht des romanischen Temperaments hinaus. Dieses Flieger-Erleben steigert sich gelegentlich zu sinnbildhafter Größe, zu Augenblicken von hinreißender Schönheit.

Da die beiden Frauen an der Leidenschaft zugrunde gehen und der Mann durch kühnes Handeln als Pionier der Lüfte sich von dem Leben in Lüften läutert, könnte man etwas wie eine nachhinkende Tendenz gegen ungebändigte Sinnlichkeit vermuten. Allein so ist's nicht gemeint. d'Annunzio stellt das Schmerzliche der Lust als unentrinnbare Naturmacht vor uns hin. Den Kern des Don Juan-Problems berührt er, wenn er die schuldige Geliebte paradox (allzu druckreif für die verhängnisvolle Stunde) behaupten läßt: „Ich habe die Schuld begangen, weil ich die Liebe liebte, weil es eine Lüge ist, daß die Vollkommenheit der Liebe in der Vereinigung von zweien besteht ... Wie jede Gottheit erreicht die Liebe ihren höchsten Ausdruck nur in der Dreieinigkeit." Der Blasphemie folgt die Beteuerung, das sei nicht falsches Spiel, sondern schmerzlichst erlebte Wahrheit. Aber dann folgt doch die unverfrorenste Phrase: „Mein Tun war nicht fleischlich, sondern war eine traurige Weihe." Im ganzen verfährt d'Annunzio ja durchaus redlich nach seiner Anlage, wenn er Gestalten schafft, die nur mit und in ihren Sinnen leben, ohne je auf den Einfall zu kommen, daß vielleicht irgendwie gegen diese Urmacht anzukämpfen wäre.

Seine Romantechnik ist ziemlich durchsichtig, aber geistreich. Es fesselt eigen, zu beobachten, wie er mit suggestiv wiederholten Leitworten, mit spannenden Verheimlichungen und schönheittrunkenen Symbolen arbeitet, wie er Nebenpersonen nach Bedarf auftauchen und verschwinden läßt, fremde Anregungen (auch germanische: Nietzsche, Ibsen, Schumanns Lieder) und jegliche Art Kunstwissen elegant zu verwerten weiß. Seine seelenkundliche Kleinkunst überrascht zuweilen durch neue, feine Einblicke. Seine Stimmungsszenen und Steigerungen, seine Landschaftschilderungen oder vielmehr -malereien sind zum guten Teil reich an Schönheit. „Vielleicht — vielleicht auch nicht" ist ohne „vielleicht" und trotz der bedenklichen Hälfte des Stoffes doch eine Dichtung, die sich über den Roman vom Durchschnitt erhebt, wie ein Luftmotor über die Benzindroschke. Das wollen wir ihm nicht abstreiten.

In Gabriele d'Annunzio erkennen wir, alles in allem genommen, den typischen begabten Ichmenschen romanischer Prägart, hervorragend an Sinnen- und Verstandesleben, nicht annähernd so stark an Gemüt, und sehr wenig befähigt zu

Digitized by Google

ichlosem Empfinden. Er ist, als Erzähler, auf seine Art ein Künstler, ein Sprachkünstler hohen Rangs; aber keine Spur Tragiker und kein Mehrer der Humanität, wie's der Dichter im deutschen Sinne mittelbar sein soll, kein geborener Gestalter tieferer sittlicher Konflikte. In Summa: wir haben sein nicht not. Mögen literarische Feinschmecker seine Romane lesen (wenn sie die stärksten deutschen Romane ausgelesen haben) — im übrigen hat er uns nichts zu geben.

Willy Rath

Romane von Kritikern

Fr. Servaes, „Michael de Ruyters Witwerjahre"; Ernst Heilborn, „Die steile Stufe", beide im Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin

Die im Titel angedeutete Zusammenfassung scheint äußerlich und mehr oder minder zufällig. Es ist doch gleichgültig, denkt man, ob ein Poet im Hauptamt Kritiker oder Geistlicher oder Forstassessor sei. Gewiß, man kann nicht jedem Roman ansehen, welchem Beruf sein Verfasser angehört. Und doch bildet sich der Kritiker im Laufe der erfahrungfördernden Zeit ein gewisses „Urhebergefühl" aus. Es gibt unzweifelhaft Romane, die nur ein Rechtsanwalt, und welche, die nur ein Kaufmann geschrieben haben kann. Die Teilnahme an solchen mehr fachmännischen Beobachtungen soll aber den Lesern hier nicht zugemutet werden, zumal sie im Grunde das Auffassen der Werke selbst kaum beleben. Wenn hier mit dem „Kritikerroman" davon eine Ausnahme gemacht wird, geschieht es eigentlich, um einem Vorurteil ein wenig Abbruch zu tun, das sich allmählich weit verbreitet hat. Man kann's immer wieder hören: im Grunde seien doch wohl die kritischen Naturen unproduktiv; ihre berufmäßige Beschäftigung mit Literatur beraube sie der Naivität, nur ihr Einfluß gewinne hie und da ihren Werken Erfolg. Ich meine, man sollte mit solchen Verallgemeinerungen vorsichtiger sein. Schon die angeblich beeinträchtigte Naivität ist ein sehr zweifelhaftes Gut: ein Roman, etwa ein Zeit- oder Ideenroman, der aus Naivität geboren wäre, ist eine Art Unding. Jedenfalls aber wird man bemerken müssen, daß dem Kritiker seine Berufstätigkeit auch erheblichen Nutzen bringen kann, wenn er Talent und Kraft mitbringt. Das gehört natürlich dazu, aber das versteht sich ja in jedem Falle von selbst. Der Kritiker wird zum Beispiel die Wiederholung schon geschriebener Werke leichter vermeiden — bekanntlich liebt der Dilettant nichts so, wie Werke, die er gelesen hat, nach einiger Zeit „aus eigner Kraft" noch einmal zu schreiben. Wer nicht nur dem Namen, sondern dem Geist nach Kritiker ist, dessen Hellblick dürfte gemeinhin zur vorsichtigen Selbstprüfung vor diesem Fall ausreichen. Noch mehr, der Kritiker ersieht gleichsam im Gesamtbilde der Literatur die Lücken, welche etwa noch auszufüllen wären — es ist doch wohl kein blinder Zufall, daß die beiden hier zu besprechenden Werke das Leben eines Witwers behandeln, das uns in der Fülle der Romanstoffe so selten begegnet. Auch im Technischen wird der Kritiker durch seinen Beruf gewitzigt. Wirkliche Dilettantenfehler im Stil, in Aufbau und Abrundung, peinliche Entgleisungen ins Feuilleton oder in die Stimmungmache — er hat sie zu oft getadelt, kennt zu sehr ihre äußeren, vielleicht

Digitized by Google

bestechenden, Anzeichen, als daß er sie sich nicht verhältnismäßig leicht verböte. Man hat schon manches Kritikerbuch gesehen, das innerlich unschöpferisch oder auch im Tiefsten mißlungen war, anderseits zeichnet sich ein solches im allgemeinen durch „gepflegten" Stil und eine unverkennbare Kultur der Form aus. Es mag etwa Servaes an Anschaulichkeit gebrechen, aber er vermeidet auch Bartschs Polternaivitäten. Sein Witwerroman hat mancherlei Sprünge im Verlauf, aber der erfahrene Verfasser überschreitet sie virtuos durch stilistische Nachhilfen, die sich nur dem überscharfsichtigen Berufgenossen entdecken, also künstlerisch kaum anfechtbar sind. Es ist Lebensart und Lebensernst in den Büchern — ein Vielleser, nimmt er's als Vertiefung seines Lebens und setzt das Wort in Anschauung um und umgekehrt, wird von selbst in Abgründe und zu Ausblicken geführt, welche manchem andern versperrt bleiben. Heilborns stilistische Feinheit und Treffsicherheit, die etwas aperçuhaft Zugespitztes hat, verrät sorgsamsten Schliff. Ein Kritiker weiß, daß wir in unserm Überfluß an Talenten nur noch wirkliche Qualitätarbeit schätzen. Er ist ein Meister des Gedankenstrichs, der Einteilung in kleine Absätze. Es gibt kein Komma, kein Apostroph bei ihm, das der tieferen Bedeutung ermangelte. Ist es nicht reizvoll, wie er eine Gouvernante gelegentlich zeichnet: „Fräulein Fink saß stets mit gesträubten Federn zu Tisch. Sie war die Nichte eines Oberlandesgerichtspräsidenten."? Man mag finden, daß solche Wendungen leicht verstimmen, wenn sie mit ihrer Absichtlichkeit überhandnehmen. Doch steckt in dem Streben nach treffender Kürze doch auch ein vornehmer Wille, nicht zu langweilen. Wir geben aus Heilborns kurzem Buch eine Probe in den Losen Blättern dieses Heftes, die sich gut herauslöst. Heilborns Witwer beginnt trotz der alten Liebe zu seiner vor Jahren verstorbenen Frau, trotz der Rücksicht auf seine Tochter, ein Verhältnis zu einer hübschen, sehr lebensklugen und herzfeinen Witwe. Er möchte sie heiraten, aber sie ist gescheit genug, eine Probezeit durchzusetzen. Deren Höhepunkt findet man in den Losen Blättern. Danach verabschiedet Frau Doris den Justizrat, mit Schmerzen zwar, aber doch rasch und fest. Egoismus, Bequemlichkeit, alternder Ängstlichkeit kann sie sich nicht verbinden. Der Justizrat durchlebt, ihren letzten Brief in der Hand, eine kleine, ganz kleine Tragödie, deren geistreich versöhnendes Schlußwort lautet: „Und warum sollte es sich nicht mit einer erwachsenen Tochter leben lassen?" Heilborn ist gegenständlicher, schärfer, zurückhaltender als Servaes. Was er aber, zufrieden mit einem sorgsam und gestaltsicher gezeichneten Abbild des närrisch-ernsten Daseins, an ethischem Tiefgang, vielleicht an Mut des Herzens vermissen läßt, das wieder gibt Servaes in reichem Maße. Das Dasein des verwitweten Apothekers de Ruyter wird ihm zum Anlaß, Probleme aufzuwerfen. Ein wirklicher schwerer Konflikt tut sich auf: er hat zwei Söhne, die immerhin schon offnen Auges durch die Welt gehen. Selbst wenn die herzlichste Verehrung seines verstorbenen Schutzengels nicht so bald an Hemmkraft verlöre, das wuchernde Liebesleben den Jungen zu verbergen ermahnt schon die Sitte. Und vor allem hat er positive Pflichten, — die

Digitized by Google

Jugend verlangt seine starke Hand, seine Vaterwirkung. Die Erzieherin, die er ins Haus nimmt, hilft viel, sehr viel, aber er selbst vermag sich leider mit dem unsinnlichen Wesen dieser Frau nicht zu verbinden. Er strebt hinaus und findet viel, allzuviel Liebebeglükkung. Servaes gelingt die Lösung schwieriger Aufgaben: ohne Übertreiben doch ein Liebeverhältnis mit strömender Innigkeit darzustellen, selbst sinnliche Freuden ohne Anstoß einzubeziehen; rasch wechselnde Liebeverhältnisse mit scharfer Trennung der Charaktere zu schildern, ohne zu ermüden. Und schier unmerklich wird dabei der Widerstand des schwachen de Ruyter gegen das Leben — auch in Gestalt ihn umwerbender Frauen — geringer. Von jener Vaterkraft, die er bewähren möchte und müßte, gibt ihm auch eine endliche Ehe nichts zurück. In dem bitteren Konflikt ist er unterlegen. Ein Sohn legt Hand an sich. Servaes eröffnet endlich doch noch einen einigermaßen tröstlichen Ausblick. De Ruyters Leben zwar ist Qual geworden. Egoismus und Schwäche, Irrtum und Blindheit haben es dauernd getrübt, aber am späten Altersabend zieht doch noch mit dem Tode der zweiten Frau Ruhe ein. Mit ihr die Hoffnung, daß die neue Generation höhere Stufen des Daseins erklimmen möge. Ein stärkerer Zug von sozialem Leben, von Welt- und Menschenbetriebsamkeit belebt Servaes' Roman, als den von Heilborn. Es ermangelt ihm gelegentlich an der Präzision. Sein Schauen ist nicht so plastisch, aber doch wohl weiter und von bedeutsameren Tiefen her belebt. Es wäre überflüssig, einem der beiden den Vorzug zu geben. Die Verfasser, Kritiker selbst, würden dem Kritiker zustimmen, der abzuwägen statt abzuurteilen bestrebt ist. Noch mehr Zustimmung erhofft er aber dem Bestreben, für den „Kritikerroman" im allgemeinen, wie für diese beiden trefflichen Vertreter ihrer geschmähten Gattung, lesende und lebende Freunde zu werben.

Ezard Nidden

Theater

Rittners „Unterwegs"

Münchner Theater

Eine Neubehandlung des Don Juan-Typs läuft sehr leicht Gefahr, zu enttäuschen. Wesen und Wirkungskraft aller phantastischen Typen dieser Art — zum Beispiel auch des Don Quichotte oder des Till Eulenspiegel — war mit der ersten Umreißung der Gestalt eigentlich schon erschöpft, auch gewinnen die Umrisse hier durchaus nicht durch Einzelausmalerei und Füllung, und die Gestalten nicht durch Näherbringung; man muß in Abstand von ihnen bleiben, sollen sie ihren mystischen und grotesken Reiz behalten. Wenn man nun gar den Don Juan in modern-mitteleuropäische Kleider steckt? Dies aber tat Thaddäus Rittner in seinem dreiaktigen Don Juan-Drama „Unterwegs", das im Münchner Volkstheater seine reichsdeutsche Erstaufführung erlebte. Muß ein solcher moderner Don Juan nicht ganz einfach und unrühmlich in den banalen Typ des routinierten Lebemanns und Mädchenjägers übergehn? Rittner hegte wohl selbst diese Befürchtung und suchte seinem jungen Baron die Außerordentlichkeit dadurch zu wahren, daß er ihn vor den Augen und Ohren des Publikums zwei Verführungsprobleme schwierigster Art lösen läßt. Er bestimmt eine von ihm überrumpelte stolze Schöne, die Rache schnaubt und ihn töten will, im Handumdrehen zu demüti-

Digitized by Google

ger Auslieferung des Dolchs und erneuter Hingabe, und er erobert seines Privatsekretärs und treuesten Freundes naiv-braves Frauchen trotz ihres Abscheus vor seinem ruchlosen Lebenswandel, mit dem einzigen Stützpunkt, daß sie von ihrem Gatten ihm, dem Baron, zuliebe ein bißchen vernachlässigt wird. Sind diese beiden Herkulesarbeiten der Verführungskunst, falls man ihre große Schwierigkeit überhaupt zugeben will, so imponierend neu, daß ein moderner Don Juan für sie kommen mußte? Bei der ersten erwartet man ordentlich, daß der Baron schließlich ausruft: „Ward je in solcher Laun ein Weib gewonnen?“ — und die zweite kennt man sattsam aus allen jenen französischen Ehebruchschwänken, in welchen der Hausfreund sich mit schlauen Räsonnements an die vernachlässigte Frau des Hauses heranmacht. Der Autor scheint selbst einigermaßen gefühlt zu haben, daß diese beiden Parforceleistungen allein das erotische Übermenschentum seines Helden noch nicht hinreichend beglaubigen würden; er fügte daher noch den mystischen Zug hinzu, daß der Baron sich allen Ernstes als Reinkarnation des altspanischen Don Juan fühlt und bezeichnet, und ehrlich überzeugt ist, ewig lebend in immer neuen Verkörperungen wiederzukehren und nach Herzenslust weiterzuabenteuern. Diese märchenhafte Zugabe ist für die Gesamtwirkung natürlich noch weniger vorteilhaft als die allzu bekannten und verbrauchten Musterbeispiele der Verführungskunst; ein in der modernrealen Welt spielendes Stück wird eben durch dergleichen nicht etwa interessanter gemacht, sondern einfach in die Luft gesprengt. Dazu noch ein arg konstruierter Schluß, der sich mit dem Übrigen nicht zusammenreimen läßt! Der Baron bekommt schwere Gewissensbisse, weil er seinen besten Freund, den guten Sekretär, so schmählich hintergangen hat: er beichtet ihm alles in voller Zerknirschung, fordert ihn selbst auf, ihn zu erdolchen, — und der Sekretär tut es auch prompt. Don Juan, und Gewissensbisse, und Zerknirschung? Und von dem Sekretär, diesem selbstlos und liebevollst besorgten, just für die dämonische Lebenslust des Barons mit aller Bewunderung begeisterten, seine Genialität verehrenden Freund soll man glauben, daß er der Aufforderung des Reumütigen so glatthin, so ohne jeden inneren Konflikt Folge leistet?

Ungeachtet dieser Schwächen und Ungereimtheiten kann das Stück in guter Wiedergabe, und wenn man nicht weiter über die Vorgänge nachdenkt, einen ganz günstigen Eindruck machen, dank dem Geschick und der wienerischen Eleganz, womit der Dialog, namentlich die Suada des Barons behandelt ist. Freilich aber bewies einiger Protest, der sich bei der hiesigen Erstaufführung trotz Moissi und der auch im übrigen guten Darstellung gegen den Applaus der Mehrheit erhob, daß eine nicht mit kritischer Nachdenklichkeit gemischte Freude heute keinem deutschen Dramatiker mehr zuteil wird.

Hanns von Gumppenberg

Ein Burgtheaterabend

Zur selben Zeit, da in Berlin Reinhardt und — Ferdinand Bonn in für die meisten immerhin noch erstaunlichem Verein „antike Monumente neu errichteten“, saß ich still in den weiten, nur von hohem Stil völlig zu durchhallenden Räumen des Burgtheaters. Einst war diese Bühne das kaum erreichbare Ideal aller Theater-

Digitized by Google

freunde deutscher Zunge, heute muß man manchen „Deutschländer“ schon daran erinnern, daß mit diesem Namen das Hoftheater Seiner k. u. k. Majestät benannt wird. Dieser Wandel kommt wohl einfach daher, daß man im Zeitalter der Naturalisten den stärker pathetischen Stil der Wiener Tradition geringschätzte; nun man aber die Monumentalität von der Neurologie beziehen will, besinnt man sich nur ungern darauf, daß die „andre“, die alte, die eigentliche und echte, in Wien nie völlig ausgestorben ist. Sie lebt aber wirklich noch stellenweise dort, wie man sich etwa an jenem Abend überzeugen mochte.

Es wurde Grillparzers „Medea“ gegeben. Nun weiß man, daß dieser Teufelsdichter Grillparzer, den die Reichsdeutschen immer nur widerwillig schätzen, eine volle, tiefe Tragödie mit unglaublich wenig Worten auf die Bühne brachte. Ohne um einen Zug minder lebensvoll zu sein als Schiller, da er ja im Gegenteil psychologisch weit tiefer schaut, hat er doch so gut wie nie jene pathetisch-lyrische Rhetorik, deren rasselnde Wiedergabe den alten Stil insonderheit diskreditierte. Darum ist er nicht nur schwerer zu spielen und undankbarer als ungefähr alle Jambentragödien ähnlichen Geistes — undankbar im äußerlichen Sinn, innerlich stellt er gerade die herrlichsten Rollenaufgaben —, sondern er verlangt unbedingt absolute Deutlichkeit des Wortes und des Vorgangs. Daran war Reinhardt, bei dem Adele Sandrock die Titelrolle gab, nach meinem Gefühl gescheitert. Die Tragödie hatte bei ihm zu kurze Atemstöße, der Vorgang selbst ward dadurch abstoßend in seiner grauenhaften Nähe. In Wien beschritt Hedwig Bleibtreu die Bühne . . .

Hedwig Bleibtreu, soviel für Leser aus dem Deutschen Reich, ist sozusagen die größte Tragödin unsrer Tage, die einzige, wenn man ein ungebrochnes, volles und wohlgebildetes Organ von einer solchen verlangt. Die Medea gehört zu den Rollen, die sie ganz ausfüllt und in denen sie sich ungewöhnlich ausgibt, ihre Darstellung zu den stärksten Eindrücken der heutigen Bühne. Sie spricht fast gar nicht schnell. Höchstens einzelne Zeilen, aber niemals ganze Partien. Es gelingt ihr, mit Würde und dabei deutlich zu sprechen — nicht eine Silbe aller fünf Akte ging verloren —, ohne an einer einzigen Stelle zu rezitieren. Ebenso fern blieb sie der „Frau im gefährlichen Alter“, die man heute so gern aus der Rolle macht. Daß dies grundlegend wichtig für das Drama ist, versteht, wer das Drama selbst gut versteht. Denn Medea soll eines Königs königliche Tochter sein, — dies erzählt sie dem feinen Mädchen Kreusa, und gerade diese Worte der Erinnerung kamen Frau Bleibtreus Gestaltung mit voller Natürlichkeit, ohne großes Aufrichten und Anschreien: ich bin was du; nicht ich, das Schicksal änderte mich. Dies große Weib war jedoch keine Ekklesiazuse, sondern ein Menschenkind von ganz schlichter, tiefer, kaum sehr beredter Liebe; was ihr die mörderische Anspannung der Szene von Gefühlworten abverlangt, braucht darum nicht in hysterischer Mannstollheit hervorgestoßen zu werden. Ihre Liebe ist ihr Recht, sie ist ihre Natur und groß genug, Jasons Fehler zu verwinden. Selbst in der endlichen Abrechnung mit dem „milden, gütigen“ Gemahl spricht empörtes Gefühl, nicht gereizte Schmähsucht. Frau Bleibtreu blieb sich treu, indem sie nur ein inneres Zittern, eine Tonhöhen- und Tonvolumenanspan-

Digitized by Google

nung, keine Tempohetze und keine moralische Eheszene gestaltete. Das gab das Gefühl, hier würden wirklich „letzte“ Worte gesprochen unter dem Zwange der Not, nicht beliebig oft zu wiederholende Zankereien — das Gefühl: hier ist Tragödie. Ihr eignes Fühlen benebelt Grillparzers Medea nicht den Verstand. Die bitterste Einsicht in Jasons Eigensucht und Schwäche bewirkt den unverlierbaren Leidenszug in ihrem Auftreten. Diese Einsicht verbietet ihr, das kleine Lied zu singen, dessen herb-ironischen Geschmack sie so viel tiefer fühlt als das verliebte Mädchen. Die ganze Szene hat etwas Läppisches, Launegepeitschtes, wenn Medea etwa wirkliche Schülerinnenversuche macht, wenn ihr Charakter von Moment zu Moment wechselt, je nachdem sie erzählt, erklärt, nachspricht oder zuhört. Frau Bleibtreu brachte sogleich das Gefühl in die Szene, dies kindliche Spiel könne ihr niemals gelingen. Wer unter des Schicksals Fluch steht, gewinnt ihm mit der Leier allein kein Lächeln ab. So psalmodierte denn' Frau Bleibtreu ihr Lied wie in Schlaftrunkenheit, als ob die ganze Ruhezeit des Aktes nur ein Irrtum der Moira sei; ihrer großen, leidvollen Natur blieb das alles fremd. Und mit voller, schicksalhafter Wucht brach dann die Szene auf, als sie sprach: Jason, ich weiß ein Lied. Da war sie längst erwacht, wußte längst, wie töricht das ganze Beginnen, und gehorchte eher einem bösen als einem friedlichen Dämon, als sie in des Gemahls Schäfergefühle hineinrief, sie wisse ein Lied. Gerade weil sie das ernst, sachlich sprach, als ob sie sagte: die Kinder sind besorgt, weil sie erst in der letzten Wiederholung ein wenig zitterte, hatte Jasons Ablehnung ihr volles Recht für sich und wiederum ihre Anrufung der Götter den echten Charakter mächtigen Naturmüssens.

Es ist hier nicht der Ort, die Aufführung Szene für Szene durchzugehen. Noch mancherlei wäre da zu vermelden. Als besonders erfreulich etwa, daß die einst etwas zu „Reißern“ neigende Kraft von Georg Reimers der ruhigeren Rolle des Jason alle heldenhaften, immerhin doch großen Züge verlieh, die dem Vliesbezwinger gebühren, daß er aber mehr und mehr auf das jünglingische Dahinstürmen verzichtet und ebenfalls dem gemäßigten Tempo und dem feineren, deutlicheren Ausdruck zustrebt, von seinem Organ ebensowohl wie von seinem Können sonst unterstützt. Zwei solche Hauptgestalten zwingen natürlich der ganzen Aufführung ihren Charakter auf, zumal Grillparzer ohnehin nicht nur in einheitlichem Geiste schaut und gestaltet, sondern häufig genug die Rollen ganz voneinander abhängig macht, scheut er doch nicht einmal das Wagnis der Stichotomie, des Wechselverses. Gar nichts läßt sich leider schriftlich in Kürze wiedergeben von der szenischen Anordnung, die dem großen Stil der Darstellung sehr notwendig angemessen sein muß. Die übermäßige Raumverdunkelung, welche Reinhardt liebt, muß das Verständnis mindern, streckenweise geradezu aufheben. Und der Naturalismus der einzelnen Bewegung, im modernen Stück unentbehrlich, verschlingt bei dem gedrungenen Stil unbedingt viel notwendige Erklärung des Wortes durch das Bild. Solche Sünden gab es im Burgtheater diesmal nicht. Es gehört eben zum monumentalen Stil vor allem ein eindringlicher, vorbedachter Geist, der jede Zeile und jeden Auftritt von vornherein auf ihren dramatischen Gehalt, ihren relativen Wert für das Ganze

Digitized by Google

prüft; er allein verbürgt die gefühlmäßige Sicherheit, daß alles klar und groß herauskomme. Das ist gewiß nicht „Natur“ (obwohl der Burgtheaterstil auch nicht mehr vom alten Jambenpathos lebt, dank Kainz, sondern stärkere Naturtöne in sich aufgenommen hat). Aber die Menschen der Vorzeit standen noch nicht unter dem Zwang des sozialen Gedankens, nicht unter dem Gesetz der kleinen Ursachen und großen Wirkungen, sie waren noch monumental, in ihrer Brust lebten, zum Teil von Aberglauben genährt, noch Mächte, die uns verloren sind. Ihre Natur gestaltend wiederzugeben, das ergibt ohne künstliche Steigerung Monumentalität.

Im Burgtheater kriselt es. Nicht „direktoriell“, aber künstlerisch, so sagt man. Wohl, man gab Calderon („Leben ein Traum“, recht ungleichmäßig und auch schlecht bearbeitet), gab Benedix, Widmann, wohl auch Bauernfeld, endlich den öden Schreibtisch-Ritterspuk „Landal“ von Stucken. Der Ehrgeiz Bergers vertrüge wohl, was Spielplan und dauernde geistige Kraft der Regie betrifft, einige Steigerung. Aber er ist auch in übler Lage. Kainz ist natürlich unersetzlich, und wenn Berger, wie man sagt, Bassermann wirklich engagieren will, so wäre zwar ein schöner Traum mancher echten Freunde seiner Bühne und dieses großen Künstlers erfüllt, es käme wirklich einmal zusammen, was mindestens probeweise einmal unbedingt zusammengehört, aber seiner Regisseurpflicht wäre damit noch mehr Kraftentfaltung zugemutet. Seien wir vorerst zufrieden, daß, wie diese „Medea“ und wohl auch eine Aufführung des „Wallenstein“ beweist, noch immer gute Geister über seinem Hause wachen. Und mächtiger als je irgendein Direktor es zu erzwingen vermöchte.

W. Sch.

Sommermusik

Der Kunstwart hat sein altes Steckenpferd, die Programmbarbarei unsrer Kur- und Gartenkapellen, schon so oft geritten, daß er Bedenken trägt, all die schönen Programmstilblüten, die ihm Freundeshand mit einem Dutzend Ausrufungszeichen ins Haus schickt, tiefer zu hängen. Vergebens war die Sendung nicht, wir haben sie aufbewahrt als Beweismaterial, wenn jemand einmal aufstehen und jene Barbarei leugnen wollte. Gewiß ist da und dort manches besser geworden, und vielleicht ist es im Augenblick die klügere Taktik, nicht die Sünder an den Pranger zu stellen, sondern die „Braven“, die Ausnahmen hervorzuheben. Neuestens erfahre ich zum Beispiel von den sehr glücklichen Bestrebungen, die der Musikdirektor Reichert in Teplitz schon seit einigen Jahren betätigt, indem er den Schund aus den Programmen möglichst entfernt und das Publikum mit guter Unterhaltungsmusik zu beköstigen weiß. Er wird gewiß nicht vereinzelt dastehen, andere unsrer Leser werden andere Männer von ähnlichen Verdiensten zu nennen wissen. Tun wir das öffentlich, um den Ehrgeiz anzuregen. Und um darzutun, daß es möglich ist, auch den musikalischen Tagesbedarf auf noble Weise zu bestreiten. Es geht, man muß nur ernstlich wollen. Das Publikum bequemt sich einer solchen Neuordnung fast immer merkwürdig rasch an und bildet weit seltener ein Hindernis als die Indolenz der Musikanten, die in ihrer Literatur meist nicht genügend Bescheid wissen und meinen, ohne ihre Potpourribettelsuppen nicht leben zu können. B

Digitized by Google

Eine musikalische Ortskunde

wäre ein noch ungeschriebenes, aber nützliches Büchlein für die Reisezeit. Mir will scheinen, daß unsre Reiseführer den musikalischen Dingen ein viel zu flüchtiges Augenmerk zuwenden. Alle historisch wertvollen Bilder in Kirchen und Galerien werden erwähnt und durch geschichtliche Notizen erläutert. Aber nur selten wird einem gesagt, daß man im Dom zu Regensburg unvergleichlich Palästrina, in Preßburg alljährlich die Missa solemnis innerhalb der Liturgie hören kann. Ein solcher Anhang zu Meyer oder Bädeker, der auf die musikalischen Denkwürdigkeiten und tonkünstlerischen Besonderheiten jedes Ortes hindeutete, wäre vielen willkommen, und es ginge daraus hervor, wie viel oder wie wenig Eigenart im Leben unsres Volkes auch außerhalb der paar Großstädte steckt.

Lieder zum Klavier und Violoncell

Lieder zur Violine gibt es in erklecklicher Zahl. Lieder zur Bratsche hat uns Brahms gegeben. Dagegen ist die Literatur für Lieder mit obligatem Violoncello noch gering und, soviel bekannt, durchaus wertlos. Es bedeutet also das Erscheinen einer Anzahl Originallieder für diese Besetzung, die vom Schuberthaus in Wien verlegt ist und Richard Stöhr zum Komponisten hat, einen willkommenen Zuwachs. Während die Zusammenwirkung von Gesang und Violine, wie die Erfahrung lehrt, keine reine Wirkung hinterläßt, ist der Eindruck, den die Klangfarben besonders einer Alt- oder Männerstimme mit dem Cello ergeben, bei weitem harmonischer. Die Hausmusik besonders sollte sich dieser Gattung bemächtigen, zumal in den Stöhrschen Liedern nun auch wirklich künstlerischer Gesangsstoff vorliegt. Hebbels „Gebet“ ist von wahrer Inbrunst, „Ward der Abend regenmüd“ voll Rembrandtstimmung; „Dem aufgehenden Vollmond“ wirkt stark durch den schwelgerischen Schluß, wogegen die obstinate Begleitungsfigur des Klaviers wohl nicht genug zur Sache zu sagen weiß. Daß Stöhr, obwohl ein großer Könner, seine Technik mit feinem künstlerischen Takt der poetischen Absicht unterordnet und lieber unscheinbar macht, statt seine Gedanken zu überladen, bedeutet noch einen besonderen Empfehlungsbrief.

B

Reklame und Musikunwesen in der Provinz

Seit einer Reihe von Jahren schon lebe und verkehre ich in mittleren Provinzstädten des Ostens. Überall das gleiche Bild: da erscheint zu Anfang des Winters im Blättchen eine große Anzeige, welche die Personen, die uns die musikalischen Genüsse übermitteln sollen, der Reihe nach aufzählt. Jedem Namen eines Künstlers werden seitens der Konzertdirektion noch einige Zeilen angehängt, die wie eine Kritik aussehen sollen, in Wahrheit aber nichts sind als eine Marktschreierei. Um einige Beispiele zu erwähnen: Von einer namhaften Sängerin wird gesagt: „Die süße Biegsamkeit ihrer nuancenreichen Stimme triumphiert am schönsten im sonnigheitern Genre.“ Von einem sehr bekannten Geiger: „Die X-Zeitung schreibt: »Er paart einen berückend süßen Ton mit einer Geschwindigkeit, die wirklich beinah Hexerei ist.«“ (So!) Solche Anzeigen werden

Digitized by Google

auch massenhaft in die Häuser versandt.

Naht allmählich der Termin des ersten Konzerts, so beginnt es im Blätterwald zu rauschen, Tag um Tag. Am x-ten spielt der berühmte Mann, nach den Kritiken großer Zeitungen (jene Kritik wird wiederholt) steht uns ein auserlesener Genuß bevor. Er gilt als der zurzeit größte Künstler in seinem Fach. Jeder Auftretende ist der „größte" lebende. Nachdem nun die Reklame ihren Siedepunkt erreicht hat, gehst auch du zu dem Unternehmer und fragst nach dem Programm, von dem in der Anzeige nämlich bisher nicht das geringste gestanden hat. „Das ist noch nicht aufgestellt, das geben die Künstler erst in der letzten Minute", lautet die Antwort und ein mitleidiger Blick trifft dich: als ob es nicht ganz gleichgültig wäre, was dieser große berühmte Mann dir vorspielt. Ja, kürzlich erlebte ich es in einer Stadt, daß das endlich gedruckte und ausgegebene Programm von den Künstlern — nicht gespielt wurde. So kam es, daß ein großer Teil, wenn nicht der größte des Publikums, Schumanns Kreisleriana für die C-moll-Variationen Beethovens, eine Rubinsteinsche Polonäse für Liszts Legende hinnahm, denn auf die Naivität des Publikums kann man in der Provinz getrost spekulieren. Was ist zu fordern?

Erstens: daß sich die Anpreisung künstlerischer Darbietungen in angemessenen Grenzen halte. Es liegt im eigenen Interesse der Künstler, daß sie gegen das marktschreierische Unwesen Front machen. Denn das Publikum unterscheidet schließlich nicht mehr zwischen den berühmten Tonkünstlern und den „berühmten" Varieté- und Kaffeehausmusikanten. Wie kann es auch, wenn die Reklame bei beiden sich der nämlichen Formen bedient. Hier wie da schwelgt man in Superlativen, leistet sich in unsinnigen Dithyramben das Menschenmögliche.

Zweitens: die Künstler mögen in allererster Linie ihr Programm bekannt geben. Für den Bewohner der Provinz ist ein klassischer Musikabend ein seltener Genuß, auf den er sich schon lange vorher freut. In der Provinz kennt man nicht das hastende Musiktreiben der Großstadt, und der Freund edler Musik will Zeit und Muße haben, sich auf den Genuß im Hause vorzubereiten. Und wenn es nur zehn Menschen im Saal sind, die derart gerüstet und hungrig das Gebotene aufnehmen, wiegen diese paar nicht mehr für den Künstler als ein ganzer Saal voll Banausen?

Drittens: für ein einheitliches klassisch edles Programm, ohne die üblichen seichten Zutaten und Intermezzi wird der Dank der Verständigen den Künstler lohnen. Auf die Zahl der Besucher hat die Wahl des Programms gar keinen Einfluß. Es gibt auch in den Provinzstädten genug Leute, die bei allem dabei gewesen sein müssen, ob nun Beethoven oder Lehar zum Abend laden.

R. F.

Bildende Kunst

Das Bismarckdenkmal am Rhein,

was wird aus ihm? Man krönt einen Entwurf, aber ausgeführt möchte man doch lieber einen von der Art, wie man ihn nicht prämieren mochte. Einen, bei dem die Person Bismarcks mehr in Erscheinung träte, wie augenscheinlich das deutsche Volk wolle, dieses selbe, das allerdings an den Kreisschen Bismarcksäulen ohne „Person Bismarcks" unsres Wissens noch nie Anstoß genommen hat. Aber keinen zweiten Wettbewerb! Son-

Digitized by Google

dern alle die Ausgezeichneten sollen's für dieselbe Jury womöglich anders machen, als sie's machten, wie's ihnen und wie's der Jury so sehr gefiel, daß sie ausgezeichnet wurden ...

Unsre Leser wissen, daß wir von Anfang an Gegner des ganzen Geistes waren, aus dem der Wettbewerb hervorging. Nicht nur deshalb, weil er viel zu enge Bindungen für die Künstler brachte. Das Nationaldenkmal für Bismarck, das in Stein gebaut werden kann, das steht in Hamburg, es bringt ja auch „die Person Bismarcks zur Erscheinung". Die Aufgabe ist gelöst. Aber nicht die: welches Werk man zu Ehren Bismarcks schaffen könnte, das dem Wesen nach anders, dem Wesen nach noch mehr sei. Ein Werk, das man nie errichten könnte, wo man auf irgendwelches Verzinsen des Kapitals sehn müßte, und doch viel mehr als eine noch so schöne Dekoration, kein Schaustück überhaupt, wenigstens nicht nur ein Schaustück, ein produktives Werk, eins, das lebt und fortzeugt. Wir haben früher Beispiele aufgezählt, wie man sich solch ein Nationaldenkmal für Bismarck selbst ohne Mitwirkung der bildenden Künste denken könnte.

Nun läuft die Sache durch, ach, drei Komitees. Aber die Künstler sind ja auch dabei, und zwar vortreffliche Künstler. Es wird wohl das gescheiteste sein, ihnen die Stimmung nicht durch weitere Unkenrufe zu stören. Vielleicht bringen sie uns die freudige Überraschung im Herbste doch.

Berliner Sezession 1911

An wessen Adresse war eigentlich der vielbesprochne Protest deutscher Künstler gegen die Überschätzung der französischen Kunst gerichtet? Dem Privatsammler wie dem Kunsthändler in seine Neigung und sein Geschäft hineinzureden, hat man schließlich keine Berechtigung. Was aber die öffentlichen Sammlungen betrifft, ich weiß nicht: schlimmer als die Tatsache, daß gutes deutsches Geld zur Erwerbung guter fremder Kunstwerke verwendet wird, scheint mir doch die zu sein, daß dasselbe gute Geld recht oft leider für schlechte deutsche Bilder verschwendet, daß noch immer, aus allen möglichen — nur nicht ästhetischen — Rücksichten den Böcklin, Marées, Feuerbach und Thoma, den Menzel, Leibl, Liebermann und Trübner irgendein Husarenkitsch gleichberechtigt an die Seite gehängt wird. Ehe man nicht hiergegen, mit Erfolg, protestiert hat, will mir ein Protest dagegen, daß auch öffentliche nationale Galerien für jene französischen Künstler, denen wir Deutschen soviel Anregung verdanken, möglicherweise etwas zu viel übrig haben, nicht ganz rein schmecken. Bleiben als Adressaten noch die Ausstellungen. Hier aber muß allerdings gesagt werden, daß der Einspruch in einigen Fällen nicht ganz unberechtigt erscheint. Wenn die Berliner Sezession immer wieder auf die Großen der französischen Malerei, auf Manet oder diesmal Daumier, hinweist als auf die Leitsterne ihres künstlerischen Strebens, so wird man dagegen nichts sagen können, nicht nur als Pietät, sondern auch als Urteil ist das verständlich. Wenn sie aber auch den neuesten Pariser Kunstleistungen ihre Pforten sperrangelweit öffnet und Kränze windet, „als käm das Venerabile", so kann man das schließlich doch nicht bloß mit einem Lächeln abtun. Dieser jüngste französische Import, den der Witz des Simplizissimus kürzlich als Pari-

Digitized by Google

ser Atelierkehricht abtat, hat nur insofern Wert für uns, als wir an dieser künstlerischen Ohnmacht die Leistungsfähigkeit unsrer eignen neuen Kunst in um so schönerer Klarheit erkennen können. Um beim Simplizissimus einen Augenblick zu verweilen, und auch die Gegenwart Daumiers regt den Gedanken an: Wieviel hat zum Beispiel unsere Karikatur einst den Franzosen zu danken gehabt! Und heute? Ich glaube, darin sind Gegner und Freunde der Tendenzen des Simplizissimus einig: an künstlerischen Werten steckt eine einzige gute Nummer von ihm die ganze neueste französische Karikatur in die Tasche.

Für Daumier auch als Maler oder gerade als Maler sich einzusetzen, verdient ungeteiltes Lob. Noch immer, wenigstens bei uns, verdunkelte hier der Zeichner den Maler. Und doch kommt gerade erst in seinen Bildern das Letzte dieser unerhörten Persönlichkeit zur Erscheinung. Wenn ich auch nicht weiß, wie sich die Dogmatiker des Evangeliums vom Nichts-als-Malerischen eigentlich mit ihm abfinden. Diese Dynamik des Ausdrucks: Rhythmus, Tempo, Tönung — geht alles restlos auf in den sinnlichen Reiz der Netzhaut? Zwischen Daumiers „Last" und dem „Mädchen im Hausgarten" unsres Fritz von Uhde, dem die Sezession eine kleine Gedächtnisausstellung gewidmet, liegt zwar eine Welt von Temperamentunterschieden nicht nur der Hand, aber das eine bringt sie ziemlich nah zusammen, eben: daß das Erlebnis der Dinge nicht nur in Farbenwerten besteht, daß da etwas über den bloß sinnlichen Eindruck hinaustastet, zu der Möglichkeit einer tieferen Empfängnis. Die malerischen Werte sind zwar immer das erste, die conditio sine qua non; nichts kommt zur Seele, denn allein durch die Sinne, das bleibt ein unanfechtbar wahres Dogma der Kunst. Doch daß der Eindruck in den Sinnen steckenbleiben muß, muß, das dürfte wohl endgültig als ein falsches Dogma abgetan sein. Wieviel rein sinnlich malerische Freude steckt in den Bildern Uhdes! Aber daß diese Freude in einem tiefen Ernst menschlicher Anteilnahme gesammelt ist, das macht sie doch doppelt zu Kunstwerken.

Den stärksten Reiz der diesjährigen Sezession bietet die Kollektivausstellung Slevogts. Nach dem unglücklichen „Hörselberg" des vorigen Jahres doppelt erfreulich. Dieser temperamentvolle Künstler, den sein fabelhaftes Können wohl manchmal verleitete, ein bißchen virtuos zu pointieren, auf der Spitze zu balancieren, hat sich zu einer Meisterschaft in der Beherrschung nicht nur des Stoffes, sondern auch seiner selbst durchgerungen, die ihn nun auch in den Schöpfungen seines Pinsels als den würdigen Nachfolger Menzels erscheinen läßt, als der er sich als Zeichner schon offenbart. Bildnisse, Szenen aus dem Leben des Münchner Hofes, Landschaften und Stilleben, alles in seiner vehement skizzenhaften Art nicht bloß von der Treffsicherheit des Könnens, sondern zugleich von der innern Ausgerundetheit eines wirklich organisch schöpferischen Geistes. Die Festszenen der Georgiritter mit ihrer Farbigkeit im Raum, das Bildnis des Herrn im Jagdanzug auf der Veranda in der Vereinigung von Charakteristik, Landschaftsstimmung, Bildkomposition und höchster Lebendigkeit, das Souper auf der Terrasse in Nymphenburg mit der leichten, ruhigen Abendstimmung, sind nicht bloß die flüchtige Reaktion eines Talents auf einen Sinnenein-

Digitized by Google

druck, es ist alles in der Genußfreudigkeit des Sehens von einer ganzen Persönlichkeit innerlich verarbeitet.

Von Max Liebermann sieht man ein paar Bilder, reif und klar wie das Alter, aber wie dieses auch von mehr Verstand als unmittelbarer Sinnlichkeit. An der fehlt es seinem Präsidentschaftsnachfolger Lovis Corinth Gott sei Dank noch gar nicht, der mit einem großen Stilleben voll Saft und Schönheit, einem malerisch nicht weniger gesättigten Frauenakt und dem in Charakteristik und Farbe vortrefflichen Porträt eines Professors in blauem Talar vertreten ist. Baluschek läßt einen Frühlingstag so leicht und zärtlich um die Schöneberger Mietkasernen streicheln, daß selbst in dieser Gegend die Poesie nicht totzukriegen ist; und Brockhusen hebt weiter die dürftige Schönheit der Mark und Havel in das starke Licht seiner Liebe. Beckmann ringt unermüdlich mit seinem Engel, aber ein Sieg ist seine „Kreuztragung“ leider wieder nicht. Wie schwer wird es doch den Modernen, religiöse oder auch nur biblische Stoffe zu bewältigen! Brandenburgs „Tod Jesu“ ist eine ganz üble Sache. Am ehesten kann noch Waldemar Rösslers „Hagars Abschied von Abraham“ als eine malerische Leistung gelten; in seinen Landschaften voll Wahrheit, Licht und Schönheit, entwickelt sich dieser junge Künstler immer erfreulicher. Philipp Frank habe ich etwas abzubitten, ich habe ihn immer nur für einen vorzüglichen, ehrlichen Könner gehalten, die frische, freudige Klarheit der Stimmung seiner „Badenden Jungen“ und seines „Bootshafens“ zeigen mehr. Von Hans von Volkmann, Moderssohn, Theodor Hagen sind ein paar feine, stimmungsvolle Landschaften zu finden, in denen nicht nur ein „interessanter Ausschnitt“, sondern in diesem Ausschnitt etwas von der Ganzheit unsres Naturempfindens überhaupt sich darstellt. Die bekannten bewährten Kräfte der Berliner Gruppe sind alle mit erfreulichen Sachen vertreten, wenn man auch nirgends etwas Überraschendes sieht. Auch ein neues Talent sticht nicht hervor.

Wenn ich über Hodler, der sich mit einer ganzen Anzahl Bilder zeigt, sprechen wollte, müßte ich wiederholen, was ich im vorigen Jahre gesagt. Man kann über die einzelnen Bilder nicht sprechen, ohne über seinen Stil zu sprechen. Für mich ist das meiste, was er bietet, wieder wundervoll. Manchmal steht wohl eine leise Fremdheit auf; aber das ist wohl nicht Hodler, sondern ich, was schuld ist, daß wir uns nicht gleich verstehen. Von den Franzosen muß Le Beau mit seinen stimmungsvoll blaugrün getönten Landschaftsbildern genannt werden und Bondy, der eine Dorfstraße in Blau gemalt hat. Man kann nicht anders sagen, es liegt etwas Schmeichelndes, Stimmungsvolles in diesem schönen reinen Ton, aber ist es nicht im Grunde nur von dekorativem Reiz? Man sucht „mehr den Effekt als die Wahrheit“. Ein tieferes Hineinleben in die Natur erlauben diese Bilder nicht. Soll ich noch von den jüngsten Parisern sprechen, den „Expressionisten“? Sie wollen nicht mehr „Naturnachahmung“, sie wollen die absolute Kunst, sie suchen die absolute Idee der Form, losgelöst von aller Relativität der Wirklichkeit. Wo ein Ton, eine Farbe nur Wahrheit hat als Kontrapunkt in der Polyphonie der Farbendichtung.

Digitized by Google

Nun, immerzu, aber man vergesse nicht: solche Kunst, solche ganz l'art pour l'art-Kunst führt höchstens zu neuen dekorativen Ergebnissen. Vielleicht nur zu einem neuen Hosenmuster. —

Die Plastik ist, wie immer in der Sezession, nicht zahlreich. Klimsch bringt zwei Porträtbüsten, die weibliche ist voll Ausdruck und innerer Bewegung. Eine feine ehrliche Hand zeigen wieder die Holzbüsten von Kruse in ihren Linien von lebendigem Reiz und künstlerischer Ruhe. Barlachs bekannte Holzfiguren in ihrer gedrungenen Primitivität und ein paar graziös bewegte Mädchengestalten von Georg Kolbe, eine Tanzende und eine Überraschte. Die archaisierende Richtung ist am besten vertreten durch Hallers stehende Frau; das Schematische, an dem die meisten dieser Figuren leiden, ist hier ziemlich überwunden, man fühlt bei aller architektonischen Strenge doch nicht bloß eine abstrakte Stilidee, sondern die Natur. Und schließlich hat Th. Th. Heine, der übrigens auch als Maler hervorragend vertreten ist (er zeigt neben ein paar leis ironisierenden Biedermeierstimmungen Bilder wie das den Kunstwartlesern bekannte Mädchenporträt mit dem Mops und eine Gänsehüterin von innerlich feinem Realismus), zu seinem gleichfalls im Kunstwart schon gezeigten famosen Bronzeteufel einen zinnernen ätherischen lilienhaften Engel als Pendant geschaffen, dessen himmelssüchtige Gefühle, im Gegensatz zu dem dämonisch plump nach unten sackenden Gefühlsschwerpunkt des Bösen, schwärmerisch sich heben zum gotischen Bogen einer seelenvollen Hühnerbrust. Wer's recht versteht, kann's nicht mißdeuten. Erich Vogeler

Fedor Flinzer,

der nun als Achtzigjähriger gestorben ist, hat die Reform des deutschen Zeichenunterrichts jahrzehntelang geführt. Es war ein andres Ideal, dem er dabei nachging, als das der Jüngsten, das künstlerische Element war auch darin, zugleich aber und viel stärker ein wissenschaftliches: ihm war Zeichenunterricht vor allem die Erziehung zu mit Bewußtsein vollzogenem scharfen Sehen und dadurch Erkennen der Erscheinungen. Flinzer hat in dieser Richtung als Theoretiker wie als Praktiker (er organisierte und leitete den Zeichenunterricht der sämtlichen städtischen Schulen Leipzigs) ganz Außerordentliches geleistet. Die neueste Bewegung aber stand unter dem Gedanken einerseits des Impressionismus im Aufnehmen und Wiedergeben, anderseits der freiesten Anregung der kindlichen Phantasie zur Selbstbetätigung, und ihr gab Flinzer nur widerwillig nach, wie sie ihm. Ich glaube, ein nächstes Geschlecht wird erkennen, daß Flinzers Ideale und die der Jüngsten gar nicht in Feindschaft standen, nicht einmal da, wo ihre Vertreter selber das glaubten, sie wiesen nur nach verschiedenen gleich wichtigen Richtungen. Schon jetzt macht sich das Bedürfnis nach strengerer Schulung des Beobachtens und des sicher wiedergebenden zeichnerischen Könnens, wie sie von Flinzer gefordert wurden, unverkennbar geltend.

Künstler war Fedor Flinzer am stärksten als Tierzeichner, wenn ihm auch bei seinen Schilderungen aus der Kinderwelt mitunter manch humorvoll-hübsches Blatt gelang. Er gehörte zu denen, die lange vor der Reformation des Jugendbuchs gute Kinderbücher herausgegeben haben, und zwar waren kaum bekannt gewordene darunter viel besser, als die ihrer Zeit berühmten.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

AUS DEM KUNSTWART

FEDOR FLINZER

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Mit seinen kostümierten Tieren habe ich persönlich mich nicht recht innerlich befreunden können, Zeichnungen dagegen, die das Tier als Tier nahmen, die es nicht äußerlich vermenschlichten, glückten ihm mitunter, wie sonst kaum einem. Wir drucken ein Pröbchen davon in den Text, hoffen aber, auch noch auf andre Weise den ehren zu können, der trotz allem, was dagegen zu sprechen scheint, in den Zeiten seiner vollen Kraft ein unermüdlicher Vorkämpfer der neuen Bewegung für die künstlerische Kultur unsres Vaterlandes war. A

Knicke

Wer in Schleswig-Holstein war, kennt seine Knicks, oder sagen wir mit guter deutscher Mehrheitsbildung: seine Knicke. Diese köstlichen Buschstreifen zwischen den Feldern, die Hügel auf, Hügel ab und in allen Windungen malerisch ihre Ränder begleiten, während die „Redder"-Wege zwischen ihnen dahinlaufen, er kennt diese Schattenspender und Windschützer für Menschen und Vieh, diese Schlupf- und Nistorte für die Vögel, diese Heimstätten der Blumen fürs Auge und der Beeren und Haselnüsse für große und kleine Menschenschnäbel, diese Lieblingsspielplätze für alles, was jung oder verliebt oder verträumt ist. Man könnte sie in nüchterner Landschaft mit einem freilich recht kühnen Bilde Schützenzüge der Poesie in der Prosa nennen, jedenfalls geben sie Schleswig-Holstein ein ganz eigenartiges Ansehn. Als ich einmal nach Stratford am Avon fuhr, jubelte ich ordentlich auf, wie ich hinaussah — Knicke, also Schleswig-Holstein! Sie sagen eben, hier ist noch nicht jeder Quadratmeter nichts als Erwerbsgegenstand, hier hat der Mensch noch was übrig für Behagen und Schönheit, hier ist man noch nicht arm.

Ach, den Knicken geht es mehr und mehr ans Leben. Daß der Bauer, wenn die Wälle ausgerodet sind, ein paar Handvoll Getreide mehr ernten kann, das überlegt er sich; aber was er mit den Knicken aufgeben würde, das sieht er nicht, weil man das Altgewohnte überall so wenig zu schätzen weiß, wie die Luft, die man atmet. Sie muß erst schlecht oder knapp werden, dann schätzt man sie wieder. Die „rationelle" Landwirtschaftslehre schätzt die Knicke nicht mehr besonders, und das „Rationelle" ist modern. Wenn wir erst unser Vaterland gründlich „rationalisiert" haben werden, dann wird ja immer noch Zeit sein, sich darüber zu wundern, warum man's nicht mehr so wie ehedem lieb hat.

Heimatpflege

Zunächst schwankt freilich der Bauer noch oft. Auch das Ausroden kostet Geld, dann soll ein neuer Zaun gesetzt werden, ein toter, der von Zeit zu Zeit erneuert werden muß. Der Windschutz wird nicht mehr so sicher sein. Das kleine Brennholz fällt weg. Vom Nutzen der insektenfressenden Vögel hat man immerhin auch gehört. Dunkle Gefühle, daß man doch eigentlich Hübsches aufgibt, sind gleichfalls dabei. Auf die schleswig-holsteinische Sonderart ist man wohl auch da und dort ein bißchen stolz.

Wo man schwankt, da sollten wir unsern Zuspruch mit zu den Gründen tun. Eine Agitation in der Provinzpresse sollte auch anfangen zu reden und hübsch bauerhaft gesprächig bleiben. Die großen Grundbesitzer, vor allem die „Herrschaften", denen ein paar Mark kein Opfer bedeuten, haben geradezu die Ehrenpflicht, die Erhaltung der Knicke, wohin nur ihr

Digitized by Google

Einfluß reicht, dringend zu verlangen. Vielleicht gelingt es dann doch noch, der holsteinischen Landschaft die grünen lebendigen Laubgewinde über ihrem Kleid zu bewahren!

Naturschönheit

Hochgebirgsrauschen

Aus dem unstimmigen Geräusch der planlos durcheinander klirrenden Zivilisationsveranstaltungen in Stadt und Land flüchten wir gern in die reinen Melodien und Harmonien der Musik. Auch draußen in Feld und Wald, am Meer und im Gebirge klingen Stimmen durcheinander, Stimmen der Natur und gänzlich ohne gewollten Plan — aber vielleicht weil jede von ihnen ganz unzivilisiert nur sagt und singt, was sie des Gottes voll aus ihrem Innersten muß, so ist da kein Geräusch, das zermürbt und in die Flucht schlägt, sondern ein Rauschen, das stark macht zu Pan, und willens, ihn seelisch zu erleben.

Ich mag den Weiler im Tirol nicht nennen, hoch über dem vor Jahren mir dies einmal besonders beglückend ins Bewußtsein kam; ist er doch überall, wo Natur eine dürstende Seele umfängt, aber auch nur dort, wo der Beglückte den Schwur tat, seine Schönheit der Fremdenindustrie und ihrer Massenkundschaft zu verheimlichen. Aber *wie* es mir zum Bewußtsein kam, scheint mir mitteilenswert.

Es war in einem rauhen Seitenhochtal eines breit und tief eingesenkten grünen Haupttals, an dem Kopf der Mittelmoräne längst zerflossener Gletscher, etwa auf seiner linken Backe, zur Rast nach fröhlicher Morgenkletterei. Rauschen rings — aus dem dann und wann Glockengetön, Bachgeplätscher, Windessausen vorklang. Aber die Fülle dieses Rauschens überwältigte, ermattete, und wie schon oft streckte ich die Glieder, um betäubt und gefangen zu dämmern — das rechte Ohr auf den Oberarm gepreßt, auf der linken Gesichtshälfte den Lodenhut.

Das war gegen die Sonne gedacht. Aber es wirkte auch gegen die Stimmen rings. Nicht, daß es sie völlig abschloß, aber es dämpfte sie alle und ließ nur eine einzige voll in die Seele, ein nahes Bächlein, das mit einem Male linksher hell, klar und heiter die vernehmlichste Melodie zum großen Rauschen sang.

Also abblenden kann man die verschiedenen Stimmen der Natur, Ausschnitte *hören*! Da hatt ich also, was wir Menschen brauchen, auch für das Rauschen, ein Mittel, zu sondern, einzuteilen, zu herrschen, und war denn auch voll Eifers sogleich dabei, mit Hut und Hand und Tourenbuch und den nun auch geschärfteren Sinnen verschiedenstes Getön voneinander abzusondern: den ferneren stärkeren Bach zur Rechten, den dumpfen Fluß im Haupttal, Kuhglocken und Ziegenglöckchen, auch wenn sie ganz verklungen schienen, das dumpfere Sausen des Windes rechts, ein helleres links, und wenn er stiller ward, linksher das Knacken und Rieseln des Steinschlags am jähen Fels, dann und wann Murmeltierpfiffe. Und andres erklang und alles klang anders, als ich meinem Moränenkopf auf die Nase und die andere Backe stieg und dann hinauf auf die mächtige Stirn.

Seitdem ermüdet und überwältigt mich das Rauschen nicht mehr. Nicht, daß die Kenntnis seiner Technik es mir in einzelne Instrumente auseinanderspliisse und die Fülle seines Zaubers zu akustischen Erdproblemen entsinnlichte — Kenntnis der Bestandteile raubt ja nicht not-

Digitized by Google

wendig die Kraft und die Luſt zur Hingebung ans Ganze. Aber meine Hingebung iſt ſeitdem kultiviert, voll Staunen und Gebet noch immer, aber zugleich bewußt und frei, daher nicht mehr blind und ſtumm und ängſtlich, ſondern ſehend, redend und ſtolz. Was übrigens gar nichts

F. Traulſen, Altes Haus in Kl. Flottbek.
Dieſe und die folgenden Zeichnungen aus dem „Schleswig-Holſteiniſchen Kunſtkalender 1911“

Beſonderes ſein ſollte. Denn mag dies Beieinander von Naivität und Bewußtheit bei Snobs und Philiſtern auch unbekannt ſein, ſo iſt es doch das einzige, was ſich für uns — Menſchen ſchickt.

Karl Polenske

Gegen die Blumentage

mehren ſich die Stimmen. Das wichtigſte iſt eine öffentliche Erklärung, zu der ſich gerade die Männer und Frauen zuſammengetan haben, die tatſächlich in ſozialer Arbeit ſtehn, Sozialdemokraten wie Arons, Bernſtein, Südekum ſo gut wie der Paſtor W. Pfeiffer und der Senatspräſident von Strauß und Torney, die Führerinnen der modernen Frauenbewegung ſo gut wie die Gräfin v. d. Schulenburg ſamt ihren Geſinnungsgenoſſen von der Innern Miſſion, Gelehrte wie Herkner und Simmel ſo gut wie reine Praktiker. In dieſer Erklärung heißt es u. a.:

„Solche Veranſtaltungen bringen, wie groß auch ihre finanziellen Er-

Digitized by Google

folge sein mögen, doch mehr schädliche als heilsame Wirkungen hervor, denn sie schwächen den Sinn für absichtsvolle und wohlüberlegte Wohlfahrtsarbeit und erschweren die Erziehung der besitzenden und hilfsfähigen Volksklassen zu tieferem Verständnis und ernsterer Auffassung unsrer sozialen Verhältnisse.

Die Wohlfahrtsorganisationen, denen vor allen anderen die Pflicht obliegt, das Gewissen aller Stände gegenüber dem von ihnen erkannten

Joh. Holtz, Stadtbild aus Husum

Elend zu wecken und zu schärfen, stellen diese Pflicht zurück, indem sie äußere Anreizungen benutzen, um eine Gebelaune anzuregen, die nichts weiß von der Arbeit am Elend selbst; sie helfen dazu, das soziale Verantwortlichkeitsgefühl zu verflachen, anstatt es zu vertiefen.

Für die jungen Helferinnen bedeutet der Blumentag, der ohne Festlichkeiten irgendwelcher Art keinen materiellen Erfolg haben kann, eine Verwirrung der sittlichen und sozialen Auffassung. Soziale Verpflichtung soll ihnen zu einem ernsten Begriff werden, der die innere Hingabe der Persönlichkeit erfordert, nicht zu einem Fest, bei dem äußere Anreize und Vergnügungen nicht entbehrt werden können."

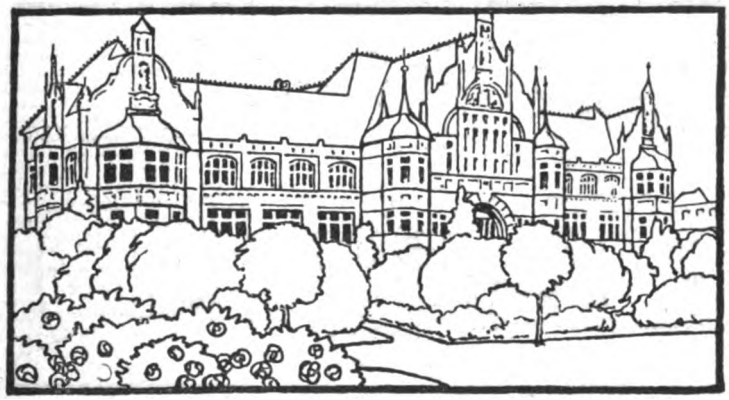
In einem Aufsatze der „Frau" sagt Helene Lange, die berühmten „Wohltätigkeitsbasare" seien wenigstens nicht öffentlich gewesen, aber „der Blumentag predigt es von jeder Straßenecke: die Wohlhabenden und Besitzenden bringen aus sich kein ausreichendes soziales Pflichtgefühl auf, um eine Volksgefahr wie die Säuglingssterblichkeit abzuwehren. Man muß ihnen das Geld dafür abliften. Man muß sie durch sinnreiche Methoden so einengen, daß sie dem Geben nicht entgehen können. Man muß sie durch immer neue Reizmittel in gute Laune versetzen, damit sie die paar Groschen hergeben, — nicht für die Sache, an die sie dabei gar nicht denken —, sondern der Sammlerin zu Gefallen, oder aus einer quasi festlichen Stimmung, eben aus den hundert allzu menschlichen Motiven, auf die der Blumentag spekuliert. Dadurch wird manches aufgewogen, was der Blumentag vielleicht vor den Basaren und Festen voraus hat. Und selbst, wenn noch etwas zu seinen Gunsten übrig bliebe: er müßte

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

doch abgelehnt werden. Einfach deshalb, weil man von der schiefen Ebene, auf die durch alle diese Methoden die soziale Hilfstätigkeit gelangt ist, herunterkommen muß. Es ist nicht wünschenswert, daß durch neue Erfindungen das »Bettle patent!«-System vervollkommnet wird. Wenn die freiwillige Hilfsbereitschaft der Besitzenden nicht ausreicht für all die Leistungen, die heute noch von der privaten Fürsorge getragen werden, dann ist es in jedem Sinn besser, dieses Manko tritt klar zutage, statt daß es durch mühevolle und überdies peinliche und unwürdige Mittel immer wieder verdeckt wird.“ Dann könne man sich je eher je besser auf andre Wege besinnen. „Aber vielleicht würde auch das soziale Verantwortungsgefühl selbst durch einen endgültigen Bruch mit dem System nur gestärkt und belebt werden. Es würde den Menschen dann die Möglichkeit einfach genommen, auf billige und angenehme Art zu sozialer »Pflichterfüllung« zu gelangen. Es würde ihnen viel nachdrücklicher nahegebracht, daß das Gemeinschaftsleben Opfer schlechthin verlangt.“

Unerfreuliche Einzelheiten von den Blumentagen sind uns auf unsern ersten Aufsatz hin in Menge mitgeteilt worden. Auf die Verhältnisse in der Heimindustrie, die die Blumen liefert, deuteten wir schon, was jetzt darüber an Tatsachen mitgeteilt wird, ist schlechterdings zum Grauen. Das Widerlichste aber ist, daß sich an verschiedenen Orten die Geschäftemacherei die Stimmung zunutze gemacht hat, um durch „Spekulation in Blumen“ auf Kosten der Heimarbeiterinnen, der Sammlerinnen und der zu Beschenkenden zugleich die eignen Taschen zu füllen.



Joh. Holtz, Stadtbild aus Altona

Zum Buchdruckerstreik in Berlin

Zu den Tagesereignissen

In Scherls Druckerei in Berlin entstand ein Streik zwischen den angestellten Rotationmaschinenmeistern und der Leitung der Firma. In solchen Fällen wird das Tarifamt angerufen. Hier wurde nach langen Verhandlungen gegen die Wünsche der Angestellten entschieden. Diese aber verlangten weiter kategorisch andres, als ihnen zugebilligt war. Sie streikten, als es verweigert wurde. Das war Disziplinbruch, denn die

Digitized by Google

Entscheidungen des Amtes, das den Stolz und die vorbildliche Eigenart des Buchdruckgewerbes bildet, sind endgültig, sakrosankt. Werden sie nicht eingehalten, so ist Treu und Glauben dahin, die großartige und mühsame Kontraktarbeit des Tarifvertrages entwertet. Scherl, von der Mehrzahl sogar seiner Arbeiter moralisch gehalten und unterstützt, ging zu Ullstein und Mosse, um dort seinen Lokalanzeiger gedruckt zu bekommen. Aber eine Anzahl von deren Angestellten erklären sich mit den Scherlschen Streikern solidarisch, infolgedessen erschienen „Tag", „Tageblatt" und andre Blätter verkürzt und dünn. Das „Tageblatt" erklärt sofort: von der Unannehmlichkeit abgesehen, welch politisches Unglück! Seit Jahr und Tag kämpfen wir um Einführung der Tarifverträge in allen Gewerben von Reichs wegen. Kämpfen und berufen uns zwar erstens auf Humanität, Vernunft, Logik und Billigkeit, zweitens aber auf das Muster und die Musterwirkung des Buchdruckertarifs. Der ist nun bloßgestellt. Paßt auf, die Gegner werden das ausnutzen, schlimmer als der Sach- wird der ideale Schaden sein. Diese Voraussage traf zu: Gegnerische Zeitungen griffen triumphierend den Vorgang auf und nutzten ihn nach jeder Richtung eifrig unter allen Gesichtpunkten aus. Eine ging so weit, dem Sinne nach, bei den unteren Volksschichten allgemein den Sinn für Treu und Glauben in Frage zu stellen, obwohl die meisten der Scherlschen Arbeiter ihren Kollegen unrecht gegeben hatten.

Dies ist Politik. Wer vom öffentlichen Leben etwas weiß, kennt dergleichen. Solches Verfahren ist so ungefähr allgemein akkreditiert. Die

Joh. Holtz, Stadtbild aus Eckernförde

einen wußten voraus, daß aus diesem Rummel geeigneter Sand herauswehen würde und die andern streuten ihn freudig dem Volk in die Augen. Die Psychologie ist nicht so allgemein akkreditiert wie obiges Verfahren. Aber so viel Kenntnis der menschlichen Seele, menschlicher Schwäche, und so viel Wissen um die Vielspältigkeit menschlicher Verhältnisse haben doch wohl noch eine Reihe Gebildeter, daß sie sich sagen: wohl, hier ward Disziplin gebrochen, unter besondren, annoch nicht völlig bekannten Umständen (denn die Verteidigung der Brecher ist noch nicht öffentlich bekannt), was beweist das?

Digitized by Google

Gegen den Tarif nichts.* Denn daß auch gute Verträge gelegentlich von solchen gebrochen werden, die entweder im verbohrten Gefühl des Rechts oder dem mangelnden der Verantwortlichkeit sie mißachten, hebt doch wohl zwanzigtausend Fälle nicht auf, wo sie wirkten. Sind, weil zehn Leute Unrecht tun, tausende ehrlos? Bei Licht besehen ist das jetzt die letzte Konsequenz der Behauptungen der Tarifgegner. Moral: in politicis darf ungestraft all und jede menschliche Billigkeit zu höherm Parteizweck verachtet werden.

Zum Schutze des so ungerechtfertigt angegriffenen Vertrags noch dies. Kein Vertrag bindet wie Eisen und Stein. Jeder nur so lange, wie der Gebundne, physisch oder psychisch, ihn erträgt. Dennoch werden Staatenverträge mit Friedenszwecken geschlossen, ohne daß man sagt: es gibt schließlich doch Krieg, also lasse man es bleiben. Gesetze und Verfassungen werden trotz möglicher Revolutionen gegeben. Der Wert solcher sozialer Erscheinungen beruht nicht in ihrer absoluten Gültigkeit, sondern in ihrem moralischen Ansehen, das durch einen „Fall" nur zu unendlich kleinem Bruchteil erschüttert wird. Konservativ sein heißt nicht: die Hände in den Schoß legen, sondern: Gutes erhalten und fördern. Auch Konservative hätten psychologisch betrachtet im Fall Scherl sagen können, sagen müssen: nichts Wichtiges, ein dummer Einzelfall. Denn das moralische Ansehen von Verträgen überhaupt zu stützen gehört zu ihren Aufgaben vor allem. Hans Herter

* Diesen Gedanken hat übrigens inzwischen der Verein deutscher Zeitungverleger nachdrücklich anerkannt.

Joh. Holz, Stadtbild aus Tondern

Frauenversammlungen

Mann und Weib

Was über dieses Thema im ersten Januarheft gesagt worden ist, hat in mir lebhaften Widerhall geweckt. Es sollte nicht nur mit Rücksicht auf die sich fernhaltenden Männer, sondern noch mehr vielleicht der Frauen selbst wegen beachtet werden.

Eine Frauenversammlung von Schlagwortbegeisterung, von vorschnellem Abstimmen fernzuhalten, ist bei der Technik unsrer Versammlungen gar kein leichtes Ding. Denn nach außen hin, so meinen viele, können nur fertige Resolutionen, Sympathie- und Protestkundgebungen wirken. Darum füh-

Digitized by Google

len gar manche Frauen eine besondere Genugtuung, wenn eine Art Fabrikation von Beschlüssen in einer Versammlung gelingt. Aber dabei ist an ein Durcharbeiten des Stoffes selbstverständlich nicht zu denken. Kaum die Zeit zu ruhiger Besinnung wird manchmal gelassen.

Auf einer sehr einflußreichen Frauenversammlung ward plötzlich der Dringlichkeitsantrag einer Sympathieerklärung für die verfolgten Russinnen eingebracht. Man könnte dazu einfach sagen: was gehen uns deutschen Frauen die verworrenen, schwer zu übersehenden Verhältnisse in Rußland an, wie sollen wir über sie so schnell sachkundig urteilen können? Zum mindesten müßte Zeit zu einer ruhigen Besprechung gegeben werden. Aber nein: wir sollten sofort den Freiheitskämpferinnen unsre Sympathie aussprechen; wir sollten die unerhörten Maßnahmen der russischen Regierung tadeln und für Unrecht erklären. — Wir wissen freilich nichts Genaues über die dortigen Verhältnisse, aber das schadet nichts: wir verurteilen trotzdem und verdammen! Alle Bremsversuche von überlegenden Frauen (sie gaben ihre Namen hinterher zu Protest) waren umsonst. In Hurrastimmung wurde die Russenresolution angenommen.

Ein andermal protestierte man wieder gegen eine vorschnelle Abstimmung, nicht aus Gegnerschaft gegen die Sache, sondern weil die Versammlung noch ganz unorientiert war und uns ein oberflächliches Urteilen für die Sache selbst wertlos, für die Urteilenden schädlich schien. Da wurden wir als Gegner der Sache selbst angegriffen. Nur deshalb, weil wir von einer urteilsunfähigen Menge an eine urteilsfähiger gewordene zu appellieren empfahlen. Mir will aber scheinen: das ist eine schlechte Sache, die keine Prüfung verträgt. Und das ist eine wertlose Abstimmung, die sich nicht auf die klare, feste Überzeugung der Abstimmenden gründet.

Und dann gibt es so viele Fragen, die — jener Aufsatz weist auch darauf hin — Probleme bleiben, die sich nie durch Majoritätsbeschluß lösen lassen. Sollten wir Frauen nicht reif genug werden, an ihrer Durchdringung, ihrer Durchleuchtung zu arbeiten, ohne uns — wie eine kindliche Anmaßung erscheint es mir immer — durch Beschlüsse als fix und fertig in unserm Urteil hinzustellen? Muß alles zu Programmpunkten verarbeitet, in Schlagworte gebracht werden? Glauben wir wirklich nach einer Versammlungsstunde das beurteilen zu können, was vielleicht eingehendes Studium, jahrelange Arbeit noch nicht zu klären vermag? Wir verlassen uns dann auf die Vorarbeit der Referentinnen. Aber spielt da nicht auch gelegentlich geschickte Gruppierung des Materials, Redegewandtheit, packende Wortgestaltung eine große Rolle? Nachprüfen können wir das uns Vorgetragene in den seltensten Fällen. Und doch bilden wir darnach unser Urteil, fassen unsre Beschlüsse.

Dilettantismus ist das. Und er beginnt bereits, auch agitatorisch ein Fehler zu werden. Denn man weiß es nachgerade, wie ein Regierungsmann sagte, daß „die Organisationen der Frauenbewegung brillant funktionieren". Eine Parole von einer Stelle ausgegeben, und die Resolutionen fliegen nur so von allen Seiten. Wert aber werden sie und werden unsre Versammlungen nur dann haben

Digitized by Google

(auch für uns selbst!), wenn wir ruhige, tiefgründige Arbeit zu leisten versuchen, Gegner ruhig anhören, allem Berechtigten in ihrer Kritik sorgfältig nachgehen. Nicht auf die Masse der Beschlüsse sondern auf die Fülle von Einsicht, die aus ihnen spricht, auf die Gründlichkeit der ihnen vorausgegangenen, prüfenden, wägenden Arbeit komme es an. Nur dann, wenn wir in dieser Weise arbeiten, wird die Frauenbewegung ein Kulturfaktor bleiben, werden auch Männer Gewinn ziehen aus unseren Versammlungen.

Elsbeth Krukenberg

Das Elend der Hamburger Jugendschriftenkritik

Es gibt in Berlin einen Verlag, der sich „Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege“ nennt. Das gefällt uns nicht, weil der Titel das Mißverständnis erweckt, hier seien Lehrer allein ideal beteiligt, um der Kunstpflege zu dienen. Der Titel kann also sowohl Schriftsteller und Künstler, die für den Verlag als Autoren in Frage kommen, irreführen, wie anderseits das Publikum, und die Frage steigt auf, ob solch eine Irreführung nicht gar in der Absicht liege.

An und für sich ist's ja gewiß keine Schande, ein Geschäftsunternehmen solcher Art zu leiten — wenn man das gut tut. Nach Ansicht der hamburgischen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften tat das die sogenannte „Freie Lehrervereinigung“ nicht immer gut, und die Hamburger gaben dieser ihrer Ansicht in der „Jugendschriftenwarte“ Ausdruck. Jedenfalls empfahlen sie die Bücher mehr, die sie selber herausgeben. Dürften sie das nicht? Von den Berlinern erschien eine Streitschrift „Das Elend der Hamburger Jugendschriftenkritik“, die sie unvornehmer Parteilichkeit zeiht. Mit Recht? Nach meiner Einsicht hält von den Berliner Vorwürfen gegen die Hamburger Lehrer kein einziger Stich. Die ganze Schrift wirkt auf mich, wie der Titel „Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege“ auf mich wirkt: irreführend.

Irreführend ist zunächst der Vorwurf, der zwischen den Zeilen steht: daß die Hamburger empföhlen, um selbst bessere Geschäfte zu machen. Unternehmungen, die einer für wünschenswert hält, fehlen, er gibt sie also selber heraus — nun aber soll's erstaunlich sein, wenn er nach Kräften verbreitet, was er doch herausgegeben hat, damit es verbreitet werde! Führt denn nicht der Entschluß: „das soll verbreitet werden“ zum Herausgeben und zum Propagieren in gleicher logischer Folge? Also fragt es sich einfach, was ihn zum Herausgeben bestimmte? Daß sich's bei den Hamburgern um ein sachliches Interesse handelt, beweist sehr einfach die Tatsache, daß sie geschäftlich am Erfolge gar nicht beteiligt sind.

Gegen den Einfluß der Prüfungsausschüsse der Lehrer überhaupt tritt jetzt wieder häufiger eine Gegnerschaft auf. Aus zwei Ursprungsquellen: abweichenden Meinungen und Geschäftsinteressen. Was die abweichenden Meinungen anbelangt, so habe ich selbst in mehreren Fällen anders als die Prüfungsausschüsse geurteilt, kann also sehr wohl begreifen, daß andre in Gegnerschaft zu ihnen stehen. Aber man sollte niemals schreiben oder reden, als ob auch „die Hamburger“ just ein paar Lehrer wären, die als Jugendschriftenkritiker dilettierten. Man hat's

Digitized by Google

hier mit einem Kreise von Männern zu tun, die durch jahrzehntelange Arbeit zum mindesten eine größere Materialkenntnis, eine größere Übung im Vergleichen und eine größere praktische Erfahrung hinsichtlich der Wirkung der Jugendschriften auf die Jugend erworben haben, als wohl irgendwer sonst. Wir haben allen Grund, ihrer unermüdlichen Arbeit mit großer Dankbarkeit bewußt zu bleiben und dieser Arbeit auch weiter guten Fortgang zu wünschen. Hält man die Urteile der Herren aus andrer Überzeugung heraus für schädlich, gut, so bekämpfe man, hält man sie für einseitig, gut, so ergänze man sie. Mit Angriffen, wie denen der Berliner sog. „Freien Lehrervereinigung" wird man ihr Ansehen nur stärken. Eine Gegnerschaft gegen die Hamburger wird überhaupt niemals dauernden Erfolg haben, wenn sie von geschäftlich interessierten Kreisen ausgeht, ob diese offen vortreten oder sich verstecken. Es hat sich hier wie bei den Weihnachtskatalogen nach und nach gottlob doch manches im Verhalten des Publikums geändert. Man ist skeptischer gegen alle Empfehlung und Warnung geworden, die von Interessenten ausgeht. Die Listen der verschiedenen Lehrer-Prüfungsausschüsse haben wie der Literarische Jahresbericht des Dürerbundes ihren breiten Erfolg vor allem einfach dem zu verdanken, daß sich das Publikum sagt: die ratgebenden Leute da haben von ihrem Zu- oder Abraten keinen Vorteil. A

Das „englische" Gymnasium

Aus Oberlehrerkreisen schreibt man uns:

Die Nachricht, daß eine neue Schulkonferenz nach dem Muster der vor elf Jahren abgehaltenen bevorstehe, ist in den Zeitungen aufgetaucht und hat bereits eine lebhafte Aussprache hervorgerufen. Vor allem soll die Absicht, die im Jahre 1900 zurückgewiesen worden ist, neu aufgenommen werden: das Englische soll als wahlfreies Pflichtfach neben dem Griechischen ins humanistische Gymnasium eingeführt werden. Adolf Matthias begrüßte diese pädagogischen Zukunftsaussichten im „Berliner Tageblatt" mit Sympathie und legte dar, daß diese neue Umgestaltung des höheren Schulwesens nur die notwendige Fortsetzung der vor elf Jahren begonnenen bedeuten würde. Damals erklärte man die Gleichberechtigung aller höheren Schulen für das Universitätsstudium. Die Wahlfreiheit humanistischer und realistischer Bildung, die damit formell gegeben war, steht aber bis heute noch für weite Kreise nur auf dem Papier. Die 593 preußischen Anstalten verteilen sich auf 352 Städte; von diesen haben 187 nur gymnasiale Bildungsmöglichkeiten. Alle Eltern, die an solchen Orten wohnen, müssen ihre Söhne, wenn sie sie überhaupt bis zum Abiturientenexamen bringen wollen und nicht in andre Städte schicken können, durchs Gymnasium gehn lassen, auch die für irgendein technisches Studium bestimmten. So werden viele wider Willen und Veranlagung zum humanistischen Studium gezwungen — gewiß nicht zu ihrem und nicht zum allgemeinen Vorteil, auch nicht einmal zum Nutzen der humanistischen Studien, derentwegen sich ja wohl ein heftiger Widerstand gegen die neuen Schulpläne erheben wird. Matthias betont übrigens, daß die englischen Abteilungen den griechischen an „humanistischem" Wert nicht viel

Digitized by Google

nachstehn würden. Auch seien die technischen Schwierigkeiten, die der Reform entgegenstünden, recht gering, da ja vielfach (an 80 Gymnasien in Preußen) bereits im englischen Ersatzunterricht für Untertertia bis Untersekunda Ansätze vorhanden seien, die nur fortgeführt werden müßten, um die neue Schulform zu ergeben. Erst mit ihrer Verwirklichung, mit der Möglichkeit, an allen Gymnasien in den oberen Klassen statt des Griechischen das Englische zu wählen, wird die Reform von 1900, die in Halbheiten steckengeblieben ist, tatsächlich praktisch durchgeführt.

Die rein praktischen und die allgemein geistigen Bildungsbedürfnisse unsrer Zeit verlangen in der Tat eine freiere Gestaltung des bisher so starren gymnasialen Systems. Soll das humanistische Gymnasium nicht eine völlig hohle Form werden, die nur noch durch Berechtigungen von außen her gestützt wird, so muß es reichere und mannigfaltigere Bildungsmöglichkeiten gewähren. Und es genügt keineswegs, wenn, wie die Organe von Philologenvereinigungen vorschlagen, der äußere Verwaltungsapparat vereinfacht und verbessert wird: man muß sich auf den ursprünglichen Geist des gymnasialen Lehrbetriebs selbst klarer besinnen und nach neuen Formen seines Ausdrucks suchen. Die geistige Zucht, das Wertvollste, was das Gymnasium zu bieten hatte (und noch hat), soll so übermittelt und geübt werden, daß sie sich im Leben, dem neuen in vielem so formlosen Zeitgehalt gegenüber zu erproben vermag. Dies war die Gesinnung, aus der einst das Gymnasium als Bildungsanstalt für die amtlich und beruflich Führenden erstanden ist und aus der es seine beste Wirksamkeit empfangen hat: mit Hilfe strenger und klarer geistiger Formen, die oft nur scheinbar, jedenfalls nur zum Teil der Vergangenheit entnommen waren, wollte man die Fähigkeit gewinnen und schaffen, feste Formen nicht nur des Denkens, auch des sittlichen Wollens und einheitlichen Empfindens gegenüber einer chaotischen Gegenwart zu bewahren. Die Reformationszeit hat die humanistische Schule geboren, das Ende des achtzehnten und der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sie am lebendigsten genutzt und durchgebildet. Soll sie ihren Aufgaben im Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts gewachsen sein, so ist es die höchste Zeit, daß Brücken von ihr zu Leben und Gegenwart geschlagen werden. Man halte sich nicht an die ganz äußeren Formen des Humanistischen, sondern an die ursprüngliche und innere Gesinnung, die sein Wesen ausmacht. M.

So richtig das ist, was unser Herr Mitarbeiter sagt, wir möchten doch davor warnen, das Griechische leichten Herzens über Bord zu werfen, wozu die neue Anderung viele Eltern und Schüler leicht führen könnte. Wem das Griechische Leben geworden, dem bedeutet es eine Mitgift von so unschätzbarem, weil so besonderem Werte, daß sich die Kenntnis keiner anderen Sprache damit vergleichen läßt. Das weiß aber der Junge sicher und sein Vater sehr wahrscheinlicherweise noch nicht, wenn es zu wählen gilt. Freilich: wann gelingt es der Schule, selbst den Abiturienten dahin zu bringen, daß er im Griechischen statt einer Ansammlung überflüssigsten aber schwersten Kenntnisballastes den herrlich atmenden Organismus fühlt? Den einem Gymnasiasten zum Gefährten zu geben und das Englische — das wäre ein Ideal. Freilich eins, das

Digitized by Google

sich wie die Sterne nur in sehr zitternden Abbildern in die „trüben Fluten des Irdischen“ herabgewinnen ließe! A

Lebende Worte

„Rechts und links der Eisenbahn!“

Da hatten wir Deutschen nun wirklich einmal was ganz Vorzügliches — und nun benutzen wir's nicht! Wir haben von der Folge roter 50-Pfennighefte, die diesen Namen trägt, schon früher (Kw. XXII, 19) mit wärmster Empfehlung gesprochen. Sie wollen den Leser auf der Fahrt begleiten, sagen wir von Berlin an die Ost- oder Nordseebäder oder von München nach Luzern oder sonstwohin, und ihm dabei je eine Karte des Reichs und eine ganz ausführliche der befahrenen Strecke mitgeben, vor allem aber: Aufklärung über die Gegend rechts und links, geographische, ethnographische, geschichtliche, kulturelle — kurz: eine, die eines gebildeten Menschen würdig ist. Dabei niemals eine, die sich ins Spezialistische verlöre, immer eine unterm Zusammenhang mit dem Großen. Diese ganz vorzüglichen Bändchen „gehen“ nun nicht. Vielleicht, weil der Zwischenhandel dabei nicht auf seine Geschäfte kommt? Was wir wissen, ist nur: sie *sollten* gehn. Wo man sie nicht am Orte bekommen kann, verlange man sie doch vom Verlage Justus Perthes in Gotha! Es wäre nicht nur ein Schaden, es wäre eine Schande, wenn solch ein Unternehmen wegen Mangels an Unterstützung im Volk der Denker und Dichter liegen bliebe! A

Zu den Kunstausstellungen

Wo bleiben alle die Bilder? Das ist eine Frage, die einem auf jeder Kunstausstellung wohl einige Male ans Ohr klingt und auf die man nur deshalb nicht mehr achtet, weil man dieselbe sich selber bereits dann und wann gestellt hat. Man sieht sich nicht einmal die Leute, die das Wort aussprechen, darauf genauer an. Die Frage liegt zu sehr auf der Hand: Wo bleiben alle die Bilder?

Mich persönlich ergreift sehr bald in einer solchen großen Ausstellung ein melancholisches Unbehagen, das nicht die gewöhnliche, aus dem „Bilderbesehen“ hervorgehende körperliche Ermüdung ist. Und es ergreift mich um so mehr, als ich gottlob mich zu denen zählen darf, die wie der alte Albrecht von Nürnberg am liebsten ihre Kritik in die Worte fassen: „Nun, die Meister haben ihr Bestes getan!“ — Wahrlich, es sind nicht immer die, welche vom Publikum Meister genannt werden und sich selber so nennen, die ihr Bestes tun! Es gehört zu manch einer mutigen, heißen, fieberhaft ihr Bestes geben wollenden Seele eine ungeschickte zaghafte Hand.

Raabe (Pfisters Mühle)

Unsre Bilder und Noten

Das schöne und auch in der Reproduktion ziemlich geglückte Bild von *Käthe Olshausen-Schönberger* führt uns irgendwohin ins tropische oder subtropische Amerika. „Bitte um Nachtlager“, alles Stoffliche sagt sich damit schnell. Das Bild bedeutet schon in Motiv und Ausschnitt einen erstaunlich glücklichen Griff, man wird sehr selten eins finden, das bei solcher Einfachheit und solcher Abwesenheit aller

Digitized by Google

Theaterei den Beschauer so schnell innerlich beteiligt. Drei ruhige Querstreifen. Vor dem dunkelsten des tiefblauen Nachthimmels löst sich ein vierter, das Baumlaub, in bewegte Formen auf. Vor dem hellsten, der Mauer, zeichnen sich klar die verhältnismäßig zierlichen und reichen Formen der Pferde. Dazu die Farbe. Auch die Lokalfarben noch gut erkennbar, wie sie's im südlichen Mondlicht sind, aber doch alle in den ganz einfachen Zweiklang schwarzblau-oliv eingestimmt, durch den die dritte Farbe, rot, nur eben an einigen Stellen leuchtet. Man beachte, wie vom tiefstehenden Mond her scharf in der Zeichnung und wahr im Tone die Schatten stehn. Ein Schweigen im Bild, daß man das Pochen durch die Stille zu hören glaubt.

Der Alpensee von Karl Haider, den wir nach unsrer Haider-Mappe nachbilden, gibt Deutsches nach Stoff und Form. Die einzige Verwandtschaft mit dem vorigen Bild ist die Komposition in übereinandergelegten Streifen, aber sie ist beachtlich, weil sie auch hier der Ruhe des Eindrucks dient. Beachtlich gerade wegen der Verschiedenheiten im Verglichenen. Denn Haiders Horizontalstreifen heben sich beim wirklichen und senken sich beim gespiegelten Naturbilde im See nach den Rändern zu, in der Mitte des Bildes heben sie sich gleichfalls: es sind Wogen, nicht Bänder. Innerhalb der Wellenstreifen aber ist das Leben, anders als dort, gleichmäßig verteilt. Die Stimmung forderte eben keine Stille mit ungewissem Nachher, kein „Anklopfen", keine Frage „was wird?", sondern vollkommen gelöste Harmonie. Ein in sich selber Beruhen, bei dem die Seele höchstens träumt, wie der Wald im Spiegelbilde zu träumen scheint. Wer den Unterschieden der Massenverteilung und Massenbehandlung im einzelnen nachgeht, wird beim Vergleich dieser beiden in jeder andern Beziehung so grundverschiedenen, ja einander entgegengesetzten Werke noch manches finden, was zum Nachdenken über die Ausdrucksmittel des Künstlerischen anregt.

Ziehen wir ein drittes Werk zum Vergleich heran, eins vom alten Albrecht Altdorfer. Ein Bild, das gleichfalls in Streifen komponiert ist, aber gerade im Gegensatz auch zu Haider in senkrechten. Geben die Bäume und Bergrinnsel bei Haider das Untermotiv, das die horizontalen Streifen gleichsam durch Querschraffierung belebt, so übernimmt hier das Blätterwerk, der „Baumschlag" das Querstreifen, und natürlich in der entgegengesetzten Richtung. Aber die Längs- wie die Querteilung ist nicht so künstlerisch gefühlt, es wuselt auch stellenweise durcheinander, und so ist keine rechte Ruhe im Bild mit Ausnahme der Stelle, die den Fernblick zeigt, wie er Altdorfern ja fast immer gelingt. Den „heiligen Georg", dem das Bild doch gewidmet ist, müssen wir uns beinahe erst suchen, so sehr ist er Nebensache, und wenn wir ihn dann näher besehn, ist's ein merkwürdiger Herr: von seinem Rosse aus, das hinten steht und vorn galoppiert, stochert er den braven Drachen gemächlicher ab, als wenn er Polo spielte. Und doch webt zwischen Haider und Altdorfer ein Band: die gemeinsame Wald- und Bergfreude, das deutsche Verhältnis zur Natur. Wegen Altdorfers erinnern wir übrigens an unser früheres Heft XXIII, 20, das auch weitere Blätter des Meisters brachte.

Fast wie ein Werk der freien Malerei wirkt in der Reproduktion Maria Resselsphotographie der mittelalterlichen Burg am Mittelländischen Meere, so künstlerisch ist Beleuchtung, Größe, Raumausschnitt

Digitized by Google

gewählt und sind die technischen Mittel behandelt. Die Küsten Italiens und Dalmatiens haben eine ganze Anzahl solcher Castelli, ich erinnere nur an das der „Böcklinküste“ bei Lerici, und die Werke Böcklins wie ihm verwandter Künstler sind ja sehr oft von ihnen inspiriert worden. Vor einer schlichten Naturwiedergabe wie dieser hier wird die gewaltige Stimmungskraft des Naturbildes ohne weiteres klar.

Die sechs Bildchen von Fedor Flinzer auf dem Blatt im Text sollen daran erinnern, welch liebenswürdigen Tierzeichner wir mit ihm verloren haben.

Dann haben wir noch eine Anzahl von Bildern in den Text gestreut. Sie sollen auf den „Schleswig-Holsteinischen Kunstkalender 1911“ hinweisen, den Dr. Ernst Sauermann, der Direktor des Flensburger Kunstgewerbemuseums, bei Christian Adolff in Altona-Ottensen herausgibt. Und sollen zeigen, wie feine zeichnerische Gaben in diesem Kalender zu finden sind. Wir haben schon wiederholt davon gesprochen, für wie wichtig wir diese Heimatkalender und Heimatzeitschriften halten, als unschätzbare Hilfsmittel, um den Zusammenhang mit der Heimat zu erweitern sowohl wie zu vertiefen. Der Schleswig-Holsteinische Kunstkalender, der natürlich mit dem 1. Januar 1912 nicht etwa veraltet ist, gehört unter diesen Unternehmungen zu den besten. Sie alle haben's aber schwer, weil sie ihren Leserkreis sich vorläufig erst sammeln müssen; es ist Ehrensache der Gebildeten in ihrem Gau, sie zu unterstützen. A

Unsre Notenbeilage will jedem, Klavierspielern, Geigern und Sängern etwas bringen. Also ein Klavierstück des alten deutschen Meisters Johann Kaspar Ferdinand Fischer († 1737), einen gesangvollen Satz des Violinisten Evariste Felix Dall'Abaco (1675—1742), der zu München als Konzertmeister wirkte und dessen durch Sandbergers Gelehrtenfleiß wieder entdeckte Werke den Ruhm seines Landsmannes und Zeitgenossen, des großen Corelli, bereits erblassen machen. Endlich zwei schöne Volkslieder nordeuropäischer Herkunft: der Titel des englischen von den „Glockenblumen Schottlands“ wird erst aus den weiteren Strophen verständlich, die ich hier anführe:

[: Wohin, sag wohin, mag dein Hochlandsknabe ziehn? :]
Er zog ins schöne Schottland,
Wo die Glockenblumen blühn.
Und es sehnt sich mein Herz, denn in Treuen liebt es ihn.

[: So sag, was du tust, wenn dein Hochlandsknabe fiel? :]
Ach nein, die Liebe wacht,
Und sie führt ihn heil ans Ziel.
Denn es bräch mir das Herz, wenn mein Hochlandsknabe fiel.

B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

MARIE BESSEL Phot.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

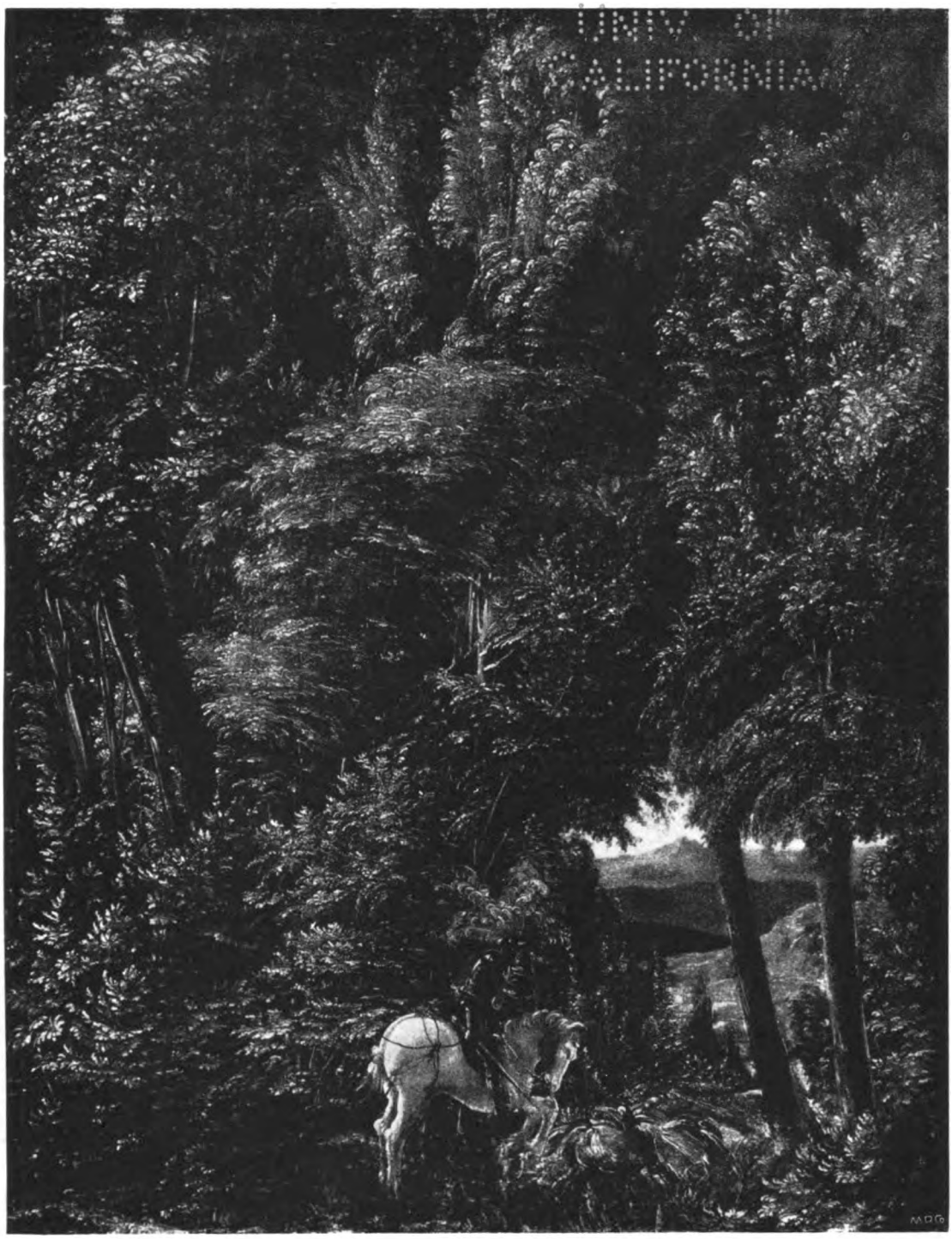
AUS DEM KUNSTWART

KARL HAIDER

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



ALBRECHT ALTDORFER

KW

Digitized by Google

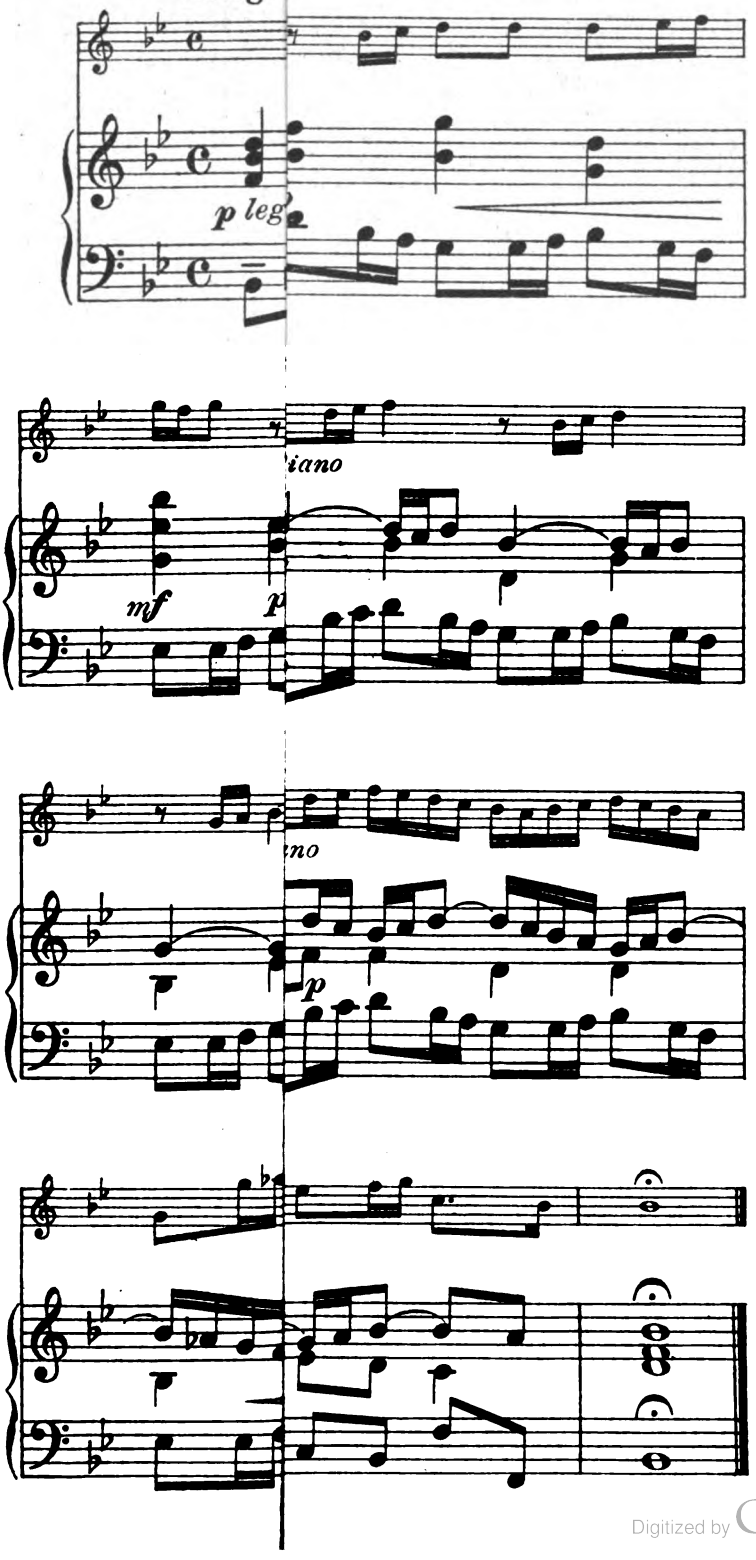
Digitized by Google

BEILA

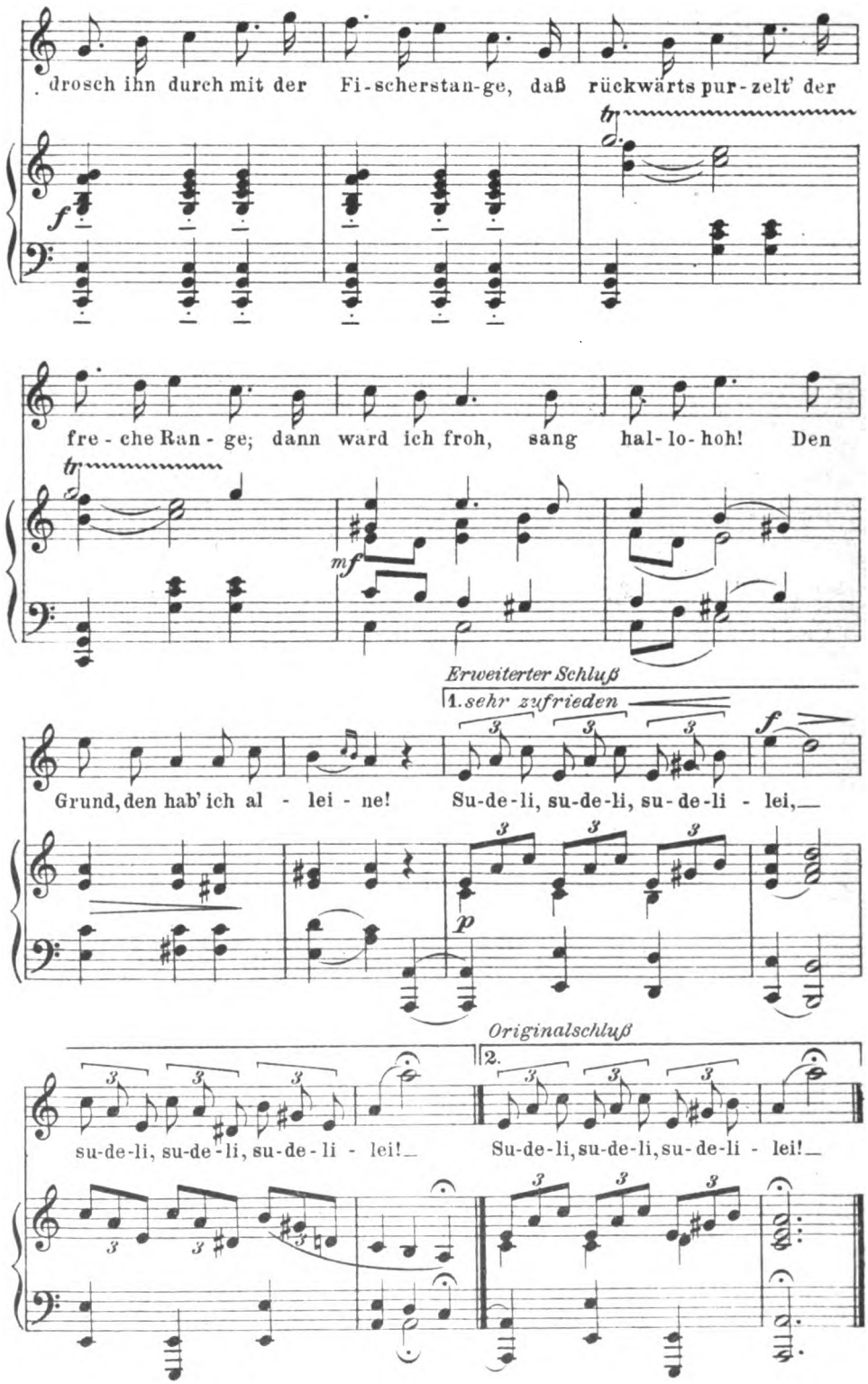
ADAGIO
aus SONATE G-MOLL
für die Violine (Op.1 No.5)

Bearbeitet von RUDOLF MELZER

Adagio



Digitized by Google



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

LUDWIG VON SENGER

KW

Digitized by Google

[illegible] wird daraus?

Aus [illegible] Der ist nur [illegible] vielen [illegible] wegen des [illegible] kolle[illegible] [illegible]erem Lichte steht. [illegible] Verhältni[illegible] aus denen auch der [illegible] wachsen ist? [illegible] glaube, das ist die [illegible] Innenleben der Denkenden im nichtkatholi[illegible] aufrecken wird. Und es ist an der [illegible] sehn.

Der Bericht über die Verhandl[illegible] ist nun erschienen. Den Eind[illegible] welcher Unsachlichkeit macht er [illegible] daß irgendeiner der für diesen Fall [illegible] seines Amtes unwürdig oder unfähig ge[illegible] wortlichkeit nicht bewußt. Trotzdem haben [illegible] los erklärt, „daß eine weitere Wirksamkeit d[illegible] halb der evangelischen Landeskirche der ä[illegible] mit der Stellung, die er in seiner Lehre [illegible] einnimmt, unvereinbar" sei. Und entg[illegible] auf das Spruchkollegium jetzt vielfach [illegible] bekennen: ich begreife diesen Spruch nicht nur, [illegible] angesichts der Erklärungen Jathos in der Verhandlung einen [illegible] Spruch nicht begriffen haben. Auch die Anfeindung der neuen Einrichtung als solcher verstehe ich nicht: man mag beispielsweise die bayrischen Evangelischen fragen, bei denen die Einrichtungen noch ähnlich sind, wie vordem in Preußen, ob sie diese der Neuerung vorziehn. Es handelte sich um eine „Beanstandung der Lehre" Jathos, und daß seine „Lehre" sich mit dem kirchlichen Bekenntnis nicht vereinbaren lasse, das scheint auch mir nach dem Verhandlungsberichte festzustehn.

Und so wäre nur ein vielleicht tragischer Einzelfall zu beklagen, sonst aber alles in Ordnung?

In der Polemik, die sich an die Entscheidung angeschlossen hat, scheint mir das Merkwürdigste, daß sie sich fast überall gegen die Gründe der Entscheidung richtet, während es meiner Überzeugung nach gilt, die Voraussetzungen dieser Entscheidung zu prüfen. Stehen wir denn nicht jetzt vor einer viel wichtigeren Frage, als der, ob sich Jathos Worte mit der „amtlich festgesetzten Bekenntnisgrundlage" zur Not noch vereinigen lassen oder nicht? Ich meine: Wir stehen vor der, ob die evangelische Kirche ihrem Zwecke nicht besser entsprechen würde, wenn sie überhaupt kein „amtlich festgesetztes Bekenntnis" zur Bedingung der Zugehörigkeit machte, und ob dies möglich ist. Uns scheint, daß die Ausdruckskultur mit dem Verlangen nach klaren und wahrhaftigen Verhältnissen die Frage so stellt. Bei ihrer Besprechung haben wir das Materielle der Bekenntnisse und der Überzeugungen einfach als Gegebenes hinzunehmen, denn Aus[illegible]kultur

LUDWIG VON SENGER

Digitized by Google

Jahrg. 24 Erstes Augustheft 1911 Heft 21

Was wird daraus?

Aus dem Fall Jatho? Der ist nur eine Erscheinung zwischen vielen, wenn er auch wegen des ersten Auftretens des Spruchkollegiums in besonderem Lichte steht. Was wird aus den Verhältnissen, aus denen auch der Fall Jatho erwachsen ist? Ich glaube, das ist die Frage, die sich vor dem Innenleben der Denkenden im nichtkatholischen Volke bald sehr hoch aufrecken wird. Und es ist an der Zeit, ihr ganz offen ins Auge zu sehn.

Der Bericht über die Verhandlung des Spruchkollegiums mit Jatho ist nun erschienen. Den Eindruck irgendwelcher Gehässigkeit, irgendwelcher Unsachlichkeit macht er nicht. Es ist kein Grund anzunehmen, daß irgendeiner der für diesen Fall zusammengetretenen Richter seines Amtes unwürdig oder unfähig gewesen sei oder seiner Verantwortlichkeit nicht bewußt. Trotzdem haben alle dreizehn ausnahmslos erklärt, „daß eine weitere Wirksamkeit des Pfarrers Jatho innerhalb der evangelischen Landeskirche der älteren Provinzen Preußens mit der Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnisse der Kirche einnimmt, unvereinbar“ sei. Und entgegen dem, was in Angriffen auf das Spruchkollegium jetzt vielfach gesagt worden ist, muß ich bekennen: ich begreife diesen Spruch nicht nur, sondern ich würde angesichts der Erklärungen Jathos in der Verhandlung einen andern Spruch nicht begriffen haben. Auch die Anfeindung der neuen Einrichtung als solcher verstehe ich nicht; man mag beispielsweise die bayrischen Evangelischen fragen, bei denen die Einrichtungen noch ähnlich sind, wie vordem in Preußen, ob sie diese der Neuerung vorziehn. Es handelte sich um eine „Beanstandung der Lehre“ Jathos, und daß seine „Lehre“ sich mit dem kirchlichen Bekenntnis nicht vereinbaren lasse, das scheint auch mir nach dem Verhandlungsberichte festzustehn.

Und so wäre nur ein vielleicht tragischer Einzelfall zu beklagen, sonst aber alles in Ordnung?

In der Polemik, die sich an die Entscheidung angeschlossen hat, scheint mir das Merkwürdigste, daß sie sich fast überall gegen die Gründe der Entscheidung richtet, während es meiner Überzeugung nach gilt, die Voraussetzungen dieser Entscheidung zu prüfen. Stehen wir denn nicht jetzt vor einer viel wichtigeren Frage, als der, ob sich Jathos Worte mit der „amtlich festgesetzten Bekenntnisgrundlage“ zur Not noch vereinigen lassen oder nicht? Ich meine: Wir stehen vor der, ob die evangelische Kirche ihrem Zwecke nicht besser entsprechen würde, wenn sie überhaupt kein „amtlich festgesetztes Bekenntnis“ zur Bedingung der Zugehörigkeit machte, und ob dies möglich ist. Uns scheint, daß die Ausdruckskultur mit dem Verlangen nach klaren und wahrhaftigen Verhältnissen die Frage so stellt. Bei ihrer Besprechung haben wir das Materielle der Bekenntnisse und der Überzeugungen einfach als Gegebenes hinzunehmen, denn Ausdruckskultur

Digitized by Google

ist so wenig positiv wie liberal. Ihr Ziel ist einfach: ein wahrhaftiges Verhältnis von Sein und Schein.

Suchen wir erst das Sein festzustellen.

Ein Theologe hat jetzt im Zorn über das Urteil gefragt, „öffentlich und mit gutem Bedacht“: „Wenn es im Oberkirchenrat und im Spruchkollegium einen einzigen Mann gibt, der wirklich auf dem Boden der lutherischen oder reformierten Bekenntnisse steht, so mag er sich melden! Er wird sich nicht melden, denn es gibt ihn nicht. Diese Männer als Gesamtheit aber tun so, als hätten sie einen festen, unwandelbaren und fertig formulierten Glauben.“ Das wenigstens wird niemand bestreiten, dem kirchliche Dinge einigermaßen bekannt sind: was noch Luther von Himmel und Engeln, von Hölle und Teufeln glaubte, das glaubt heute von den Theologen, die leiten, nur noch eine Minderheit auf der Rechten, welche man „die Orthodoxen“ zu nennen pflegt, während sie selbst sich bescheidener die Positiven nennen. Darüber jedoch, ob das ihnen ein Recht gibt, die Kirche für sich allein zu verlangen, darüber sind auch die Positiven nicht sämtlich eines Sinnes, so daß wer eine andre Gestaltung der Kirche verlangt, damit nicht ohne weiteres gegen die Positiven spricht. Anderseits hätte er auch nicht alle kirchlich Liberalen zu Gesinnungsgenossen. Denn auch Männer zur Linken fragen: „Was soll die Kirche zusammenhalten, wenn es nicht Glaubenssätze tun? Das evangelische Glaubensbekenntnis ist's, was die evangelische Landeskirche zusammenfaßt, ja, was sie bildet. Jathos Werte nicht nur als Mensch, nein, auch als Gemeindebildner hat selbst aus seinem Richterkollegium kein Mitglied bezweifelt. Glaubt aber seine Gemeinde, was er glaubt, so ist sie keine evangelisch-christliche Gemeinde mehr. Die kirchliche Obergewalt jedoch hat dafür zu sorgen, daß alle ihre Gemeinden das seien.“

Anderseits sagt man zur Linken oft, sagen aber Vereinzelte auch bis weit in die Rechte hinein: „Was den Protestantismus schuf, das war der Gedanke der evangelischen Freiheit, des Forschens im Bibelwort, seine Auslegung nach dem eigenen Gewissen. Luthers Tat war ein Anfang, kein Ende.“ Die Liberalen, die hier stehn, erklären, „Glauben“ bedeute in der Bibel selbst gar nicht ein Fürwahrhalten von diesen und jenen Tatsachen, ein „Zu wissen glauben“, sondern: „Ich glaube an Gott“ bedeute „in voller Hingabe vertraue ich auf Gott“. Der Inhalt des Glaubens entwickele sich mit unsern Kenntnissen; das Glauben des Gläubigen selbst bleibe dem Evangelischen was es Luthern gewesen sei, „ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neugebiert aus Gott“, „eine lebendige verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade“, „macht aus uns andre Menschen von Herzen, Mut, Sinn, und allen Kräften und bringt den heilgen Geist mit sich“. Entwickle sich aber der Glaubensinhalt, wie wolle man ihn durch ein Bekenntnis festbannen? — Diejenigen Positiven wieder, die den Bekenntniszwang aus der Kirche wünschen, freuen sich dessen, daß ihr Glaube noch heute derselbe ist wie der des großen Reformators und bekennen ihn. Aber allein, so meinen sie, könne ihnen die Kirche schon deshalb nicht gehören, weil ihre Pflicht sei, in Verbindung zu bleiben mit den Brüdern, die ehrlich suchen, wo

Digitized by Google

sie selber überzeugt sind, gefunden zu haben. Biete sich ihnen doch nur in solcher Gemeinschaft die Möglichkeit, auf diese Brüder zu wirken.

Wer auf dem zweiten Standpunkt steht, ob er nun Liberaler oder Positiver sei, er sieht nicht in Glaubenssätzen das Verbindende der Kirche, sondern in dem, woraus jeder Glaube wächst, im religiösen Verlangen, im religiösen Gefühl. Die ein über uns Waltendes suchen, ein jeder auf seinem Weg, die die Welt nicht allein gelenkt glauben vom Mechanischen, die als letzten Herrscher ein Sittliches fühlen, heller oder dunkler und wie sie's schauen und nennen mögen; sie alle, mit einem Wort, die aus dem großen Abhängigkeitsgefühl heraus im Ethischen dienen wollen, sie alle haben nach solcher Meinung zum Eintritt in die evangelische, die protestantische Kirche ein Recht, sofern sie nach ihres eignen Gewissens Spruch im Neuen Testament das, was ihnen Leitung gibt, finden. Einen Wesensunterschied aber von Gemeindemitglied und Gemeindelehrer und Prediger gebe es ja nach protestantischer Auffassung nicht. Eine „amtliche Feststellung der Bekenntnisgrundsätze", wie sie viele fordern, erkennen sie also wohl für diejenigen Gläubigen an, die ihrerseits eine solche ihrem Gewissen nach für möglich halten, nicht aber für die Gesamtheit. Eine Leitung im positiven oder im liberalen Sinne scheint ihnen Sache der Gemeinden, nicht der Kirche als eines Ganzen. Wo ein segensreiches Wirken der Geistlichen auf andrer Grundlage festgestellt ist, wie im Fall Jatho, und wo die Gemeinde selbst damit zufrieden ist, besteht es nach ihrem Urteil aus innerm und bestehe es nach ihrem Wunsche in Zukunft auch aus äußerm Recht.

Bei all dem handelt es sich bekanntlich gar nicht um ein neues Problem, nur um eines, das immer wieder wohlmeinend verschleiert wurde. Wie klar es schon vor einem halben Jahrhundert vor den Seelen stand, dafür zum Beweis ein paar Dichterworte:

„Stets aufs neue versucht ihr den Strom im Becher zu fassen;
Was im Gemüt nur lebt, prägt ihr zum starren Begriff;
Religion wird Theologie und Glaube Bekenntnis;
Aber die Formel erzeugt täglich erneuerten Zwist."

Klingt das nicht, als wär es heute geschrieben?

„Gebt ihr dem Göttlichen irdische Form, wie wollt ihr es hindern,
Daß sie das irdische Los alles Vergänglichen teilt?
Alternd erstarrt sie zuletzt, und im Drucke verkümmert der hohe
Inhalt, oder zersprengt, sich zu befrein, das Gefäß."

Und, da aller guten Dinge drei:

„Unsichtbar wie das Wasser den Baum von der Wurzel zum Gipfel
Tränkt, und jeglichem Zweig Blätter und Blüten erweckt,
So durchströme mit Kraft dein innerstes Wesen der Glaube,
Doch man erkennt ihn nur an der gezeitigten Frucht."

War es ein Unkirchlicher, der so sprach? Der Gläubigsten und Frömmsten einer war's, der noch heutigestags wohl nirgend so hoch geehrt wird, als im deutschen Pfarrhause, Emanuel Geibel. „An der gezeitigten Frucht" hat wahrlich das Spruchgericht Jathos Glauben nicht beurteilt. Es hat ihn aber, seinen Bindungen nach, danach auch gar nicht beurteilen dürfen.

Digitized by Google

Wie fremd uns heute noch der Gedanke einer evangelischen Kirche ohne Verpflichtung der „Diener am Wort“ auf ein geformtes Bekenntnis ist, davon zeugen, ich deutete schon darauf, die Besprechungen des Falles Jatho auf beiden Seiten. Die zur Rechten fordern mit Entschiedenheit Trennung, das heißt: Austritt der Liberalen, auch einige Liberale sind dafür, die meisten zur Linken aber widersetzen sich dem, weil der Austritt sie außerhalb der großen, geschichtlich gewordenen Organisation stellen würde, innerhalb derer sie als gleichberechtigte Angehörige mitwirken wollen. Und die zur Linken reden, sofern sie überhaupt den Spruch des Gerichtes anfechten, meist nur einer freieren Auffassung des Bekenntnisses das Wort. Und damit, nach meinem Erachten, nur einem Kompromisse, das ein Biegen und Beiseitedrücken von Überzeugungen bedeuten müßte. Eine evangelische Kirche *nur* der Positiven würde, sobald ihr die wesensfremde und deshalb äußerliche Stütze der Staatsgewalt einmal fehlte, beim Fortschreiten der Zeit allmählich nach außen hin einflußlos wie eine kleine Sekte werden, das aber kann auch der kirchliche Liberalismus nicht wollen, weil viel zu lebendige sittliche und religiöse Energien gerade bei Positiven häufig sind. Und nun: *es sind auch Positive, die den Weg in die Zukunft gezeigt haben.* In einer Stadt, deren evangelische Kirchlichkeit wohl von keiner deutschen übertroffen wird, in Basel, *haben die Positiven selbst die Bekenntnisfreiheit in die Kirchenverfassung gebracht.*

Ich, das gestehe ich, kann *nur* hierin das Heil der Kirche und die *Vorbedingung* zum Siege alles Sittlichen, alles Religiösen sehn: die nach Menschenmöglichkeit größte *Gewähr der Wahrhaftigkeit.* Eine Kirche, deren *Gemeinden* allein darüber zu entscheiden haben, ob das Bekenntnis ihrer Geistlichen ihnen genügt. Sehr verschieden geleitete Gemeinden also, aber alle *als Kirche verbunden*, alle zu gemeinsamem Wirken für *die* Ziele geeint, zu denen sittliches Wollen aus religiösem Streben fließt. Solche bekenntnisfreie Kirche würde einen jeden zeugen lassen in seiner Sprache und deshalb mit tausend Zungen, von denen keine im mindesten das Wort aus der Seele zu biegen brauchte. Nochmals und drittmals zu betonen: eine Frage danach, ob Positive oder Liberale „Recht“ haben, ist diese Frage, wie schon das Basler Beispiel beweist, in keiner Beziehung, und nichts sollte deshalb bei der Vorbereitung dieser großen gemeinevangelischen Organisationsarbeit mehr vermieden werden, als ein verwirrender Kampf zwischen rechts und links. Vergesse doch keiner: wer einem die Kirche verschließt, der nimmt ihm nicht nur das Wirken in ihren Mauern, er nimmt auch ihrem Altare und ihrer Kanzel, und nimmt dem geschichtlichen Geiste des Ortes das Wirken auf ihn. Nur *die* Kirche, die positive und liberale Gemeinden, nur sie, die alle geschwisterlich vereint, welche nicht nach irgendeinem obrigkeitlichen Entscheid sondern nach ihres eignen Gewissens Aussage zum Neuen Testament stehn, nur sie kann in protestantischen Landen wieder die große Verwalterin der höchsten Innengüter des Menschen werden.

Digitized by Google

Die Unterhaltungsliteratur und das Volk*

Seit längerer Zeit schon kämpft man gegen die „Schundliteratur". Ich möchte sie beileibe nicht in Schutz nehmen. Aber mir scheint, als ob ihre Gegner einen andern Feind geistiger Entwicklung viel zu wenig in seiner Gefährlichkeit erkennen.

Die arbeitenden Schichten des Volks lasen früher die Bibel und vielleicht das eine oder andre Volksbuch. Bereits die Reformation hatte die Bibel ins Volk gebracht, die Bibelgesellschaften haben das Werk dann sehr unterstützt. Im katholischen Teil des Volkes hatten Heiligenlegenden noch eine große Bedeutung. Das Lesen wurde zuletzt doch von der Kirche geleitet, denn diese Schriften wurden so verstanden, wie die Kirche sie auslegte. So bedeutete die Hauptlektüre des Volkes eine strenge Erziehung zu Sittlichkeit und Religion, und es war für jede Fassungskraft gesorgt, denn die Bibel und die andern frommen Schriften sind für den Einfältigen verständlich und geben dem Klugen schwere Aufgaben. Die Volksbücher sind zum großen Teil aus bedeutenden alten Dichtungen entstanden und sind in den meisten Fällen nicht die schlechtesten Fassungen der alten poetischen Stoffe. Ein geringerer Teil enthielt eine derbe Komik, die ja dichterisch nicht besonders wertvoll war, aber nicht gemein und eigentlich auch nicht albern ist; ein Buch wie der Eulenspiegel enthielt den behaglichen Witz nicht sehr zartbesaiteter Menschen; aber wem diese Streiche Spaß machen, den kann man ihm wohl gönnen. Alles in allem: damals las das Volk das Höchste und Edelste, was es an Dichtung hatte; es las nicht flüchtig heute ein Buch und morgen ein anderes, sondern es lebte mit dem Gelesenen. Die Psalmen und die schöne Magelone, Genoveva und die Evangelien, die Propheten und die Geschichten der Heiligen, das war die Lektüre, an der sich unser Volk Gemüt und Verstand gebildet hat. Und auch — das soll man in dieser Zeit der gemeinsten und niederträchtigsten Sprachverschlechterung besonders hervorheben — seine Sprache hat es an diesen Büchern gebildet. Vor einigen Jahren schrieb ein Arbeiter seine Lebenserinnerungen nieder, der wie durch ein Wunder vor der Zeitungslektüre und dem Lesen dummer Romane bewahrt geblieben war. Das Buch ist sprachlich eins der besten Werke, die unsre Zeit hervorgebracht hat. Der arme Mensch hatte ja wenig Seelisches und gar nichts Geistiges zu geben, und er stellt nur den dürftigsten und engsten Kreis dar: aber wie er darstellt und wie er dabei die Sprache behandelt, das ist heute fast unerhört. In der Sprache ist unendlich viel enthalten; die heutige Sprachverrohung ist zugleich Zeichen und mithelfende Ursache eines allgemeinen geistigen und sittlichen Niedergangs.

---

* Die Meinungen, die im folgenden entwickelt sind, werden kaum unwidersprochen bleiben. Sollen wir erst betonen, daß sie auch nach unserer Ansicht in dem, was sie aus sichern Voraussetzungen folgern, anfechtbar sind? Uns scheint, wenn einer wie Paul Ernst in dieser Sache sprechen will, so hat er den Anspruch darauf, daß man seine Gedanken ohne jede Störung durch Dazwischenreden zunächst einmal nachdenke. K.-L.

Digitized by Google

Die Unruhe des modernen Lebens hat nun andere Bücher ins Volk gebracht, darunter die sogenannte Schundliteratur.

Einsichtige Leute haben bereits in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Gefahren bemerkt, welche hier drohen, und haben nach Kräften entgegengearbeitet. Ein Erzähler allerersten Ranges, ein Jeremias Gotthelf, hat für einen damals begründeten Volksschriftenverlag geschrieben, tüchtige Männer wie der heute sehr unterschätzte Örtel von Horn, der Spinnstubenmann, Gubitz, auch der nicht ganz verächtliche Nieritz arbeiteten, jeder in seiner Art, nach dieser Richtung. Der Nutzen war nicht so groß, als die Anstrengung verdiente; denn das Volk will nicht sich selbst dargestellt sehen, sondern neue und ihm unbekannte Welten kennen lernen, und es will nicht die Ratschläge offen empfangen, die der wohlmeinende Erzähler gibt, sondern muß mittelbar, durch die reine dichterische Darstellung, zum Guten geleitet werden. Schließlich kamen alle diese Schriftsteller, auch der bedeutende Bitzius, doch immer nur auf den nüchternen Satz: „Wer sich gut bettet, der schläft gut.“ Ein solcher Rationalismus wird gewiß niemanden schlecht machen, aber wahrscheinlich auch wenige Leute gut; und im übrigen interessiert er sehr wenig. Die Romane von Gotthelf haben ihren großen Wert für die Gebildeten durch ihre klare und schöne Plastik, aber dem Volk werden sie langweilig bleiben. Es steckt gewiß mehr künstlerische Arbeit im einzelnen in der Großmutter Käthi als in der heiligen Genoveva; aber der dichterische Wurf ist unendlich viel schwächer, es fehlt das hinreißende Pathos und die Schönheit; und schließlich hat der einfache Mann wohl einen ganz guten Geschmack, wenn er die Genoveva vorzieht.

Jene gutgemeinten Unternehmungen wurden immer mehr verdrängt durch die sogenannte Schundliteratur. Aber diese werden vielleicht nur wenige Gebildete ein Urteil haben; ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß man sie oft zu hart beurteilt. Jedenfalls ist es nötig, daß gegen sie etwas getan wird: aber was?

Hier kommen wir nun zu der eigentümlichen Erscheinung der bürgerlichen Unterhaltungsliteratur.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts beginnt bei uns die Fabrikation der dummen Romane. Mit den Jahren hat sie sich immer mehr vergrößert, besonders seitdem das weibliche Geschlecht an ihr teilnahm, und heute hat sie einen ganz erstaunlichen Umfang angenommen. Ihre Voraussetzung ist die Existenz von müßigen Menschen, welche entweder zu ungebildet oder zu träge sind, ihren Geist in edler Weise zu beschäftigen; und die Möglichkeit, auf billige Weise durch die Leihbibliothek oder den Journallesezirkel Unterhaltungsliteratur zu erlangen. So haben wir in Deutschland eine große Menge Leser, welche in kurzer Zeit einen Roman verschlingen, dann einen neuen vornehmen, und so fort. Mit dem Kunstausdruck heißt das „schmökern“.

Von Menschen, welche das sittliche Recht haben, Bücher drucken zu lassen, gibt es ja jederzeit natürlich sehr wenige, und deren Bücher sind auch nicht zum Schmökern geeignet. Aber das Geringe von Begabung, das erforderlich ist, „einer unsrer beliebtesten Erzähler“ zu werden, ist sehr verbreitet, besonders in dem Mittelstand der

Digitized by Google

Bildung, der als Mittelstand eben die Höhen nicht abschätzen kann und sich als den Normalstand empfindet. Nun wird man aber immer finden, daß diese Art Leute zuletzt auf Albernheiten kommen. Ein Kunstwerk bildet sich organisch in einem Menschen, der das entsprechende Talent hat, und weil es sich organisch gebildet, hat es auch das mit jedem Naturerzeugnis gemeinsam: daß es im Innersten vernünftig ist. Diese innere Vernünftigkeit kann auf keine andere Weise erzeugt werden, denn selbst der größte Verstand — und dieser kommt hier noch nicht einmal in Frage, denn wer sich zum Verfertigen von Unterhaltungsromanen hergibt, wird ein gewisses Maß des Verstandes nie übertreffen — kann jenes organische Sich-selbstbilden des Kunstwerks in der Seele des Künstlers nicht ersetzen. Faust ist innerlich vernünftig, und Gil Blas, Iphigenie und Manon Lescaut, sie sind alle Natur. Aber die Romanschreiber, welche die Natur selbst nicht haben und nie die innere Vernünftigkeit der Charaktere und Schicksale darstellen können, müssen auf den Unsinn, die Albernheit und die Dummheit kommen, es ist nicht anders möglich. Da sie in ihrer Zeit und für ihre Zeit schreiben, nämlich für die durchschnittlichen Menschen ihrer Zeit, zu denen sie ja selber gehören, so reproduzieren sie die falschen Zeitvorstellungen und Empfindungen, meistens in Nachahmung eines bedeutenden Künstlers der vorigen Periode. So merken die Zeitgenossen denn den Unsinn nicht, weil es ja ihre eigene Atmosphäre ist, die sie wiederfinden. Erst nach dreißig oder vierzig Jahren wundern sie sich, wie man „damals“ solche Dummheiten lesen konnte, indem sie ganz treuherzig das entsprechende dumme Zeug von heute lesen.

In dem Verschlingen dieser Unterhaltungsbücher liegt nun eine sehr große Gefahr. Jede übermäßige Lektüre schwächt bei mittelmäßigen Personen den Verstand, schon wenn es gute Lektüre ist; wie verheerend erst dumme Lektüre wirken muß, was da zu der rein physiologischen Schädigung, die man dem Opiumgenuß an die Seite stellen kann, noch an törichten Vorstellungen über die menschlichen Verhältnisse und Zustände, über Charaktere, Empfindungen, Handlungen usw. entstehen, das kann man gar nicht ausdenken. Sie schadet aber auch dem Charakter, denn indem sie über die Empfindungen täuscht, schafft sie falsche Empfindungen, die den in den Büchern dargestellten entsprechen, und erzieht zum Selbstbetrug, zur Schauspielerei und Lüge. Man hat mit Recht gesagt, daß die großen Dichter die Erzieher ihrer Nation sind, daß die Charaktere sich nach ihren Idealen bilden. Bis zu einem gewissen Grade sind aber auch diese Unterhaltungsliteraten Erzieher. Ihr Einfluß kann nie so tief gehen wie der Einfluß der großen Dichter, denn wenn sie auch, zusammengenommen, mehr gelesen werden als jene, so paralysiert sich doch die Wirkung dadurch, daß jede Generation ihre neuen Schmöker hat und die Schmöker der alten verachtet, während die Dichter von Generation auf Generation wirken und die Summe ihres jahrhundertjährigen Einflusses dem Einfluß der kurzlebigen einzelnen Unterhaltungsliteraten gegenüberstellen. Immerhin ist ihre Wirkung nicht zu unterschätzen, denn gewisse falsche Empfindungen und einfältige Ansichten reproduziert jede neue Generation von Unterhaltungs-

Digitized by Google

literaten immer wieder. Zu der Schädigung des Verstandes und Charakters kommt endlich noch die Verhunzung der Sprache. Unsre deutsche Sprache ist ganz außerordentlich schwer. Unsre großen Geister haben viele Arbeit an ihre Ausbildung verwendet, und für den Meister, der sie zu handhaben versteht, ist sie ein ganz unvergleichliches Werkzeug. Es sollte sich von selbst verstehen, daß das einmal Erreichte wenigstens ordentlich bewahrt würde, auch wenn man keine weiteren Gründe hätte als die Selbstachtung der Nation und den berechtigten Stolz auf die von den großen Männern geschaffene Bildung. Man sollte noch nicht einmal anführen müssen, daß in der Sprache sehr viel von dem Charakter eines Volkes beschlossen ist, daß die Sprache rein an sich schon eine Führerin zum Edlen und Gemeinen sein kann, und daß Verfall einer Sprache und Verfall des Geistes einer Nation miteinander in Wechselwirkung stehn. Da die Sprache nur von dem Begabten und geistig Hochstehenden bemeistert werden kann, so ist es ganz klar, daß die Unterhaltungsliteraten an dem erschreckenden Niedergang unsrer Sprache eine große Schuld mit tragen; jedenfalls stumpfen sie ihre Leser völlig gegen den guten Ausdruck ab; man findet sogar nicht selten bei ihnen offenkundige Fehler, die ein Lehrer mit roter Tinte am Rande anmerken würde.

Die Versuche nun, welche heute gemacht werden, die Lektüre des Volkes zu verbessern, fassen das Übel nicht an der Wurzel; sorgen wir nicht rechtzeitig für eine Ergänzung ihrer Arbeit, so wird der endliche Erfolg, wenn sie einen haben, nur der sein, daß auch die niedrigen Schichten des Volkes jene Unterhaltungsliteratur verschlingen. Bei einigen der Unternehmungen geht man auf dieses Ende so naiv los, daß man Werke unsrer großen Dichter in bunter Reihe mit Elaboraten der schlimmsten Familienblatt- und Leihbibliotheksautoren zusammen druckt. Die Volksbibliotheken und Volkslesehallen werden sehr oft in entsprechend kritikloser Weise verwaltet. Hier kommt noch dazu, daß durch das Ausleihen die Leute zum gedankenlosen Schmökern geradezu erzogen werden. In jährlichen Statistiken wird dann mit der Zahl der ausgeliehenen Bücher geprahlt und diese Verdummung und Veralberung des Volkes als Fortschritt der Bildung hingestellt. Ein gesunder Instinkt treibt die Arbeiter, den sogenannten wissenschaftlichen Werken den Vorzug vor den Romanen zu geben. Aber diese populärwissenschaftlichen Schriften, fast durchgängig verfaßt von minderwertigen Autoren, wirken in ihrer Art ebenso verheerend wie die Romane; sie verhindern das selbständige Denken, befördern einen blinden Glauben und wirken also gerade entgegengesetzt wie die wirkliche Wissenschaft.

Des Übels Kern ist das *allzu viele* Lesen. Bücher, welche den Menschen fördern können, sind nicht zum flüchtigen Durchschmökern, sondern zum gründlichen Durcharbeiten da. Lessing, Schiller, Goethe, Kleist, Hebbel und andere große Dichter können *schließlich* von *jedermann* verstanden werden. Der Mann aus dem Volke, der manches nicht weiß, was Voraussetzung des Verständnisses ist, hat da eine schwerere Arbeit als der Mann, der mehr gelernt hat; aber wenn er den guten Willen hat, so kann er die Schwierigkeiten zuletzt

Digitized by Google

doch überwinden. So schwer wie Dante ist keiner von unsern Dichtern, und doch ist Dante bei seiner Nation in die untersten Volksschichten gedrungen. Wenn man dem Volk in seiner geistigen Vereinsamung helfen will, so soll man es auf die großen Dichter hinweisen und soll ihm sagen, daß es die Arbeit auf sie verwenden muß, die seine tüchtigen Vorfahren auf die Bibel verwendet haben. Sollte nicht in dem verdüsterten Geist eines Fabrikarbeiters ein Strahl göttlichen Trostes fallen, wenn er Iphigenie gefaßt hätte, sollte es nicht eine Befreiung von seiner Not sein, wenn er Minna von Barnhelm verstände? Er kann es, wenn man es ihm sagt, und wenn man ihn nicht mit dem albernen Lesestoff der müßigen Glieder des ungebildeten Mittelstandes verdummt. Paul Ernst

Lose Blätter

Aus Peter Egges Dichtungen

[Schon vor etwa zehn Jahren kam das erste Buch Egges im Deutschen heraus. Es machte sich im Strom der ganzen Literatur nicht recht geltend, was man heute wohl besser versteht, da so viele skandinavische Bücher in Deutschland bekannt geworden sind, die jenes in seiner stammhaften Eigenart gleichsam mit erklären und wiederum seine besondern Feinheiten zu würdigen erlauben. Dies Buch, es heißt „Gammelholm",* beginnt ganz langsam, mit der Vorstellung eines Ortes von anscheinend sehr gleichgültigen Eigenschaften; es wirkt ermüdend wie ein träge schleichender Strom. Gerade diese Schwerbeweglichkeit der dichterischen Vorstellungsmassen, die sich allmählich nur unter dem Antrieb der Schaffenslust und -not bewegen, wie sich das Meer im Winde wiegt, seltsam anzusehen und unendlich vielfältig, bevor der Sturm dann die Aufmerksamkeit verengen wird und einbannen, — gerade diese Lust, das innere Schauen einmal in aller Breite mit jenen zahllosen kleinen Alltagzügen, Stimmungen und Erinnerungen vor dem Leser auszubreiten, haben wir nun oft bei den Skandinaven gefunden. Sie trinken sich gern so recht satt am ruhenden Weltbild, und sie verwenden diese Fähigkeit künstlerisch oft, um Stimmung zu machen, um Milieu zu geben, um Ruhepunkte zwischen den Hochspannungen der Erzählung zu besetzen. Erinnert man sich des Bildes der winterlichen Kleinstadt aus „Ragni", das im Björnsonheft des Kunstwarts abgedruckt war? Oder des Eingangs von Per Hallströms „Frühling"? Oder an Jacobsens „Frau Fönß"? Nicht zu reden von Selma Lagerlöf, die nahezu etwas Ausschweifendes nach dieser Richtung betätigt. Überschaut man vergleichend ein wenig die gleichzeitige deutsche Dichtung — deren Bücher einander allerdings noch weniger ähnlich sehen, als die immerhin genügend verschiedenartigen nordischen — so vermißt man dieses Element fast völlig. Ja, es geht manchmal auch bei uns langsam. Aber nicht aus Fülle der Gesichte, sondern aus Um-

* Verlag Albert Langen, München; die übrigen Werke Egges, aus denen die folgenden Proben entnommen sind, erschienen alle deutsch im Verlag Haupt und Hammon, Leipzig.

Digitized by Google

ständlichkeit im besseren, aus Einfallosigkeit im übleren Fall. Ich glaube, daß dies Verhältnis einen nicht eben erfreulichen Rückschluß auf größere Kulturverhältnisse erlaubt. Im Vergleich zur skandinavischen hat so viele deutsche Literatur etwas Krampfiges, das ärmlich anmutet; man will nicht schauen lassen, sondern nur ja recht präzis Probleme stellen und lösen und dabei eigne Meinungen vortragen, eigne Erlebnisse hinausstellen; sogar in der Technik will man noch „bekennen", nämlich, daß man eine andre Kunsttheorie vertritt als die andern. Dabei zeigt sich so oft im Ganzen eine Enge des Blickfeldes, die, wie mir scheint, auf ein eigentümliches Verhältnis zur Kulturgesamtheit zurückdeutet: man weiß davon wenig; im Rennen und Jagen um allerlei Güter des äußern Lebens, in unserm Streben all und jedes Tagesereignis mitzuerleben, in der hastigen und jedem Schauen höherer Ordnung zuwidren Lebensführung, geht die Möglichkeit verloren, mehr als das eigne Ich und ein paar seiner Reaktionen und Aktionen so intensiv zu erleben, daß es dichterisch wiedergeboren werden könnte. Man sagt so oft, daß wir von Skandinaven gelernt haben. Aber mir scheint, daß wir sozusagen das literarische Räuspern und Spucken statt des dichterischen Lebens an ihnen bemerkten, die psychologische Feinfühligkeit und menschliche Menschenfreudigkeit, aber nicht das dichtende Urbetrachten der Welt. Und dabei hätten wir ein rechtes Danaergeschenk übernommen. Es ist weder ganz leicht noch angenehm, diese Beobachtung anzumerken; aber vielleicht erlaubt sie einen gewissen Einblick in das Wesen nordischer Dichtung überhaupt, und jedenfalls veranlaßt sie, gerade dieser Poesie bei uns nach Möglichkeit die Wege zu ebnen.

Nun ist die Ruhe und Dingfrohheit des Gestaltens natürlich ein Prinzip, das sich auch sehr leicht überspannen läßt: Breite entsteht dann, Übersättigung des Schaubildes mit Einzelstücken und Farben. Hallström, die Lagerlöf haben etwas davon. Peter Egges „Gammelholm" aber hält sich ziemlich davon fern. Nachdem der Dichter den Ausfahrthafen und die grünen Ufer, die er verläßt, genügend betrachtet hat, bringt er das Schifflein seiner Erzählung sogar einigermaßen flott in Gang. Nicht als ob er es schon sehr zielbewußt zu leiten verstünde; die einzelnen Gestalten, so deutlich sie gesehen und gezeichnet sind, treten etwas zusammenhanglos auf, das Geschehen rückt über Jahre hin mit Schritten, die allzu fühlbare Lücken überspringen. So trägt das Buch einen etwas anfängerlichen Charakter. Aber es lebt doch schon ein rührendes Verstehen der Seele auf; er erfühlt in jeder Lage so genau die innere Haltung, welche einem Menschenkind notwendig ist, daß man erstaunt und allmählich über die Brüche des äußern Geschehens hin die Wellen einer inneren Entwicklung wallen fühlt, des tragisch-melancholischen Werdens und Vergehens einer Liebe, die dem Mädchen durch ihr Vergehen Reife, Besinnung und neue Glückhoffnung schafft.

In neueren Büchern hat Peter Egge nun die ganze Ruhe der Erzählung gefunden, die er braucht, um mit seinen magischen Lampen ein paar Herzen für des Lesers Augen aufzuhellen. Was er erzählt ist wenig belangvoll, von außen besehen. Eine Liebe, die ein wenig mehr sinnlich als spirituell angelegt ist, löst sich allmählich, wechselt mindestens ihre Form unter dem Einfluß von Selbstsucht, Eifersucht, Unbeherrschtheit, knüpft sich spät und unsicher wieder, nachdem Krankheit, Trennung und

Digitized by Google

Krankheit wiederum sich gefolgt sind, während deren beide Teile erkennen konnten, gefehlt zu haben: er aus Egoismus, sie aus Starrsinn. Sie vereinigen sich wieder und verstehen sich doch nicht, denn er möchte ihr nun mehr zu Gefallen leben, sie aber will es nicht, aus Angst, ihn zu überfordern. Still, gleichmäßig, trotz ihrer innerlichen Erregtheit, folgen sich hier die Szenen. Keine Stufe der Entwicklung wird übergangen ohne Stillstand und Umschau. Ein starker Zwang der Natur liegt darin, jenes Geschick, das man Charaktertragik genannt hat, weil kein äußeres Muß sichtbar wird, bewirkt alles. Und es ist seltsam vereint mit der Süße dieses Liebens zweier vornehm Fühlender und dem atmosphärischen Glanz und Duft der Natur, — „Sommernächte“ heißt die Dichtung.

Man kennt den Ausdruck „abblenden“ aus der Technik der Lichtbildner; er bezeichnet das Verhängen starker Lichtquellen, die der gewünschten Wirkung schaden. Egge blendet ungefähr die ganze Welt ab, um allein seine Lampe dem Menscheninnern zu nähern; selbst die Lampe leuchtet nicht grell wie diejenige Zolas, sondern mild, so daß man aller Dinge deutlich aber in Dämmerung gewahr wird. Dieses Buch ist darum vielleicht nicht ganz allgemein zugänglich; sein Gesichtkreis ist eng. Es hat Züge von Jacobsen. Doch ist Egge im ganzen ein minder verzärtelnder, im Gestalten klarerer Autor. Was den Sommernächten fehlt, hat sein Roman „Herz“, sein vollst tönendes, lebensstärkstes Buch. Er wagt darin Kontraste, wagt leisen Humor, Beweglichkeit der Szene, lautes Schluchzen und eine luftigere Spannung der Bogen in der Handlung. Daneben macht sich freilich auch eine gewisse Neigung zum Schwelgen in Gefühlen geltend, die das Gestalten aufhebt und die Handlung unterbricht. Auch die „Fessel“, ein dem „Herz“ nahe verwandter Roman, zeigt dieses etwas amateurhafte Element. Und doch sprechen beide Werke eine eindringliche Sprache nicht nur des Gefühls; sie erregen Gedanken über das Leben in und mit der Gesellschaft; vor allem sucht und eröffnet Egge Einblicke in das Eheleben, wie es denn Ibsen, Björnson, Geyerstam, Lie und andre Nordländer vor ihm taten. Er bringt die Menschen wie jene mit der höchsten, idealistischen Forderung nach Wahrheit und Frohheit im Zweisein in Konflikt; diese Forderung des Herzens erhebt sich durch alle Mißhandlungen, Ausweichungen und Zögerungen immer wieder neu, und nach langem Unglück und nach Ketten von Erbitterung siegt sie, spät und nicht im Frühlingslicht, aber doch in leisem, frohem Herbstglanz.

Wie Egge nun dieses innere Leben mit dem Gang der äußeren, etwa der sozialen, ökonomischen, rechtlichen Verhältnisse verknüpft, das ist ebenfalls eine Methode gegenseitigen Befruchtens, Steigerns, Hemmens und Förderns, die so manchen Skandinaven gemein ist. Jonas Lies „Ehe“ etwa hat dies vorgebildet. Am stärksten aber wohl Björnson, dessen Einfluß anscheinend überhaupt im Steigen ist. Eine Gestalt wie der schweigsame Erbe eines harten und innerlich reichen Herzens, dem aber Böses nicht fremd ist — Eilert Stange in Egges „Herz“ — ist des Björnsonschen Rendalen würdig; auch wie das Leben mit langsamer Anstrengung dieses Herz aufbricht bis zu dem: ich bin besiegt und fühle mich doch Sieger — auch dies ist Leben vom besten Leben der Skandinaven, die wir lieben und schätzen. Nur die Größe, das gewaltige Wort und der flutende

Digitized by Google

Reichtum fehlen da. Dafür ist jene innere Feinheit und Deutlichkeit gekommen, die liebevoll ins einzelne geht.

Egges Kunst hat nichts Vermessenes an sich. Er stürmt keine Himmel und wagt sich nicht weiter als er wirkliches, tief fühlbares Leben gewahrt. Vermessen klingt nur der Titel seines heitersten, liebenswürdigsten, nahbarsten, einschmeichelndsten und wohl auch erfolgreichsten Werkes: „Der Schlüssel zur ganzen Welt". Es ist die Geschichte einer Kindheit. Ohne „Probleme", aber angefüllt mit Erlebnissen, nicht geistvoll gruppiert und angeordnet, aber hold und frisch erzählt, wahrhaftig und einfach, recht ein Spiegel des wunderbaren und reichen Daseins, das unser Leben einleitet; bedächtig und mit leiser Vernunftmahnung wird diese glücklich-freie Periode noch eben gegen den Schluß angeknüpft an den Ernst des kommenden Daseins, dessen Schlüssel dem kleinen Buben als liebevolle Arbeit dargeboten wird. Das Büchlein bedeutet — mindestens — auch soviel wie einen Schlüssel zu Egges Wesen und Werken. Seine Feinfühligkeit und die Gewißheit seiner Beobachtergabe machen ihn zum trefflichsten Darsteller einer Wesenheit, die Größeren oft verschlossen blieb. Und wer die Quelle der Bejaherfrendigkeit sucht, welche zu seinen Dichtungen trotz Nebel und Schwere das Schlußwort spricht, findet es hier. Auch darin steht er Björnson nahe, etwa wie Schubert Beethoven nahestand, daß er im Gegensatz zu so manchem düsteren oder zerrissenen Skandinaven als lichtstarke und einheitliche Persönlichkeit vor uns hintritt. Die nordischen Völker rühmen den Deutschen oft ihre Vielempfänglichkeit nach; wie sollten sie sich auch verschließen, wenn echte Dichtung in solcher Form ihnen geboten wird! Ezard Nidden]

Aus dem „Herz"

[Wir geben aus „Herz" und „Schlüssel zur ganzen Welt" — beide Bücher im Verlag Haupt und Hammon in Leipzig, gut ausgestattet und übersetzt, erschienen — im folgenden Proben, die sich im wesentlichen selbst erklären. — Eilert Stange, der mächtige Großkaufmann, hat mit etwa dreißig Jahren Kirsten geheiratet, des alten bedeutenden Komponisten Strahl Tochter. Diese hing ganz innerlich fest an der Musik und ihrem Vater, so daß Eilert sie nicht wirklich innerlich für sich gewinnen konnte. Sie erliegt dann dem Reiz eines von Eilert abhängigen Rechtsanwalts, R. Breim, den ihr Mann gewaltsam von ihr trennt.]

Mit langen, besonnenen Schritten ging Eilert durch das dichte Schneegestöber direkt nach der Aktienbank. Draußen blieb er stehen und starrte nach den Fenstern im ersten Stockwerk hinauf, die hoch über der Straße lagen. Aber nicht ein Lichtstrahl bezeichnete das Zimmer, das zum Stellbichein bestimmt war. Alle Fenster waren gleich dunkel und geschlossen.

Auch in dem Gang nach dem Hofplatz hinaus war es dunkel und verschlossen. Hier roch es nach Staub und Gas und Papier. Aber hier war kein Laut zu vernehmen. Er stand still und lauschte eine Weile und wartete, daß ihm irgend etwas das verraten würde, was er wissen wollte. Er hatte keine Streichhölzer.

Dann ging er von Tür zu Tür und klopfte leise an. Erst die dritte Tür — die in das Zimmer des Chefs führte — öffnete sich ein klein wenig, so

Digitized by Google

daß ein Lichtstreif herausfiel. Und gleich stemmte sich Eilert Stange schwer dagegen und trat ein. Hier sah er, daß Ragnar Breim bleich in das Zimmer zurücktaumelte. Auf dem Tisch lagen zwei hohe Bücherstapel, die einen Winkel bildeten, mit dem Rücken nach dem Fenster zu. Und in diesem Winkel stand eine brennende Stearinkerze.

Eilert Stange setzte sich auf einen Stuhl und sah Ragnar Breim an, der sich mit beiden Händen auf den Tisch stützte, was zur Folge hatte, daß der Tisch ununterbrochen zitterte. Ein starker, roter Fleck trat auf seinen beiden Schläfen hervor, und er sah fest in das Zimmer hinein, über Eilert Stanges Kopf hinweg. Er bildete sich gewiß ein, daß er ihm in die Augen sah, daß er Trotz genug besaß, um es zu können. Es war deutlich, daß er eine Art Versuch machte, die Situation zu retten.

Da kam es mit finsterer Stimme:

„Willst du . . . willst du Kirsten heiraten?"

Ragnar Breim versuchte ein paarmal zu schlucken, ohne daß es ihm gelang.

„Ich verstehe nicht . . . was . . . was du sagen willst?"

„Laß das Komödiespielen. — Ich frage dich in vollem Ernst: — Willst du Kirsten heiraten? — Ich werde mich dem nicht widersetzen."

Der andere warf sich in einen Stuhl am Tische nieder, beide Hände vor dem Gesicht, und sagte kein Wort; aber es kamen einige gurgelnde Laute aus dem Halse. Eilert Stange saß eine Weile über den Stock gebeugt, der zwischen seinen Beinen stand und stützte seine Ruhe darauf.

„Nun, Ragnar Breim. Ja oder nein. — Willst du?"

„Kann nicht . . . kann nicht. — Will, kann aber nicht."

Da erhob sich Eilert Stange.

„Sind hier Streichhölzer?"

Ragnar Breim sah auf, ohne zu verstehen, — verstand, sah und zeigte in der Richtung, wo die Streichholzschachtel hinter dem Bücherstapel lag. Eilert Stange zündete ein paar Gasflammen an, nahm einen Bogen Papier von einem Stapel auf dem Bort, legte ihn vor Ragnar Breim auf den Tisch, tauchte die Feder in Tinte, reichte sie ihm und sagte:

„Willst du dann dein Abschiedsgesuch schreiben?"

„Ab . . . Abschiedsgesuch?"

„Als Bankchef, ja."

Ragnar Breim, der unwillkürlich die ihm gereichte Feder genommen hatte, blieb damit sitzen, ohne zu begreifen. Er senkte den Kopf und besann sich.

„Soll das die Strafe sein?"

„Du sollst aus der Bank heraus und . . . und aus der Stadt heraus."

Da ließ Ragnar Breim die Feder fallen und sprang auf:

„Willst du mich ruinieren?"

„Du sollst von hier verschwinden, verstehst du."

„Ich kann nicht. — Mein Geschäft — — Willst du das ruinieren?"

„Das kannst du in einer andern Stadt wieder anfangen. — Hast du Geld nötig, so kannst du es von mir leihen."

„Nein! Nein!"

„Ich will Kirstens Elend ein Ende machen."

Ragnar Breims Augen füllten sich mit Tränen.

„Verzeih mir, Eilert Stange." Er stand mitten im Zimmer und rang die Hände. „Verzeih mir, aber ich wollte nicht . . . ich konnte nicht anders handeln. Ich . . . ja, es geschah erst heute . . . nie habe ich ihr

Digitized by Google

ein Wort gesagt . . . bis heute. — Weißt du, was es heißt . . . jahrelang neben einer einherzugehen . . . einer von denen, die . . . ja, ohne das Übermächtige sagen zu dürfen, das man empfindet. Ich habe gelitten . . . ich habe ihr niemals eine Liebkosung geschenkt. Verzeih mir, Eilert Stange, denk an meine Familie . . . denk an Mimi, sie erfährt alles . . ."

Als habe er diese schmerzvollen Ausrufe gar nicht gehört, sagte Eilert Stange mit einer dürren Sicherheit, die verriet, daß alle Worte vorher erwogen waren:

„Du kannst in dem Abschiedsgesuch sagen, daß dein Gesundheitszustand dir nicht gestattet, fortzufahren . . . daß du überarbeitet bist . . . verschaffe dir ein ärztliches Attest . . . In vier Tagen bist du auf dem Wege nach dem Süden. Und währenddes siedelt deine Familie dahin über, wo du dich niederlassen willst."

„Deine Härte ist unmenschlich."

„Ich leihe dir viertausend jährlich, auf drei Jahre."

„Ich kann nicht . . . kann nicht."

„Du kannst und . . . und du s o l l s t."

„Schone mich, Eilert!"

„Ich übernehme deine Villa für das, was sie dich gekostet hat."

„Es ist mir unmöglich, jetzt wegzuziehen."

„Schreibe. — Ich werde diktieren."

„Denke an meine Frau und meine Kinder."

„Setz dich hin und schreibe."

„Ich tue es nicht", rief Ragnar Breim und zeigte plötzlich Trotz.

„Ich ruhe nicht, bis ich dich hinausgetrieben habe. — Ich spare . . . keins der Mittel, die . . . die mir zu Gebote stehen."

Entsetzt sperrte Ragnar Breim Mund und Augen auf.

„Willst du wirklich . . . willst du das eintreiben, was ich dir schulde?"

„Ja — auch das."

Ragnar Breim schwieg und sah sich langsam um. Nach einer Weile schlossen die Augen sich halb, und der Körper wurde schlaff.

Eilert Stange sagte von seinem Stuhle aus:

„Ich setze mich über den Skandal hinweg, wenn das erforderlich ist! — Ein so empfindlicher Bursche wie du kann keinen Skandal vertragen."

„Warte wenigstens ein paar Monate."

„Nein — vier Tage . . ."

Eilert Stange ergriff die Feder, ging hin und schob sie ihm in die Hand. Und Ragnar Breim setzte sich und schrieb nach Diktat die fünf, sechs Zeilen. Darin suchte er um seinen Abschied nach und bat, man möge ihn sofort von seiner Stelle entbinden, damit er aus Gesundheitsrücksichten und auf Verordnung des Arztes eine Reise nach dem Süden zwecks Wiedererlangung seiner Kräfte antreten könne.

Dann legte Eilert Stange den Umschlag vor ihn hin, und darauf wurde geschrieben: „An die Direktion der Aktienbank."

Da ließ Ragnar Breim die Feder fallen und legte sich über das Pult und weinte. Eilert Stange las das Ganze durch, schob den Bogen in den Umschlag und steckte ihn in die Tasche. Alles mit einer schleppenden Ruhe.

„Ich werde es besorgen. — Hm. — Du versprichst also, im Laufe von vier Tagen zu reisen."

Digitized by Google

Er wartete einige Augenblicke, während er nachdachte, ob er auch noch etwas vergessen habe.

„Ja, meine Adresse kennst du . . . Adieu, Ragnar Breim."

Und dann ging er, ohne ihm einen Blick zuzusenden. Aber als er die Tür öffnete, stand die Dunkelheit wie eine Mauer da draußen. Er kehrte um, nahm die Streichhölzer vom Tisch, ging wieder hinaus, und schloß die Tür hinter sich, strich ein Streichholz an und wanderte langsam die Treppe hinab.

[Nach der Entdeckung der Liebe zu Breim hat Eilert sich gänzlich von Kirsten getrennt und mit einer Angestellten ein Verhältnis begonnen. Sein und deren — der „Fremden" — Kind lebt, die Mutter aber stirbt in Mentone. Kirstens Hingabe führt die innerlich einander Bestimmten endlich wieder zusammen.]

Anfang Februar im Jahre darauf sagte Eilert Stange eines Tages zu seiner Frau, indem er von Tische aufstand:

„Heute abend verreise ich auf zwei Wochen."

„Wohin geht die Reise?"

„Nach Mentone", antwortete er und ging in das Wohnzimmer.

Sie verlangte nicht mehr zu wissen. Er hatte ihr im Herbst auf ihre direkte Frage gesagt, daß die Fremde in Mentone wohne.

— Er blieb nicht zwei Wochen fort, sondern zwei Monate. Kurz bevor er heimkehrte, las sie in den Zeitungen der Stadt die Anzeige von ihrem Tode. Sie war unterzeichnet: „Ihre Geschwister."

An einem Aprilnachmittag, kurz bevor die Dämmerung hereinbrach, kam er. Kirsten hatte einen Spaziergang gemacht und wollte gerade die Treppe hinauf in das Haus gehen, als sie sah, daß Eilert um die nächste Ecke gefahren kam. Eine Anmeldung, daß er kommen würde, hatte sie nicht erhalten. Vielleicht wußte man im Kontor Bescheid, aber sie hatte nicht fragen wollen.

Sie ging schnell hinein und warf den Mantel ab. Sie setzte sich an den Flügel und beugte sich über ein Notenheft. Ein wenig gespannt war sie ja. Ein jeder seiner Schritte auf dem Vorplatz, während er ablegte, wirkte in ihr wie kleine Stöße. Es währte so lange, bis er fertig war. Aber als er eintrat, fiel es ihr auf, daß er schneller kam als sonst.

„Guten Tag!"

„Guten Tag, Eilert!"

Er schlenderte durch das Zimmer.

„Wie geht es denn hier zu Hause?"

„Den Jungen geht es gut."

„Wo sind sie?"

„Mit den Mädchen ausgegangen. Ich erwarte sie jeden Augenblick zurück."

Er fuhr fort, zu gehen. Zum erstenmal in seinem Leben sah sie, daß es ihm ein wenig schwer wurde, seine Hände unterzubringen. Er steckte sie einen Augenblick in die Hosentaschen, ließ sie dann an den Seiten herabhängen und legte sie endlich zusammen auf den Rücken. Seinen Gang hemmte er aber nicht.

„Willst du ein wenig essen?"

„Nein, ich danke."

Sie fand, daß er müde und angegriffen, beinahe struppig aussah. Sie

Digitized by Google

wartete darauf, daß er auf sein Zimmer hinauf oder hinunter in das Kontor gehen würde. Es war gegen seine Gewohnheit, über das Notwendigste hinaus mit ihr unter vier Augen zu bleiben.

Die Dämmerung kam zu den Fenstern hinein und schlich an den Wänden entlang bis in die Winkel und Ecken, wo sie sich sammelte. Aber als diese angefüllt waren, drang sie auch mitten ins Zimmer ein.

Sie fühlte, daß er etwas von dem Kampf, dessen Zeuge er da unten in Mentone gewesen war, mit nach Hause gebracht hatte. Sie konnte sein Gesicht nur noch undeutlich erkennen, während er, die Ellbogen auf die Knie gestützt, dasaß. Es lag eine Schwere in der Stellung. Aber ihre wunden und angespannten Nerven konnten spüren, daß er nicht ruhte.

„Wo ist das Kind, Eilert?"

Er schwieg so lange, daß sie schon aufgegeben hatte, eine Antwort zu erhalten, als er sagte:

„Das Kind . . . das ist bei den Pächtersleuten. — Ich schrieb ihnen . . . von Mentone aus. — Sie gingen darauf ein, es zu sich zu nehmen . . . bis auf weiteres."

„Ist es gleich dahin gebracht worden?"

„Ja."

„Wer war dir auf der Rückreise behilflich?"

„Eine Dame . . . eine schwedische Dame . . . ganz von Mentone her."

Es entstand ein langes Schweigen. Sie konnte nicht mehr stillsitzen. Sie mußte vom Stuhle aufstehen und an das Fenster treten. Das Notenheft hatte sie mitgenommen. Aber sie sah hinaus.

Die Aprilsonne hatte vor einigen Stunden den Schnee und das Eis geschmolzen und hatte mit Frühlingsverheißungen geglitzert und gelächelt. Jetzt war sie fort. Die Winterschatten waren wieder hervorgekrochen und hatten Wasserlachen und Tropfenfälle erstarren gemacht. Es lag eine Haut über dem Himmel, spröde und hellgrau, wie das dünne, neue Eis über den Rinnsteinen.

„Kirsten", klang es finster und leise von tief drinnen im Zimmer her, wo er saß.

Sie wandte sich nach ihm um.

„. . . Ich bin ein besiegter Mann; aber ich kann mich nicht ergeben — ich habe mich selbst erforscht — ich kann es nicht."

Sie lauschte gespannt. Sie hörte etwas Neues in ihm. „Du erhältst meine Hand nicht vor dem Tage, wo mein Herz sie dir reicht, — sie dir reichen muß."

„Nein, nein," lautete ihre Antwort. „Ich bitte dich auch nicht eher darum."

„Ich weiß, daß du mir nie hast wehe tun wollen."

„Nein, das habe ich nie gewollt."

„Aber ich habe dir wehe tun wollen."

„Das habe ich gefühlt, Eilert. Und das hat mich mehr geschmerzt als alles andere."

„Ich werde dir auch in Zukunft vielleicht noch wehe tun." Nach einer Weile fügte er, beinahe flüsternd, hinzu:

„Es ist nicht sicher, daß du mit deiner Hand bereit dastehst, wenn ich dir einmal im Laufe der Zeit die meine reiche."

Sie starrte mit großen Augen hinüber, dort, wo er saß. Sie hörte den Notschrei, der von ihm kam.

„Gott sei Lob und Dank, daß du reden kannst."

Digitized by Google

Mehr wurde nicht gesagt.

Aber draußen auf dem Vorplatz erscholl ein Gepolter. Es waren die Jungen, die nach Hause kamen.

[Eilert kommt nun eines Tages mit gefährlich gebrochenem Bein heim und bietet so Gelegenheit, ihm Liebes zu tun.]

Als der Arzt fertig war und sich entfernt hatte, blieb er liegen und sah mit Augen voller Haß auf das zertrümmerte Glied hinab.

„Ich habe keine Zeit zu so etwas", war das einzige, was er sagte.

Ein paar Tage später blieb die Krankenpflegerin aus. Und das war eine willkommene Gelegenheit für Kirsten, einzugreifen. Und er fand sich einigermaßen darein, daß sie ihm half, bis sie ihm eines Tages die Füße waschen wollte.

„Nicht du. Ein anderer kann das tun."

„Aber wenn ich es doch so gern will, Eilert."

„Du kannst ja einem von den Mädchen sagen, daß sie es tut."

Sie stand mit aufgestreiften Ärmeln da und hielt den Schwamm in der Hand und sah müde aus. Sie hatte die letzte Nacht wenig geschlafen.

„Bin ich dir in dem Maße zuwider, daß du nicht willst, daß ich dir helfe?"

Er tat, als beachte er die Bewegung nicht, die aus ihren Worten sprach:

„Es ist ekelhaft, andern die Füße zu waschen."

„Fandest du das auch, als du meine wuschest, — damals ehe Alf geboren wurde?"

Er wandte das Gesicht nach der anderen Seite herum.

„Nein."

Und dann machte sie sich an die Arbeit.

Sie hatte gesiegt. Von nun an war sie es und sie allein, die ihn pflegte.

Wenn ein Kummer nach dem andern einen Mann trifft, kann ein verhältnismäßig kleiner Kummer oder nur eine Verdrießlichkeit das Gefühl des Unglücks über alle Grenzen anschwellen machen.

Die Hilflosigkeit, in der er hier lag, streifte die äußere Würde ab, mit der er beständig das Mißgeschick getragen hatte. Er litt wohl auch unter der kleinen Niederlage ihr gegenüber; denn er griff zu der Waffe des Verlierenden.

Er quälte sie hin und wieder mit Boshaftigkeiten. Er kämpfte gegen sie und gegen die eigene Hilflosigkeit an, indem er Streit anfing. Und es war nicht schwer, Veranlassung dazu zu finden. Sie war unpraktisch — ungewohnt, wie ihr diese Arbeit war. Sie konnte dies oder jenes vergessen, was absolut getan werden mußte. Und da geschah es mehr als einmal, daß er in höhnischem oder barschem Ton befahl, man möge so schnell wie möglich nach einer neuen Krankenpflegerin schicken. Aber sie schwieg und arbeitete und behandelte ihn wie jemand, der großer Nachsicht bedarf.

„Du gehst mit mir um, als wenn ich dein Vater wäre," sagte er eines Morgens, als sie sein Haar bürstete. — Sie hielt mit ihrer Arbeit inne, und es währte eine ganze Weile, ehe sie daran dachte, daß sie fortfahren müsse.

Daß er das übers Herz brachte, daß er sich so tief entwürdigen konnte! Es war nicht Zorn, was sie empfand, sondern Mitleid! — nicht nur mit

Digitized by Google

ihm, sondern mit allem Leben, mit dem Leben, das einen Mann wie Eilert so klein und gering machen konnte.

Sie war mit seiner Morgentoilette fertig, als sie erwiderte:

„Hier oben ist wohl nichts, was dich an Vater erinnert?“

Nie zuvor hatte sie einen so tiefen Einblick in seinen Groll über ihr Verhältnis zu dem Vater genommen. Er sah wohl den Anfang zu seinem Unglück darin. Und — er hatte wohl leider recht.

An einem andern Tage, als sie um ihn beschäftigt war, sagte er mürrisch und abweisend:

„Du tust so viel für mich. Weniger wäre auch genug.“

„Ich habe ja niemand, für den ich lieber etwas täte.“

„Nein. — Jetzt nicht. Das ist wohl die Tatsache, aus der alle Wohltaten ersprießen.“

Sie tat, als höre sie ihn nicht. Sie machte sich etwas draußen zu schaffen. Als sie wieder hereinkam, begrüßte er sie mit den Worten:

„Wenn er ... der andere ... den ich zur Stadt herausjagte, mit gebrochenem Knie ins Nebenzimmer gebracht würde ... ja, dann ...“

Da sah sie ihm gerade in die Augen und lachte, obwohl die Tränen herabrollten, obwohl sie unter seiner Bosheit erschauerte. Sie hätte sich an ihn schmiegen und ihm alle ihre Zärtlichkeit auf einmal schenken können. Aber sie machte keinen Versuch zu dergleichen.

„Du, die du mich liebst ... warum überzeugst du mich nicht von deiner Liebe?“ sagte er. Sie antwortete nicht, fuhr aber mit ihrer Arbeit fort. — „Das kannst du nicht ... — Du hast dich auf deine armselige Liebe zu mir resigniert.“

„Nein, Eilert.“

„Das ist das Gefühl, bei dem man sich beruhigt und das man verhätschelt, so gut man kann, wenn einem nichts weiter oder mehr geblieben ist.“

Sie antwortete nicht. Und nach einer Weile sagte er:

„Du bietest mir eine Ofenecke, in der ich mich wärmen kann. Aber du selbst ...“

„Du bist krank, Eilert ... gemütskrank.“

„Ich bin völlig klar im Kopf.“ — Nach einer Weile mußte er wieder anfangen: „Kannst du das ... das was geschehen ist, aus unserm Leben fortschaffen? ... es wegnehmen, so daß alles bleibt, als sei es gar nicht geschehen?“

„Nein, das kann ich nicht. Und jetzt würde ich es auch gar nicht tun, selbst wenn ich es könnte; denn ich glaube, du mußt durch dies Unglück hindurch ... mußt es überwinden, so daß es, trotz allem uns zum Segen wird.“

Er lag eine Weile da und dachte an ihre Worte.

„Beweise mir, daß ich dir mehr bin als die andern, daß ich Nummer eins bin ... nicht in der Reihenfolge, sondern dem Gewicht ... dem Wert nach.“

„Du sollst überzeugt werden, denn du sollst dahin kommen, daß du an mich glaubst.“

„An dich glaubst, sagst du.“ Er seufzte tief. Und die Stimme wurde warm wie Blut und Tränen, als er sagte: „Ja, hilf mir zu glauben. — Mache, daß es in mir schreit: — Sie ist nicht vergebens gestorben ... um meinetwillen.“

„Fühlst du denn nicht, daß sie nicht vergebens gestorben ist? — Weißt

Digitized by Google

du nicht, daß jetzt das Böse und Bittere in dir ausschlägt? Früher schlug es nach innen."

Er verfiel in Sinnen und sprach an diesem Tag nicht mehr.

[Das Museum sind die Räume Aage Strahls, des Vaters von Kirsten, mit all jenen Erinnerungen, die etwa noch zwischen ihr und Eilert hätten stehen können.]

Fast drei Monate war er an das Schlafzimmer gefesselt gewesen, und er hatte sich eine ganze Woche im Gehen geübt, als er eines Vormittags mit Hilfe einer Krücke die Treppe hinab- und in die Stuben hineinhumpelte. Kirsten war ausgegangen. Und er hatte absichtlich zu seinem ersten Ausflug eine Zeit benutzt, wo er allein war; denn er wollte Hilfe von niemand haben, und er wollte Kirsten nicht verletzen, indem er sie zurückwies.

Oben hatte er in der letzten Zeit unter der Julisonne und Julihitze gelitten, weil das Zimmer nach dem Hofplatz und nach Süden hinaus lag. Aber hier unten herrschte Schatten und Kühle.

Ihm wurde ein wenig schwindelig, so daß er sich setzen und warten mußte. Es war still hier. Die Jungen waren mit Fräulein Helga Förde nach dem Heidhof hinausgezogen. Alle Gegenstände in der Stube waren heute so deutlich, gleichsam aufgefrischt. Es war verändert hier seit dem letztenmal. Die Teppiche waren fortgenommen . . .

Er erhob sich und ging an den Fenstern entlang und sah nach den Speichern hinüber. Dort herrschte heute reges Leben. Alle Türen standen offen. Die Leute achteten nicht der Wärme, hatten gleichsam keine Zeit dazu.

Er stand still und blieb lange stehen und sah ihnen zu. Und er seufzte tief. Aber plötzlich kehrte er den Fenstern den Rücken und humpelte durch das Zimmer und in die andere Stube hinein. Die Tür stand offen. Alle Türen waren weit geöffnet. Und er humpelte von einem Zimmer in das andere.

Aber in Aage Strahls ging er nicht hinein. Er stand vor der Türschwelle. Die Augen suchten nach dem „Museum", fanden es aber nicht. — All das Alte war verschwunden, und Möbel aus den andern Zimmern waren hineingestellt.

Da machte er einen Schritt über die Türschwelle und sah sich um, als könne er sich möglicherweise geirrt haben. — Auch das Bild war weg. Was hatte sie nur auf einmal mit dem allen gemacht?

Er humpelte umher und suchte nach dem „Museum". Entdeckte es aber nirgends. Oben konnte es nicht sein und noch weniger unten.

Er setzte sich an das Fenster und verfiel in Sinnen. Er sah nicht ein einziges Mal nach den Speichern hinüber.

Bei Tische fragte er:

„Was hast du mit . . . mit dem Bilde gemacht? . . . Mit dem Gemälde deines Vaters?"

„Es ist verkauft."

Sie sah ihn nicht an.

„Aber das übrige? . . . Das Museum?"

„Verkauft. — Die Möbel und das Klavier auf einer Auktion in der Stadt. Die Briefe und die Bilder teils verbrannt, teils dem Verleger

Digitized by Google

geschenkt, ebenso alle Manuskripte. — Es befindet sich hier im Hause kein Stückchen, keine Faser mehr, die Aage Strahl gehört haben."

Er sah sie mißtrauisch an. Aber nun wich sie seinem Blick nicht aus. Ihre Augen waren ruhig wie das ganze Gesicht, in dem sich keine Muskel rührte, in dem die Farbe nicht wechselte. Er schlug zuerst die Augen nieder. Und da sagte sie, ohne ein Zittern in der Stimme:

„Die Toten müssen sehen, wie sie fertig werden. — Wir, die wir leben, bedürfen der Hilfe."

Die beiden sprachen während dieser Mahlzeit nicht mehr miteinander.

Er kroch auf sein Zimmer hinauf und verschloß die Tür und blieb den ganzen Nachmittag dort. Er hatte sich darauf gefreut, später noch eine kleine Weile auf dem Kontor zu arbeiten. Aber daran dachte er nicht mehr.

Ihre Worte von den Toten und von den Lebenden klangen in ihm wieder. Und ließen sich nicht verscheuchen.

Während der letzten Monate hatte er oft an seinen Vater gedacht. Trotz all seiner Kämpfe war er mehr und mehr wie der Vater geworden, — das Menschliche in ihm nahm mit jedem Jahr, das verging, ab. Das wußte er. Konnte aber dieser Ebbe keinen Einhalt tun. Es war nicht zu wissen, wieviel in ihm zurückbleiben würde. Vielleicht würde er damit enden, daß er seinen Söhnen gegenüber so dastand, wie der Vater schließlich ihm gegenüber gestanden hatte — als etwas Lebendes, das erloschen, zu Stein geworden war, zu einem großen Stein, der den Lebensdrang, den Tatendrang im Sohne absperrte, — zu einem Stein, der sprechen konnte, der sagte: „Es gibt nur ein Glück, wenn es überhaupt eins gibt, und das heißt Arbeit." Und dann versperrte er ihm den Weg zur Arbeit. Was hatte nicht der Vater im Verhältnis zu dem Menschen und namentlich zu der Mutter durchleben müssen, um so zu werden, wie er wurde. — Aber die Toten bedurften keiner Hilfe. Er bedurfte ihrer, er, der lebte und nicht zu Stein werden wollte, — der dem Vater nicht recht geben wollte, der es ihm aber in seinem Leben, in seiner langsamen Erstarrung zu Stein gab..

Vater hatte vielleicht nicht dagegen angekämpft. Aber auch er mußte die Ebbe gefühlt haben. Und er hatte keine Hilfe erhalten. Er hatte auch wohl die Hilfe nicht gesucht — trotzig und finster wie er war, so wie der Sohn, ja vielleicht wie alle Stanges. Er kannte sie ja so wenig . . .

Aber er . . . er, der lebte, bedurfte der Hilfe, ehe es zu spät war. Und niemand konnte sie ihm gewähren . . . Nicht einmal seine Söhne, obwohl sie ihm so viel gewesen waren in diesen bösen Jahren. Sie waren zu jung, wie er selber einmal zu jung gewesen war, um dem Vater zu helfen . . .

Wenn es wahr wäre, das, was Kirsten tat, als sie das „Museum" verkaufte und verbrannte! — Es waren die liebsten Dinge, die sie besaß. — Es war vielleicht nur ein wenig böses Gewissen, das vertrieben werden sollte . . . — Sie wollte sich am Ende nur etwas durch dies Opfer erkaufen . . . eintauschen . . . — Wenn er ihr in bezug auf diese Handlung glauben konnte! . . .

Am Vormittag des nächsten Tages humpelte er wieder die Treppe hinunter. Und er ging allein. Er hatte ausdrücklich gesagt, daß er keiner andern Stütze bedürfe als seiner Krücke.

Als er in das Zimmer kam, erblickte er ein kleines Kind, das auf einem Plaid auf dem Fußboden saß. Es mochte fünfzehn, sechzehn Monate

Digitized by Google

alt sein. Rings um sich her hatte es allerlei kleine ungefährliche Gegenstände. Im Augenblick nagte es an einem Aschbecher. Aber als es ihn gewahrte, nahm es den Aschbecher vom Munde und lachte mit seinen fünf, sechs Zähnchen.

Eilert Stange sah sich um. Hier war kein dritter. Er lauschte auch und hörte nur das Geräusch der Straße. Da wandte er sich ab und setzte sich mit dem Rücken halb dem Fenster zugekehrt und mit der Aussicht auf das Gesicht des Kindes. Die Krücke legte er auf den Fußboden.

„Kirsten!" rief er.

„Ja", ertönte es aus einem der Zimmer nach der Straße hinaus. Nach einer Weile erschien sie in der Tür mit dem ruhigen, ein wenig bleichen Gesicht.

„Das Kind . . . warum . . . warum?"

Er hielt inne und die Augen wurden groß, während er sie anstarrte.

„Du hast ja weißes Haar, Kirsten!"

„Graues meinst du wohl. — Ja, in meiner Familie wird es früh grau."

„Ich habe doch nicht gesehen . . ."

Wieder hielt er inne, und nun wandte er das Gesicht langsam dem Fenster zu und schwieg. Dann sah er sie abermals an. „Ich meine, ich habe es bis heute nicht gesehen."

„Nein, ich habe mich entschlossen, es nicht mehr zu färben."

Er sah sie an und wurde nachdenklich. Das Kind hatte er vergessen.

„Warum willst du es nicht mehr färben?"

„Es nützt ja doch nichts, daß es schwarz ist. Du streichelst es doch nicht mehr . . . — Vielleicht wirst du es jetzt eher tun, wo es grau ist."

Er senkte den Kopf, und es ward so still zwischen ihnen. Aber das Kind an der Erde war des Aschbechers überdrüssig geworden und warf ihn von sich, so daß es knallte.

„Das Kind . . . weshalb hast du es hierher geholt?"

„Es ist so lange her, seit du es gesehen hast, fand ich."

„Ja . . . ja . . . aber du?"

„Wenn es dir eine Freude machen kann, es hier zu haben, so soll es mir nicht zuwider sein . . . — Ich . . . ich habe ja auch meinen Anteil daran, daß es in die Welt gesetzt wurde."

„Du tust mir nur Gutes", ertönte es mit seiner finstersten Stimme, und das Gesicht krampfte sich zusammen. „Ich tue dir nur weh . . . du bist stärker als ich . . . deine Liebe ist größer als die meine . . . — Kirsten . . . ich . . . ja, ich kann nicht zu dir herkommen. Nicht so leicht, wie du zu mir kommen kannst —" er sah hastig auf die Krücke nieder, die am Boden lag, und dann schnell zu ihr hinüber —; „aber — hm — aber, wenn deine Hand heute offen ist, so komme damit. — Ich bitte dich darum, Kirsten."

Sie ging zu ihm hin, ruhig und fest im Gange wie in den starken Augen. Und er zog sie zu sich auf das Knie des starken Beins und hielt sie fest, während er mit einer tastenden Stimme sagte:

„. . . Ich bin ein besiegter Mann . . . aber es geschieht zuweilen, daß derjenige, der verliert, eigentlich der Sieger ist."

Er war ein wenig bleich um Augen und Mund.

„Vielleicht kann ich dir auch in Zukunft noch wehe tun, Kirsten . . ."

„Was macht das, Eilert, wenn du auch gut gegen mich bist, so recht, recht gut gegen mich bist."

Digitized by Google

Und nun weinten beide und sahen sich an.

Da war so viel, was gesagt werden mußte, und das eine konnte nicht an dem andern vorüberkommen. Es herrschte ein Gedränge in ihnen beiden. Und so kam es, daß sie beide lange schwiegen.

„Du bist schön mit deinem weißen Haar. — Jung und weiß."

Sie lächelte mit feuchten, schimmernden Augen:

„Jung und weiß. Das klingt, als wenn ich eine Braut wäre."

„Das bist du auch, Kirsten . . . Und deine weiße Krone hast du von deinem Bräutigam bekommen."

„Jetzt bin ich dankbar dafür, Eilert."

„Es ist eine schwere Gabe . . . schwer . . . schwer, Kirsten."

„Schwer, aber auch wertvoll — wie eine Krone es sein soll . . ."

Aus dem „Schlüssel zur ganzen Welt"

[Der kleine Erik hatte sich seinen Eltern, als mit wachsender Kinderzahl etwas Armut und Verbitterung eingetreten war, mehr und mehr entfremdet, soweit, daß er eines Tages als Schiffjunge heimlich davongehen wollte. Die Eltern hatten ihn aber dabei entdeckt und gehalten. Der Ausflug vereint wieder die Familie in alter Fröhlichkeit.]

Den Sonntag, der auf Eriks Fluchtversuch folgte, machte die ganze Familie einen Ausflug auf die Gemeindeweide, Brüderchen und Julius im Kinderwagen, die andern fünf zu Fuß. Sie hatten früh Mittag gegessen, damit der Nachmittag recht lang sei, und das Vesperbrot wurde zurecht gestrichen und in einen kleinen Kober in den Wagen gelegt.

In diesem Jahre machte die Familie zum erstenmal einen Ausflug, obgleich es Ende Juni war. Vergangenen Sonntag waren Mutter und Vater zu müde gewesen. Aber heute hatte Mutter getrieben, daß sie hinauskamen.

Tage der Wonne — Schwinden so bald,
Leuchtende Sonne — Lockt in den Wald

sagte Mutter. Die Straßen waren leer und verschlafen und voller Sonne. Der Sonntagnachmittag wurde in allen umliegenden Häusern verdaut. Und die wenigen, die hinausgingen, waren still und feierlich, als wollten sie die Mittagsruhe der andern nicht stören.

Erik wagte Vater nicht anzusehen; denn Vater hatte mit ihm noch nicht von dem Fluchtversuch gesprochen. Und er war gespannt, ob er etwas darüber hören würde, oder ob Vater sich den Anschein gäbe, als wisse er nichts davon. Beide gingen schweigend.

Aber Mutters Mund ging wie geschmiert. Ja, sie schien ein ganz neuer Mensch zu sein. Nur im Sommer kam sie vor die Türe, und jetzt ging sie einher und wunderte sich über alle Veränderungen seit dem vergangenen Jahre. Manche Häuser waren frisch gestrichen, auf andern waren neue, rote Dachziegel gekommen. Ja, wieviel Geld den Leuten diese Häuser kosteten. Bei Petersen draußen an der Schanze waren Spiegelglasscheiben eingesetzt und darüber freute sie sich gerade so sehr. — Nein, wie weit das neue Schulgebäude vorgeschritten war! Jetzt hatten sie Hohlziegel darauf gelegt. Vergangenes Jahr waren sie erst

Digitized by Google

am ersten Stockwerk . . . und jetzt waren es drei. Und alles aus Stein. Heutzutage mußte alles so groß und prächtig sein. Wie sie klein war und auf die Wanderschule ging, war es ganz anders. Und die Leute brachten's dort auch zu etwas, wenn sie auch nicht so überaus viel lernten, wie die Kinder heutzutage.

Als sie hinaus aufs flache Land kamen, blieb sie stehen und sah auf den Fjord. Von hier nahm er sich so ganz anders aus, meinte sie, als drinnen in der Stadt.

„Heut ist es klar. Der Strand von der andern Seite liegt uns so nahe — genau als sähen wir durch ein Fernrohr."

Ihr Gesicht, das hinausblickte, spiegelte eitel Lust und Erinnerungen.

Aber die Hügel zur Gemeindewiese schoben Vater und Erik den Wagen. Die Mutter folgte und zog Schwesterchen und Rudolf, die sich schon müde gelaufen. An jeder Hand führte sie einen. Der Kleiderrock war hochgeschürzt; denn sie trug ihr schönstes Kleid und sie arbeitete sich warm und atmete schwer, als sei sie mitten in der Alltagsarbeit.

Oben auf der Höhe wurde es flach und ruhig. Und da ließ sie die Kinder los, die dem Wagen nachliefen.

Nein, wahrlich, sie hätte nicht geglaubt, daß sie schon dieses ganze Stück Wiesenland abgemäht hatten.

Sie mußte eine Handvoll Heu nehmen und daran riechen. Es war dünn und krachtrocken; aber das bißchen, was hier gewachsen, war gut geraten. O ja, der Frühling war dieses Jahr früh gekommen und es hatte zu wenig Regen gegeben. O, dieser Boden war sehr arm. So mußten die Leute schnell mähen, um das bißchen Heu, was sie brauchten, zu bergen.

Sie bogen von der breiten Landstraße ab, in eine kleine, die sich verwahrlost und winklig durch ein paar Höfe wand, bis zum Wald hinein. Die Hütten waren grau und schief und schienen schlecht gehalten. Auf dem einen der beiden Höfe liefen einige zerzauste Hühner umher und um den Hackeblock vor der Holzbodentür lagen Splitter und Abfälle und Späne in solcher Menge, als seien sie seit vergangenem Jahre nicht fortgefegt. Ein Wagen lag umgestürzt und wartete auf das eine Rad, das an einer Wand stand und den eisernen Reifen verloren hatte. Daneben lag ein Rechen und protzte mit den Zahnstumpfen, die er noch hatte. Alles stand und lag, als sei es vor Jahr und Tag den Leuten aus den Händen gefallen. Die Türe an dem grauen Hauptgebäude war bestimmt einmal rot gestrichen gewesen; denn an einzelnen Stellen war sie noch etwas gerötet. Oder vielleicht war sie nie richtig gestrichen gewesen. Vielleicht hatte jemand sie als Probierstein benutzt und ihr einige Pinselstriche versetzt. Daher diese fast verwischte rote Farbe inmitten all dieses ärmlichen Grau. Aus dem Schornstein rauchte es leicht und zugleich auch aus der Dachfirste, zu beiden Seiten des Schornsteins.

„In dem Kirchspiel, wo w i r wohnten, Vater, war eine andere Ordnung."

„Ja, da hast du recht."

„Daß die Bauern in der Nähe der Stadt ihre Hütten nicht ordentlich streichen und die Erde nicht gut düngen!"

„Die Leute scheinen sich nicht mal zu schämen, wenn sie so nahe der Stadt wohnen," sagte Vater.

Digitized by Google

„Nein, man muß es fast glauben."

Im Schatten des Waldsaumes ließen sie sich nieder, hier lagen sie hoch und hatten die Aussicht über den Fjord! Weit dahin, wo Vater und Mutter in ihrer Jugend fortgezogen waren.

Die Lustschiffe unten auf dem Fjord rührten sich nicht vom Fleck. Wie weiße Insekten lagen sie und schliefen, während sie auf den Abend warteten, um herumzusegeln. Eine weiße Wolke war wie ein schmales Band über den Himmel gespannt. Sie behielt ihre Form, wurde jedoch dünner, fast durchsichtig. Es bildeten sich Lücken in ihr, die sich blau füllten. Das Band wurde zu weißen Stücken und die Stücke wurden immer dünner, bis alles blau war.

Die kleine Festung drüben am Fjord reichte nicht bis ans Wasser mit ihrem Bug. Und der Strand lag an der andern Seite auch hoch, als wolle er sich besser spiegeln, und keine Schatten fielen im großen Raum, weder hoch oben, noch tief unten.

Hier im Schatten des Waldes umwehte die Kühle Mutter und Vater lind und sanft. Sie wurden von der Ruhe erfüllt. Sie hörten die Kinder nicht im Gras umherkriechen. Erik war der einzige, der still neben ihnen saß.

„Wenn die Kinder einst erwachsen sind, wollen wir einmal in die Heimat fahren, Vater."

„Damit hat's noch lange Wege."

„Wer etwas Gutes erwartet, wartet nicht zu lange."

„Wenn es nur nicht zu lange dauert . . ." meinte Vater.

„Ja, denn es wäre so schön, den Wald wiederzusehen, wo ich gehütet habe; wenn sie ihn nur nicht abgehauen haben. Denn es ist nicht gesagt, daß der Besitzer des Waldes so an ihm hängt, wie ich, die ich nur dort gehütet habe. — Udwold möchte ich doch nicht wiedersehen. Nein, nein, dort habe ich es zu schlecht gehabt . . . Aber die Alte auf Re möchte ich gern aufsuchen. Sie war so gut . . . Denk dir, sie lebt noch . . . sie muß schon neunzig Jahre alt sein, du . . ."

Bald darauf blickte sie sich um und sah über die Bäume hin.

„Hier im Walde hört man keine Schellen . . . es fehlt im Walde etwas so ohne Schellengeläut."

Sie blieben sitzen und blickten über den Fjord, der weit hinten von niedern Gipfeln eingeschlossen wurde. Da murmelte der Vater:

„Wir hätten uns auch durchgeschlagen, wenn wir in unserm Kirchspiel geblieben wären."

„Ja, das sollte ich meinen. Wenn man so schwer arbeitet, wie wir, schlägt man sich überall durch, denke ich. In der Stadt und auf dem Lande, in Norwegen und Amerika."

„Aber es ist schwer auf dem Lande, wenn man keinen Grund und Boden hat," meinte er.

„Das ist ein wahres Wort."

„Kein Mensch in der Welt hat es so gut wie der Bauer, wenn er auf seinem Hofe sitzt, ohne allzu große Schulden."

„Ja, das stimmt," sagte Mutter. „Wer's auf dem Lande und in der Stadt versucht hat, weiß es am besten."

Schwesterchen kam mit Blumen und legte sie in Mutters Schoß. Sie wollte sich von ihr einen Kranz binden lassen. Und die Mutter band. Aber

Digitized by Google

die Gedanken waren weit von den Blumen entfernt. Die Augen blickten über den Fjord.

„Wenn ich reich würde, baute ich mir ein Haus oben in Aasbygden. Dort möchte ich gern wohnen."

„Ich würde mir lieber das Haus in einem andern Kirchspiel bauen", sagte der Vater. „In einem Orte, wo ich nicht als Kätnerjunge gewesen bin. Die Leute waren unangenehm und ich fürchte, sie würden es immer bleiben, wenn ich wieder zurückkehrte."

„Dann bauten wir eine Hütte im Djuptal, Vater!" sagte Mutter und lachte und setzte den Kranz auf Schwesterchens Kopf.

Erik mußte Mutter ansehen. So hatte er sie früher auch gesehen, aber es war schon lange her. Diesen Ton erkannte er wieder. So hatte sie gesprochen, wenn Vater ernst und finster war.

Vater sagte:

„Ich würde zufrieden sein, wenn ich so lange leben könnte, daß ich alle meine Kinder gut vorwärts kommen sähe, und ich selbst so gesund wäre, daß ich bis zu meinem Tode arbeiten kann. Ungern würde ich ihnen zur Last fallen. — Erik wird wohl ein tüchtiger Mann werden. Er darf nur nicht den Mut verlieren, wenn es bei uns zu Hause eng und knapp ist. Aber wir dürfen uns nicht wundern, daß er nahe daran war, den Mut zu verlieren, denn wir haben ihn selbst fast verloren. Und es war wohl auch zu viel geworden."

Vater schwieg eine Weile, ehe er fortfuhr:

„Erik wird wohl aushalten, wenn er bedenkt, daß sein Vater es noch schwerer gehabt hat, und daß viele seiner Schulkameraden Gott danken möchten, wenn sie es so gut, wie er, hätten."

Obgleich weder Vater noch Mutter Erik ansahen, wandte er sich ab, um ihnen nicht ins Auge zu blicken. Er verbiß sich das Weinen, konnte jedoch nicht verhindern, daß Tränen hervortraten. Durch die Tränen sah er Fjord und Berge und Himmel, die in einem großen, unbestimmten Raum zusammenflossen, unbestimmt wie seine Zukunft. Er gelobte sich selbst, daß er für Mutter und Vater arbeiten wolle, so daß sie sich bald ein Haus auf dem Lande bauen könnten. Wenn er nur bald erwachsen wäre . . . dann würden sie schon sehen, daß er sie liebte, obgleich er die Gelegenheit hatte benutzen wollen, so billig auf See zu kommen . . .

Nach einer Weile bemerkte er, daß es hinter ihm sehr lebendig wurde. Das Spiel nahm zu und verlangte mehr Platz. Es wimmelte um ihn herum. Mutter hatte den Kleiderrock aufgenommen und kroch mit den Kleinen auf den Knien. Sie führte an.

Dann wurde es stiller. Aus Zweigen und Ästen bauten sie Ställe und Küchen. Weiße Steine, die Schwesterchen und Rudolf vom Wege holten, wurden Kühe und Schafe. Mutter hatte die Spiele aus ihrer Kinderzeit wiedergefunden und sie sang:

Lauf in den Stall, — Such überall,
Ob Kälbchen gekommen. — Hei, Kälbchen springt,
Die Kuhmagd singt, — Warum brummt die Kuh — So traurig Muh — Muh!

Erik hörte Geschnatter und Lachen und Gesang und seine Gedanken folgten schließlich auch dem Spiel. Aber er blieb doch sitzen wo er saß, nur die Tränen waren versiecht. Als der Falbe beschlagen werden sollte,

Digitized by Google

rief ihn die Mutter. Er mußte kommen und helfen, denn Vater war fort. Erik hielt den Hinterfuß des Falben, während Mutter den Huf festschlug. Und dann sang sie:

Beschlag den Falben mit Hammer und Zang,
Morgen trabt er des Wegs entlang.
Beschlag den Falben, er muß zum Fest,
Schon weilen im Schlosse die Hochzeitsgäst.
Beschlage den Falben, ins Königsschloß
Geleitet den Herrn das edle Roß.

Buuuuuh! hörte man aus dem Walde. Das Spielen brach jäh ab, alles Lachen und Rufen verstummte mit eins.

Buuuuuh! klang es wieder und alle horchten.

„Ich glaube, da kommt ein Bär," sagte die Mutter. „Jetzt müssen wir vor allem unser Kruppzeug in Sicherheit bringen."

Rudolf und Julius wimmerten. Da kam der Vater auf allen vieren hinter einem Busche am Waldrande angekrochen.

„Da haben wir den Bär!" rief die Mutter und rannte fort und versteckte sich hinter den Kinderwagen. Die andern ihr nach. Und alle lachten, ausgenommen Julius, der nicht glauben konnte, daß es Vater war, weil er doch auf allen vieren kroch und „Buuuuuh" sagte.

Aber da stand der Bär auf zwei Beinen und zog etwas aus der Tasche. Und jetzt kamen sie alle hervor. Er hatte vier Weidenrohrpfeifen geschnitten. Je eine für die vier Ältesten. Aber Erik bekam die größte und sie hatte drei Töne, während die andern nur einen Ton hatten. Schwesterchen sagte:

„Wenn wir zu lange blasen, gibt es Regenwetter."

Rudolf und Julius zogen die Pfeife aus dem Munde, standen und sahen sich besorgt an.

„Dann hören wir wohl am besten auf", meinte Rudolf.

„Wir können ja so leise blasen, daß der Regen uns nicht hört," schlug Julius vor.

„Ja, das können wir tun," sagte Rudolf und jetzt bliesen sie leise.

Erik saß nahe Mutter und Vater, als er rief:

„Solch einen Ausflug müssen wir nächsten Sonntag auch machen!"

Ihm wurde etwas flau, als er die Worte gerufen hatte, und er wandte sich ab. Es war der erste Satz, den er diesen Nachmittag gesprochen hatte.

„Ja, so lange es Sommer ist, müssen wir hinaus," meinte Mutter. Und Vater sagte:

„Das Schaf findet, daß jeder Busch zum Haus wird. Und wir haben allen Grund, es auch zu finden."

„Der Sommer ist für alle eine gute Zeit," fuhr die Mutter fort, „und am besten für diejenigen, die den Winter über wie das Schaf eingesperrt sind."

„Und auch nur einen Busch und Graswall brauchen, um vergnügt zu sein," sagte Vater.

„Vergnügt, wie das Schaf, ja," sagte die Mutter.

Digitized by Google

Rundschau

Allgemeineres

„Die Brücke"

Unter diesem Namen hat Wilhelm Ostwald ein Unternehmen ins Dasein gerufen, dem auch alle die Beifall und Unterstützung geben werden, die mit den sonstigen universalistischen Bestrebungen des berühmten Chemikers nicht durchweg einverstanden sind. Die Tendenz des Unternehmens ist mit einem Worte gekennzeichnet: es ist Organisation der geistigen Arbeit im allergrößten Stil, was da angestrebt wird — eine Tendenz also, die, ihrem ganzen Wesen nach, den Beifall und die Liebe eines jeden Anhängers der Kunstwartbestrebungen haben wird. Unter Organisation der geistigen Arbeit nämlich will Ostwald verstanden wissen die tunliche Ausschaltung aller Vergeudung edler geistiger Kraft, deren Vergeudung dadurch geschieht, daß ihr ein unangemessener Gegenstand gegeben wird. Von solcher Vergeudung wissen gerade wir Deutschen ein Lied zu singen — wir Deutschen, bei denen ein Staatssekretär auch Kanzlistenarbeiten machen muß, bei denen, in den Staatsprüfungen, Gelehrte von Weltruf die Antworten der angehenden Schulamtskandidaten zu protokollieren haben; wir Deutschen, die wir mit dem Genie eines Hermann Graßmann nicht mehr anzufangen wußten, als dies: ihn Untertertianern den pythagoreischen Lehrsatz — nicht beibringen zu lassen. Aber, ich bin dabei, ein Mißverständnis über die Sache hervorzurufen, für die ich werben möchte. Nicht so hoher Ämter (mit Ranke zu reden) unterwindet sich die „Brücke", Gewohnheiten und Sünden, wie die eben gerügten auszurotten; ihr Programm ist vorläufig enger und daher aussichtsvoller. Sie knüpft an die unangenehmste Erfahrung des Geistesarbeiters an, die in Vischerscher Formulierung die ist, daß man drei Vierteile seines Daseins „versuchen" (das ist mit unnötigem Suchen hinbringen) muß. Dies Suchen kann zweierlei betreffen, objektive und subjektive Daten. Die objektiven können mannigfaltiger Natur sein; wen hätte nicht schon ein unauffindbarer Buchtitel, eine vergessene Adresse, ein verschollener Name bis zum grimmigsten Kopfschmerz gequält? Hier will die „Brücke" das sein, was ihr Name sagt, und zwar zwischen dem Sucher und seinem Gegenstand. Sie wird dies vermögen dadurch, daß sie selbst mit einem umfangreichen Nachweisapparat wird ausgestattet sein, daß sie mit allen schon bestehenden Auskunftinstituten zusammenarbeitet, daß sie genau Bescheid weiß über die Spezialbeschäftigungen aller namhaften Geistesarbeiter der Gegenwart, so daß man also auch in ganz verzwickt liegenden Fällen sogleich vor die richtige Schmiede kommt. Die vermißten subjektiven Daten sind immer einer Art: sie sind die eigentlichen geistigen Objektteufel. Es ist nahezu gewiß, daß, wenn man in der produktivsten Stimmung ist, aber, sie in ein Ergebnis umzusetzen, irgendeine Notiz braucht, daß dann, sage ich, die Notiz genau in dem Moment auftaucht, in dem die Lust zur Produktion dem nachhaltigen Bedürfnis Platz gemacht hat, an irgendeinem Gegenstand die durch stundenlanges vergebliches Suchen aufgespeicherte Wut auszulassen. Einem solchen supplicium, wie abermals Vischer sagen würde, will

Digitized by Google

die „Brücke“ von vornherein dadurch möglichst die Veranlassung entziehen, daß sie vernünftige Methoden, die eigene Geistesarbeit zu organisieren, teils bekannt gibt, teils ausarbeitet. Auch dieser Punkt ist sehr wichtig; er ist so wichtig, daß er der Gegenstand eigener Vorlesungen auf der Universität sein müßte, denn es ist eine traurige Tatsache, daß gegenwärtig die Kenntnis der Wege zur Organisation, das ist, militärisch zu reden, zur eigentlichen „Gefechtsbereitschaft“, der eigenen Kenntnisse und Fertigkeiten sich bei dem einzelnen erst ziemlich spät als ein Nebenprodukt seiner geistigen Arbeitspraxis einstellt, als wodurch ihm natürlich, mäßig gerechnet, zwei Dritteile von den Früchten seiner ganzen früheren intellektuellen Betätigung verloren gehen. Jedoch ist auch hiermit das Programm der „Brücke“ noch nicht vollständig beschrieben. Sie will ferner fördernd wirken auf das Aufkommen gewisser Gepflogenheiten, die zur Vereinfachung des ganzen Stils der geistigen Arbeit beitragen können. Dahin ist zu rechnen das Streben, einheitliche Bücherformate zu erzielen, die Farbennuancen durch wissenschaftlich begründete Ausdrücke festzulegen uud anderes mehr.

Aber auch für die geistigen Schlachten ist das Montecuculische Desiderat von herrschender Bedeutung: das Geld. Ein Institut, wie das eben geschilderte, muß mit reichen Mitteln wirtschaften können; sonst fängt es lieber gar nicht erst an, zu wirtschaften. Daher soll die „Brücke“ als Organisation sich erst dann auftun, wenn ein Wirtschaftsfonds von einer Million Mark gezeichnet ist. Wird der zusammenkommen? Es ist dringend zu hoffen, wenn schon das Institut nicht ausgesprochen jenen Charakter unmittelbarer Menschheitsbeglückung trägt, der erfahrungsgemäß mit sanft überredender Bitte nachhaltig auf die sogenannten Wohltätigkeitsinstinkte zu wirken pflegt. Einstweilen kann man für das Unternehmen am besten, wie mir scheint, dadurch wirken, daß man seinen Plan möglichst weiten Kreisen bekannt gibt. Einen Überblick über Ziele und Mittel des angezeigten Projektes versendet portofrei die Zentrale der „Brücke“ in München, Schwindstraße 30.

Friedrich Kuntze

Von der Sprache

Nein, die Roheit hört noch nicht auf!

Auf den Scherz von A. B. im ersten Juliheft schreibt uns jemand ganz ernsthaft:

„Niemals hätte ich es für möglich gehalten, in einer so ernst zu nehmenden Zeitschrift wie dem Kunstwart einen Artikel zu finden wie den »Hört denn die Roheit gar nicht auf?« Ein Bild, ein Gleichnis soll es nicht sein, wie der Verfasser behauptet (wo denn? K.-L.), also Tatsache, daß fast alle Tage in Deutschland Kinder mit dem Badewasser zusammen ausgegossen werden, noch dazu vom Fenster aus! In den nächsten Nummern des Kunstwarts wird sich wohl eine Erklärung finden; sonst weiß man wirklich nicht, was man mit dem Artikel anfangen soll. Alle Leute, denen ich ihn hier gezeigt habe, schütteln die Köpfe!“

Mir scheint, der Herr Leser hat die Sache wirklich nicht ganz verstanden. Aber ich fürchte, die Roheit wird auch bei solchen Leuten, von denen man das schon sagen kann, bei ihrem Reden und Schreiben doch nicht so bald aufhören. Ein Bild, ein Bild, ein Königreich für ein anderes Bild! Wir sind schon beim vorigen Hefte zweimal in Ver-

Digitized by Google

legenheit geraten, wie wir um das Buben- und Mädelausschütten mit dem Bade herumkommen könnten, und siehe, es ging so „kaum", daß es eigentlich gar nicht ging. Sollte nicht gerade in dem kecken Auftrumpfen der Unsinnigkeit die Lebensstärke dieser Redensart liegen? Daß ich's offen gestehe: ich persönlich empfinde sie eben wegen der Ungeheuerlichkeit zu sehr als den derben Spaß mit einer Unmöglichkeit, als daß ich zum Bewußtsein ihrer Roheit käme. Überbalzungen des Ausdrucks wie etwas „an den Pranger stellen", einen Übelstand „öffentlich geißeln", einem Gegner „ein Brandmal aufdrücken", Redeblüten also, wie sie in der Polemik tagtäglich hin- und hersausen, sind mir persönlich unangenehmer, weil sie an ehemalige irdische Wirklichkeiten erinnern. A

Aus alter Anekdotenliteratur

Heinrich Bebels Schwänke. Zum ersten Male in vollständiger Übertragung und mit Anmerkungen versehen herausgegeben von Albert Wesselski. Zwei Bände. Ganzpergament mit Deckelpressung M. 27.— (Georg Müller, München) — **Die Schwänke und Schnurren des Pfarrers Arlotto.** Gesammelt und herausgegeben von Albert Wesselski. Mit mehreren Bildern und Faksimiles. Zwei Bände. Ganzpergament mit Deckelpressung M. 28.— (Alexander Duncker, Berlin)

Heinrich Bebel gehört zu den deutschen Humanisten und wird deshalb nach alter Unsitte als „Vorreformator" gebucht, obwohl er mit Religion und Reformation nicht mehr zu tun hat als etwa Boccaccio oder irgendein beliebiger der übrigen alten Novellenschreiber, die den Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit einerseits, von Schein und Sein anderseits als besonders interessante Stoffgebiete für novellistische Bilder angesehn haben. Darin haben sie auch ganz recht gehabt. Aber mit Reformation hat es nur sehr von weitem zu tun. Es fehlt jede religiöse Position. Statt dessen ist ein ganz wackrer allgemeiner Moralismus da.

Wenn also der Titel des Vorreformators, den auch der neue Übersetzer ihm gibt, gestrichen werden muß, so hat Heinrich Bebel um so mehr Anrecht darauf, als einer der ersten realistischen Lebensbeobachter und -schilderer in Deutschland angesehen zu werden. Er ist darin dem Florentiner Franco Sacchetti an die Seite zu stellen, der hundert Jahre früher schrieb. Ihn interessierte (wie jenen) alles, was sich das Volk erzählte, doch trägt er es noch anspruchsloser als jener vor und noch mehr zu ganz kurzen Bildern oder Witzen zusammengedrängt. Daher er auch fast fünfhundert Nummern gibt statt der dreihundert des Florentiners. Darunter sind die Keimformen zu einer ganzen Reihe der Grimmschen Märchen, der Schildbürger und sonstigen Narrenbücher, vieler Münchhausiaden, eine Menge unsrer immer neu geformten Witze und die Nach- und Seitenklänge der breiten Novellenliteratur des Mittelalters. Alles auf die kurze Anekdotenform zusammengedrängt.

Anekdotisches muß man entweder in der breiten, genießenden, farbigen Vortragsweise des Boccaccio zu sich nehmen oder in der allerstrengsten Knappheit, die nur stehen läßt, was unmittelbar schlagend die Pointe herausbringen hilft. In jedem von beiden Fällen bleibt die allgemeine Kunstforderung bestehen, daß die Geschichte, ob langsam geschlürft oder kurz geschluckt, durch sich selbst wirken soll. Was das

Digitized by Google

Kleingedruckte am Schluß der Zeitungsfeuilletons so anstrengend machte und zum Teil noch heute macht, ist der Eindruck, daß das Witzige am Witz mit Gewalt zum Gefühl gebracht werden soll. Der wirkliche Witz wird dadurch getötet.

Heinrich Bebel hat bereits prächtige Beispiele der eigentlichen Anekdote, wie sie uns erst der Simplizissimus wieder zum Bewußtsein gebracht hat. Darunter viele, die nur durch die gut gesehene Situation wirken, wie der vom Rothaarigen, der nicht Kaminfeger werden kann, denn „wann er den Kopf oben zum Kamin herausstreckte, so würden die Bauern wähnen, es wäre ein Feuer, drum zusammenlaufen und Sturm über ihn schlagen". Oder von dem Bauern, der die Auferstehung am Jüngsten Tag leugnete, als aber der Priester ihm die ewige Seligkeit absprach, wenn er die Auferstehung leugnete, gab er sie zu, „aber, verehrlicher Vater," sprach er, „Ihr werdet sehen, es wird nichts draus aus der Sach". Meist freilich hat Bebel noch das kleine moralisierende oder auf die Moral hindeutende Schwänzchen, welches die Herkunft dieser Schwänke aus Predigtbeispielen verrät, und das hin und wieder schon in die modernere Erklärung des Witzes übergeht. Wie in der sonst so knapp und gut erzählten von dem Dorfschulzen, „wie den der Reiber im Bad fraget, ob ihm schon das Haupt gewaschen wär, antwortet er: Ich weiß fürwahr nicht drum, unsereiner hat ander Sachen zu bedenken". Schlösse es hier, wär es vorzüglich, aber Bebel fügt hinzu: „Vermeinet, er wär ein in ein solches Amt gestellter Mann, daß ihm nur Sachen gemeines Nutzes angingen, deren es doch in den Dörflein gar wenig und selten gibt." Wundern wird man sich, ein wie großer Teil unsres stehenden Repertoirs an erprobten Witzen schon hier bei Bebel vorhanden ist. Nach Art etwa jenes „von eim Gaukler": „Als ein Gaukler bei der Nacht etliche Dieb in seinem Haus erwischt hätt, saget er zu ihnen: Ich weiß nicht, was ihr hier bei Nacht finden wollt, wo ich am hellichten Tag nichts finden kann."

Die facetiae — dies der ursprüngliche Titel des Buchs — sind lateinisch geschrieben. Der Übersetzer hat den Versuch gemacht, sie in das Deutsch nicht unsrer, sondern der damaligen Zeit zu übertragen. Ich habe den Eindruck, daß es ihm sehr wohl gelungen ist, und daß in der Tat diese alte Sprachform den Scherzen viel besser zu Gesicht steht, als die heutige Sprache ihnen stehn würde. Besonders die natürlich nicht seltenen Derbheiten kommen minder beleidigend heraus. Etwas Widerspruchsvolles hat die Ausgabe darin, daß sie sich in Ausstattung und durch die eine philologische Kritik ausdrücklich abweisende Sprache als eine schönwissenschaftliche, durch die Fülle der Anmerkungen aber als eine gelehrte Arbeit zeigt. Doch mögen diese Anmerkungen, die der wissenschaftliche Erforscher der alten Erzählungsstoffe begrüßen wird, dem Laien einen Eindruck von der Breite des Stromes vermitteln, an dem er mit diesem Buche steht.

Der gleiche Forscher hat bei Alexander Duncker ein andres Anekdotenbuch herausgebracht in gutem und besser als beim Bebel gelungenen Pergamentband, die Schwänke des Pfarrers Arlotto. Dieser Florentiner Zeitgenosse der großen Medici, unter uns noch völlig ein Fremder, ist ein sehr sympathischer Typus eines katholischen Pfarrers. Gutmütig, wohltätig bis zur Selbstentblößung, dabei voll von

Digitized by Google

scharfer Menschenbeobachtung und schlagendem, oft sehr derbem Witz, zu allem Scherz bereit, bei hoch und niedrig gleich gern gesehen. Die Florentiner „burla“, der Schabernack, ist sonst im Grunde herzlos. Aber die Roheit mancher von Sacchetti erzählten Streiche kann einem die Haut schaudern. Bei Arlotto kommen Grausamkeiten vor, doch mäßiger und stets motiviert als verdiente Strafe oder gar als Wohltat für andre. Sein Witz hat, wie Wesselski ausführt, den Humor, der sonst den Florentinern jener Zeit fehlt.

Lorenzo der Magnifico erzählt von diesem seinem Konkurrenten in der Volksgunst, wie er ihm in einer Schar von Laufenden begegnet sei. Es ging zu einem Wirte, der ein neues Faß angestochen hatte; und man habe ihm von Arlotto berichtet, er knie bei der Wandlung im Sakrament nicht eher nieder, als bis er wisse, ob auch ein guter Wein im Kelche sei; denn bei einem schlechten könne er nicht an die Verwandlung des Weines in das Blut Christi glauben.

Die Volkstümlichkeit des Mannes muß ungeheuer gewesen sein. Florenz war voll von seinen Geschichten. Sechzehn Jahre nach seinem Tode — er starb 1484 im Alter von achtundachtzig Jahren — erschienen die ersten Sammlungen seiner Scherze; denn er selbst hat nichts aufgeschrieben. Noch im siebzehnten Jahrhundert bestellte man Bilder nach seinen Schnurren. Die Besucher der Florentiner Uffizien erinnern sich vielleicht eines sehr eindrucksvoll gemalten Bildes, das in hellem Licht eine Tischgesellschaft gegen blauen Himmel auf einer Dachloggia — im Hintergrund Florentiner Dächer — darstellt. Rechts ein mit der Faust drohender Priester, in seiner Linken einen Krug. Das ist Arlotto. Noch heute erzählt man seine Scherze. Bei einem kleinen Wallfahrtsfest auf den Bergen hinter Fiesole hörten wir die Leute sich Arlottogeschichten erzählen.

Auch mit dieser Sammlung stehen wir an demselben breiten Erzählungsstrom wie bei Bebel. Denn vieles, was der Pfarrer auftischte, hat er daher entnommen und mitunter in auffälliger Verfeinerung weitergegeben. Wie in der Geschichte von der Katze, die ein Florentiner einem König irgendwo auf einer Insel schenkte, bei dem es keine Katzen gab und der dafür von Ratten übel geplagt war. Er wird reich beschenkt. Ein Neidischer will ihn übertrumpfen und bringt dem freigebigen König herrliche Geschenke. Der König ist darüber so gerührt, daß er ihm etwas ganz Außerordentliches als Dank zubilligt, nämlich eine der Katzen. Manches auch, was Arlotto erlebt oder getan haben soll, ist aus der alten Schwankliteratur erst auf ihn übertragen worden. Auch das oft in sehr glücklicher Form.* Bonus

Die Schattenseiten der Freilichtbühne

Theater

Es ist wirklich kein Vergnügen, als Spielverderber zu walten. Da haben wir nun einen neuen (vielmehr erneuten) Zweig der Bühnenkunst, die Wiedervereinigung der darstellenden Künste mit

* Zu beanstanden sind gewisse Übersetzungsunarten, wie „ein meiniger Freund“ u. a., sowie, daß hier wie im Bebel die Anmerkungen ganze Massen unübersetzt gelassener Fremdtexte geben. Das mag für Anmerkungen einer Originalherausgabe gehen. Für Anmerkungen einer Übersetzung erscheint es mir als zweckwidrig.

Digitized by Google

der landschaftlichen Natur, die Wunderschönes versprechende Freilichtbühne. Und schon stellt bei uns armen Grenzjägern des Kunstreichs ein böser Verdacht von wegen Schmuggelei sich ein. Die Verdächtigen sind so wackere, sympathische Menschen, wie sie nur je in einem empfindsamen Schmugglerroman auftraten. Allein was hilft's? Dienst ist Dienst. Gegen Kitsch und Dilettanterei sind Kunstlands Grenzen streng gesperrt. Ich meine: sie *sollten* es sein — sie *sind* es ja leider nur, wenn das Wort Kunstland begrifflich-ideal genommen wird. Ins irdische Kunstland wird fort und fort Unkunst in schweren Mengen eingeschwärzt. Die Grenzwache ist der Übermacht nicht gewachsen. Um so gewissenhafter aber muß sie auf dem Posten sein. Und da diese Schmuggler nicht wie ordentliche Normalschmuggler Kostbares bringen, wird es im Notfall schon etwas nützen, wenn vor der minderen Qualität oder dem unzureichenden Gewicht der Konterbande öffentlich gewarnt wird.

An dieser Stelle erscheint es besonders notwendig, auf die Gefahr hinzuweisen, die der jungen Freilichtbühne droht. Denn auf den Namen der Heimatkunst hin, die von hier aus gefördert wurde, wird am meisten gesündigt, die wirkliche Heimatkunst also schwer geschädigt, von einer neuen Bewegung, die ihr die köstlichste Bereicherung bringen könnte. Seit zwei Jahren vermehren sich die Freilichtbühnen mit einer Geschwindigkeit, die kein genaues Zählen mehr zuläßt; denn kaum glaubt man fertiggezählt zu haben, so werden schon wieder neue angekündigt. Die Bewegung wäre sehr erfreulich — wenn sie nicht so verdächtig nach *Mode* aussähe.

Der Geschmack für die Bühne im Freien ist glücklicherweise wiedererweckt. Unglücklicherweise aber ist gleich wieder die rasche Bereitschaft der Macher und der Liebhaber erwacht. Unberufene fühlen sich am heftigsten berufen, das Naturtheater sofort zu betreuen. Problematische Helden der Feder und des Regiestabs, die bisher nicht genügendes Verständnis fanden, erhoffen sich ein Besseres von der Betätigung unterm freien Himmel. Schlaue Practici versprechen sich ein Geschäft von einem Theaterbetrieb, der nicht viel Boden- und Bauzins aufzubringen hat und den Vorteil der bescheidenen oder jämmerlichen Sommergagen ausbeuten kann. Gemeindevertretungen, Kurdirektionen und die so schrecklich rührigen Fremdenverkehrsvereine „nehmen sich der Sache an". Und reine Schwärmer, redliche Freunde ihrer engeren Heimat, machen den Gedanken des Landschaftstheaters dem Heimatgedanken dienstbar, ohne eine Heimat*kunst* abzuwarten. Um gleich anfangen zu können, dichten sie selber das nötige Sagen- und Geschichtspiel zusammen, auch wenn sie außer ihrer guten Gesinnung und ihrer Beschlagenheit in Heimatkunde nichts von dem mitbringen, das zur Erzeugung dramatischer Dichtung unerläßlich ist. Kinder, Kinder, wie soll das noch enden! Man braucht wirklich kein vertrockneter Verneiner zu sein, um vor der Theaterei bange zu werden.

Wem zu viel Grau in diesem Bildchen zu sein scheint, der prüfe nach, was er an Freilichtspielen antrifft, wenn er zur schönen Sommerszeit durch deutsche Lande wandert! Entgehen wird er den Versuchen kaum, doch wird wohl leider nur in Ausnahmefällen ein reiner Genuß dabei erreicht werden. Nämlich einzig und allein dann, wenn in dem lebendigen Rahmen ein wahrhaft

Digitized by Google

lebendiges Kunstwerk dargestellt wird, wenn mit dem Zauber der Gottesnatur die Kraft eines Dichters (oder Tondichters) von Gottes Gnaden zusammenwirkt ...

Der verdienstvolle Ernst Wachler, der eigentliche Begründer des neuen Freilichttheaters in Deutschland, hatte ursprünglich bei der Verlegung des Schauspiels in die Natur vor allem eine Stärkung der volkstümlichen Eigenart im Auge. Er forderte unterschiedliche bodenständige Freilichtbühnen in allen Gegenden Deutschlands. Sie sollten sich Spielen widmen, die ihren Stoff dem Stammesbewußtsein, der Landschaftsage, der Geschichte des Heimatbereichs verdankten. In der Praxis seines Harzer Bergtheaters (bei Thale) ging er jedoch bald zur Aufführung klassischer Werke und sonstiger allgemeiner, mehr oder minder bewährter Dichtung über. Er tat recht daran; vielmehr: er fügte sich einfach der Notwendigkeit. Der schöne und mutige Gedanke, Freilichtbühne und Heimatkunst auf dauerhafte Weise innig zu verbinden, läßt sich schlechterdings nicht von heut auf morgen oder übermorgen verwirklichen. Angenommen selbst, alles andere — Schauplatz, Darsteller, getreue Teilnahme der Bevölkerung — sei gesichert, so bliebe noch immer die wichtigste Frage unbeantwortet: woher all die bodenwüchsigen und zugleich wertvollen Dichtungen nehmen und nicht — stehlen? Es wird, wir hoffen es sehr, nicht ausbleiben, daß von den wundervollen Möglichkeiten der Naturbühne Anregungen ausgehen, die uns noch einmal herrliche, vornehmlich für die Freilichtwirkungen geschaffene Dichtung bescheren. Allein erzwingen, erdrängeln läßt sich dergleichen nicht. Und es muß viel Liebe, Können und Schicksalsgunst zusammenkommen, wenn ein Stamm von Werken entstehen soll, die zugleich heimatecht, dichterisch gehaltvoll und im freien Licht dauernd für eine größere Gemeinde von frischem Reiz seien.

Ein anderer Tatförderer der Naturbühne, man darf wohl sagen: bis heut der zweitverdiente, hat vor nicht langer Zeit erklärt, er sei „ein abgesagter Feind einer Naturbühne, die lediglich als Spezialität gilt, besonders für den lokalen Charakter einer Gegend in landschaftlicher Beziehung bestimmt ist und sich deshalb unfähig erweist, der Weltliteratur zu dienen ...". Also sprach Rudolf Lorenz, der Urheber einer eindrucksvollen Aufführung von Schillers „Braut von Messina" in den Ruinen des römischen Theaters von Vindonissa-Windisch (im Aargau) und Begründer des Freilichttheaters Hertenstein. Seine Bühnenerfahrung ließ ihn wohl so sprechen. Derselbe Mann aber hatte vorher ein Lichtenstein- und ein Hohentwielspiel geschrieben und am Ort der Begebenheiten einstudiert. Nach dem Ausspruch in seiner Schrift „Das Freilichttheater Hertenstein" sollte man glauben, er habe sich von solchen „Spezialitäten" fortentwickelt. Indessen haben wir gerade dieser Tage ein neues Spiel von ihm auf einer von ihm soeben eingerichteten Freilichtbühne gesehen, die „besonders für den lokalen Charakter" bestimmt ist: das märkische Volksschauspiel „Die Hussiten vor Bernau", dargestellt unter hingebender Mitwirkung der Bürgerschaft vor und auf der alten Stadtmauer von Bernau in der Mark.

Es kommt uns gar nicht darauf an, Lorenzen den Widerspruch aufzumutzen. Als geborener Bernauer ist er schon halb entschuldigt. Es bedeutet gewißlich keine Missetat,

Digitized by Google

wenn einer eine ruhmreiche Tat der Vorväter, wie hier die siegreiche Abwehr des Hussitenanpralls von 1432 durch Bernaus Bürger, in einem volksmäßig dargestellten Festspiel zu verherrlichen sucht. Und der Schauplatz ist prächtig geeignet, scheint geradeswegs herauszufordern zu solchem Schauspiel: der Stadtanger mit Baumgruppen, der Schutzgraben, eine Strecke Stadtmauer mit (freilich nachgebildetem) Stadttor nebst Zugbrücke, dahinter ein hoher alter Turm, Lughäuser und die mehr als vierhundertjährige Marienkirche, insgesamt das wahre Bild der Stadt, um die gekämpft wird. Und das Spiel war, namentlich im Bewegen der großen Gruppen, trefflich eingerichtet. Wie die Zugbrücke sich senkte und hob, die Kinderscharen und die jungen Leute vom Volk und die vom Patrizierstand ihre Reigen tanzten und sangen, wie der Türmer hoch herniederdas Taglied sang oder mit dem weit entfernten Torwächter Spottreden wechselte, wie die Reiter heran- und vorübersprengten, Belagerung und Ausfall gespielt wurden, das alles war höchst fesselnd, das Reigentanzen unvergeßlich schön. Keine Kastenbühne kann so etwas zuwege bringen; denn hier spielt die Sonne mit und das lebendige Grün und der Maienwind und — baulich wie menschlich genommen — eine ganze Stadt. Eine alte, saubere, stille Kleinstadt mit größtenteils erhaltener Ringmauer, grünbeschatteten Wällen und uralten Türmen, worunter einer mit einem echten, bewohnten Storchennest — alles unglaublich nahe dem traditionlosen Riesenrabau Berlins.

Kurz und gut, wir sind dem Spielleiter Rudolf Lorenz dankbar, daß er uns hinauslockte und diese Stimmungen miterleben ließ. Indessen, mit gemischten Gefühlen stehen wir dem Festspieldichter Rudolf Lorenz gegenüber. Geschickte Anordnung der Hauptgruppen ist auch ihm nicht abzustreiten. Und manche volkstümlichen Redewendungen haben etwas mit gutem Realismus gemein. Im übrigen aber sind dichterische Werte kaum wahrzunehmen. Keine einzige Gestalt hat ein eigen inneres Leben, das in Worten und Taten einheitlichen Ausdruck fände. Die hinzugefabelte Handlung gibt nicht mehr als die flüchtige Skizze eines höchst konventionellen Romans. Der Rede fehlt, je ernster sie wird, desto gewisser das Stilgefühl. Will sie sich erheben, so neigt sie zu monologischem Stillstand.

Wären Dichter und Spielleiter nicht durch Personalunion verbunden, so hätte sicher der Blaustift heilsam gewirkt; darin dürfen wir Lorenz dem Spielleiter unbedingt vertrauen. Lorenz der Dichter ist trotz allem noch einer der sympathischsten, geschmackvollsten unter den Festspielverfassern des Lokalpatriotismus. Um so notwendiger muß uns die Warnung dünken.

Der Urheber der „Hussiten vor Bernau“ ist klug genug, von vornherein auf den Lorbeer des Poeten zu verzichten. Im Vorwort zu seinem Spiel tritt er für die Berechtigung eines „Volksschauspiels“ ein, das gar nicht beansprucht, auf gleiche Stufe gestellt zu werden mit dem „nach rein künstlerischen Grundsätzen geschaffenen Drama“. Abseits der höheren Dichtung, meint er, dürfe es eine heimatliche Laienkunst geben, ein „loser geflochtenes Spiel, das keinen literarischen Ehrgeiz kennt, sondern durch Wort und Darstellung eine bestimmte Epoche der Vergangenheit den Zeitgenossen näher rücken will . . .“.

Digitized by Google

Darauf muß denn doch einmal wieder — allen, die es angeht! — deutlich erwidert werden: der Verzicht auf literarische Ehren ist kein Verdienst, sondern einfache Notwendigkeit, wo literarisch nichts geleistet wird; es kann unter keinen Umständen statthaft sein, sich der dichterischen Form zu bedienen, ohne mindestens die Grundbedingungen der dichterischen Kunst zu erfüllen. Zu Ehren vergangener Epochen kann man Heimatfeste mit guten Reden und Schriften, mit schönen Liedern und Tänzen feiern; sobald aber (mit großem Aufwand an Personen, Mühen und Kosten gar) ein geschichtliches Schauspiel vorgeführt wird, muß es wirkliche Charaktere und eine ernst zu nehmende Handlung haben.

Beides soll nicht überfein ausgetüftelt sein, soll beileibe nicht von Hofmannsthal oder Hardt stammen. Aber anders als von einem geborenen Dichter mit Dramatikernerven wird es nicht zu haben sein. Warum wenden sich die p. t. Veranstalter von Heimatspielen nicht an die paar bewährten Dramatiker, die wir immerhin haben? Nach ernsthafter gemeinsamer Vorarbeit mit den Heimatkennern von Beruf wird der Bühnendichter von Beruf schlimmstenfalls noch eine bessere Tagesdichtung liefern als der bestmeinende Liebhaber . . .

In diesem Sinne sei den Unternehmern Zügelung ihres stürmischen Temperaments, Vorsicht und — Rücksicht empfohlen. Den Genießenden hingegen — genauer: denen, die da Freilichtspiele genießen wollen, soll nicht bange gemacht werden. Die Freilichtbühne hat den Vorteil, daß sie, wie sehr auch ihr Spiel versagen mag, doch immer einige Stimmungreize, einigen Naturgenuß bieten wird. (Schon der vermehrte Reiz der menschlichen Stimme in der Stille der Landschaft wird manchem „lohnend" genug sein.) Und am Ende mag durch starken Zuspruch das ganze Naturtheaterwesen gestützt werden, daß es die Kinderkrankheiten bald überwinden kann. . .

Willy Rath

Felix Mottl †

Musik

Der Tod hält grausam Ernte unter den Allerbesten. Vor kurzem Mahler, jetzt Felix Mottl! Auf der Höhe ihres Lebens, in voller Kraft wurde diesen beiden Meistern des musikalischen Nachschaffens der Taktstock entwunden, und die Reihe ausgezeichneter Dirigenten, welche die Welle der Wagnerbewegung emporhob, und die den Stolz unsres deutschen Musikwesens bildeten, beginnt sich bedenklich zu lichten.

Sie waren beide aus Österreich, der Musikantenheimat. Auch Hans Richter, Schuch, Weingartner, Muck, Nikisch stammen bekanntlich daher. Aber sie, die in den Kampfjahren des Wagnertums in der Donaustadt aufwuchsen, sind mehr als diese ihre Landsleute Wagnerkapellmeister par excellence gewesen. Mottl noch in einem tieferen Sinne als Mahler. Dieser, der arme Judenjunge von der böhmischen Sprachgrenze, hat sich seine Stellung als Selfmademan mühsam erzwingen müssen. Mottl aber, der bodenständige deutsche Wiener mit den lachenden Augen, hatte das Glück, als junger Feuerkopf zu Wagner zu kommen, mit dem Segen von Bayreuth als Fünfundzwanzigjähriger an die Spitze des Hoftheaters zu Karlsruhe gestellt zu werden und eine erleuchtete Intendanz zu finden, die ihm dort die freie Betätigung seiner künstlerischen Ideale gestattete. Seiner Tatkraft und seiner suggestiven Begeisterung gelang es, das bisher wenig be-

Digitized by Google

achtete Institut zu einer Musterbühne zu machen, auf die sich bald die Blicke der Kunstwelt mit freudigem Staunen richteten. Während in den großen, reichen „Zentren" der alte Repertoireschlendrian blühte, gab es in Karlsruhe eine planvolle Pflege des Besten. Hier hörte man nicht nur stilvolle und strichlose Aufführungen Wagners, hier erschien auch Gluck, hier wurde Mozart mit Liebe gegeben, hier kamen der ganze Berlioz zu Wort und die Jungfranzosen, hier wurden die Schillings, Klose, Urspruch, Reznicek in die musikalische Welt eingeführt, hier gab es entzückende altitalienische, altfranzösische, deutsche Einakterabende usw. Mottl hat damals gezeigt, daß es nicht der Reichtum der Mittel macht, sondern die Persönlichkeit, die sich der vorhandenen zu bedienen weiß. Er bekam natürlich Anträge von überall her: doch er schlug sie standhaft aus und blieb in der badischen Residenz, wie um Wagners Wort zu erhärten, daß in Deutschland nicht die großen Städte, sondern just die Winkel produktiv sind. Für seinen Weltruf sorgte freilich Bayreuth, zu dessen Paladinen er gehörte und dessen Darbietungen er seit 1886 das kennzeichnende Gepräge gab. Die gedehnten Bayreuther Tempi waren Mottls Tempi, und man wird sie nicht bloß als heilsame Reaktion gegen die damals herrschende Tendenz zur kurzatmigen schnellfertigen Hudelei aufzufassen haben, sondern wohl besser aus der Natur des Künstlers erklären, der Wagners Musik mit so breitem Pathos empfand. Ziemlich allgemein galt er seit damals als der Größte unter den deutschen Kapellmeistern, und eine Generation von Musikern und Musikfreunden ist durch ihn erzogen worden, ist in ungemessener Bewunderung für ihn aufgewachsen. Das in Karlsruhe gegebene Beispiel hat allgemach auf die großen Theater zurückgewirkt, hat den dort leitenden Künstlern den Mut zur Reform gestärkt, und die Grundsätze, die er zunächst als Einziger vertrat, bilden heute die Richtschnur aller Bühnen, die es mit der Kunst ernst nehmen. Hier liegt sein geschichtliches Verdienst, das bleiben wird, wenn die Erinnerung an den genialen Dirigenten Mottl sich längst zur Sage verwandelt hat.

Mottl war kein Pultvirtuose, er war eine künstlerische Macht. Er kannte keine Pose, kein Komödiantentum, er machte nicht in Auffassungen, er entdeckte keine Mittelstimmen, er tüftelte keine Nuancen heraus, er verbesserte keine Instrumentation in Meisterwerken. Sein Ausspruch: „Bei Wagner gibt es nur eines: das was vorgeschrieben ist, alles andre ist falsch" — kennzeichnet am besten seinen Standpunkt. Aber er faßte die Musik mit solcher Lebendigkeit und schlichter Natürlichkeit auf und gab sie so unmittelbar, mit so viel Herzenswärme wieder, daß er alle in ihren Bann zwang und mit seinem überzeugenden Alfresko den Sinn für das Ganze des Kunstwerkes weckte. Einer, der nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt, stets aus dem Vollen schöpfte! Er war vor allem Operndirigent, der von seinem Pult nicht bloß die Stimmen und Instrumente, sondern auch die Regie führte, wie nach ihm nur noch Mahler. Was ihn von diesem, dem Analytiker, aber scharf unterschied, war die Großartigkeit seiner Synthese. Mahler war die dämonische Glut, der Fanatismus, der Intellekt; Mottl die starke menschliche Empfindung, die große Leidenschaft, die blühende Sinnlichkeit. Mahler riß fort, Mottl erhob.

Digitized by Google

Mahler zeigte die Kompliziertheit des Einfachen; Mottl die Simplizität in der Verwicklung. Mahler usurpierte die großen Meister im Sturm; für Mottl waren sie ein ruhiger Besitz. Mahler war ohne Zweifel der stärkere Kopf, Mottl wohl das größere Herz. Mahler der schärfere, Mottl der wuchtigere Geist. Der „Tristan" zum Beispiel, der unter Richard Strauß ein ekstatischer Rausch ist, war unter Mahler eine Seelenzerfaserung hochdekadenter Menschen, unter Mottl das gewaltige Herzensdrama zweier ungebrochenen Heldennaturen. Überhaupt: das Gesunde, Gefühlstrotzende, Heroische, Elementare, das in Wagners Musik lebt, hat keines Andern Taktstock so mächtig entzaubern können, als der seine. Wer je gehört, wie er im letzten Siegfriedakt das Orchesternachspiel nach dem ersten Zweigesang des Heldenpaares aufjubeln ließ, wird mich verstehen. Ihm war das Heldische nie Pose, nie Gefühlsrenommage, sondern zweite Natur, so wie ihm das Musizieren keinen Empfindungskrampf, sondern frohes Tun, eine gaya scienza bedeutete. Wer unter den Zeitgenossen konnte so im Melos schwelgen, wie dieser Landsmann Franz Schuberts, wer ein Fortissimo zu solcher Firnenhöhe auftürmen, wie dieser Kernmensch?! Keine Spur von Nervosität und pathologischer Unrast haftete an seinem Stabe. Er hatte die Ruhe, die Freude und die Fülle.

Aber auch den Ernst. Merkwürdig genug bei diesem Manne, der außerhalb seiner klingenden Sphäre der Typus des behäbigen, lebenslustigen, leichtmütigen Wieners war und das Leben immer möglichst heiter genommen hat: in Sachen der Kunst verstand er keinen Spaß und war sich stets des Schillerschen Mahnwortes an die Künstler bewußt, daß der Menschheit Würde in ihre Hand gegeben ist. Schritt er vom Podium hinunter, so fühlte er sich als „ein Mensch wie alle", ohne Bedürfnis nach Weihrauch und Verhimmelung. Selbst zum Kunstparteimann war er eigentlich viel zu naiv. Wenn ihn Brahms kühl ließ und wenn er Richard Strauß nicht leiden konnte, so lag das gewiß viel weniger an vorgefaßter Meinung, als weil er dort die schöne Sinnlichkeit vermißte, hier durch das Raffinement sich gestört fühlte. Sonst war sein musikalischer Horizont doch wahrlich weit genug. Er reichte von Bach bis Liszt und von Mozart zu Bruckner. Seine Kompositionen aus jüngeren Jahren braucht man ihm um so weniger nachzutragen, als er selbst in richtiger Selbsterkenntnis sich später darauf beschränkt hat, fremde, zumeist ältere Kompositionen vortrefflich für die Musikpraxis der Gegenwart zu bearbeiten. Und wie immer man zu seiner Zurichtung des Corneliusschen „Barbiers" stehen mag: das Verdienst kann ihr niemand abstreiten, daß sie dieses köstliche Werk überhaupt erst der Bühne gewonnen hat.

So war Mottl in seiner Karlsruher Zeit. Wurde er später anders? Nein. Aber als das für unmöglich Gehaltene eintrat, als private Verhältnisse ihn zwangen, von Karlsruhe zu scheiden, erhielt sein Wesen einen schweren Chok. Zwar „es riß ihn nach oben", er kam nach München und wurde dort in jeder Weise ausgezeichnet und gehätschelt. Aber er entwickelte sich nicht weiter. Er wiederholte bloß Karlsruhe in größeren Verhältnissen an der Isar, — und tonangebend in der Musikwelt, wie es sein Karlsruhe gewesen, wurde sein München nicht mehr. Dresden unter Schuch,

Digitized by Google

Wien unter Mahler hatten die Führung übernommen, das orthodoxe Wagnertum sank in der öffentlichen Geltung, und Mottl selbst litt innerlich unter der schiefen Stellung, in die er als Leiter des Prinzregententheaters Bayreuth gegenüber geraten war. Dazu fehlte ihm als Operndirektor die organisatorische Begabung, die menschlich rücksichtslose Herrennatur, die kunstpolitische Ambition, es lag seinem musikalischen Feldherrntalente besser, Schlachten zu gewinnen als Reiche zu verwalten. So ist das Bild seines letzten äußerlich so glorreichen Lebensabschnittes nicht ganz ungetrübt. Wer gar Mottl etwa nur von einigen Konzerten kennt, die er da und dort, ohne rechte Stimmung dirigiert hat, wird kaum die zutreffende Vorstellung davon gewonnen haben, was dieser einzige Mann in den achtziger und neunziger Jahren für die Musikwelt bedeutete, und was er, wenn der alte Löwe in ihm erwachte, noch immer sein konnte. Wer aber den Karlsruher oder den Bayreuther Mottl gekannt hat, oder wem er noch in den Münchner Tagen bei Gebelaune mit seinem Taktstock Feuer aus der Seele schlug, der wird dieses Vollblutmusikers, des großen und unvergleichlichen Mottl, nur mit wehmutvoller Begeisterung gedenken. Richard Batka

Bildende Kunst

Über Holzschnitzkunst

Ist das Holz? — Ja, es ist doch Holz, man sieht ja die Maserung!" Ähnliche Worte kann man oft vor modernen Holzplastiken auf Kunstausstellungen und in Museen hören. Vor mittelalterlichen Schnitzwerken verstummen solche Fragen. Bei den Werken eines Veit Stoß und Riemenschneider hat man schon beim ersten Blick das Gefühl, daß sie aus Holz sind, auch wenn man die Maserung nicht sieht, ja selbst wenn eine Figur mit Kreidegrund überstrichen und mit Ölfarbe bemalt ist. Das erklärt sich einfach: Jene mittelalterlichen Werke sind von „Handwerkern", Künstlern geschaffen, die von Jugend auf in Holz geschnitzt haben und nach langer praktischer Erfahrung und ernster Denkarbeit in den Besitz jenes hohen technischen Könnens gelangten, welches sie befähigte, ihre Werke geradeswegs aus dem Holze zu schnitzen, ohne große Vorstudien zu machen. Die meisten modernen Holzskulpturen dagegen sind von „Künstlern" geschaffen, die das Schnitzen nur nebenbei gelernt haben. Die Werke selbst sind aus Ton modelliert und dann erst in Holz übertragen worden. Darin liegt der große Unterschied.

Bekanntlich spielen Technik und Material bei der Entstehung jedes Bildwerkes eine wichtige Rolle. Es ist nicht ohne Bedeutung, ob der Bildhauer unter Anlehnung an eine Skizze seine Arbeit unmittelbar aus dem Holzblock herausschnitzt, oder ob er vorher in Ton durchmodelliert und dann erst mit Hilfe der Punktiermaschine in Holz überträgt. Und von großem Einfluß auf sein Arbeiten überhaupt wird es sein, wenn dies Verfahren sich jahrelang wiederholt. Die Komposition und Anordnung wird darum bei dem praktischen, erfahrenen Stein- oder Holzbildhauer eine ganz andere sein, als bei dem Modellierer, der seine Figuren von anderen in Stein oder Holz übertragen läßt und nur die letzte Überarbeitung und „Überschnitzelung" eigenhändig ausführt. Erst durch die praktische Übung entwickelt sich das Verständnis für die eigenartige Wirkung des Materials und für das daraus folgende

Digitized by Google

„plastische Gefühl“. Im Holze wird zum Beispiel das Haar ganz anders behandelt als in Stein, einzelne Haarpartien werden kräftig eingesetzt und die einzelnen Haare derb eingezeichnet. In Stein wäre eine solche Behandlung geradezu materialwidrig.

Das direkte Herausschnitzen erzieht vor allem zu einer gesunden Selbstbeschränkung. Rietschel erzählt in seinen Jugenderinnerungen, wie er bei Rauch eine Apostelfigur in Relief modellieren sollte, und weil er das Flächenprinzip des Reliefs nicht kannte, damit immer höher hinauskam, so daß der äußere Arm fast frei stand. Rauch kam zwei Tage hintereinander, sah die Arbeit und ging, ohne darüber ein Wort zu sagen, weiter. Rietschel glaubte darin seine Zufriedenheit zu erkennen und fuhr ermutigt fort. Endlich am dritten Tage verlangte Rauch einen Draht, schnitt damit fast die Hälfte von der Höhe der Figur herunter, so daß gleichsam ein hoher Grundriß zurückblieb, und sagte: „Wie kann man nur eine so infame Klempnerarbeit machen! Nur so hoch darf es sein.“

Hätte Rietschel von Rauch ein Brett erhalten mit der Aufgabe, das Relief direkt herauszuschnitzen, dann wäre jene „Drahtkorrektur“ überflüssig geworden, der junge Bildhauer hätte sich von selbst in der vorhandenen Fläche beschränken müssen. Dieses Beispiel zeigt uns ganz klar den inneren Wert und die erzieherische Bedeutung des unmittelbaren Herausschnitzens gegenüber dem Modellieren.

Die freie Arbeitsweise ist zwar schwierig und anstrengend, bietet aber dem Geist große Anregung und hohen Genuß. Sobald die Idee, die Komposition in der Skizze klar ist, wird die Figur auf dem Holzblock gezeichnet und zuerst Kopf, Hals und Schultern herausgeschnitzt. Die Gestalt dämmert dann dem Bildner schon entgegen, — er empfindet etwas wie einen freudigen Drang, sie vom Holze zu befreien, die Lust am Weitergestalten wird dadurch stets frisch, der Geist lebendig erhalten und eine ungekünstelte Schnitztechnik ergibt sich dann von selbst. Gerade in der Holzplastik bildet die handwerkliche, begeisterte Bearbeitung des Materials die Grundlage des künstlerischen Schaffens. Das rein technische „Wegschnitzen“ sowie die Fertigkeit, eine mit der Punktiermaschine in Holz übertragene Plastik mit einem kleinen Eisen zu „überschnitzeln“, hat mit diesem unmittelbaren Herausschnitzen ebensowenig zu tun, wie etwa das Kolorieren einer Photographie mit dem Malen nach der Natur.

Betrachten wir die Schnitzwerke eines Brüggemann zu Schleswig, die des Veit Stoß zu Krakau, des Riemenschneider zu Würzburg oder des Meisters Rodrigo zu Toledo, — so fern und fremd auch diese Meister unter sich waren, — bei allen finden wir die Merkmale einer freien, ungekünstelten Holztechnik und die daraus folgende Vorliebe für eine gewisse Derbheit, für harte, eckige Brüche, sowie für eine energische, flächige Behandlung des Ganzen. Ja wir finden unter diesen Meistern eine gewisse Verwandtschaft, einen Zusammenhang, als ob sie alle aus einer Schule wären. Alle zeigen die gesund beschränkte Ausdrucksweise, die sich aus dem freien Arbeitsvorgang entwickelt.

In dieser Hinsicht muß man auch der ländlichen Holzschnitzerei von heute, die noch über eine alte Tradition und anererbte Kunstfertigkeit verfügt, ein hohes Zeugnis ausstellen. Ihre flott geschnitzten Erzeug-

Digitized by Google

nisse haben oft mehr Anspruch auf technisch künstlerische Ästhetik, als manche moderne Holzplastiken aus „Künstlerhand", welche die Spuren einer gekünstelten Erzeugung aufweisen.

An diese alte Überlieferung muß wieder angeknüpft werden, jene ungekünstelte Ausdrucksweise der großen mittelalterlichen Bildschnitzer muß wieder erlernt werden. Erst dann wird es mit unsrer modernen Holzplastik besser bestellt sein, wenn der Holzbildhauer sich wieder in jener kernigen Sprache ausdrücken kann, wenn dem Bildner Gelegenheit geboten wird, frei aus dem Holze zu schnitzen und selbst in seiner Begeisterung auch manches Stück zu verhauen. Und wenn ihm Gelegenheit geboten wird, an praktischen Arbeiten sich eine solche Vertrautheit mit dem Material zu erwerben, daß er seine Ideen geradezu in Holz ausführen kann, auch ohne großes Hilfsmodell und ohne Punktiermaschine, dann erst werden wir wieder charakteristische Holzschnitzwerke entstehen sehen.

Für die Ästhetik des Holzschnitzens wäre aber schon viel gewonnen, wenn man bei jedem Holzschnitzwerke eine solche technische Behandlung *verlangen* würde, welche die Frage: „Ist das Holz?", sowie das Suchen nach der Maserung überflüssig macht.

dell'Antonio

Der Verfasser dieses Aufsatzes, den wir den Lesern mit Beilagen am Schlusse des Heftes gleichzeitig als Künstler vorstellen, ist Lehrer an der Königlichen Fachschule für Holzschnitzerei zu Warmbrunn in Schlesien. Wir halten diese Anstalt, die unter der Leitung von *Kieser* steht, für eine der besten in Deutschland — was könnte sie nützen, wenn sie zugleich von allgemeinem künstlerischen Verständnis im Publikum gefördert würde! Eben dabei zu helfen, sollten Anregungen wie die von dell' Antonios Aufsatz viel weiter verbreitet werden, als durch einzelne Kunstblätter. A

Vater und Sohn

Um Giovanni Segantinis Dreitafelbild der Schweiz zu erhalten, braucht man jetzt rund eine halbe Million, es ist aber Hoffnung, sie komme zusammen, und das Segantinimuseum im Engadin kann dann mit diesen Werken und noch einigen andern des Meisters eröffnet werden. Glückauf dazu!

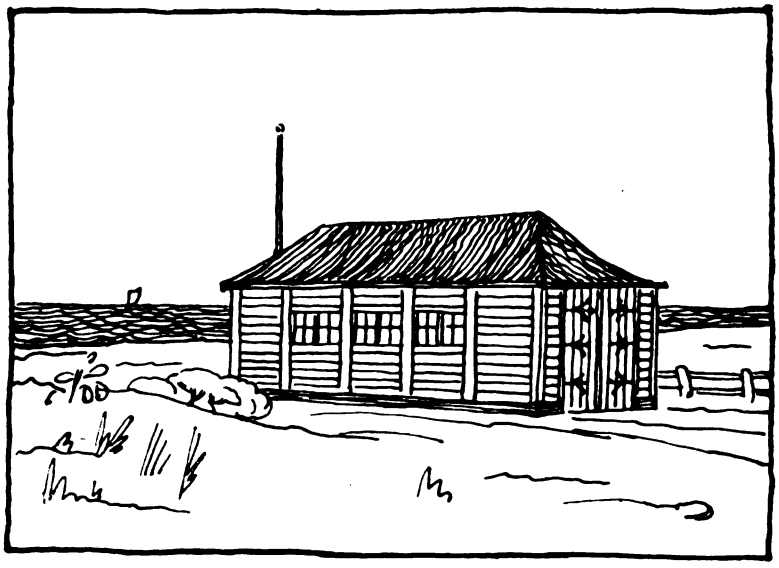
Aber eine andre Segantininachricht ist auch noch zu vermelden: Mario Leopoldo Segantini, der Sohn, ist in Berlin zu neun Monaten Gefängnis verurteilt worden, weil er eigne Bilder als nachgelassene seines Vaters verkaufte. Er lebte in Berlin in tiefster Armlichkeit, zeitweise ohne Obdach und ohne Brot, und erklärte: er sei in der Verbitterung auf diesen Gedanken gekommen, da ja doch nur der Name bezahlt werde, nicht die Arbeit; das wenige, was für seine Sachen bezahlt worden sei, seien sie wohl auch wert, aber ohne den Namen des Vaters hätte es ihm keiner dafür gegeben.

Wir möchten zu dieser Zusammenstellung zweierlei bemerken.

Erstens: wir bedauern, daß sich der junge Segantini bei der ihm zugesprochenen Strafe beruhigt hat, denn wir bezweifeln nicht, daß eine andere Kammer nach Lage der Verhältnisse sein Vergehen immerhin milder beurteilt hätte. Gerade, *daß* er die Strafe hinnahm, spricht aber *auch* wieder dafür, daß wir's hier mit keinem Urkundenfälscher und Betrüger gemeinster Art zu tun haben. Hier wäre ein Gnadenakt am Platz.

Zweitens: Wieviel mag der

Digitized by Google



Zu dem Beitrage „Der Rettung aus Seenot gewidmet“

Digitized by Google

Heimatpflege

Kunsthandel an des Vaters Werken verdient haben? Man sagt, bei dem Triptychon allein Hunderttausende. Und was erhielten die Hinterbliebenen des zu früh Verstorbenen davon? Ich habe gelegentlich des neuen Urhebergesetzes eine Eingabe an den Reichstag gerichtet, die eine Beteiligung der Künstler und ihrer Hinterlassenen am Mehrerlös ihrer Werke bezweckte, im Kunstwart sind damals auch juristisch formulierte Vorschläge darüber gemacht worden. Wär es nicht an der Zeit, sich solcher Aufgaben zu erinnern? A

Angewandte Kunst

Der Rettung aus Seenot gewidmet

sind, wie jeder Besucher der Küste weiß, die kleinen „Rettungshäuser", die sich an Nord- und Ostsee hinziehen. Bringt der Sturm ein Schiff in Gefahr, so ziehen die kräftigsten und mutigsten der Anwohner auf dem Rettungsboote hinaus, das hier aufgehoben wird, oder sie versuchen's mit dem gleichfalls hier verwahrten Raketenapparat. So sind diese Schuppen von ernsthafter Bedeutung, und ihre alte Gestaltung drückt das auch in ihrer ernsten Sachlichkeit aus. Neuerdings aber will man sie stellenweis „elegant" machen, wie den „Rettungsschuppen im Villastil" aus Swinemünde, den wir abbilden. Ach, mache man sie doch lieber nicht elegant! Wo Steine ortsüblicher Baustoff sind, ist für sie die schlichteste Form geboten, wenn nur die Verhältnisse gut und würdig sind. Wo Holz billig, tun's Blockhäuser, unser Bild zeigt ein Beispiel, wie etwa. Auf jeden Fall aber weg mit dem lächerlichen Putz, den Glockentürmerln und Blech- oder Ton-Akroterionchen usw., die an solchen Stellen doch schließlich Hanswurstereien sind!

Selbsthilfe gegen Naturverschmierung!

Dicht neben einem der schönsten und meistbegangenen Wanderwege im oberen Brockengebiet fand ich jüngst an einem Felsen — vorbeisehen konnte niemand daran — in Riesenbuchstaben die geschmackvolle Inschrift, daß der „Skatklub Saufbrüder" aus einer der größten deutschen Residenzstädte wenige Tage vorher „dagewesen" war. Damit der Nachwelt die geschichtliche Kunde recht lange erhalten bleibe, hatte der Klubkünstler weiße Ölfarbe verwendet. Selbstverständlich waren auch — vermutlich zur Taufe der Inschrift — einige Flaschen an dem Felsen zerschlagen worden, deren Scherben auf dem steilen Wege lagen.

Solche Unsitte ist ja schwer ausrottbar, da in vielen Gehirnen kein Platz ist für den Gedanken, wie entbehrlich immerhin für die meisten das Wissen ist, daß der Saufklub Skatbrüder auf dem Brocken gewesen ist. Oder sogar, daß ein deutsches Seeschiff, und wär's die „Hohenzollern" an irgendeinem Datum in einem norwegischen Fjord gehalten hat, dessen Felswände man nun „verziert".

Wir rufen gegen die neuen Kieselacks zur Selbsthilfe!

Die Pinselleistung sehen, feststellen, daß mit Wasser und Sand gegen die wetterfeste Ölfarbe nichts auszurichten war, und mit einigen großen schönen Tannenzweigen die Inschrift vollständig verdecken, war das Werk weniger Minuten. Aber das hilft nicht auf lange. Komm ich nächstens wieder zum Harze, werde ich Farbenfresser und für den Notfall Hammer und Meißel mitnehmen. Könnten nicht unsre Wandervögel oder sonst frische und vernünftige Menschen, die in Grup-

Digitized by Google

pen streifen, zum systematischen Vertilgen der Naturverschmierungen erzogen werden? T

Felskletterei und Tastkultur

Naturschönheit

Wer die Hochgebirgswelt nicht bloß mit Füßen tritt, sondern in Fels und Eis mit Fuß und Hand und Körper der schwindligsten Schwierigkeiten Freund und Herr zu werden liebt — der ist darum durchaus nicht allemal ein seelenloser Bergfex in Reinzivilisation, sondern oft genug ein Lebenskünstler in Reinkultur: Es regt und steigert sich nicht nur in ihm Kraft und Gewandtheit, Besonnenheit und Mut — insoweit übt er das Lebenshandwerk —, sondern er selber regt und steigert planvoll die Ureigenschaften des Leibes und der Seele, genießt mitempfindend und später in der Erinnerung diese Entfaltung und legt fruchtbaren Grund für ein lebendigeres Leben für die kommende Zeit daheim.

Eine besondere Kultivierung erfährt durchs Felsklettern das Tastgefühl der Hände. Wenn's die Temperatur irgend zuläßt, klettert man natürlich mit bloßen Händen — Händen, die das Jahr über nichts anfaßten, als wozu der Beruf oder die allgemeine Notwendigkeit sie zwang, die in Leder oder anderem Stoff erschlafften, deren Finger auf Klaviaturen, am Federhalter, an Münzen in bornierender Virtuosität verkamen.

Wie aber leben diese halbtoten Gliedmaßen am Fels wieder auf! Sie müssen ja: Blieben sie zu schwach, den Körper zu halten und zu heben, zu blind, um den verborgenen Griff zu erspüren, zu stumpf, um ihn auf Festigkeit und Lockerkeit zu prüfen, die Bergfahrt, ja selbst das Leben stünde auf dem Spiel.

Und bald gesellt sich zur Fähigkeit die Lust. Nicht aufs Notwendige und Nützliche hin tasten die Finger, gewisse Formvorstellungen des Körperlichen werden ihnen vertraut und deutlich und erregen je nachdem Lust- und Unlustgefühle. Das Erwerben dieser eigenartigen ästhetischen Tastwerte aber bringt uns in eine ganz neue, schöne, irdisch-echte Beziehung zu allem, was wir nun anfassen.

Kletterfreund, liebst du? Du hast bisher ihre Wange als weich, ihre Hand als schlank empfunden. Gesteh nur, wie fein unterscheidend empfinden jetzt deine beseelten Finger diese geliebte Plastik! Aber gesteh es ihr, nicht andern, sie wird in ihrem Herzen erstaunen und dich, den verschwiegen Verstehenden, lieben. Bist du aber ein Dichter, so hilf auch uns und schaff deinem Tastglück, allen verständlich, Wort und Bild. Bist du jedoch Ästhetiker, so solltest du eine Ästhetik des Tastgefühls — nein, doch lieber nicht schreiben.

K. Polenske

Handel und Gewerbe

Sonderrabatte

Der Verband Berliner Spezialgeschäfte hat eine Bewegung gegen die Sonderrabatte eingeleitet. Um das Wesen dieser Rabatte richtig zu würdigen, müssen wir alle Formen der Preisdifferenzierung ins Auge fassen, die darin besteht, daß die gleiche Ware oder Leistung an verschiedene Personengruppen zu verschiedenen Preisen verkauft wird. Wir wissen, daß die Eisenbahnen für denselben Platz dritter Klasse neben den Normalkarten Arbeiterkarten ausgeben; Schaubudenbesitzer bringen seit undenklichen Zeiten den Vermerk an: „Kinder und Soldaten zahlen die Hälfte." Ärzte berechnen die Honorare oft nach den wirtschaftlichen Verhältnissen der Kranken; Ge-

Digitized by Google

schäftshäuser setzen nicht selten für die Waren in den Vorstadtläden niedrigere Preise als im Mittelpunkt der Stadt an; viele Geschäftshäuser gewähren bestimmten Vereinen oder Berufsgruppen Sonderpreise, die man auch als Rabatte bezeichnet. Obgleich bei der Gewährung von Fahrtermäßigungen für Sportvereine ein Fall gleicher Art vorliegt, pflegt man dafür den Ausdrück Rabatte nicht zu gebrauchen.

Wir wollen nun im folgenden die Preisdifferenzierung, die auch die Gewährung von Sonderrabatten mitumfaßt, nur in jenen Fällen näher betrachten, in denen der Verkäufer einen möglichst großen Gewinn auf diese Weise zu erzielen sucht, hingegen alle „Preisermäßigungen aus Nächstenliebe" ausschalten.

Wie wirkt die Preisdifferenzierung? Angenommen, in einem Städtchen kommen als Kunden eines Kaufmanns wohlhabende Bürger, Angestellte und Arbeiter in Betracht. Der Einfachheit halber wollen wir von den Selbstkosten des Kaufmanns absehen, die Rechnung wird so sehr vereinfacht, das Bild nur unwesentlich geändert. Um 50 Stück einer Ware abzusetzen, müßte der Kaufmann ihren Preis mit 6 Mark ansetzen, um 100 Stück abzusetzen, mit 4 Mark, um 150 Stück an den Mann zu bringen, mit 2 Mark. Wir sehen in unserm Beispiel, daß sein Erlös am größten ist, wenn er den Preis der Ware mit 4 Mark festsetzt.

Zahl der Stücke	Preis in M.	Erlös in M.
50	6	300
100	4	400
150	2	300

Nun bemerke der Kaufmann, daß die Arbeiterschaft die Ware zum Preise von 4 Mark überhaupt nicht kauft. Er wisse aber, daß dies der Fall wäre, wenn er dafür den Preis mit 2 Mark festsetzte. Anderseits weiß er, daß unter den hundert Käufern zum Preise von 4 Mark sich fünfzig wohlhabende Bürger befinden, die zu 6 Mark ebensoviel kaufen würden, wie zu 4 Mark. Er verkündet daraufhin durch ein Plakat: Die Ware kostet 6 Mark, dem Verein der Angestellten gewähre ich $33^1/_3$ Prozent Rabatt, dem der Arbeiter $66^2/_3$ Prozent Rabatt. Das Ergebnis ist folgendes:

	Zahl der Stücke	Preis in M.	Erlös in M.	Summe in M.
Die Wohlhabenden kaufen .	50	6	300	
Die Beamten kaufen . . .	50	4	200	600
Die Arbeiter kaufen . . .	50	2	100	

Der Gesamtertrag des Geschäftes hat sich gehoben. Es könnte nun jemand glauben, daß die eine Käufergruppe nur auf Kosten der andern den Rabatt genießen könne; das ist nicht der Fall. Wenn unser Kaufmann den reichen Leuten ebenso wie früher, da er nur einen Einheitspreis hatte, zu 4 Mark verkaufte, würde er noch immer einen Gewinn von 500 Mark, also um 100 Mark mehr als beim Einheitspreis erzielen. Die Preisdifferenzierung kann so den Arbeitern Vorteil bringen, ohne den Wohlhabenden zu schaden.

Sie ist von der allergrößten sozialpolitischen Bedeutung. Aber das wird freilich noch nicht allgemein genug anerkannt. Durchführbar ist sie mit Erfolg dann, wenn der Verkäufer die Käufer nach ihrer Kaufbereitwilligkeit sondern kann und wenn er nicht befürchten muß, daß derjenige, welcher billiger einkauft,

Digitized by Google

die Ware weiterveräußert. Dies ist dort ausgeschlossen, wo die Ware gleich konsumiert wird, und dort sehr unwahrscheinlich, wo eine solche Weiterveräußerung den guten Sitten zuwiderläuft. Reiche Leute pflegen nicht auf Umwegen die Vorzugspreise zu genießen, welche Arbeitern irgendwo gewährt werden. Anders liegt die Sache freilich, wenn bei der Rabattgewährung nicht Gruppen von verschiedener Kaufbereitwilligkeit abgesondert werden, sondern der Rabatt nur dazu dienen soll, dem Konkurrenten Käufer wegzunehmen. Denken wir uns, in der obenerwähnten Stadt lasse sich ein zweiter Kaufmann nieder, welcher die Hälfte der Bewohner für sich gewinne. Wenn beide Kaufleute einander nicht unterbieten, kann es vorkommen, daß jeder wieder beim Preise von 4 Mark stehenbleibt. Der Kaufmann A wird ebenso wie der Kaufmann B $50 \times 4 = 200$ Mark Ertrag erzielen. Nun seien in jener Stadt nicht mehr wie früher ein Angestellten- und ein Arbeiterverein, sondern ein Teil der Bewohnerschaft nehme am Vereinsleben nicht teil, die übrigen Einwohner verteilen sich derart auf zwei vorhandene Vereine, daß ihnen jede der drei Bevölkerungsklassen Mitglieder stelle.

Bevölkerungsklasse	Im Verein M	Im Verein N	Rest
Wohlhabende a	20a	20a	10a
Angestellte . b	20b	20b	10b
Arbeiter . . c	20c	20c	10c

Die Kunden seien so aufgeteilt, daß die Mitglieder des Vereins M beim Kaufmann A, die Mitglieder des Vereins N — es seien zum Beispiel Bezirksvereine — beim Kaufmann B kaufen, die restlichen Bewohner mögen sich zu gleichen Teilen beiden Kaufleuten zuwenden. Nun erkläre A, um dem B zu schaden: er gewähre den Mitgliedern des Vereines N Rabatt. Die Waren seien für sie um 2 Mark erhältlich. B verliert alle 40 Kunden des Vereins N, der in seiner Gesamtheit — 60 Personen — bei A um 2 Mark kauft. Das Ergebnis ist anfangs für A sehr günstig:

Kaufmann A

zum Normalpreis	$50 \times 4 = 200$ M.
mit Rabatt an N	$60 \times 2 = 120$ „
Gesamterlös	320 M.

Kaufmann B

zum Normalpreis	$10 \times 4 = 40$ M.

Nun komme aber B auf den Einfall, dem Verein M einen Sonderrabatt in der gleichen Höhe zu gewähren. Beide leiden schwer unter diesen Rabattgewährungen:

Kaufmann A

zum Normalpreis	$10 \times 4 = 40$ M.
mit Rabatt . . .	$60 \times 2 = 120$ „
Gesamtertrag	160 M.

Kaufmann B

zum Normalpreis	$10 \times 4 = 40$ M.
mit Rabatt	$60 \times 2 = 120$ „
Gesamtertrag	160 M.

Sie beschließen daraufhin, diese Art der Konkurrenz aufzugeben und zum Einheitspreise von 4 Mark zu verkaufen:

Kaufmann A	Kaufmann B
$50 \times 4 = 200$ M.	$50 \times 4 = 200$ M.

Noch besser wären sie freilich daran, wenn sie die Rabatte abgestuft den Käufergruppen a, b, c gewährten. Das Geschäftsergebnis zeigt die nächste Übersicht:

Kaufmann A

	Preis in M.	Zahl der Stücke	Erlös in M.	Summe in M.
an a	6	25	150	300
an b	4	25	100	
an c	2	25	50	

Digitized by Google

Kaufmann B

	Preis in M.	Zahl der Stücke	Erlös in M.	Summe in M.
an a	6	25	150	500
an b	4	25	100	
an c	2	25	50	

Unser flüchtiger Überblick beweist deutlich: daß nicht die Gewährung von Sonderrabatten an sich die Kaufleute schädigen muß, sondern daß dies bei Gewährung von Sonderrabatten an gewisse Vereine der Fall sein kann. Nämlich an solche, die nicht Gruppen von Menschen umfassen, welche ohne Rabatte so wenig kaufen würden, daß der Ertrag des Kaufmanns geringer wäre, wenn er ihnen keinen Rabatt gewährte. Solange daher keine ausreichende Untersuchung darüber vorliegt, wie in Berlin Rabatte gewährt zu werden pflegen, ist es nicht möglich, ein Urteil über die ganze Gegenbewegung zu fällen. Jedenfalls schießt sie über das Ziel, wenn sie die Sonderrabatte in Bausch und Bogen verurteilt. Sind sie doch für die ärmeren Kreise der Bevölkerung ebenso von Vorteil, wie für die Kaufleute selbst.

Entschieden zurückzuweisen ist aber die von dem Verband Berliner Spezialgeschäfte für notwendig erachtete Berufung auf die kaufmännische Moral und die Grundsätze des modernen Geschäftslebens, das „feste Preise" verlange. Es ist nicht richtig, daß die Geschäftsführung unsolid werden müßte, wenn die Preise differenziert werden. Insbesondere aber widerstreitet die Rabattgewährung überhaupt dem Grundsatz der festen Preise nicht. Dieser gipfelt darin, daß ein Feilschen entfalle und jeder Kunde von vornherein weiß, wieviel er endgültig zu zahlen hat. Durch den Vermerk der Trambahnen: Kinder zahlen die Hälfte, wird der Grundsatz der festen Preise ebensowenig durchbrochen, wie durch die öffentlich angebrachte Mitteilung eines Geschäftshauses: Der Touristenklub oder der Beamtenverein genießen 10 vom Hundert Preisnachlaß. Es ist nicht richtig, daß die Kunden mißtrauisch werden, wenn sie sehen, daß andere an der Kasse weniger zahlen, weil sie sich als Rabattberechtigte ausweisen.

Wenn also der Verband Berliner Spezialgeschäfte eine Änderung für notwendig erachtet, so kann er sich nur auf den geschäftlichen Mißerfolg stützen, der nicht durch die Sonderrabatte als solche, sondern durch die Art der Gewährung bedingt ist. Uns scheint Reform, nicht Beseitigung des Rabattwesens am Platze.

Otto Neurath

Alkohol-Interessentenkünste

Allerhand Zeitungen bringen die folgende Korrespondenz, über deren Ursprung unsre Leser nach dem, was sie über die Preßarbeit der Brauer usw. wissen, wohl im klaren sein werden:

„Auf der zurzeit in Hamburg stattfindenden internationalen Guttemplertagung erregte ein Vortrag eines der ersten Führer der Abstinenzbewegung, Professors Dr. von Gruber aus München, über den Nährwert des Alkohols großes Aufsehen, indem er nach den zweifellos richtigen Ergebnissen ernährungsphysiologischer Forschungen unumwunden erklärte, daß der Alkohol für den menschlichen Organismus einen höheren Nährwert habe als Eiweiß und Kohlehydrate (Zucker) und nur ein geringes weniger als Fett. . . Mit diesen Zugeständnissen eines hochangesehenen Führers der Abstinenzbewegung und Universitätsprofessors fallen die hygienischen

Digitized by Google

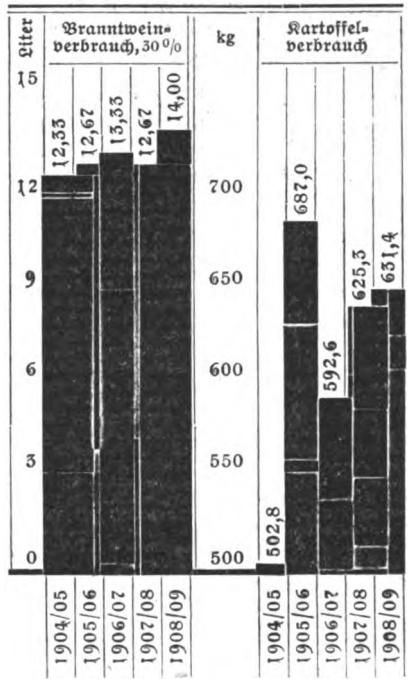
Einwände, die bisher auch gegen den mäßigen Genuß von Bier erhoben wurden, in sich zusammen, und der Satz, »Bier ist flüssiges Brot«, erhält volle Berechtigung."

Dagegen berichtete über dieselbe Rede das „Hamburger Fremdenblatt":

„Redner sprach sich dahin aus, daß der Alkohol nicht als Nährstoff betrachtet werden darf, weil er ein narkotisches Gift ist und schon in kleinen Mengen auf das Gehirn merklich betäubend einwirkt, was namentlich durch die Untersuchung von E. Kraepelin und seinen Schülern einwandfrei erwiesen sei; abgesehen davon, daß er bei fortgesetztem Genuß schwere sonstige Schädigungen des Körpers herbeiführen kann. Der betäubenden Wirkung des Alkohols sei es zuzuschreiben, daß der Alkohol ein sehr schlechter Energiespender für willkürliche Muskelarbeit ist. Bei den Bergsteigversuchen von A. Durig wurde infolge der Ausschaltung der Übung durch die Alkoholnarkose so viel Energie mehr verausgabt, als im nüchternen Zustande, daß nur wenig mehr als ein Viertel (27,2%) der in verzehrtem Alkohol enthaltenen Energie als Energiegewinn für den Körper zu buchen war."

Wie das Rätsel solchen Widerspruches zu deuten, darüber erkundigten wir uns bei Geheimrat von Gruber selbst. Der nach dem hierin einmal zutreffenden Berichte der Brauer „hochangesehene" Mann benennt die Sache mit einem Worte, das man nur bei allerstärkster moralischer Entrüstung zu brauchen pflegt. Wir fragen: was sagen die anständigen Menschen unter den Alkoholinteressenten zu dieser Art, ihre Geschäfte zu fördern? A

Die Entwicklung des Branntweinverbrauchs verglichen mit der des Kartoffelverbrauchs, berechnet für den Verbrauch auf den Kopf der Bevölkerung Deutschlands (nach dem stat. Jahrb. d. Deutsch. Reichs 1910)



Sollt man's für möglich halten!? Säuft das deutsche Volk wahrhaftig mehr Branntwein als es Kartoffeln verbraucht! Und nach einwandfreiester Quelle: Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reichs 1910, Seite 269. Bitte nachzuschlagen!

Entschuldige, lieber Leser, daß ich versuchte, dich aufs Eis zu führen. Wahrscheinlich ist mir's ja auch nicht gelungen, denn du, der du im Lesen statistischen Materials geübt bist, hast gewiß sofort gesehen, „wie's gemacht wurde". Daß ich zunächst Liter mit Kilogramm verglich, daß ich zweitens ganz verschiedene Stufen anwendete — beim Branntweinverbrauch von 3 zu 3 Liter, beim Kartoffelverbrauch von 50 zu 50 Kilogramm steigend — und

Digitized by Google

endlich drittens: daß ich beim Kartoffelkonsum den „Fuß“ bis 500 Kilogramm in den Säulen gar nicht zur Darstellung brachte.

Warum aber haben wir uns diesen Scherz erlaubt? Weil es genau so in einer „statistischen“ Tabelle der hygienischen Ausstellung in Dresden gemacht wird. In Halle 56: Nahrungs- und Genußmittel: Abteilung der Brauerunion. Da ist neben anderen schönen Tafeln auch eine überschrieben: „Die Entwicklung des Bierverbrauchs verglichen mit der des Verbrauchs andrer Genußmittel, berechnet für den Verbrauch auf den Kopf der Bevölkerung Deutschlands.“ (Bitt schön: das hab ich auswendig gelernt, nicht etwa abgeschrieben! Warum? Davon nachher!) Man sieht: eine ganz entsprechende Überschrift wie bei meiner hübschen Statistik. Nur, daß dort bei den Brauern der Verbrauch von Bier, Branntwein, Wein, Kaffee, Kakao, Tee und Tabak verglichen wird. Und da ergibt sich denn auf genau dieselbe Weise wie in meiner „Statistik“, daß der Verbrauch in Wein und Branntwein (in Litern ausgedrückt!) den Säulen nach höher ist als der vom Bier, daß aber auch der böse Kaffee, der schwer verdauliche Kakao und der giftige Tee (in Kilogrammen gemessen!!) den Bierkonsum überholte. Schrecklich! Nicht? Allerdings sind beim Bier Stufen von 5 Liter, beim Tee solche von 0,01 Kilogramm, aber das geschah wohl, um's anschaulicher zu machen. Und dann ist beim Bier der Fuß bis zu 90 Liter weggelassen. Aber das ist ja belanglos: die richtigen (?) Zahlen stehen ja drüber — genau wie bei meiner Tafel. Wenn die Dummen nicht genau hingucken, was kann der Statistiker der Brauerunion dafür? Beim Tee beginnt er dafür um so gewissenhafter mit 0,01 Kilogramm!

„Ja, was wollt ihr denn?“ ruft empört der Verfertiger und rufen im Chore die Verfechter jener „Statistik“, „wir wollten doch nur die Entwicklung — den Rückschritt des Alkoholkonsums und den Fortschritt der andern Genußmittel — zeigen!“ Ja so. Und das ging eben nicht ohne die hier nachgewiesenen, sagen wir milde: irreführenden Mittelchen.

Schließlich: warum führe ich nicht auch die schöne Tafel in der Brauerausstellung im Bilde vor? Ja — das geht halt nicht! „Das Abschreiben, Abzeichnen und Photographieren in der Ausstellung ist verboten!“ so ist überall zu lesen. Drum mußte ich ja jene Überschrift auswendig lernen! Und ich finde dieses Verbot sehr richtig. Wohin sollte es führen, wenn die in so selbstloser Weise dargebotenen Ergebnisse der Wissenschaft in allzu reicher Menge ins Volk drängen oder gar schwarz auf weiß heimgetragen würden? Dann könnte ja wohl gar in Zukunft eine neue Hygieneausstellung ganz unnötig werden! . . . W. Ulbricht

Schließlich eine kleine Blütenlese aus Reden vom 38. deutschen Gastwirtstag: „Wenn wieder einmal ein Krieg ausbrechen sollte, dann würden unsre Feinde sich nicht zu fürchten brauchen. Wenn wir die blassen Gesichter der Abstinenten gegen sie ins Feld schicken, dann brauchten unsre Feinde keine Kruppschen Kanonen, ein paar Maulschellen genügen, und sie liegen am Boden.“ Ist das nicht hübsch, nachdem erwiesen ist, daß

Digitized by Google

sich in den abstinenten Landschaften die Kriegstüchtigkeit erstaunlich hebt? „Die Abstinenzbewegung wird von Pastoren geleitet und von der Kirche protegiert, deshalb müssen wir in die Kirchengemeinden einzudringen versuchen, um das Schlimmste abzuwenden.“ Also Interesse für die Kirche aus Interesse am Kneipenverdienst! „Wir sollten auch die Heilsarmee aus unsern Lokalen verbannen. Wir in Berlin leiden sehr unter dem Dienstbotenmangel. Die weiblichen Soldaten der Heilsarmee betragen in Berlin viele Tausende. Diese Mädchen gehen unserm Gewerbe verloren.“ „Der geschäftsführende Ausschuß soll in geeigneter Weise der Begründung von Reformgasthäusern entgegenwirken.“ Und so weiter. Deutschtum, militärische und wirtschaftliche Größe des Vaterlandes, ja selbst die Liebe zum Monarchen muß ins Feld rücken, um den deutschen Männertrunk zu verteidigen. Und wo ist in unsrer Tagespresse der Geist dieser Verhandlungen gebührend gekennzeichnet worden?

„Feste“

Die breite Allee, die sich quer durch den Kurgarten zieht, ist abgesperrt. Auf beiden Seiten stehen die Neugierigen wie die Mauern. Quer über den sorgfältig gekehrten und gesprengten Alleeweg zieht sich, an zwei mit Grün dekorierten schwarz-weiß-roten Masten ausgespannt, ein breites, gelbes Band. Es ist das Ziel, das die Automobile passieren müssen. Auf dieses breite, gelbe Band starren tausend Augen. Von Zeit zu Zeit wenden sich die Köpfe und alles stiert die sanftansteigende Straße hinauf. Dort müssen sie herunterkommen, die hundert und mehr Automobile, auf die die dichtgedrängte Menschenmenge zu beiden Seiten der breiten Allee seit Stunden wartet, geduldig wartet. Auf der einen Seite an dem gelben Band ist die Tribüne für die Preisrichter, das Empfangskomitee und die vornehmen Herrschaften errichtet. Gott sei Dank, hier hat die Menge wenigstens noch etwas zu sehen und immer wieder wandern die Blicke hinüber zu der rotausgeschlagenen Tribüne, die sich über die Menschenmauern auf der Kurterrasse erhebt. Sie ist feierlich, die Tribüne, und darauf wogt ein Meer von riesigen, blumengeschmückten Hüten, von duftigen, zarten, grünen, rosa, weißen, creme und schwarz-weißen Toiletten, von uniformierten Herren, die sich steif verneigen, und Damenhände küssen, die sich ihnen entgegenstrecken. Auf dem Platze vor der Tribüne steht ein Tisch, an dem die Preisrichter sitzen, elegante Herren mit blauen Sportsmützen mit dem Automobilklub-Abzeichen und Monokel in den starren Gesichtern. Sie gehen hin und her, tragen Papiere in den Händen und haben Feldstecher umhängen. Sie sind sehr eifrig, und man merkt ihnen an, daß sie sich allgemein beobachtet wissen. Von Zeit zu Zeit kommt eine Dame an den Tisch heran, dann springen alle Herren auf und erklären ihr mit liebenswürdigem Grinsen irgend etwas. Darauf lächelt sie, klappert mit den Augen und sieht seitwärts auf die Menge hinunter, ob sie auch heraufsieht. Einige Kellner tragen Tabletten mit Limonade und Sekt herum. Es ist heiß, die Menge sieht mit Teilnahme zu, wie die Herrschaften trinken. Unten gibt's nichts. Nur von Zeit zu Zeit drängt ein Schutzmann die Menschenmauer ein wenig zurück. Der Schutzmann tut das, um sich die Langeweile zu vertreiben und das angenehme Ge-

Digitized by Google

fühl seiner Autorität zu genießen. Das ist auch etwas. Die Menge hat gar nichts. Viele haben sich hinter den Reihen ins Gras gelagert. Es werden die üblichen Witze gemacht. Von Zeit zu Zeit schreit einer: Sie kommen! Dann recken sich die Hälse mit einem Ruck nach der Seite, tausend Köpfe drehen sich, irgendeiner, der sich zu weit vorgereckt hat, rutscht aus der Reihe heraus und fällt beinahe hin, ein Schutzmann drängt ihn wieder zurück, und alles lacht. So vergehen Stunden. Endlich hört man ganz in der Ferne, ganz schwach einen Ton, den jeder erwartet hat. Huup, huup, huup —. Ein Zucken der Erregung geht durch die dichtgekeilte Menge, alles drängt nach vorn, die Gesichter sind nach einer Seite gereckt, tausend Augen starren — drüben an dem Tisch der Preisrichter ist es lebendig geworden, Herren in blauen Sportsmützen, mit Monokel im Auge, laufen herum, Damen rufen und deuten erregt, der oberste Würdenträger begibt sich hinunter auf die Straße, den Zylinder in der Hand, eine mächtige Glatze schimmert in der Sonne, — da gleitet das Auto des Siegers heran. Die Menge brüllt hurra, wedelt mit den Händen, schwingt Taschentücher, die Damen auf der Tribüne werfen Rosen, die Herren schwenken die blauen Sportsmützen. Der Wagen, ein torpedoförmiger unscheinbarer Rennwagen, dunkelgrau, mit Schmutz bedeckt, hält schnurrend, es stinkt nach Benzin — der Fahrer klettert heraus, in seinem langen, grauen Mantel, die Mütze über Kopf und Ohren gezogen, das Gesicht dunkelgebräunt von der Sonne, schmutzig bis zur Unkenntlichkeit — er wird umringt, man schüttelt ihm die Hand, der mit dem Zylinder bellt eine Ansprache, eine Musikkapelle, die hinter dem Gebüsch aufgestellt ist, schmettert einen Tusch. Huup, huup, huup, tönt es wieder in der Ferne. Der Zweite kommt, dann der Dritte, und nun fahren unter betäubendem Geknatter und Geratter, Wagen auf Wagen, schmutzig, stinkend, Rauchwolken auspuffend, herein. Man hört sein eigenes Wort nicht, die Luft ist zum Ersticken erfüllt mit Gestank, die grauen Kasten rattern und surren, der Gestank wird immer noch ärger, denn immer neue kommen heran, die Menge ist in Ekstase, die Damen auf der Tribüne schwenken Sonnenschirme, Blumensträuße, Taschentücher, Schale, die Herren schwenken die blauen Mützen, und immer mehr von den stinkenden ratternden schmutzigen Wagen sausen heran. Dichte Wolken von Rauch und Gestank beklemmen die Sinne — wie durch einen Nebel sieht man die Herren vom Komitee die blauen Mützen schwenken und sich verbeugen und unkenntlichen schmutzigen Fahrern die Hand schütteln. . . . .

Dä dä, däderädä, däm, däm, däm macht die Musik, die die enge, langgestreckte Dorfstraße mit ihrem Lärm erfüllt. Vor den Häusern auf beiden Seiten stehen Buden voll Zuckerzeug, allerlei buntem billigen Markttröbel. Vor buntdekorierten Schießbuden locken stramme Mädchen, das Flobertgewehr in der Hand: „Schießen Sie mal, mein Herr! Schießen Sie mal!“ Ein Schnellphotograph deutet auf seinen Bilderkasten, der vor seiner Bude hängt, hebt den Samtvorhang und fordert mit geschmeidigen Bewegungen zum Eintritt auf. Ein Karussell sauft rundum, seine Orgel grunzt einen Gassenhauer und zwischen den Herrlichkeiten drängen und schieben sich langsam Männer in schweren dunklen Bauernanzügen, die Pfeife oder Zigarre im Mund, Frauen in

Digitized by Google

schwarzseidenen Röcken und buntgestickten Taillen stehen und starren, Mädchen in hellen Kleidern mit Blumenhüten auf den blonden Köpfen kommen reihweise untergefaßt, bleiben stehen und werden weitergeschoben von den Burschen, die lachend hinterherdrängen. So schiebt sich's in dichten Menschenwellen die Dorfstraße hinauf und hinunter. Manchmal bleibt ein Trüpplein stehen und schaut in ein Zelt — hie und da entschließen sich einige, zahlen wichtig und ernst das Eintrittsgeld und verschwinden hinter den Plüschvorhängen. Aus den Biergärten tönt „rauschende" Musik. Aber die meisten drängen zu dem langen Zelt ganz am Ende der Straße. Hier sind wunderbare Bilder in Lebensgröße von allerlei Szenen: Ein Automobilunglück mit einigen herumliegenden Toten, eine fürstliche Hochzeit mit viel Uniformen und prächtigen Gewändern. Vor dem Eingang stehen ein Mann und eine Frau, und sie rufen aus: „Hier ist zu sehen der erste und größte Kinematograph des Kontinents! Lebende Bilder, nach der Natur aufgenommen, sensationell! Eintritt dreißig Pfennig! Lebende Bilder! Das große Unglück im Bergwerk zu Colombière — fünfundsiebzig Tote! Man sieht, wie sie heraufgebracht werden! Die Hochzeit des Fürsten Dietrich! Neu! Neu! Das große Automobilrennen, die Ankunft der Sieger! Lebend! Nach der Natur aufgenommen! Eintritt dreißig Pfennig!" Die Bauern sehen die Bilder an, bedächtig rauchend, sie hören den Ausrufern zu, sie sehen die Dampfmaschine mit Rädern, die die Beleuchtung liefert, und sind sehr erstaunt. Trupp auf Trupp schiebt sich herein in den halbdunklen Raum, in dem es ganz feierlich still ist. Die Tabakpfeifen erkalten, denn es darf nicht geraucht werden. Die Männer, Frauen, Mädchen sitzen regungslos wie in der Kirche und lauschen der heiseren Stimme des Mannes, der vorn an der großen weißen Fläche die Erklärungen zu den zitternd vorüberhuschenden Bildern gibt. Und die Zuschauer genießen mit Ehrfurcht das Schauspiel der hereinsausenden Automobile, der begeisterten Menge, des Hin- und Herlaufens der vielen Herren mit den Mützen, der Begrüßung durch den feinen Herrn mit dem Zylinder. Wie die Vorstellung zu Ende ist, tappen sie langsam wieder hinaus und bestätigen einander, daß es „wunnerschi" ist. Sie sind sehr, sehr befriedigt. So was war noch nicht da auf der „Kerb"!

Was verstehen wir heutzutage eigentlich unter „Festen"?

Willy Ruppel

Prozeßberichte

Vom Recht

Auf dem Lande genügt zur Erhaltung der Gesundheit ein Mindestmaß persönlicher Hygiene, während die Großstadt bei gleich geringen sanitären Vorkehrungen der fürchterlichsten Grundwasserverseuchung verfallen würde. Überall wo Menschenmassen in Frage kommen, muß deshalb die Sozialhygiene ergänzend eingreifen; die gewissenhafteste persönliche Hygiene kann nicht vor den Einflüssen der Miasmen schützen, die in der Massenanhäufung ihre günstige Brutstätte finden.

So genügte auch auf geistigem Gebiete wohl für Feuchtersiebens Zeit jene idyllisch-heroische „Diätetik der Seele". Uns aber tut es not, für eine Sozialhygiene der Seele zu sorgen: es muß der moralischen Grundwasserverseuchung und Nahrungsmittelvergiftung vorgebeugt werden, die nicht

Digitized by Google

nur das Anfällige, sondern auch das Gesunde in Gefahr bringen.

Die Tageszeitung, als geistiges Volksnahrungsmittel, ist die bedenklichste Bazillenverbreiterin. Statt, wie sich's für ein Nahrungsmittel von selbst verstände, aller Fäulnis und allem Unrat fernzubleiben, behaftet sich die Presse mit jedem erdenklichen Miasma, das irgendwo in der Welt in einem scheußlichen Fäulnisprozeß an die Oberfläche tritt. Und diese Bakterien der Zersetzung und Verrottung schleppt sie schon andern Morgens an den Frühstückstisch des Millionärs wie des Arbeiters, in die überfüllten Kaffeehäuser der Großstadt wie in die entlegensten Gehöfte unsrer Gebirge. Als das Zeitungsblatt noch ein Luxus weniger Wohlhabender war — also noch vor 50 Jahren —, drangen Verbrechen und ihre vergiftenden Einzelheiten nur in die nähere Umgebung des Tatortes und höchstens noch zu einem kleinen Bruchteil des übrigen Volkes; zu Goethes Zeiten — vor Eisenbahn, Telegraph und Schnellpresse — war das Bekanntwerden von Scheußlichkeiten, das heißt die Möglichkeit der Übertragung von seelischen Ansteckungskeimen, noch beschränkter nach Raum und Anzahl. Dabei ist es wahrscheinlich, daß damals die seelischen Konstitutionen noch weniger anbrüchig und zu Infektionen geneigt waren wie in unsern Tagen.

Da bei der außerordentlichen Bevölkerungszunahme, die zu einem guten Teil der Erhaltung der Schwächlinge durch hygienisch-ärztliche und soziale Verbesserungen zu danken ist, die Zahl der moralisch Minderwertigen nicht bloß prozentual, sondern unverhältnismäßig gewachsen ist, und da diese Minderwertigen heute weit mehr moralischen Ansteckungskeimen ausgesetzt sind, so stehen wir vor einer neuen Sachlage, die neue, verschärfte Maßnahmen erfordert.

Wir bedürfen einer planvollen moralischen Sozialhygiene; einer moralischen Seuchengesetzgebung. Wie es ein Hauptgebot der Verhütung physischer Seuchen ist, neben der sofortigen Isolierung des Befallenen dem Weiterbringen des Infektionsstoffes vorzubeugen, so muß bei Verbrechen nicht bloß der Verbrecher unschädlich gemacht, sondern auch das moralvergiftende Kontagium möglichst an der Verbreitung verhindert werden.

Die Allgemeinheit hat ein Recht darauf und den Verantwortlichen erwächst daraus eine Pflicht, der sie sich nicht mehr lange entziehen können. Wohl ist schon mancherlei gegen die Schmutzliteratur unternommen; aber an einem durchgreifenden Gesetz fehlt es noch, das die Auslage bedenklicher Bücher in den Schaufenstern unter Strafe stellt. Immerhin ist diese ebenso wichtige wie schwierige Frage bereits im Fluß.

Uns erscheint es jedoch angesichts zahlreicher widerwärtiger Prozesse mindestens ebenso wichtig, daß die andre Infektionsquelle verstopft werde, die von den Zeitungen in Gestalt eingehender Strafprozeßberichte ausgeht.

Schon wurden Stimmen laut, die verlangen, daß die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens eingeschränkt würde. Das würde wichtigen öffentlichen Interessen zuwiderlaufen. Welches öffentliche Interesse liegt aber vor, daß die ganze Welt, ob sie will oder nicht, durch ihre Tageszeitung mit allem Unrat behelligt wird? Einzig die Nachfrage nach Reizgiften ist kein Grund, sie freizugeben; entstünde morgen eine lebhafte Nachfrage nach Haschisch oder Opium, so würde man sicher von der Gesetzgebung erwarten, daß sie alle Vorkehrungen gegen die

Digitized by Google

Verbreitung träfe. Daß die Schäden, welche aus den moralischen Reizgiften sich entwickeln, nicht so plötzlich und handgreiflich auftreten, darf uns nicht abhalten, ihrer Verbreitung vorzubeugen.

Wenn man darauf hinweist, daß schon die öffentliche Verhandlung schwerer oder ekelhafter Verbrechen moralisch vergiftend wirke, so ist daran sicherlich Wahres. Aber die Gefahr ist einmal nur auf diejenigen beschränkt, die am Orte anwesend sind, ferner: die sich dazu drängen und an denen nicht mehr viel zu verderben ist; Minderjährige sind davor behütet. Sodann liegt in den bei der Verhandlung unmittelbar erlebten Scheußlichkeiten und Schrecklichkeiten und in der ganzen Luft des Gerichtssaales doch etwas gleichsam Immunisierendes, ein Gegengift gegen die Infektion. Dieses Gegengift kommt aber für diejenigen in Wegfall, denen die Zeitungen all die im Gerichtssaal aufgewirbelten Keime ins Haus bringen. Das sind nicht bloß die Bewohner des Gerichtsortes, es sind die Leser der Zeitungen im ganzen Reiche. Der gefährdete Kreis ist zehntausendmal größer. Hier kommt außerdem das Gift auch in unvermeidliche Berührung mit der Jugend. Denn während bei Achtsamkeit schmutzige Bücher von der Jugend sich fernhalten lassen, ist es praktisch so gut wie unmöglich, die Tageszeitung wegzuschließen. Junge Menschen, denen häufiger solche aus der ganzen Welt zusammengetragene Scheußlichkeiten zu Gesicht kommen, müssen das Gefühl bekommen, daß das Gräßlichste und Perverseste etwas Häufiges, ja Gewöhnliches sei. Die durch keine Lebenserfahrung korrigierte Phantasie wird deshalb gar zu leicht in allem Unrat sehen und hinter allem nach ihm spähen. Naturen aber, die auf der moralischen Wasserscheide stehen, werden durch den Anreiz der Vorbilder unrettbar dem Verderben zueilen. Auch bilden diese genauen Berichte für die gewerbsmäßigen Verbrecher eine mindestens ebenso gute Schule wie der Austausch der „Erfahrungen“ in der Verbrecherkneipe.

Aus diesen Gründen wird eine moralische Sozialhygiene, die Ursachen-, nicht Symptompolitik treiben will, ein Gesetz erstreben müssen, das den Zeitungen das Recht zur unabsehbaren Weiterverbreitung moralischer Infektionsstoffe nimmt. Die Zeitungen dürften also nicht über die Einzelheiten, die in einer Gerichtsverhandlung notwendigerweise aus den Schlammtiefen der Entartung und Verkommenheit heraufgeholt werden müssen, berichten, sondern sie hätten nur kurz das Urteil und dessen sachliche Begründung, vielleicht in der Fassung des Gerichts selber zu bringen.

Ein solches Verbot kann den anständigen Zeitungen unmöglich schaden, würde von ihnen vielleicht sogar begrüßt werden, da es sie von dem Zwange befreien würde, der ihr durch die Konkurrenz der Sensationspresse auferlegt ist.

Auf die „wirtschaftlichen Interessen“ dieser Presse Rücksicht zu nehmen, liegt aber kein Grund vor. Die natürlichen Übel, die sich aus der Artung und Entartung des Menschen ergeben, sind zahlreich genug. Sie werden ins Ungemessene gesteigert dadurch, daß sich stets Menschen finden, die ein Geschäft darauf gründen und damit ein Interesse an der Erhaltung und Verbreitung der Übel gewinnen. Jeder derartige Erwerb, der gesellschafts- oder gesundheitsfeindlich ist, hat nicht das Recht auf staatlichen Schutz, sondern muß unnachsichtlich bekämpft werden.

Digitized by Google

Da ich mir nicht verhehle, wie weit wir noch von einer gesetzlichen Regelung dieser Frage entfernt sind, möchte ich die Anregung geben, daß die Vereinigungen zur Bekämpfung der Schmutzliteratur die Vorbereitung einer solchen Regelung in ihr verdienstvolles Programm aufnehmen. K. Bernold Martin

Zu den Tagesereignissen

Raubbau am Ansehn der Parlamente

haben wir wohl nach aller Parteien Ansicht in der Schlußsitzung des preußischen Abgeordnetenhauses erlebt. Er wird aber auch noch durch andres, und zwar langsam aber sehr wirksam vor allem durch die offensichtliche Lendenlahmheit von Gründen betrieben, die man in Reden zu Scheinmotivierungen braucht. Sagt einer „mir geht das gegens Gefühl, deshalb stimm ich dagegen", oder stimmt er dagegen, ohne irgend etwas zu sagen, so wirkt das wohl immer noch würdiger, als wenn er in irgendein Winkelchen eine kleine Möglichkeit hinlegt, um sie wieder hervorzuziehen, blankzuputzen und als leuchtenden Grund hinzuhalten. Zwei Beispiele von den Debatten über Feuerbestattung im preußischen Herrenhaus. „Wenn jetzt auch noch die Feuerbestattung nur für die Reichen in Betracht kommt, kann es doch sehr leicht kommen, daß später einmal die armen Leute sich verbrennen und die reichen sich begraben lassen. Dann wird unter den agitatorischen Redensarten auch die sein: Für euch armen Leute ist nicht einmal mehr Platz auf dem Kirchhof, ihr müßt euch verbrennen lassen. So können auch die sozialen Folgen dieses Gesetzes verhängnisvoll sein." Wie treibt's die kluge Else im Märchen vorsichtig im Vergleich mit diesem Denker, der vor „agitatorischen Redensarten" warnt und so gar keine macht! Besonders schön werden aber derlei Argumente doch erst, wenn Pathos dazukommt: „Das Erdgrab hat Preußen groß gemacht." — Ist nicht wirklich das berühmte Wort „die janze Richtung paßt uns nich" erfreulicher als derartige Reden sind?

Der Hansabund

Man soll bei einem jungen Verein ebensowenig wie bei einem jungen Menschen viel auf Worte geben. Versprechen, die nicht gehalten werden, sind so wenig nütze wie Wechsel, die nicht honoriert werden, und es gehört ein ungewöhnlicher Schatz ererbter Weisheit dazu, die Spannkraft eines menschlichen Einzel-, geschweige denn eines Gruppenwillens ungefähr richtig abzuschätzen, ohne sie aus eigner Erfahrung an bestimmten Handlungen messen zu können. Man soll sich aber solche Worte merken; denn wenn man sie nicht vergißt, kann nicht ungestraft gegen sie gesündigt werden. Gegner bemächtigen sich sonst ihrer, um sie als Waffen im Kampf gegen die Wortbrüchigen selbst zu gebrauchen.

In der klaren Erkenntnis, daß alle rein wirtschaftlichen Bestrebungen binden, weil sie sich in Leistung und Gegenleistung von selbst ausgleichen, und daß hingegen alle rein politischen trennen, will der Hansabund „keine politische Partei", sondern nur eine „wirtschaftliche Vereinigung" sein. Das ist aber in dieser unvollkommenen Welt ein unerreichbares Ideal, da auch die Angehörigen von Gewerbe, Industrie und Handel, die wohl der Hansabund vertritt, am politischen Leben teilnehmen müssen, um sich im Kampf ums Dasein erfolgreich

Digitized by Google

durchzusetzen. Der Hansabund empfindet das auch, deshalb fügt er seiner eignen Bezeichnung als wirtschaftlicher Vereinigung hinzu „mit den durch ihr wirtschaftliches Programm bedingten politischen Zielen“. Da die bindende Kraft wirtschaftlicher Zwecke sich zwischen verschiedenen Erwerbsgruppen nur geltend machen kann, wenn alles politisch Trennende ausgeschaltet wird, macht sich der Hansabund unbedingte Enthaltsamkeit von jeglicher Parteipolitik zur Pflicht, nimmt er sich vor, unter Wahrung strikter Neutralität jeder Tätigkeit da zu entsagen, „wo sich entgegengesetzte Interessen und Forderungen der in ihm vertretenen Erwerbsgruppen und deren Angehörigen gegenüberstehen“. Diese Selbstbeschränkung ist ein bedeutsamer Unterschied gegen die Verhältnisse im Bunde der Landwirte, der bis zur Gründung des Bauernbundes der Notwendigkeit überhoben war, zuzugeben, daß es auseinanderstrebende politische Gegensätze von Belang in den Kreisen der Landwirte gebe. An und für sich findet man in der Landwirtschaft verhältnismäßig viel mehr Eintracht als in der Industrie. Die Industrie ist der eigentliche moderne soziale Kriegsschauplatz, hier werden die entscheidenden Schlachten geschlagen. Der Arbeitsverkäufer auf dem Lande, der mit seiner Lage unzufrieden ist, tut sich nicht mit seinesgleichen zusammen und streikt; er hat ja kein Koalitionsrecht und wenn er es hätte, würde es ihm sachlich wenig nützen, weil die ländlichen Verhältnisse einem proletarischen Klassenkampfe wenig günstig sind. Er wandert dafür, wenn er unzufrieden ist, ins Kohlenrevier oder in die Großstadt ab und wird dort Sozialdemokrat. Anderseits erhalten auch die Organisationen städtischer gewerblicher und industrieller Arbeitskäufer fortwährend Zuzug aus der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Was auf dem Lande zurückbleibt, sind Elemente, die leidlich gut miteinander auskommen, und da die aus der Abwanderung folgende Leutenot um so schlimmer ist, je größer ein Besitztum, so gleichen sich auch die Lagen der großen und kleinen Besitzer mehr und mehr von selbst aus. Es fehlen in der Landwirtschaft ferner viele Gegensätze naturgemäß, die im städtischen wirtschaftlichen Leben zwischen einseitigen Käufer- und einseitigen Verkäuferinteressen entstehen. Was der Bauer für sich braucht, erzeugt er großenteils selbst; er ist Käufer seiner eignen Produkte, und daher viel weniger von fremden Produzenten abhängig als die meisten Städter. In keiner Hinsicht geht es auf den Arbeitsgebieten von Gewerbe, Industrie und Handel so verhältnismäßig gemütlich zu, wie in der Landwirtschaft. Dort stoßen überall hart auf hart gegensätzliche Interessen aufeinander. Aber dafür ist das Durchschnittsergebnis der gemeinsamen Arbeit für den einzelnen viel größer als in der Landwirtschaft. Der Kampf um eine gerechte Verteilung der Arbeitsergebnisse ist schwieriger, aber lohnender. Die fortwährende Zwietracht zwischen den einzelnen städtischen Erwerbszweigen hat es hinwiederum der organisierten Landwirtschaft ermöglicht, nicht nur die alte Vormachtstellung im Staatsleben, trotz stark zurückgegangener materieller Bedeutung, zu behaupten, sondern auch immer wieder in neu auftauchenden politischen Streitfragen von nationaler Tragweite der tertius gaudens zu sein. Es ist gerade das gemeinsame Bedürfnis, diesem Zustande ein Ende zu bereiten, was große Teile des deutschen Bürgertums im

Digitized by Google

Hansabunde erst zusammengeführt hat. Darum will der Hansabund in erster Linie der „einseitigen Ausnützung des übermächtigen Einflusses gewisser Kreise auf die Gesetzgebung, auf den Staat, auf die Gemeinde, auf die Provinzen, auf die Kirche, auf die Schule und die Gutsbezirke“ ein Ende bereiten; er erklärt deshalb, eintreten zu wollen unter anderm „für freie Bewegung und Tätigkeit von Gewerbe, Handel und Industrie . . . für den Grundsatz, daß alle Staatsstellen ausschließlich mit Rücksicht auf die persönliche Tüchtigkeit und Qualifikation der Bewerber aller Richtungen vergeben werden dürfen . . ., für Vereinfachung des Verwaltungsapparats und Schreibwerks in der Reichs-, Staats- und Kommunalverwaltung, für eine praktischere Ausbildung unserer Gerichts- und Verwaltungsbeamten und eine zweckmäßigere Ausgestaltung des Unterrichts an unsern Volksschulen, höheren Lehranstalten und Universitäten; ferner für umfassendere Beteiligung der kaufmännisch, gewerblich und technisch gebildeten Kreise an der Staatsverwaltung und Rechtsprechung, sowie für eine größere Berücksichtigung der aus diesen Kreisen an die Gesetzgebung und Verwaltung gestellten berechtigten Forderungen, insbesondere auf dem Gebiete der Handelspolitik, der Zoll-, Steuer- und Wassergesetzgebung und der Genehmigung gewerblicher Anlagen. . . .“

All diese Absichten laufen auf das eine Ziel hinaus, die öffentlichen Gewalten mindestens in dem Maße den im Hansabund vertretenen Erwerbsständen dienstbar zu machen, als diese die wirtschaftlichen Mittel für die Unterhaltung liefern. Wenn man den Gesamtvorteil, der daraus für „Gewerbe, Handel und Industrie“ entstehen mag, grob-sinnlich als „Beute“ bezeichnet, so läßt sich behaupten, daß die Eintracht innerhalb des Hansabundes für jenes Ziel soweit reicht, wie es sich um die Sicherung der Beute handelt, während vorläufig noch wenig dafür spricht, daß sie standhält, sobald es davon etwas zu verteilen gibt. Jede Förderung von Gewerbe, Industrie und Handel durch öffentlich-rechtliche Körperschaften in Staat und Gemeinde kommt den Arbeitskäufern automatisch zugute, während die Arbeitsverkäufer, Angestellte und Arbeiter, soweit sie sich auf das bloße Wohlwollen ihrer „Brotgeber“ nicht verlassen können, ihren Anteil sich erst erkämpfen müssen. Vorläufig hat man in Hansabundversammlungen noch oft den Eindruck von Leuten, die die Waffen der Feindschaft unter Mänteln der Liebe verborgen halten, um sich gegebenenfalls auch gegeneinander wehren zu können. Gelingt es den dem Hansabund angehörenden Arbeitsverkäufern nicht, sich bestimmte Sicherheiten dafür zu verschaffen: daß die Leitung dauernd durch Förderung sozialpolitischer Bestrebungen oder die herzhafte Inangriffnahme des Gewinnbeteiligungsproblems auch ihre Interessen wahrnimmt, — so laufen sie Gefahr, eines Tages die Mittel des Bundes, die sie heute beschaffen helfen, großenteils in einen Kriegsfonds für Unternehmerverbände verwandelt zu sehen. Bisher hat noch fast allen wirtschaftspolitischen Vereinen die Neigung innegewohnt, mit der Zeit aus Organisationen des gemeinen Nutzens zu Organisationen eines bestimmten Klassennutzens zu entarten. Erst eine endgültige Lösung der sozialen Frage dahin, daß Arbeitsverträge aufhören würden für die Arbeitsverkäufer Notverträge zu sein, könnte diese Ten-

Digitized by Google

denz völlig überwinden. Will der Hansabund sich dauernd lebensfähig erweisen, so muß er imstande sein, fortgesetzt in den Kreisen seiner Mitglieder und Anhänger politische Gegensätze durch wirtschaftliche Kräfte zu überwinden. Otto Corbach

Giordano Bruno

Das Schicksal hat gewollt, daß ein gewisses Moment von Scharlatanerie, das dem Giordano Bruno* anhaftete — man vergleiche seine Vorwörter und die ganze Struktur des „Aschermittwochmahls", in welchem er andre Leute über sich in recht hohen Tönen (übrigens mit gutem Humor) reden läßt — auch von seinem Namen nicht hat weichen wollen.

Es hat sich reichlich viel Spektakelwesen im letzten Jahrzehnt des Namens bemächtigt, ohne daß seines Geistes auch nur ein Hauch dabei zu verspüren war. Denn die Renommage, die Giordano Bruno mit sich trieb, lag in seinem Zeitalter, dem Zeitalter des Barock und des Bombastus; sein eigentliches Lebenswerk, seine Philosophie ist frei davon. So frech und herausfordernd — ganz entsprechend dem überlieferten Bildnis — der Mann auftritt, seine Philosophie ist tief ehrfürchtig, religiös und in einem betonten Sinn künstlerisch. Es ist nicht zufällig, daß er so gern poetische Zitate bringt, er schrieb ganze Lehrdichtungen und läßt gern seine Vorworte in Verse ausmünden, eine Form, die Nietzsche erneuerte. Auch in diesen Versen feiert er oft genug sich selbst, aber gerade hier ist das Selbstlob nicht unerträglich, sondern wie etwas rein Sachliches mitreißend:

„Wurzeln senkst du, mein Berg, in der Erde tiefstes Geheimnis,
Aber dein Scheitel tauscht kühn mit den Sternen den Gruß."

oder das Sonett: Ursache, Grund und Ewig Eines:

Ursach und Grund und du das Ewige Eine,
Dem Leben, Sein, Bewegung rings entfließt,
Das sich in Höh und Breit und Tief ergießt,
Daß Himmel, Meer und Unterwelt erscheine!

Mit Sinn, Vernunft und Geist erschau ich deine
Unendlichkeit, die keine Zahl ermißt,
Wo Mittelpunkt und Umfang allwärts ist;
In deinem Wesen weset auch das meine!

Ob blinder Wahn sich mit der Not der Zeit,
Gemeine Wut mit Herzenshärtigkeit,
Ruchloser Sinn mit schmutzgem Neid vereinet:

Sie schaffen's nicht, daß sich die Luft verdunkelt,
Weil doch trotz ihrer unvergleichlich funkelt
Mein Aug und meine schöne Sonne scheinet!

So ist auch seine ganze Gesamtanschauung von einer hinreißenden Pracht und Schönheit. Und die Schriften, in denen er sie vertritt,

* Werke, übersetzt, eingeleitet, kommentiert von Ludwig Kuhlenbeck. (Jena, Diederichs. 6 Bände, broschiert 4—7 Mark, in Halbpergament gebunden 5,50—8,50 Mark.) Das Aschermittwochmahl. Die Vertreibung der triumphierenden Bestie. Zwiegespräche vom unendlichen All und den Welten. Von der Ursache, dem Anfangsgrund und dem Einen. Zwiegespräche vom Helden und Schwärmer (Eroici Furori). Kabbala, kyllenischer Esel, Reden, Inquisitionsakten.

Digitized by Google

sind Kunstwerke, oft, wie das „Aschermittwochmahl", mit dramatischem Geist erfüllt, stets sprühend von feinen Bemerkungen und gutem Witz, voll von eindringender Beobachtung (sehr beachtenswerte Schilderungen englischen Volkscharakters zur Zeit Shakesperes im „Aschermittwochmahl"!) und dann wieder zu trunkenen Gesängen sich erhebend vom All, von der Erde als beseeltem Organismus und von den unendlichen Welten. Daß sie, ohne starke Einfühlung genossen, dieses Lob nicht bewähren, liegt an der kapriziösen Einkleidung, die Bruno seinem Stoffe zumeist gibt. Die ist in ihrem teilweis geschwollenen Barock für unsern Geschmack manieriert, ja langweilig. Am schnellsten auch für uns noch genießbar bleibt das „Aschermittwochmahl".

Giordano Bruno ist eine rechte Landsknechtnatur. In seiner Vaterstadt Nola gab es eine deutsche Landsknechtkolonie, und neuere Forschungen scheinen seine Abkunft aus ihr bewiesen zu haben. (Seine Mutter hieß Fraulissa.) Darin erklärt sich vieles. Das Renommistische, das immer wieder zu dem Ehrfürchtigen nicht stimmen will, das Herausfordernde, die Kühnheit und Furchtlosigkeit, die Tapferkeit und Zähigkeit, die ihn sieben Jahre lange Qualen in den Kerkern der Inquisition ungebeugt ertragen läßt und ihm die berühmte Antwort auf die Urteilsverkündigung eingibt: „Ihr fället wohl mit größerer Furcht dies Urteil, als ich es hinnehme." Auch sein unstetes Wanderleben, das, wie Labanka nicht unrichtig sagt (in Schieles Handwörterbuch, die Religion in Geschichte und Gegenwart Sp. 1365:) „nicht bloß die Intoleranz der Zeit, sondern auch sein ruheloses Gemüt verschuldete". Und vielleicht liegt etwas wie ein Heimatwiedererkennen in den starken Lobpreisungen deutschen Wesens, die wir von ihm besitzen. „Ihn, den sie nicht gekannt hätten, den von keiner fürstlichen Empfehlung unterstützten Flüchtling aus Frankreich, den in ihrer Religion nicht Geprüften, ja den sie um seine Religion nicht einmal gefragt hätten, ihn haben die Wittenberger nicht nur freie Vorträge über Philosophie halten lassen, sondern ihm sogar die Gunst gewährt, Lehren zu verkünden, welche nicht allein der herkömmlichen, durch die Kirchenlehre sanktionierten Weltanschauung widersprächen, sondern auch vielen ihrer eignen Dogmen. Ungleich den Professoren von Toulouse, Paris und Oxford haben sie über seine neue Weltansicht nicht die Nase gerümpft, Grimassen geschnitten, die Backen aufgeblasen und auf das Pult geklopft, sondern ihn dem Glanz ihrer höheren Lebensauffassung und Wissenschaft gemäß behandelt und volle philosophische Freiheit genießen lassen".

Wir können ihn in der Tat — obwohl er von sich sagt, daß für einen wahren Philosophen jedes Land sein Vaterland sei (Ursache, Seite 27) — ein wenig für uns in Anspruch nehmen: er ist Schüler des Deutschen Nicolaus von Kues (dadurch Eckeharts und der deutschen Mystik überhaupt), daneben des Kopernikus; und anderseits sind wir in besonderer Stärke sein „Kinderland" geworden. Es würde sich nachweisen lassen, daß kein Land ihn mehr verehrt, erforscht und mehr von ihm gelernt hat als Deutschland.

Die Übersetzung von Kuhlenbeck ist vorzüglich. (Nicht sehr angenehm für Schriften bitteren Gepräges ist die Wahl der Sie-Form in der Anrede.) Einführung und Anmerkungen sind vielfach unterrichtend, aber zu willkürlich persönlich und zu hef-

Digitized by Google

tigen Geistes. Gerade einen selbst so stürmischen Genius durfte man nicht am Rande zu überbieten versuchen! Auch gerät der Leser den gar zu häufigen Selbstempfehlungen des Übersetzers gegenüber in eine allmählich etwas giftige Stimmung.

Inzwischen sind auch die beiden letzten Bände erschienen, die Eroici Furori und kleinere Sachen, darunter die Grabrede auf den genialen Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg, Begründer der Universität Helmstedt, die Abschiedsrede von der Universität Wittenberg, sowie ein Widmungsschreiben an den Senat dieser Universität, vor allem aber die Akten seines Prozesses und ein halb putzig halb schändlich zu lesender Bericht eines deutschen Konvertiten über die Verbrennung, in dem zum Beispiel die Schrift Brunos über die Vertreibung der triumphierenden Bestie als besonderes Zeichen herausfordernder Frechheit angeführt wird, da mit der triumphierenden Bestie natürlich der Papst gemeint sei. In Wirklichkeit entwickelt Bruno in dieser Schrift seine Ethik unter dem Bilde einer Götterversammlung, in welcher Jupiter vorschlägt, die Sternbilder, welche jetzt die Laster der Götter in Gestalt von allerlei Bestien, Stier, Schwan usw. verherrlichen, durch die Bilder der Tugenden zu ersetzen.

Im übrigen bilden diese Dokumente — die wichtigsten, die römischen fehlen ja noch, und man weiß nicht einmal, ob sie überhaupt vorhanden sind — einen wehmütigen Beitrag zur divina comedia des Menschenlebens. Es ist furchtbar, diese Fragen über Gedanken und Glauben zu lesen, in denen alles, was an sich groß ist oder sein könnte, klein wird. Möchten die Freunde des neuen evangelischen Inquisitionskollegiums — „Spruchkollegiums“ — mit diesem psychologischen Faktor rechnen lernen! Sehr mit Recht weist übrigens Kuhlenbeck darauf hin, wie wenig auch diese Prozeßakten den Freidenkerspektakel rechtfertigen, der um Brunos Denkmal tobte.

Bonus

Körperpflege

Die internationale Hygieneausstellung in Dresden

irgendwie ausführlicher zu besprechen, ist natürlich auf diesen Blättern ganz unmöglich. Wir behalten uns das Eingehen auf dies oder jenes Einzelne vor, können aber hinsichtlich des Allgemeineren den Lesern nur ein paar Andeutungen darüber geben, was sie hier erwartet und was nicht.

Die Ausstellung ist dem besetzten Boden nach vielleicht die größte, die in Deutschland überhaupt veranstaltet worden ist. Weiträumig angelegt, mag sie nach dem kubischen Inhalt der eigentlichen Ausstellungsgegenstände trotzdem von andern übertroffen werden, dem geistigen Gehalte nach aber deshalb kaum, weil eine Menge des Ausgestellten hier höchst kompendiös ist.

Der künstlerische Eindruck des Ganzen (in der Hauptsache wohl von Max Hans Kühne bestimmt) ist durchaus einheitlich und sehr gut. Man kann schnell vergängliche Ausstellungsbauten bekanntlich nach recht verschiedenen Grundsätzen bauen. Als Imitationen steinerner Paläste mit vorgetäuschtem Reichtum — so machte man's früher stets und macht man's noch heute in Frankreich, Italien und großenteils auch in England. Oder, im schroffsten Gegensatz dazu: mit Brettern oder andern billigen Stoffen umkleidete zweckdienliche Gerüste, die sich, streng konstruktiv, auch dem flüchtigsten Blicke nur als das geben, was sie sind, eben als provisorische

Digitized by Google

Hallen zum Ausstellen. Oder aber als Phantasien von Bauten, wenn man will: als lebensgroße Modelle festerer Architekturen. Als solche erscheinen die Dresdner Ausstellungsbauten, als vergängliche große Modelle einer steinernen Stadt. Aber einer Stadt, deren sämtliche Gebäude Ausstellungs- oder Kongreßbauten wären. So ist kein Bau irgend etwas Fremdartiges vortäuschende Attrappe oder Sentimentalität. Die Formen sind sehr einfach in jenem modernen Stil, der wieder von der Antike gelernt hat, ohne sie zu imitieren. Großzügig, vornehm, durchaus einfach. Das gilt von allen neuen Gebäuden Kühnes, aber natürlich nicht etwa von dem festen städtischen Ausstellungspalast, den, Gott sei's geklagt, alle großen Dresdner Ausstellungen erleiden müssen. Und auch nicht von den Pavillonen der Nationen oder gar den zahlreichen Bauten des Vergnügungsparkes. Die sind mit verschiedenstem Geschmack, mitunter auch mit gar keinem, zu einem bunten Bilde zusammengestellt. Sehr fein sind die ostasiatischen, sehr behaglich die im Zeichen des rührigen sächsischen Heimatschutzes unter herrlichen Bäumen errichteten Bauten und vorbildlich auch sonst noch einige kleine Sachen. Am Abend bietet besonders die Beleuchtung der einbezogenen Herkulesallee des Großen Gartens einen so schönen Anblick, wie man dergleichen in Deutschland kaum noch gesehen hat.

Beim Inhalt der Ausstellung ist vor allem das Geschäftliche und das nicht Geschäftliche zu unterscheiden. Was alle möglichen Firmen und Interessenten von ihren Erzeugnissen auf gemieteten Plätzen ausgestellt haben, birgt natürlich Gutes, Zweifelhaftes und Minderwertiges, das sich einfach als Ware anbietet oder auch unter einer Aufmachung, wie sie der Berliner „Zimt mit Gesichtspunkten" nennt. Da ziemlich alles in die Gesundheit des Menschen eingreifen kann, hat auch so ziemlich alles „industrielle Aussteller". Es muß anerkannt werden, daß ihre Stände klar von den „wissenschaftlichen Abteilungen" getrennt bleiben, dennoch berühren sie oft sehr wie ein Übel, besonders, wo sie sich bemühen, die Vorführungen der wissenschaftlichen Abteilungen durch ihre Interessen zu durchkreuzen, was zum Beispiel in sehr skrupelloser Weise die Alkoholgewerbe versucht haben. Das grobe Mißverhältnis zwischen Theorie und Praxis der Ausstellung hinsichtlich des Alkohols ist in diesen Blättern schon gekennzeichnet worden. Auch das Verbot, zu zeichnen, zu photographieren oder nur abzuschreiben, schrillt hier, wo sich's doch um die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse handelt, als Mißklang auf.

Von den wissenschaftlichen Abteilungen gibt der große „Palast des Menschen" eine populäre Anatomie, Physiologie und Pathologie unsres Organismus, die „historische Abteilung" einen gleichfalls allgemeinverständlichen Abriß der Hygiene in Bildern und Modellen vom grauen Altertum bis zur Gegenwart. Wird selbst hier schon auch der Fachmann ihn Interessierendes finden, so sind die andern wissenschaftlichen Abteilungen solchen Charakters, daß sie sowohl den Laien aufklären, anregen, aufrütteln wie dem Fachmann wertvolles Material darbieten sollen. Was hierfür von Behörden und Anstalten wie von einzelnen Gelehrten und praktischen medizinischen und sozialen Arbeitern geleistet worden ist, birgt die eigentlichen und letzten Werte der Ausstellung. Wer's irgend machen kann, dem raten wir sehr, diese ernsten Räume nicht nur durchzusehn, son-

Digitized by Google

dern zu studieren, was fachmännische Führung und Auskunfterteilung in weitem Maße erleichtert: man wird für ganze Gebiete nicht so bald wieder eine Gelegenheit zu gleich fruchtbarem „Selbstunterricht“ finden, wie hier. Eine solche Menge vortrefflicher Präparate und Photographien über diese Dinge sind kaum noch öffentlich gezeigt worden, die geistige Hauptarbeit aber steckt in schlichten Tabellen und graphischen Darstellungen, die trotz aller Anschaulichkeit doch erst recht zu leben anfangen, wenn, bei längerem Verweilen und Überlegen, die Kritik zum Erstaunen hinzukommt. Unerfüllte Wünsche melden sich freilich auch. Beispielsweise der nach der geplanten Heimarbeitausstellung der Gewerkschaften, die man aus Besorgnis vor „Einseitigkeit“ abgelehnt hat: es hätte nicht das mindeste geschadet, wenn großen Kreisen der Gebildeten gezeigt worden wäre, wie die Gewerkschaften die Heimarbeit ansehn. Ein Kompromissemachen, ein Pendeln, ein Sorgen auch ums Vergnügliche oder wenigstens Zugkräftige, ich möchte fast sagen: ein sozialer Geist, der an den der Blumentage erinnert, geht überhaupt stellenweis in der Ausstellung um. Man muß ihn ertragen, weil ohne ihn die ganze Veranstaltung gar nicht zustande gekommen wäre. Möge eine künftige zweite „Hygienische“ unsre Kultur über ihn hinausgediehen zeigen!

Was hier in den „wissenschaftlichen Abteilungen“ mit außerordentlichem Geschick und mit größtem Eifer und Fleiß von Sachverständigen aller Kulturländer geschaffen und geordnet worden ist, soll das am Schlusse der Ausstellung wieder in alle vier Winde auseinanderwehn? Der Gedanke mutet widersinnig an bis zur Unerträglichkeit, denn selbst wenn die einzelnen Abteilungen als solche erhalten bleiben, so erwächst doch ein ganz besonderer, ein einziger Wert aus den Beziehungen ihres Beisammenseins. A

Pfadfinder

Bildung und Schule

Im Burenkrieg hat der britische General Baden-Powell bei der Belagerung einer Kleinstadt zu Nachrichtendiensten ein Knabenkorps ausgebildet, das den kämpfenden Soldaten gute Dienste leistete. Als er dann später in der Heimat sah, wie die Jugend — genau wie bei uns — in Schul- und Arbeitssälen körperlich verkümmerte, da führte er auch dort Truppen von „boy scouts“ (Spähburschen) ein, um sie zu Sport und kriegerischem Spiel, zum Turnen, zur Abhärtung und Ausdauer und zu gesunder Lebensführung anzuleiten. Überall in England entstanden bald unter seiner Führung solche Truppen. Er hat seine Erfahrungen in einem Handbuch „scouting for boys“ beschrieben. Der Bamberger Stabsarzt Dr. A. Lion hat das Werk als „Pfadfinderbuch“* für deutsche Leser bearbeitet. Es richtet sich an junge Leute von 12 bis 20 Jahren und ihre Führer, leitet sie durch allerlei Übungen und Spiele, die meist dem Jagd- und Kriegsleben entnommen sind, zu Beobachtungen im Freien an, lehrt sie, auf freiem Feld sich wohnlich einrichten, Notstandsarbeiten ausführen, bei Unglücksfällen die erste Hilfe leisten und macht sie mit jedem Sport bekannt, der im Krieg und in Notfällen praktisch verwertet werden kann oder zur

* München, 1909, im Verlag der Ärztlichen Rundschau. Näheres ist zu erfahren vom „Verein Jugendsport in Feld und Wald“, Berlin, Jerusalemerstr. 43.

Digitized by Google

körperlichen Schulung dient. Der junge Mann erfährt, wie er marschieren und wandern, sich im Gelände zurechtfinden, und Nachrichten weitergeben soll; er wird eindringlich belehrt, wie er seinen Körper gesund erhalten und kräftigen kann, kurz: wie er sich zu üben und zu rüsten habe, um dem Vaterland im Frieden und vor allem im Krieg die beste Hilfe leisten zu können. Der deutsche Herausgeber hat den richtigen Ton getroffen, um den Pfadfindergedanken bei der Jugend und ihren Erziehern volkstümlich zu machen. Allerorten sieht man nun auch schon bei uns junge Pfadfinder über die Fluren streifen. *

Wir können uns über die neue Bewegung nur herzlich freuen. Schon deshalb, weil sie den schlimmsten Schäden veralteter Schulbetriebe und ungesunder Berufsarbeit entgegenwirkt, und weil endlich einmal der lange unterbrochene Übergang vom kindlichen Spiel zum Sport der Erwachsenen und zu ernster Waffenübung wiederhergestellt worden ist. Wenn einzelnes uns „zu englisch" anmutet, so soll uns das nicht stören. Die deutsche Jugend sorgt schon dafür, daß deutsche Art zur Geltung kommt, und dabei wollen wir ihr helfen.

Ganz abgestreift wurden die „allzu englischen" Züge durch den „Verein Wehrkraft" in München. Dort haben Offiziere die Führung der Jugend in die Hand genommen. Junge Leute aus den Mittelschulen oder auch solche, die schon im Erwerbsleben stehen, werden in turnerischen Übungen, im Beobachtungsdienst und in der Bewegung im Gelände, im Kartenlesen und Skizzieren, zum Teil auch im Reiten und Schießen unterrichtet. Dabei wird aller militärische „Drill" streng vermieden. Die Offiziere nehmen sich, wie wir uns überzeugen konnten, mit sehr viel Verständnis der jungen Leute an, und bleiben auch mit Lehrern, Arbeitgebern und Eltern dauernd in Fühlung.

Wo die Jugend Freude am Soldatenleben zeigt, wo fachmännische Leitung zur Verfügung steht und für Ergänzung nach der nicht militärischen Seite hin gesorgt ist, sind für die jungen Pfadfinder diese soldatischen Übungen durchaus förderlich. Wo aber nicht, da sollten sie streng vermieden werden. Sonst könnte hier Stümperei nur Schaden anrichten.

Frische Kampf- und Jagdspiele dagegen sollten nirgends unterlassen werden. Aber gerade hier darf das Wort „Pfadfinder" die Phantasie der Jugend nicht festlegen. Junge Leute sind ja, sobald der Drillmeister den Rücken gekehrt hat, und besonders beim Spiel, mit so köstlichen Einfällen bei der Hand. Bald wird eine Überschwemmung, bald die Hunnennot ins Land gezaubert, heute werden unsre Stoppelfelder in den Polarkreis oder an den Äquator verlegt, morgen wird eine Scheune in ein Bergwerk verwandelt. Darauf müssen wir eingehen, damit die Übungen jugendliche Frische behalten.

Der Name des Unternehmens, der übrigens auch dem Herausgeber Kopfzerbrechen verursacht hat, soll ferner nicht die Aufmerksamkeit der Jugend vom Nächstliegenden weg in unbekannte Län-

* Als ein abgekürztes deutsches Pfadfinderbuch, das, aus der Praxis des Hamburger Volksheims hervorgegangen, sehr geschickt die Pfadfindersache den Jungen mundgerecht macht, ist das Kohlhöfenjungensprüfungsbuch, Verlag C. G. Naumann, Leipzig, 60 Pf., zu empfehlen.

Digitized by Google

der lenken. Das Pfadfinderbuch enthält nebenbei manches schöne Wort über Belebung des Heimatsinns. Wir aber fordern, daß Heimatpflege und Heimatschutz das Leitwort für die vorläufig noch sogenannte Pfadfinderbewegung werde und fordern dies gerade aus praktisch-erzieherischen Gründen. Nichts weckt so sehr den Wirklichkeitssinn der Jugend wie Heimatpflege und Heimatforschung. Man lenke nur einmal zur Probe einen Burschen auf heimischen Vogelschutz oder rege ihn an, die Stammeseigentümlichkeiten seiner Landsleute bis ins Kleinste kennen zu lernen. Man kann's verfolgen, wie von Tag zu Tag seine Sinne dafür sich schärfen. Solche Schulung wird ihm im Kriegs- oder Kolonialdienst ebenso förderlich sein, wie bei friedlicher Kulturarbeit. Sie ist außerdem ein gutes Mittel gegen weltfremde Stubengelehrsamkeit und verhütet rohes Kraftprotzentum. Die Gefahr solcher Ausartung ist ja wie auch beim Sport nicht ganz gering. Besonders, wenn die Leiter es nicht immer verstehen, die Jugend bei den körperlichen Übungen auch geistig rege zu erhalten und wenn zu viel junge Leute einer Alters- oder Gesellschaftsklasse beisammen sind.

Leider wird die Forderung der Pfadfinderstatuten, daß junge Leute von 14 bis 18 Jahren aus allen Kreisen in einer Truppe vertreten sein sollen, nicht überall erfüllt. Was könnte so ein Pfadfinder aus dem Gymnasium vom jugendlichen Arbeiter oder vom Bauernburschen lernen und umgekehrt!

Eins aber liegt uns beinah noch mehr am Herzen. Endlich haben die Erwachsenen sich darauf besonnen, daß sie auch in den freien Stunden die Jugend leiten und schützen müssen. Jetzt wäre es auch an der Zeit, der einfältigen Absonderung der Burschen von den Mädchen ein Ende zu machen. Gerade die Pfadfinder könnten den passenden Weg von der Kinderstube zum Tanzsaal zeigen. Ein paar frische Mädel könnten bei sehr vielen Pfadfinderübungen mittun. Besonders aber sollten nach den Kampfspielen und an den Regentagen die Mädchen die „wilden" Pfadfinder zu heiterer und sittiger Geselligkeit einladen.

Es ist eine alte Geschichte: wir bilden uns ein, die Geschlechter durch eine künstliche Trennung sittlicher zu halten. Und machen gerade dadurch gefährliche Jahre noch gefährlicher, daß wir plötzlich auseinanderhalten, die als Kinder beisammen waren und als Erwachsene wieder zusammenkommen werden.

Leo von Egloffstein

Vom Glauben

Lebende Worte

Bangt dir um deiner Knaben Seelen,
So halt sie scharf in Sitt und Zucht;
Den Glauben magst du Gott befehlen,
Denn Glaub ist erst des Lebens Frucht.

Geibel

▣

Die Rechte streckt ich schmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten —
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.

K. F. Meyer

▣

Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit;
Schweigend geht Gottes Wille
Über den Erdenstreit.

Raabe

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Bei Ludwig von Sengers Bild müssen wir wieder einmal gegen unsre eigne Technik polemisieren, die leider noch unvermeidliche Vierfarbendrucktechnik, denn gerade was unser Blatt effektvoll macht, ist unecht daran: der in seinem Gelb allzu giftige Hintergrund. Das Bild hat so einen Rutscher ins Theatralische getan, von dem man es in der Vorstellung zurückholen muß. So groß, daß man dies nicht könnte, ist er ja gottlob nicht, die eigentlichen Werte des Bildes werden durch die Farben ein wenig karikiert, aber nicht ausgelöscht: der starke Naturzorn dieses jäh aufbrausenden Schauers, nach dem der Himmel doch sehr bald wieder blau aufs Land sehen wird.

Franz Martin Lünstroth führt uns an eine Stätte, die in mehr als einem Sinn geweiht ist, an den Friedhof von vielen, die bei Kämpfen um Innsbruck 1809 gefallen sind, und in diesem Waldfriedhofe zu den Bänken, die für Erinnerungsandachten errichtet sind. Hätte die Malerei nur eine Dimension oder vielleicht zwei, das Zeichnerische und das Malerische, so wäre der Gegenstand für den Künstler gleichgültig; unser Maler war andrer Ansicht, ihm waren die Hauptsache weder Valeurs noch Linien. Er ging auf die Stimmung des Ortes aus, der mit dem Erhaltenen wie mit dem Verfallenen aus Hofers Zeit noch einen Schauer zugleich düstern und hoffnungsfrohen, heimatengen und erdenfremden, beschränkten und erhabenen Geistes herübergeistern läßt.

Unsre folgenden Blätter gehören zu dem Aufsatz über Holzschneidekunst und entstammen in ihrer großen Mehrheit der von Direktor Kieser vortrefflich geleiteten Holzschnitzschule zu Warmbrunn, an der auch der Verfasser unsres Aufsatzes, der aus dem Gröbener Tal dorthin berufene dell' Antonio wirkt. Die Leser werden in dessen eignen Arbeiten zugleich einen der rassigsten Holzschneidekünstler kennen lernen, die gegenwärtig in Deutschland leben. Wie altanerkannt die Anschauungen sind, die dell' Antonio entwickelt, das mag man aber auch an einem alten Stücke nachprüfen, an dem Christuskopf von Bensheim, den wir im Medaillonausschnitt wiedergeben. Wir verdanken seine Vermittlung dem Professor Henkelmann in Bensheim, dessen Museum diesen geschnitzten Heilandsleib aufbewahrt. An unserm Werk haben verschiedene Hände gearbeitet, das Bedeutendste an ihm ist der Kopf. Entstanden ist er wohl in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Das Stück lag lange unbeachtet im Speicher des Lehrerseminars im ehemaligen Kapuzinerkloster dort. A

Das allerliebste Schäferlied, eine Perle der alten französischen Bergeretten, das unsre Musikbeilage diesmal bringt, ist von der geistvollen Prinzessin Marie Therese Luise von Lamballe, der Haushofmeisterin der Königin Marie Antoinette, die 1792 als eines der ersten Opfer der revolutionären Volkswut fiel, auf ein Menuett des Komponisten Martini gedichtet worden. Martini, eigentlich Johann Paul Agidius Schwartzendorff (1741—1816) war ein Deutscher aus der Oberpfalz und wurde darum zu seiner Zeit gern mit dem Beinamen „il Tedesco" von seinem italienischen Namensvetter, dem Padre Giambattista Martini zu Bologna unterschieden. Den welschen Namen nahm er auf Anraten seines väterlichen Wohltäters, des Orgelbauers Dupont in Nancy an. Als Komponist machte er in Paris sein Glück durch die bezaubernde Frische und leise Melancholie seiner Melodien. Allbekannt ist seine Melodie zu „Plaisir d'amour", die in unsrem auf seine historische Bildung so stolzen Deutschland in allen Konzerten unbehelligt unter dem Namen des Padre Martini segelt. Wir geben hier „die kluge Schäferin" zum erstenmal auch in einer singbaren deutschen Nachbildung, welche ebenso wie die Klavier-Bearbeitung der Melodie Eigentum des Kunstwartverlages ist. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

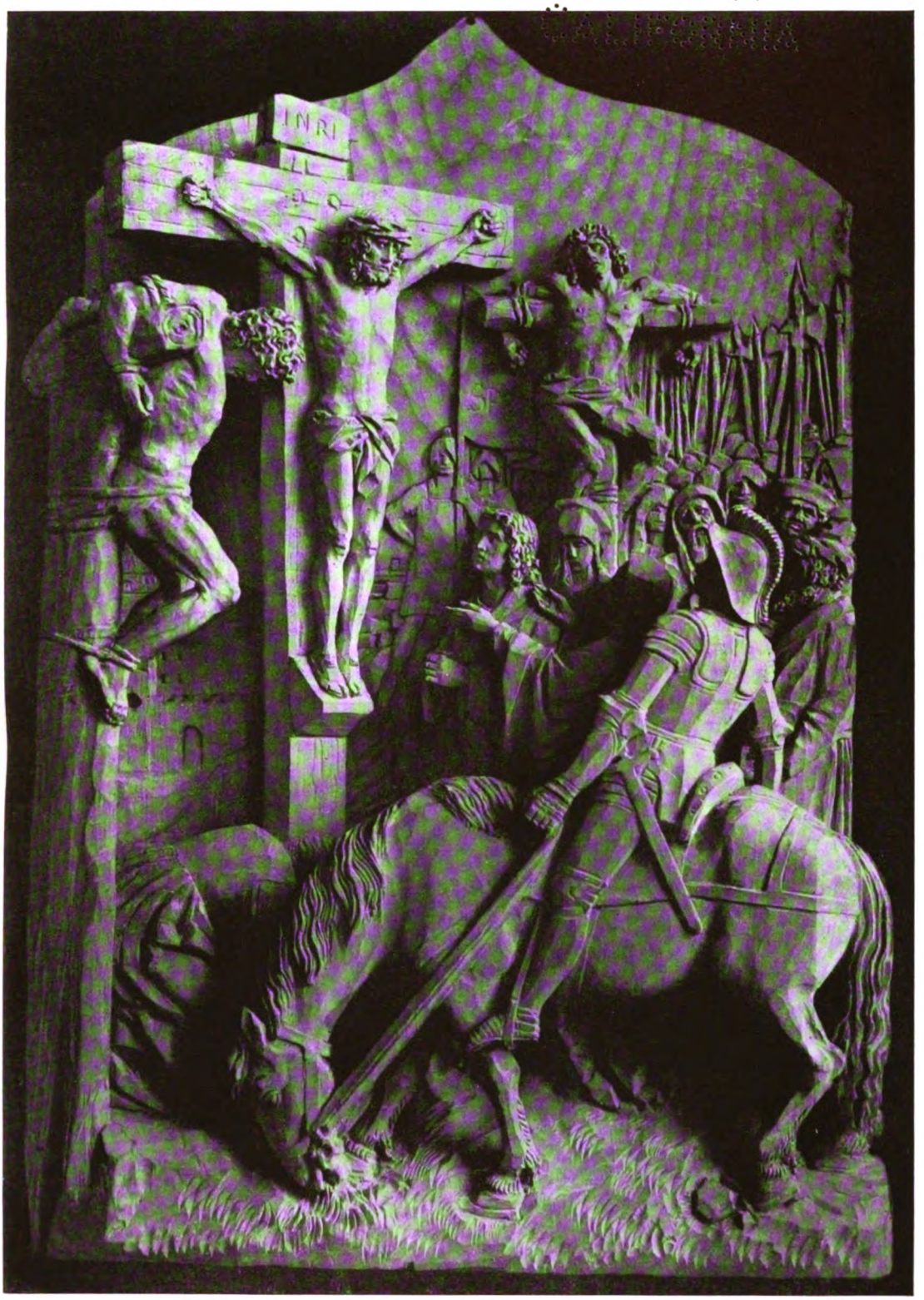
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: ÜBER HOLZSCHNITZKUNST

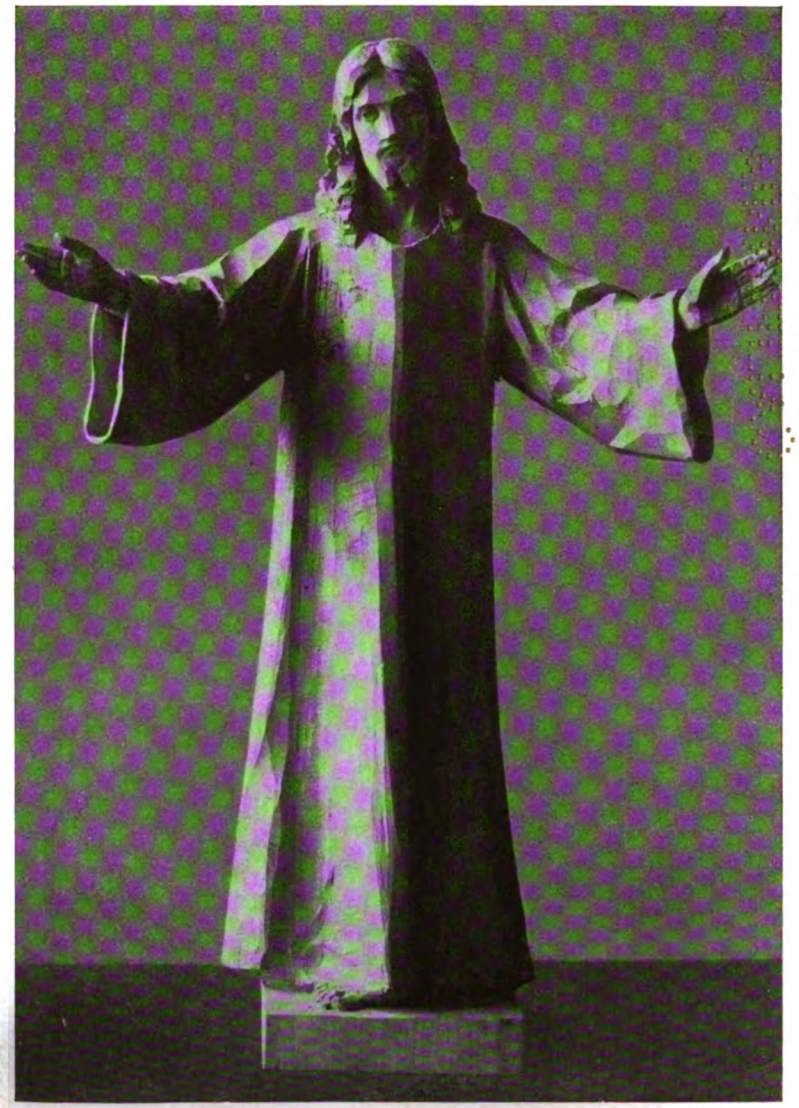


AUS DEM KUNSTWART

DELL' ANTONIO, ENTWURF UND AUSFÜHRUNG

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART



DELL' ANTONIO, ENTWURF UND AUSFÜHRUNG

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

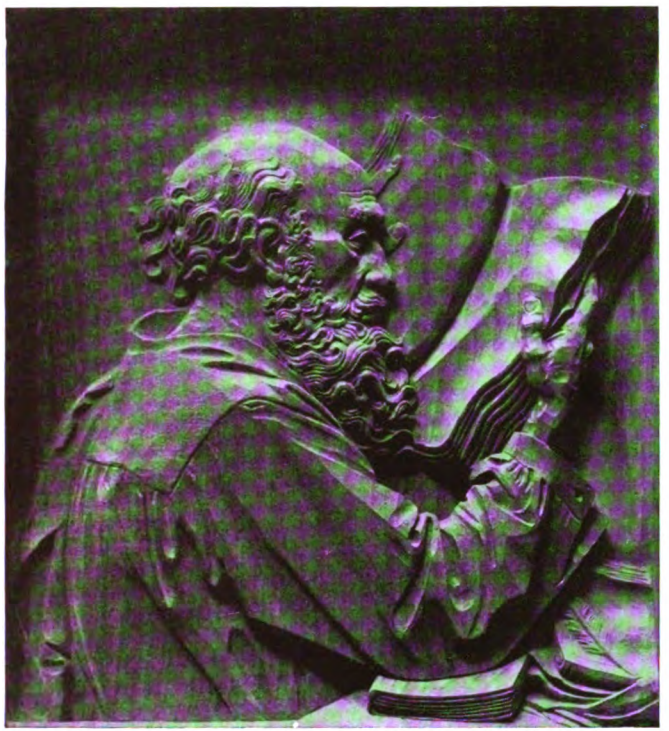
ZU DEM BEITRAGE: ÜBER HOLZSCHNITZKUNST

AUS DEM KUNSTWART

ENTWURF VON DELL' ANTONIO, AUSFÜHRUNG VON SCHÜLERN

Digitized by Google

ZU DEM BEITRGAE: ÜBER HOLZSCHNITZKUNST



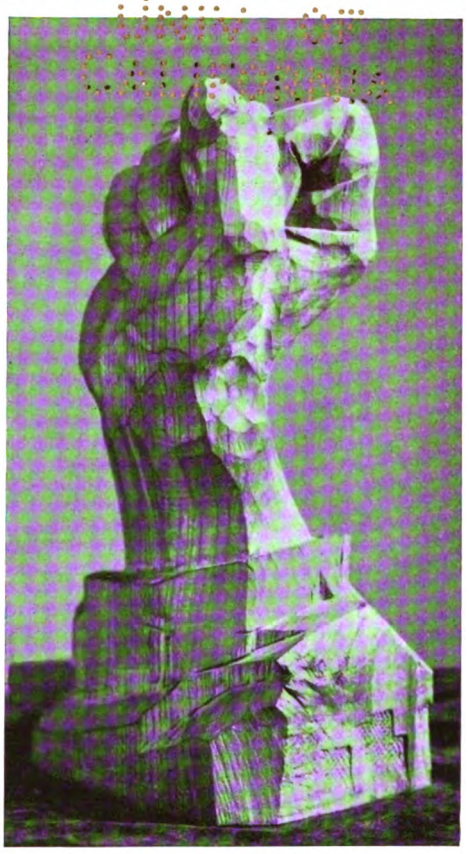
SCHÜLERARBEIT NACH MODELL

SCHÜLERARBEIT

DELL' ANTONIO, NACH DER NATUR

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: ÜBER HOLZSCHNITZKUNST



AUS DEM KUNSTWART

OBEN: DELL' ANTONIO, NACH DER NATUR. UNTEN: SCHÜLER-ARBEITEN NACH MODELL

UNIV. OF CALIFORNIA

ZU DEM BEITRAGE: ÜBER HOLZSCHNITZKUNST

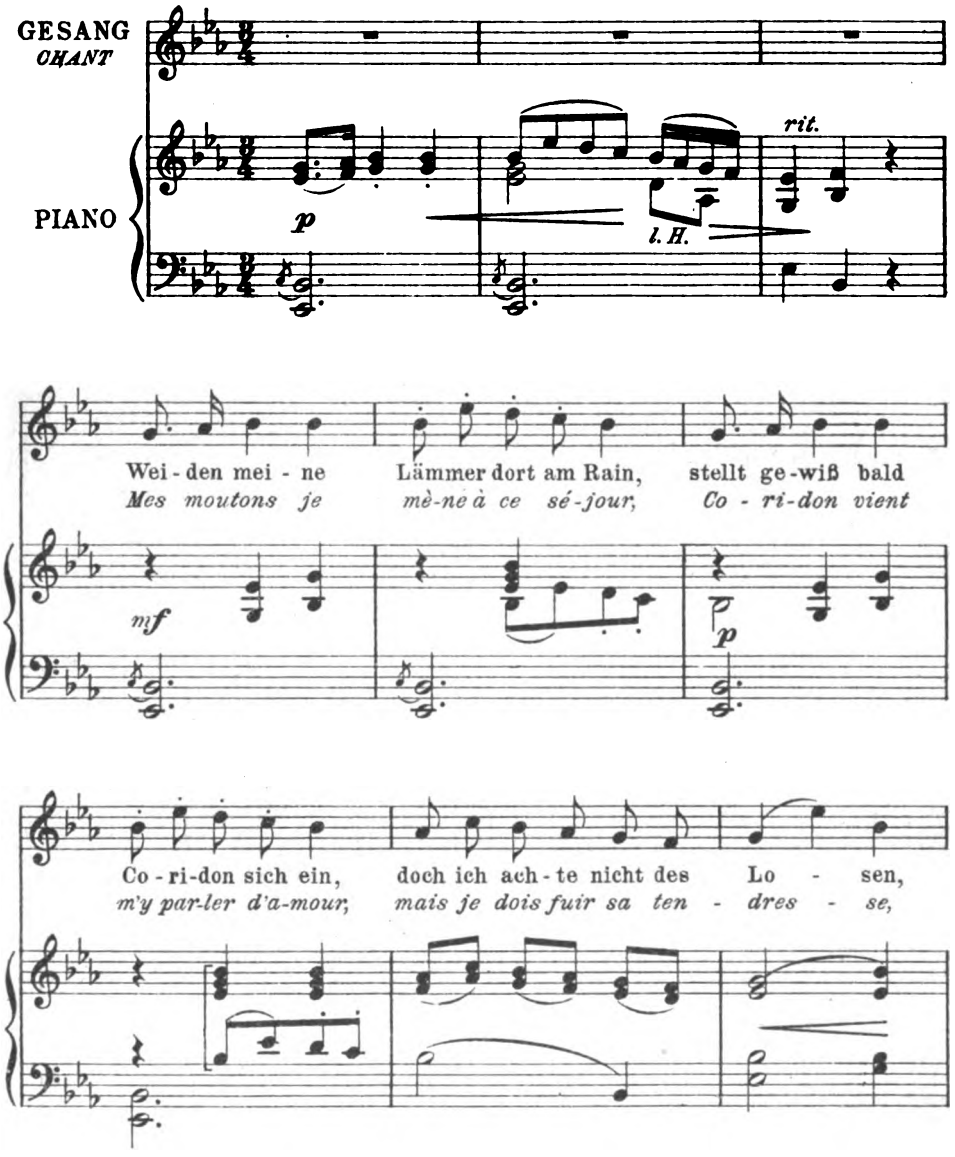
AUS DEM KUNSTWART

CHRISTUSKOPF VON BENSHEIM

Digitized by Google

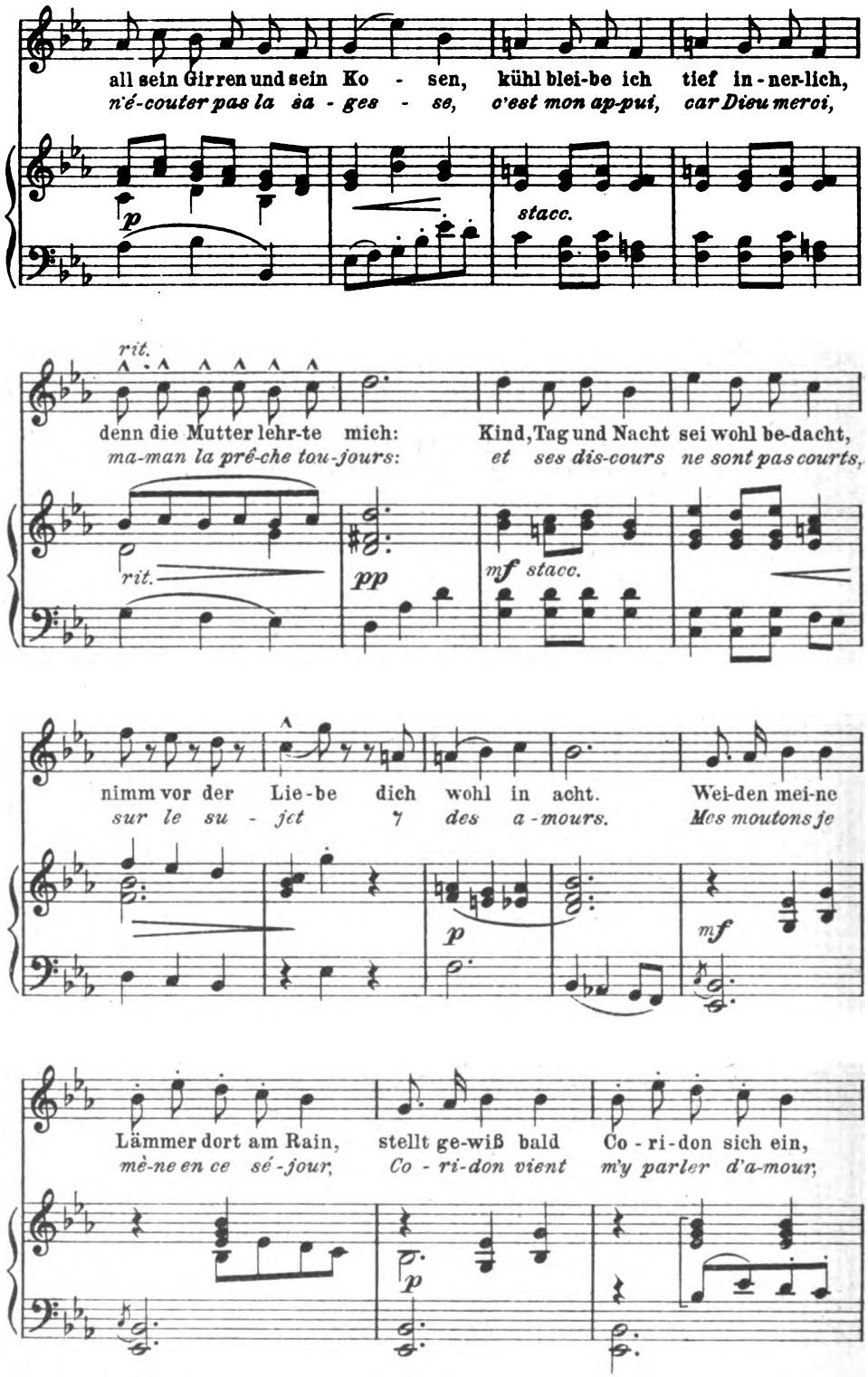
G. MARTINI

Prinzessin von Lamballe:
DIE KLUGE SCHÄFERIN

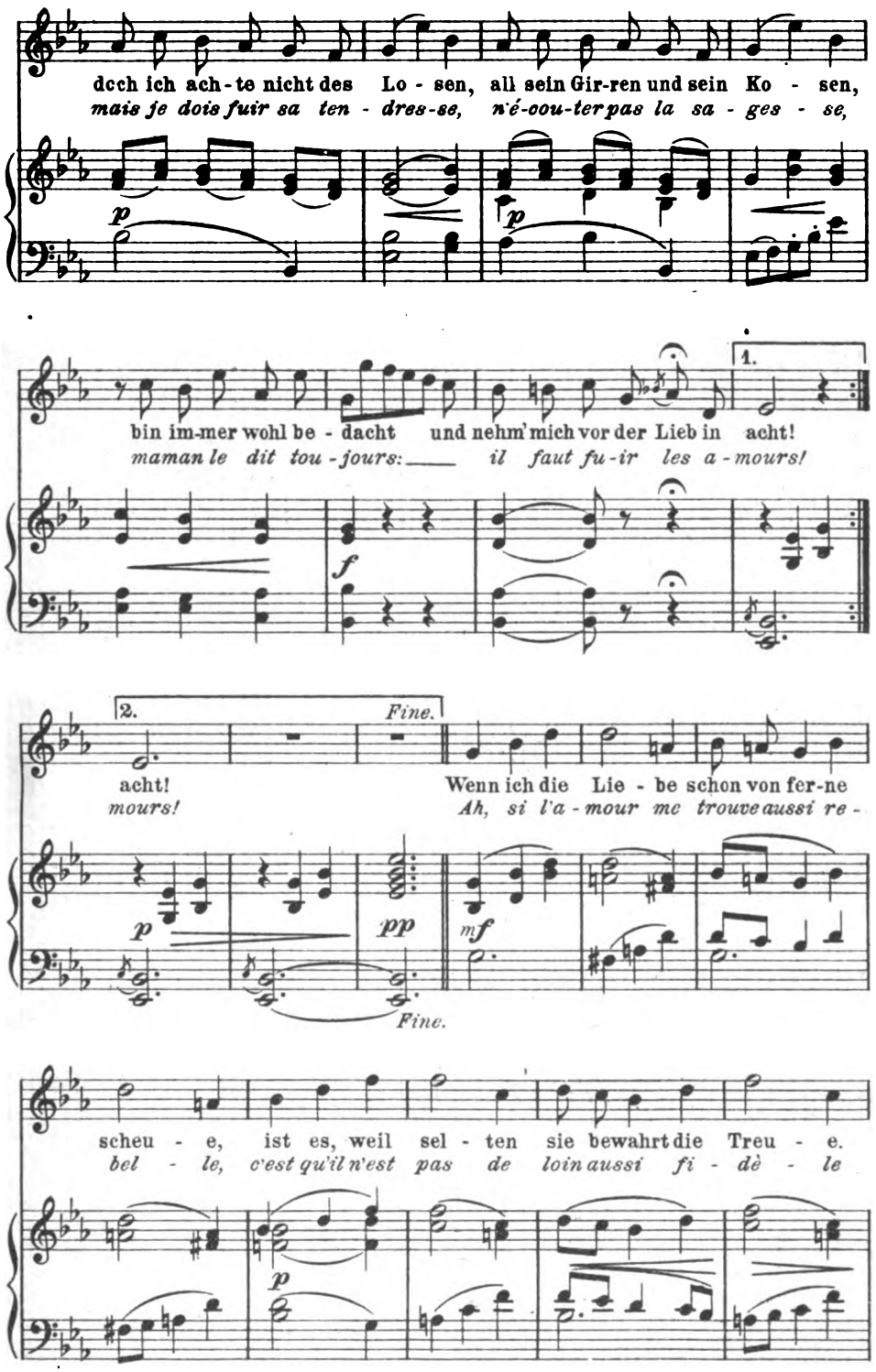


Verlag von GEORG D.W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

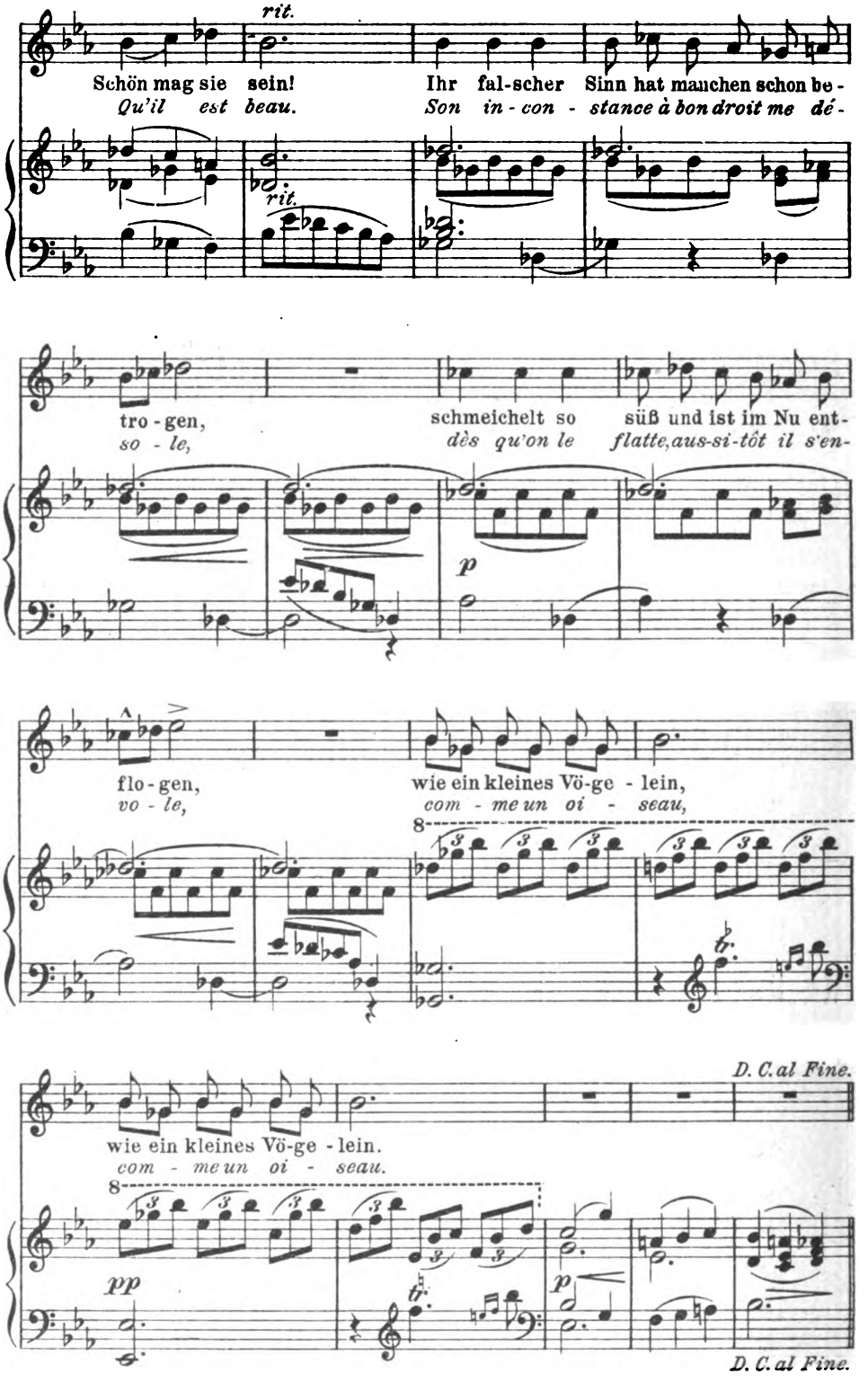
Digitized by Google



Digitized by Google



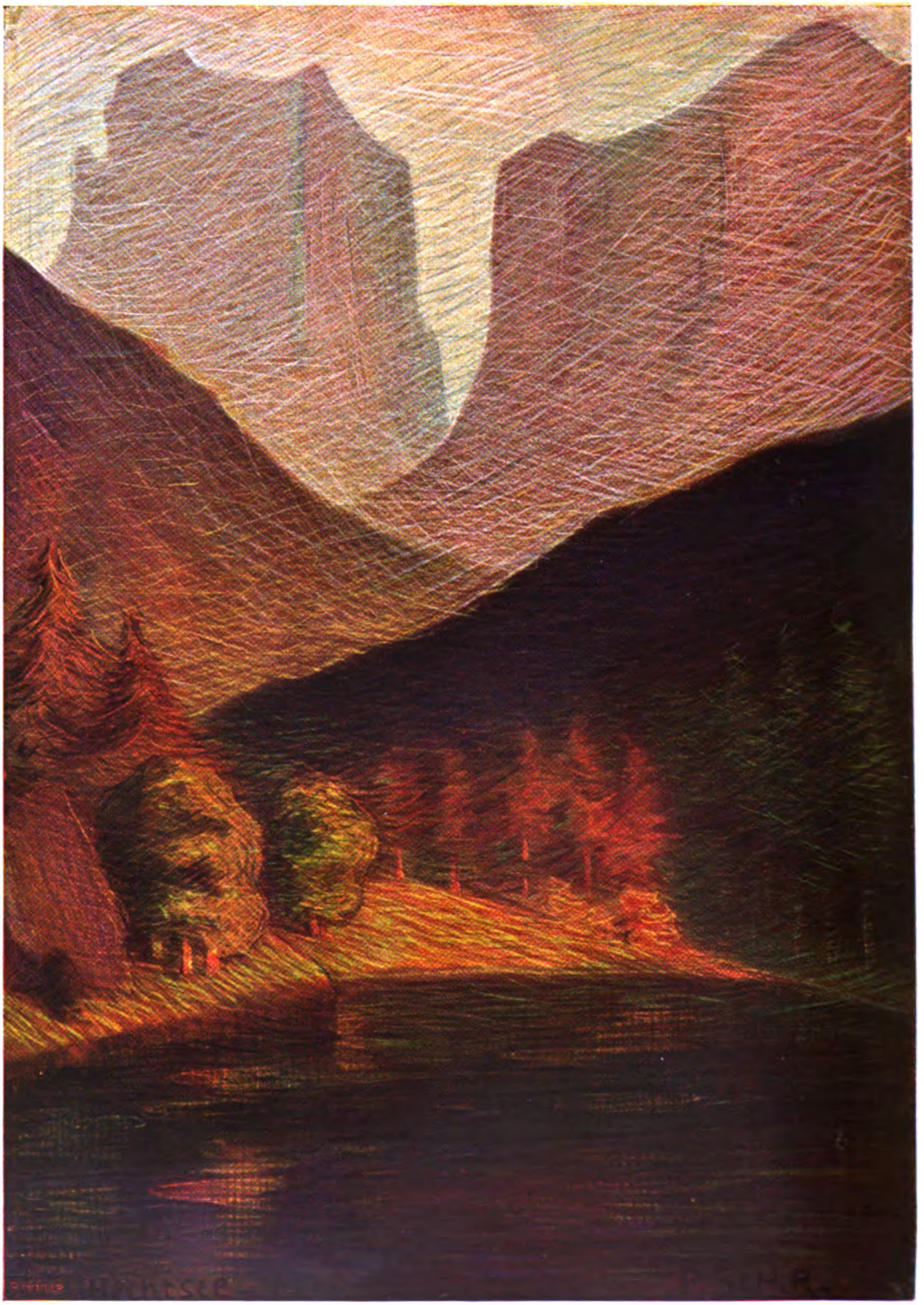
Digitized by Google



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

P. SCHAD-ROSSA

Digitized by Google

Jungmädchenart

„Kinder und Hoffnungen,
Mädchen und Wünsche und Bitten“
Novalis

1. Merkmale und Anforderungen des Entwicklungsalters

Beim Antritt einer Lehrstelle an der höheren Mädchenschule unsrer Stadt war mir von den Erfahrungen meiner Kollegen besonders eine merkwürdig, die sie übereinstimmend gemacht haben wollten: daß nämlich von den drei Klassen meiner Abteilung jedesmal die zweite unerfreulich sei, während man mit den fleißigen Schulkindern der ersten, den zielbewußten Mädchen der dritten Klasse wohl etwas ausrichten könne. Ein Grund für diese so plötzlich (zwischen dem 16. und 17. Altersjahr) auftretende Nichtsnutzigkeit der Zweitklässler, für ihr zerstreutes, schläfriges Wesen wurde mir nicht angegeben. Ich merkte aber bald, daß eben in dieser Zeit bei der Mehrzahl der Hauptschub der Entwicklung vor sich geht, die im Unterricht fehlende Spannkraft also durch die körperlichen und seelischen Umwälzungen dieser Epoche gebunden ist. Natürlich wechselt die Altersgrenze je nach Eigenart, Rasse, Umgebung.* Ein italienischer Schauspieler bedauerte den Mangel an Backfischen im Leben wie auf der Bühne seines Landes, wo die Mädchen über Nacht zum Weib erblühten. Ähnliche Treibhauswirkung wie die Luft [illegible] wohl diejenige der Großstadt, von der ich jedoch [illegible] sprechen kann.

Wo immer aber eine [illegible] merkbar macht, tauchen auch die Klagen auf über [illegible] und Schwierigkeiten. Der Lehrer bekomme gar keine oder [illegible]; die Aufträge der Eltern würden vergessen oder [illegible] „Wie ein Ölgötze stehst du da!“ pflegte meine Mutter [illegible] anzurufen. In der Tat, einer jener Lampenfiguren heidnischen [illegible] glich ich dann wohl, einem „Ölgötzen“, dessen Seelenflammchen [illegible] jüdischen Gefäß hinauslodert in alle Weiten der Sehnsucht! „[illegible] ist sie wieder, das Mädel!“ hört man andern Ortes klagen: „Gestern konnte man so vernünftig mit ihr reden wie mit einer Großen, und heute tollt sie als Kobold herum, alle Welt störend und erschreckend.“ Unberechenbar ist dieses Wesen, so unberechenbar wie ein Kaulquäppchen, das [illegible] der Laie zweifelnd daraufhin betrachtet, ob's wohl ein Laubfrosch [illegible] oder eine Unke. Streiten sich doch in unsres Jungfräuleins [illegible] noch all die verschiedenen Charakteranlagen: Vater-, Mutter-, [illegible] und Urgroßeltern-Erbschaften miteinander herum; bald setzt die [illegible] „Menschenmöglichkeit“ sich durch, bald die andre. Manchmal [illegible] es auch die verschiedenen Altersstufen, deren jede die Oberhand [illegible]

* Wie sich denn zuweilen Mißverhältnisse daraus ergeben, [illegible] reifen Töchter jüdischer Eltern mit den gleichalterigen ge[illegible] in denselben Klassen sitzen. Man sollte nicht nach Geburt[illegible] nach Entwicklungsreife unterrichten können.

AUS D. M. KUNSTWART

P. SCHAD-ROSSA

Digitized by Google

Jahrg. 24 Zweites Augustheft 1911 Heft 22

Jungmädchenart

„Kinder sind Hoffnungen,
Mädchen sind Wünsche und Bitten."
Novalis

I. Merkmale und Anforderungen des Entwicklungsalters

Beim Antritt einer Lehrstelle an der höheren Mädchenschule unsrer Stadt war mir von den Erfahrungen meiner Kollegen besonders eine merkwürdig, die sie übereinstimmend gemacht haben wollten: daß nämlich von den drei Klassen meiner Abteilung jedesmal die zweite unerfreulich sei, während man mit den fleißigen Schulkindern der ersten, den zielbewußten Mädchen der dritten Klasse wohl etwas ausrichten könne. Ein Grund für diese so plötzlich (zwischen dem 16. und 17. Altersjahr) auftretende Nichtsnutzigkeit der Zweitklässler, für ihr zerstreutes, schläfriges Wesen wurde mir nicht angegeben. Ich merkte aber bald, daß eben in dieser Zeit bei der Mehrzahl der Hauptschub der Entwicklung vor sich geht, die im Unterricht fehlende Spannkraft also durch die körperlichen und seelischen Umwälzungen dieser Epoche gebunden ist. Natürlich wechselt die Altersgrenze je nach Eigenart, Rasse, Umgebung.* Ein italienischer Schauspieler bedauerte den Mangel an Backfischen im Leben wie auf der Bühne seines Landes, wo die Mädchen über Nacht zum Weib erblühten. Ähnliche Treibhauswirkung wie die Luft des Südens übt wohl diejenige der Großstadt, von der ich jedoch nicht aus Erfahrung sprechen kann.

Wo immer aber eine Übergangszeit sich bemerkbar macht, tauchen auch die Klagen auf über deren Schwächen und Schwierigkeiten. Der Lehrer bekomme gar keine oder merkwürdige Antworten; die Aufträge der Eltern würden vergessen oder falsch ausgerichtet. „Wie ein Olgötze stehst du da!" pflegte meine Mutter mich etwa anzurufen. In der Tat, einer jener Lampenfiguren heidnischen Angedenkens glich ich dann wohl, einem „Olgötzen", dessen Seelenflämmchen zum irdischen Gefäß hinauslodert in alle Weiten der Sehnsucht! „Launisch ist sie wieder, das Mädel!" hört man andern Ortes klagen: „Gestern konnte man so vernünftig mit ihr reden wie mit einer Großen, und heute tollt sie als Kobold herum, alle Welt störend und erschreckend." Unberechenbar ist dieses Wesen, so unberechenbar wie ein Kaulquäppchen, das sich der Laie zweifelnd daraufhin betrachtet, ob's wohl ein Laubfrosch wird oder eine Unke. Streiten sich doch in unsres Jungfräuleins Seele noch all die verschiedenen Charakteranlagen: Vater-, Mutter-, Groß- und Urgroßeltern-Erbschaften miteinander herum; bald setzt die eine „Menschenmöglichkeit" sich durch, bald die andre. Manchmal sind es auch die verschiedenen Altersstufen, deren jede die Oberhand zu

* Wie sich denn zuweilen Mißverhältnisse daraus ergeben, daß die früher reifen Töchter jüdischer Eltern mit den gleichalterigen germanischer Herkunft in denselben Klassen sitzen. Man sollte nicht nach Geburtsjahren, sondern nach Entwicklungsreife unterrichten können.

Digitized by Google

gewinnen sucht. Kann's einem doch hie und da später noch begegnen, daß man sich gezwungen fühlt, längst überwunden Geglaubtes zu wiederholen, wider Willen Dinge tut, die zum gegenwärtigen Stand des Charakters oder der Gefühle gar nicht mehr passen. Man mag daraus merken, wie tief sie sitzen, so tief wie im Wesen unsrer Halbwüchsigen jene kindischen Züge, die sich oft mit elementarer Macht hervordrängen, um so heftiger und unvermittelter, je mehr ihnen Gewalt angetan wird. Ich habe einen Fall gesehen, wo bei einem begabten jungen, sehr tyrannisch behandelten Mädchen der Wechsel sarkastisch kühler und reifer Überlegenheit mit albernen Koboldereien geradezu krankhaft jäh wirkte. — Ein etwas bärbeißiger älterer Onkel pflegte es den Backfischen zum Vorwurf zu machen, daß sie sich nicht nur begucken, sondern leider auch hören ließen: aussehen täten sie ja soweit ganz nett — schwatzten aber fast immer unausstehlich affektiert. Wie sollte es auch den guten Kindern gelingen, der Affektiertheit zu entgehen, dieser typischen Eigenschaft all der Leute, die sich irgendwie verkannt, nicht nach Verdienst beachtet, in einem unwürdigen Milieu sitzen gelassen fühlen? Eine Stufe, die sie in Wirklichkeit noch nicht erstiegen, als erreichtes Ziel wenigstens vorzutäuschen, ist das krankhafte Bestreben all der zwischen zwei Stühlen ratlos hin und her pendelnden Übergangsmenschen. Echt jugendlich übrigens das ewige Rollenspielen, das freilich manche Leute nie loswerden können, weil sie aus Mangel an Persönlichkeit gar nicht dazu gelangen, sich selber zu geben.

Eine gewisse innere Unsicherheit, das Bewußtsein aller möglichen Unzulänglichkeiten ist es auch, was die von Natur und in diesem Alter doppelt reizbaren Mädchen so empfindlich werden läßt. In einer Art Verfolgungswahn beziehen sie immer alles auf sich, glauben sich bespöttelt und herabgesetzt, und reagieren darauf oft in einer Weise, daß man fragen möchte: „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist!“ Nein, in der Tat, unsre Kleine weiß es wirklich nicht — sieht es aber meistens nachträglich ein, wenn man es ihr zu guter Stunde (nicht aber im Moment der Hitze) vor die Seele führt. In krankhafter Abneigung gegen solch altmodische Mädchenpimpelei sucht hingegen eine modernste Jungfrauenspezies die innere Unsicherheit durch kolossale Arroganz nach außen zu übertrumpfen, sich den Anstrich verstandeskühler kritischer Klugheit zu geben.

Alle psychischen Eigentümlichkeiten dieses Alters stehen, wie gesagt, im engsten Zusammenhang mit der physischen Umwälzung, die auch den Körper in dieser Zeit minder widerstandsfähig macht. Mehr als einmal habe ich gesehen, wie Mädchen um dieser vorübergehenden Schwächen willen glaubten, auf weitere Ausbildung verzichten zu müssen. Wenn sie nach den kritischen Jahren doch zu Kräften gekommen waren, holten besonders Energische das Versäumte nach; andre hatten aber die Bahn oder ihre Geistes- und Charakterkräfte nicht mehr frei genug dazu. Es sollten in jener schwierigen Zeit nicht endgültige Entschlüsse gefaßt, sondern wenn immer möglich, Brücken offen gelassen werden.

Nach meinen Erfahrungen wäre es das beste, wenn man in der Zeit der stärksten Entwicklung eine längere Schulpause eintreten ließe,

Digitized by Google

die zu praktischer Arbeit (Hauswirtschaft, allenfalls Einübung fremder Sprachen) benutzt werden könnte, besonders aber zu körperlicher Kräftigung, die man jedoch weder durch Sports- und Tanzhetze, noch auch durch faule Schonung erreicht, sondern durch eine möglichst harmonische natürliche Lebensweise. Keine irgendwie gesteigerten spezialisierten Ansprüche dürfen dem werdenden Weibe die Kraft entziehen, die jetzt zu dem mächtigen Entwicklungsanlauf des Körpers und der Seele gebraucht wird. — Dagegen läßt sich einwenden, daß gerade jetzt eine energische Schulpaukerei am sichersten gegen erotische Träumereien schütze. Wenn nun diese aber innerhalb gewisser Grenzen notwendig wären als Begleiterscheinungen natürlicher Vorgänge? Wenn sie, unterdrückt, sich wie alle verdrängte Natur irgendwie und irgendwann doch Luft machen müßten, meist dann in sehr unerfreulicher Weise, als Nervenbeschwerden beispielsweise? Ebenso verhängnisvoll kann natürlich das andre Extrem werden: unbeschränktes Schwelgen in Gefühlsschwärmereien, die die Farbe erwachender Leidenschaft deutlich genug zeigen, ob sie nun als heftige Mädchenfreundschaften mit Eifersuchtstendenz oder als religiöser Enthusiasmus mit Begeisterung für einen feurigen Pfarrherrn zutage treten. Wenn in einer Mädchenseele zu ihrer Triebzeit die Liebesträumerei zur Wucherpflanze wird, besteht große Gefahr (viel größere als bei einem Jüngling), daß sie alle andern Keime erstickt, um, sobald sie ausgerodet oder abgeblüht ist, den Garten öde und leer zurückzulassen. Um so notwendiger wird es, neben diesem Gewächs, das in dem lockern, üppigen Boden des Mädchengemütes über Nacht mächtig emportreibt, andere Interessen zu pflanzen und diesen stets für Nahrung, Luft und Licht zu sorgen, damit das Ganze sich harmonisch entwickle. — Wie eine Henne ihre Küchlein, so erzählte mir jüngst eine ausgezeichnete Erzieherin, suche sie in dieser schwierigen Zeit die wegflatternden Seelen ihrer Zöglinge mit den allerfeinsten Geisteskörnchen zu locken. Denn wenn sie in diesem Augenblick vom Futter wegliefen, blieben sie ihr Lebtag geistig unterernährt. Wo sollten sie später Anregung herbekommen, die vielen Frauen, die allzufrüh von der Gelegenheit sich weiterzubilden, vom Zusammenhang mit dem Volksleben im Großen ausgeschlossen sind? Am fruchtbarsten ist es natürlich, schon in der Entwicklungszeit dasjenige Interesse emporzuziehen, das sich später zur Haupttätigkeit auswachsen soll. — Ist die Entwicklungspause vorüber, sollte dann mit dem Hinblick auf eine bestimmte Lebensaufgabe der Unterricht wieder aufgenommen werden, für den es nur eine Altersgrenze nach unten, nicht nach oben geben dürfte. Eine ganz andre Lehrweise aber müßte nun eintreten als die der Alltagsschule: konzentrierter, zielbewußter, mit kleinerer Schülerzahl, wohl auch mit weniger Stunden, weil man reifen Leuten mehr selbständige Arbeit zumuten kann: kurz eine Fortbildungsschule im höchsten Sinne des Wortes, mit verschiedenen Fächergruppen, die je nach der individuellen Begabung frei gewählt werden könnten.*

* Es sollte Gelegenheit geboten werden zur Ausbildung: in Hauswirtschaft — für Anstellungen in Handel, Gewerbe, Verkehr — in künstlerisch-kunstgewerblich-manueller Tätigkeit — in Erzieher-, Lehr-, wissenschaftlichen Berufen — für Samariterdienst und soziale Aufgaben aller Art.

Digitized by Google

Es sind das Wünsche, aus der Wirklichkeit der Erfahrung geschöpft. Wie oft habe ich meine abgehenden Achtzehnjährigen klagen hören: Als wir dumme Kinder waren, die lieber herumgetollt hätten, schüttete man Weisheit über uns, wie Wasser über Kohlköpfe — als wir Mädels wurden, denen allerlei aufging, und die nun gern auch die Schule hätten aufgehen sehen, blieben wir ins Einerlei des Alltagsschulunterrichts gebannt. Jetzt, da uns allmählich die eigene Lust am Lernen kommt, da wir ganz anders aufnehmen könnten und wollten, da uns Brücken ins tätige Leben hinüber gebaut werden sollten — jetzt stellt man uns auf einmal vor die Tür. Jetzt dürfen wir höchstens noch kochen lernen, uns Anregungen von Bällen und Kaffeekränzchen holen! — Eine falsche Ökonomie in der Tat, wodurch oft weibliche Seelenkräfte lahmgelegt werden. Wie berechtigt daher die vielen, wenn auch noch tastenden Versuche, die Bildungs-, die Lebensfundamente unsrer Töchter von Grund aus umzubauen.

2. Die körperliche und seelische Grundlage

Die Schwierigkeiten der Entwicklungszeit können durch vernünftige Behandlung in Schule und Haus sehr erleichtert werden. Ganz besonders auch durch eine richtige Aufklärung über die sexuellen Dinge, welche freilich nicht erst in dieser Zeit vom Zaun gerissen werden darf, sondern schon lange vorbereitet sein muß.*

Die Entwicklungsperiode ist unbedingt der allerletzte Termin für eine solche Aussprache, schon darum, weil das Mädchen nicht durch unerwartete körperliche Vorgänge in Schrecken gesetzt werden darf. Es ist heute Pflicht, immer wieder darauf hinzuweisen, daß die überwiegende Mehrzahl all jener menstrualen Beschwerden, die der Kulturweiblichkeit das Leben erschweren, nicht organischen**, sondern psychischen Ursprungs sind und in den meisten Fällen davon herrühren, daß dem jungen, so ungemein beeinflußbaren Geschöpf diese Erscheinung von vornherein als etwas Krankhaftes hingestellt wird, worauf mit außerordentlichen Maßregeln (Enthaltung von gewissen Speisen zum Beispiel), mit Schmerzen und Beschwerden aller Art zu reagieren sei. Sie reagiert dann auch, der Belehrung und dem Beispiel so vieler Frauen ihrer Umgebung entsprechend — nicht etwa mit bewußt fingierten Schmerzen, wie der in seelischen Dingen Unerfahrene etwa ungerechterweise annimmt, sondern mit wirklich empfundenen, die noch dazu eine unglückliche Tendenz haben, sich ständig zu verstärken. —

Mit heiligem Ernst soll ferner bei jener Aussprache dem jungen Menschen die Wichtigkeit, die Unverletzbarkeit all der körperlichen und seelischen Fähigkeiten eingeprägt werden, von denen die Fortpflanzung und damit ein so großer Teil seines eigenen Glücks, ein Teil der Zukunft seines Volkes, der ganzen Menschheit abhängt.

---

* In welcher Weise, darüber gibt die mannigfaltigsten Anregungen das Buch des Dürerbundes „Am Lebensquell“ (Dresden, A. Köhler). B.-W.

** Daß die wirklich organischen Leiden auch organisch behandelt werden müssen, braucht wohl kaum bemerkt zu werden; mit derselben Notwendigkeit freilich die psychogenen psychisch.

Digitized by Google

Nicht nur das Mädchen aus dem Volke, das sich durchs Leben schlagen muß, auch das besser behütete der obern Stände soll genau wissen, was für Folgen leichtsinnige Hingabe für die Verführte selbst, ihre Familie, vielleicht auch noch für ein unschuldiges kleines Wesen haben kann. Sie müssen es wissen, ganz besonders in unsrer Zeit allmächtig herrschender Trinksitten, da so oft durch das Reizmittel des Alkohols die Besinnung herabgesetzt, der Geschlechtstrieb künstlich aufgepeitscht wird. „Angeheiterte", wes Standes und Alters sie seien, sind die übelste Gesellschaft für junge Mädchen. Besonders eine Erfahrung der Psychiater und Neurologen soll soviel wie möglich bekannt gemacht werden: wie gefährlich nämlich für Heranwachsende (keineswegs etwa bloß in körperlicher Beziehung) sexuelle Angriffe sind, wären sie auch ganz leichter Art, vielleicht nur in Gebärden oder Anspielungen bestehend. Ungemein oft findet man nämlich die unterbewußte Erinnerung an solche, die zarte Psyche Jugendlicher schwer reizenden Erlebnisse als tiefsten Grund bei nervösen Leiden.

Gerade unschuldige junge Mädchen pflegen solchen Angriffen, zumal wenn sie von älteren Respektspersonen herkommen, so gut wie keinen Widerstand entgegenzustellen, was jene sich gewöhnlich als Zustimmung auslegen, während es vielmehr eine Art Schrecklähmung bedeutet. Glücklich das Mädchen, das sich durch befreiende Aussprache mit einem verständnisvollen Menschen solcher Erlebnisse entledigen darf. Denn das in sich Hineinvergraben starker Eindrücke kann besonders in diesem Alter die bedenklichsten Folgen haben. —

Dasselbe ist von der ganzen Taktik des Totschweigens geschlechtlicher Dinge überhaupt zu sagen. Ein sehr empfindsames und liebevolles Mädchen gestand mir einmal, sie habe, nachdem eine Schulgefährtin sie in schmutzigster Weise „aufgeklärt", lange Zeit sich mit schlecht verhehltem Abscheu von ihrer Mutter abgewandt, die ihr so etwas hätte ersparen sollen, wohl auch, die sich selber so häßlicher Dinge „schuldig gemacht" hatte. In welcher Beleuchtung lernen so viele Kinder Gefühle und Erlebnisse kennen, die jedem warmen ganzen, unverdorbenen Menschen zu den Höhepunkten des Lebens gehören!

Man hat sich zu entscheiden, ob man seinen Kindern lieber reinliches, sorgfältig geläutertes und verklärtes Wissen oder unreines, aus trüben Quellen geschöpftes, aufregendes Halbwissen gönnen will. Völlige Unwissenheit, sogenannte „Unschuld" in diesen Dingen gibt es nicht, wie zum Beispiel jeder bezeugen kann, der einmal solch allersorgfältigst behütete Mägdelein hat geisteskrank werden sehen. Sobald sie nämlich ihr Unbewußtes ohne Hemmung offenbar werden lassen, kommen da überall Schimpfwörter, Vorstellungen obszönster Art zum Vorschein, deren Quelle sich die peinlich überraschten Angehörigen durchaus nicht erklären können. Das Mädchen hatte eben dergleichen trotz der Glasglocke, unter die es gesetzt worden, einmal aufgeschnappt, um es meist schleunigst wieder gehorsam ins Unbewußte hinab zu verdrängen. Dort aber wartete es nur auf die Gelegenheit, wieder zur Oberfläche zu steigen.

Übrigens ist vor Freiern, die nur ganz „unschuldige" Bräute wollen, aus guten Gründen zu warnen. Mütter aber, die vielleicht mit Rücksicht auf solche Anschauungen ihre Töchter unaufgeklärt in

Digitized by Google

die Ehe treten lassen, tragen mit Schuld daran, wenn sich bei Neuvermählten Nervenchoks als Folgen derartiger Unterlassungssünden einstellen.

Die richtige Aufklärung kann natürlich bei den jungen Mädchen, wenn schon vieles, so doch nicht alles ausrichten. Mit der Erweckung des Wissens muß die des Willens Hand in Hand gehen, des Willens, sich erotischen Träumereien nicht widerstandslos hinzugeben, lüsterne Gespräche, Bücher, Menschen beiseitezulassen, — des Willens, seinen Schatz an Liebesfähigkeit nicht in kleiner Münze vorzeitig zu verplempern. Viel gefährlicher als offene Unanständigkeit, die auffällt und abstößt, finde ich übrigens die weichliche Gefühlsschwelgerei gewöhnlicher Backfischbücher, die mit ihren Verhimmelungen irgendeines „Herrlichsten von allen" den jungen Dingern verdrehte Begriffe vom andern Geschlecht beibringen. Ich habe zum Beispiel gesehen, wie das Trugbild der dort so gefeierten „ersten und darum ewigen" Liebe ein feines Mädchen dazu verführte, die Ehe mit dem Gegenstand einer solchen kindischen Neigung, einem dummen und rohen Burschen, zu erzwingen. Ist es doch physiologisch leicht zu erklären, warum die ersten Liebesregungen so oft einem Menschen gelten, der „das Männchen" (oder Weibchen) an sich möglichst stark und einseitig darstellt. So pflegen zum Beispiel die zartesten Jungfräulein für die brutalsten Helden der Weltgeschichte zu schwärmen. Wehe ihnen, wenn sie sich solche als Ehemänner wählten!

Eine natürliche Einstellung dem andern Geschlechte gegenüber wird am sichersten erreicht, wenn Jünglinge und Mädchen durch gemeinsame Interessen verbunden, einander Kameraden sein dürfen. Solchen Verkehr zu ermöglichen, der beiden Teilen viel mehr geben kann, als man denkt, ist eine wichtige Aufgabe für jede Mutter, eine leichte für diejenige, die selber Söhne und Töchter hat und die ihre Kinder vor dem ein unbefangenes Verhältnis beider Geschlechter störenden Einfluß der Trinksitte fernzuhalten weiß. Von selber wird das Mädchen dabei auch verstehen lernen, was zum Abc des Weibes gehören sollte: daß rechte Liebe nur gedeiht, wo ihre Wurzeln in tiefer Achtung und Freundschaft ruhen können.

In solchem Umgang pflegen junge Mädchen für das zu gelten, was sie sind, nicht wie auf Bällen für das, was Tanzmeister, Friseur und Schneiderin aus ihnen gemacht haben.

Wie können liebevolle Eltern ihre Töchter ohne jede seelische Vorbereitung am ersten besten Tanzabend der „Umwertung aller Werte" aussetzen, die sich da vollzieht! Noch sehe ich die aus ratloser Verblüffung allmählich in schmerzlichen Trotz übergehende Miene eines Mädchens vor mir, das nicht hübsch, aber als gescheit, warmherzig, originell bisher überall geliebt und geschätzt war und das nun an seinem ersten Tanzabend rettungslos sitzen blieb, um zuzusehen, wie ein von den bessern Elementen sonst gemiedenes dummes, eitles Gänschen die gesamte Männlichkeit nach sich zog. Und ich sehe auch noch dieses Gänschens immer höher gehobenes Schnatterschnäbelchen, das zu verkünden schien: „Siehst du, hier bin ich dir über — und hier erobert man sich das, worauf es schließlich ankommt im Leben: nicht auf den Schulmeister und nicht auf die Freundinnen nämlich, sondern

Digitized by Google

auf den Mann, der einen standesgemäß aushält!“ Nie würde ich meine Tochter, gerate sie nun hübsch oder häßlich, diesem Getriebe preisgeben, ohne wenigstens zuvor den festen Halt in ihr aufgerichtet zu haben. Es gibt noch andere Menschenwerte, als die im Ballsaal gültigen. — So allmächtig ist in der weiblichen Natur der Wunsch zu gefallen, daß man ihn nicht früh genug in die Grenzen der besinnlichen Fragen eindämmen kann: „Wem will ich gefallen?“ und „Wodurch will ich gefallen?“ Nach beiden Richtungen gibt es die seltsamsten Verirrungen: Mädchen, keineswegs von den Geringsten, denen ein Trottel nicht zu dumm, ein Schuft nicht zu gemein ist, mit ihm zu kokettieren, — Mädchen auch, die, außerstande zu gefallen, doch um jeden Preis auffallen wollen, gleich jener, die von einem Turm herunterſprang, freilich erst nachdem sie sich sorgfältig erkundigt hatte, bei welchem Stockwerk die Lebensgefahr beginne.

Dem Gefallenwollen den richtigen Weg zu weisen, ist eine der schwierigsten Aufgaben weiblicher Erziehung. Oft verwechseln junge Mädchen diesen Seitentrieb der Liebe mit der Liebe selber. Da heißt es wie bei all diesen Dingen, fein zu unterscheiden. Niemals darf ein Erzieher mit plumpen Schuhen in den sprossenden Seelengärtchen herumstolpern. Man reagiere zum Beispiel, wenn eines Tages bei einem anvertrauten Mägdelein eine glühende Liebeserklärung entdeckt wird, nicht etwa mit der beliebten Sentenz: „Ich verbiete dir ein für allemal solche Korrespondenzen!“ — Sondern in einem vertraulichen Moment beginne man etwa so: „Sag mal, Kind, wie ist's dir denn in dieser Geschichte mit dem Jüngling N. N. so eigentlich zumute?“ Gar nicht geheuer war's ihr dabei zumute, der Kleinen!

„Was im Netze? Schau einmal!
Aber ich bin bange!
Greif ich einen süßen Aal?
Greif ich eine Schlange?“

fragte sie wie Mörikes Mägdelein und in ihren Träumen wurde sie denn auch von der bewußten Schlange umwunden, die sie mit wohlbekannten, eindringlichen Augen zu bannen suchte. — „Weißt du, mir scheint, im Grunde magst du den Knaben gar nicht. Es hat dir bloß geschmeichelt, ihm zu gefallen. Gib acht, sonst wächst dir die Geschichte über den Kopf und versperrt dir eines Tages den Weg ins weite freie Land, wo du erst deine Arbeit und dich selber finden mußt, später dann vielleicht auch den, der zu dir paßt.“ Dies war das Schlußwort. Kurz darauf hörte man sie eines Morgens wieder einmal wie früher fröhlich trällern. Sie habe soeben einen merkwürdigen Traum gehabt: Eine Schlange sei ihr nachgekrochen, um nach ihrer Hand zu schnappen. Der hätte sie aber den Meister gezeigt, ihr ein Tuch über die Augen geworfen und dann mit dem Taschenmesser ritsch ratsch hindurch: den Kopf abgehauen und weit weg damit! So ward diese Schlange endgültig abgemurkst. Wäre sie dem Mägdlein kurzweg aberkannt worden — zehn gegen eins zu wetten — das harmlose Tierlein hätte sich zu der berühmten „ersten, einzigen und ewigen Liebe“ ausgewachsen.

Wegen einer ganz kindischen Kußgeschichte machte eine Mutter ihrem Töchterchen fürchterliche, zum Aberdruß wiederholte Szenen.

Digitized by Google

Dieses, früher ein durchaus gutartiges Kind, wirft nun einen Haß auf die Mutter und quält sich und sie — natürlich unbewußt — jahrelang durch allerlei nervöse Tricks (Verstopfungsbeschwerden zum Beispiel).

Ein andres Mädchen wird etwa im vierzehnten Jahre von seiner Mutter durch die feierliche Eröffnung erschreckt, daß es wegen eines organischen Fehlers nie heiraten sollte. Ihr ganzes großes Zärtlichkeitsbedürfnis muß nun von der Familie befriedigt werden, was aber nur vollauf geschieht, wenn die Kleine krank ist. Von da an werden natürlich bei ihr der schwachen Stunden, die nach dieser Richtung hin ausgebeutet werden können, immer mehr und mehr — schließlich sogar ihr selber zu viel.

In keiner Zeit des Lebens ist es schwerer, das komplizierte Instrument der weiblichen Psyche rein zu spielen. Wie manche Saite, die nachher nie mehr in der richtigen Harmonie mitschwingt, ist in diesen entscheidungsvollen Jahren zerrissen oder doch verstimmt worden!

(Schluß folgt)

Hedwig Bleuler-Waser

Lose Blätter

Aus Hans von Bülows Briefen und Schriften

[Die „Briefe und Schriften" sind in den Jahren 1895—1908 in acht Bänden im Verlag von Breitkopf & Härtel erschienen, herausgegeben von Marie von Bülow, der Witwe des Künstlers. Ein Band enthält die Schriften, sieben Bände die Briefe Bülows.

Einem Manne, dessen ganze Größe die heutige Generation infolge mannigfacher ungünstiger Umstände wohl nicht erfaßt, ist mit diesen Bänden ein unvergleichliches Denkmal gesetzt. Selbst diejenigen, welche noch selbst von Bülows Wirken beglückende Segnungen erhalten haben, werden doch erst aus diesem Werke den ganzen Reichtum seiner Persönlichkeit kennen lernen. Sie werden erfahren, wie mächtig dieser Geist einer Epoche seinen Stempel aufgedrückt hat und wie viele Werte unser künstlerisches Leben noch heute seiner vielseitigen und kraftvollen Anregung zu verdanken hat. Man kann wohl sagen, daß er das ganze Konzertleben umgestaltet, der Interpretation, dem Repertoire, der Programmzusammenstellung neue Wege gewiesen hat. Er steigerte die Leistungsfähigkeit des Orchesters (wieviel verdanken ihm allein das Meininger und das Berliner Philharmonische Orchester), er hob das Geschmacksniveau und die Aufnahmefähigkeit des Publikums, er gab das Beispiel der mutigsten Propaganda für umstrittene Werke, er erweiterte und vertiefte die Pädagogik — es läßt sich nicht so rasch alles aufzählen, was wir ihm verdanken; in Kürze: er war ein Vorkämpfer der Freiheit, Vornehmheit und Begeisterung in Kunstdingen.

Ist es also schon wegen seiner historischen Bedeutung vom höchsten Interesse, sein Leben kennen zu lernen, wieviel mehr Wert noch hat es, seine außerordentliche, warme und komplizierte Persönlichkeit auf uns wirken zu lassen. Hierzu war aber nichts geeigneter als seine Briefe, denn bei einer Natur, deren Äußerungen so leicht mißverstanden

Digitized by Google

werden können, muß man sie selbst belauschen, selbst sprechen hören, um sich ein Urteil zu bilden und nicht womöglich das Urteil eines Dritten, etwa eines Biographen, sich fertig aneignen. Es lohnt sich in jeder Beziehung, ein solches Wesen in sich aufzunehmen, und man wird nicht bereuen dafür die Zeit zur Lektüre acht umfangreicher Bände verwendet zu haben. Schon ästhetisch ist der Genuß einzig, denn Bülows Briefstil bildet einen neuen Typus im Schrifttum aller Nationen. Ethisch wird jeder aus der Betrachtung dieses leidreichen, energiestrotzenden, ritterlichen Lebens erhebende Kraft schöpfen. Bülow ist ein Wecker aller großen Gesinnungen.

Leider lebt er aber noch nicht in dieser Gestalt in der Vorstellung der Gegenwart. Selbst viele, die ihn nicht genau gekannt, sahen in ihm nur einen reizbaren, launenhaften, geistsprühenden, gewiß genialen, aber schroffen Menschen. Daß Bülows Art im oberflächlichen Zuschauer diesen Eindruck hervorrief, bewirkte ein eigentümlicher Zug seines Wesens, der sich in seiner letzten Lebenszeit immer mehr ausbildete: ein Stolz, niemand einen Einblick in sein Innerstes gewähren zu wollen. Um sich zu schützen vor dem kränkenden Mitleid anderer, ließ er sie nicht sehen, wie heiß und liebebedürftig sein Herz schlug und was er litt, sondern schuf absichtlich für den Fernstehenden ein falsches Bild von sich selbst. Eigentlich geht es jedem großen, zartbesaiteten Mann so. Jeder solche Mensch umgibt sich mit einem Panzer gegen die Betastung der Mitwelt.

Den wahren Bülow lernt man nur aus seinen Briefen kennen. „Die Saiten meines Innern sind nicht verstimmt, sie sind zerrissen", rief er einmal verzweifelt aus. Aus dieser Grundstimmung erklärt sich das hastige Sich-selbst-verzehren, die häufigen Schroffheiten in seiner letzten Lebensperiode. Impulsiv und rücksichtslos, wenn er sich für ein hohes Ziel begeisterte, war er immer gewesen. Begeisterung ist überhaupt ein Grundzug seines Wesens, und wie Tannhäuser, war er immer ganz, was er war. Aber wie rührend wußte er auch immer die Wunden zu mildern, die er geschlagen zu haben glaubte. Auch von Beethoven erzählt man, daß er immer mehr abbat, als er getan hatte. Am großartigsten bewährte Bülow diese Fähigkeit, einen Irrtum einzugestehen, in seinem berühmten Briefe an Verdi (1892), den er früher den Verderber der musikalischen Kultur Italiens genannt hatte.

Und der wegen seiner „Rücksichtslosigkeit" Gefürchtete war von solcher Größe, solchem Adel der Gesinnung, daß der Ausdruck „Bülowsche Noblesse" zu einem geflügelten Wort wurde. Noch in dem kürzlich erschienenen Briefbande Nietzsche an Peter Gast wird das bestätigt. Nachdem Peter Gast auf eine von einem jungen Menschen gegen solchen Meister besonders beleidigende Art ihm einen Brief zurückgeschickt hatte, rät ihm Nietzsche einige Zeit später, sich doch wieder an Bülow zu wenden wegen seiner Kompositionen, im Vertrauen auf die „Bülowsche Noblesse"! Beiläufig gesagt, hat man hier eins von vielen Beispielen, wie man mit Bülow verfuhr: Nachdem man ihn beleidigt, spekuliert man auf seine „bekannte" Noblesse!

Von dieser Noblesse sind nun in Bülows Briefen zahlreiche und ergreifende Beispiele zu finden. Vor allem sein Verhalten zu Wagner nach der Trennung von seiner Frau. Für den Bayreuther Festspiel-

Digitized by Google

fonds erspielt er eine bedeutende Summe, seinem Freunde Bronsart legt er dringend ans Herz, Wagner in Hannover zu empfangen und zu unterstützen, denn „wenn Bayreuth nicht zustande käme, wäre es eine Schande für die Nation", Frau Cosima Wagner sendet er aus Rußland ein Jugendbild Wagners, das er dort gefunden. Als die Stadt Hamburg ihm aus Dank für sein Wirken eine Freude machen will, findet der Bürgermeister in seinem vollen Verständnis für Bülows Wesen nichts Besseres, als — nicht etwa Bülow, sondern Brahms zum Ehrenbürger von Hamburg zu ernennen. Als seine Verehrer dort ihm eine bedeutende Summe zur Verfügung stellen, läßt er sie Chrysander übermitteln. Als er die Leitung eines Wohltätigkeitskonzertes in letzter Stunde wegen Krankheit absagen muß, sendet er dem Verein eine Summe als Entschädigung für den Verlust, den das Konzert durch seine Abwesenheit erlitten haben könnte. Und von dieser seiner Art legt noch vieles Zeugnis ab. Wie setzte er sein ganzes Wesen, seine ganze Person in den Dienst der Aufgabe, die er sich gewählt, bis zur Aufopferung seiner eigenen Interessen, ohne jede Rücksicht auf seine Gesundheit, seine Kraft. Zuerst für Liszt und Wagner, später für Brahms (der es nur mit Lauheit, ja Kälte anerkannte, noch ein tiefer Schmerz mehr für Bülow).

Bülow war ein fanatischer Apostel dessen, was er für Wahrheit hielt. Was er für wahr hielt, verfocht er bis zum letzten Grunde, und wenn es gegen seinen liebsten Freund oder ihn selbst gerichtet gewesen wäre. Unbestochen konnte er das Verdienst eines Gegners anerkennen. Aber sein Ideal wechselte freilich öfter im Laufe seines Lebens. Öfter? — Nein! Eigentlich nur zweimal, in bezug auf Liszt und auf Brahms. Bei Wagner machte er zuletzt nur einige Einschränkungen, seine Werke begeisterten ihn nicht mehr durchweg, aber eine vollständige Abkehr wie in bezug auf Liszt ist nicht zu bemerken. Schon dieser Umstand allein genügte, um die oberflächliche Meinung zu widerlegen, als hätten die persönlichen Verhältnisse Einfluß auf Bülows Urteil gehabt. Man kann in diesen Briefen nun die Wandlungen in Bülows Geist deutlich verfolgen. Hier mögen folgende Andeutungen Platz finden: Mit zwölf Jahren hört er den Rienzi und wird dadurch zum „Wagnerianer". Frau von Bülow schreibt in ihrer Einleitung zum ersten Bande (S. 12): „was sich da flammend in die jugendliche Phantasie gegraben: — nur der letzte Atemzug des Mannes vermochte es auszulöschen". (Beiläufig: wie konnte man trotz dieses Satzes behaupten, Frau von Bülow hätte die Veröffentlichung parteiisch gefärbt zugunsten der Brahmspropaganda?)* Als Zwanzigjährigen zieht es ihn 1850 mit unwiderstehlicher Gewalt zu Wagner, unter dessen Anleitung er sich im Dirigieren übt und das Fundament legt zu seinen späteren unvergleichlichen Leistungen als Orchesterleiter. 1857 besucht er auf seiner Hochzeitsreise Wagner und schreibt von dem überwältigenden Eindruck, den ihm der „Ring" macht: „Etwas Ähnliches, Annäherndes ist nicht geschrieben worden — überhaupt nicht — nirgends — in keiner Kunst, in keiner Sprache." Noch höher gehen die Wogen der Begeisterung über Tristan: „Das knüpft direkt an den letzten Beethoven an ... An Erfindung ist »Tristan«

* Auch aus den unten mitgeteilten Briefen geht die absolute Tendenzlosigkeit der Ausgabe hervor.

Digitized by Google

Wagners potenteſtes Werk ... ich verſichere Ihnen, die Oper iſt der Gipfelpunkt bisheriger Tonkunſt!" (1859) Charakteriſtiſch für ſeinen damaligen Standpunkt iſt ſeine revolutionäre Freude daran, daß im ganzen Vorſpiel „kein einziger reiner Dreiklang zu finden — kein einziger!"* (Wie ſeltſam mutet im Vergleich damit das Urteil aus dem Jahre 1882 über Parſifal an, den er „ce Capharnuam de dissonances" nennt.) Das Vorrücken der „Meiſterſinger" begleitet er mit wachſender Begeiſterung. Nach Kenntnis des zweiten Aktes ſchreibt er an Raff (1866): „Mir will es ſcheinen, als ob dieſes Werk den Gipfelpunkt ſeines Genies darſtellt: es iſt unglaublich friſch, plaſtiſch, noch reicher im muſikaliſchen Detail als der Triſtan" — und an Frau Lauſſot: „Es iſt mir unumſtößliches Dogma: Wagner iſt der größte Tondichter, ganz ebenbürtig einem Beethoven, einem Bach." Hier ſtellt er alſo Bach, Beethoven, Wagner zuſammen, ſpäter jedoch die „drei B's": Bach, Beethoven, Brahms.

Wie er in München (1864—69) Triſtan und Meiſterſinger zu unvergleichlicher, unübertrefflicher Aufführung brachte, iſt bekannt. Den Eindruck der erſten Aufführung des „Triſtans" bezeichnet er als „ivresse céleste". In dieſe Zeit fällt auch die Arbeit an der großen Beethovenausgabe, worin zahlreiche Stellen voller Bewunderung auf Wagner hinweiſen. Und doch beginnt in dieſer Zeit ganz leiſe die Loslöſung, noch vor dem ehelichen Konflikt. Zunächſt nur in indirekten Andeutungen. Als Cornelius zögert, Wagners Einladung nach München anzunehmen, ſchreibt er ihm (1865): „Betrachteſt Du wirklich das Leben in Wagners unmittelbarer Nähe als das Einſaugen des Duftes eines »Mancelliniers«, unter deſſen Schatten Deine künſtleriſche Individualität und ihre fernere Entwicklung zum Teufel gehen muß?" Er ſcheint ſelbſt etwas von dieſem abſorbierenden Einfluß Wagners empfunden zu haben. Aber am 10. Juni 1869 (alſo kurz vor der Kataſtrophe) ſchreibt er ſchon: „— das Werk (Triſtan) iſt doch einzig rieſig, wenn auch eine Art »Mancellinier« für die Nerven der Ausführungen"; 1874 ſchreibt er: „Ede (Eduard, Sohn der Frau von Welz) wird jetzt wohl wieder fleißig triſtaniſieren. Glücklicher Menſch — kann in ſeinem ſpäteren Leben dies unvergleichlich ſchöne Gift wieder los werden — wir Alten können's leider nicht mehr!" (Im „Ecce homo" bezeichnet Nietzſche den Triſtan als „ſüßes Gift".) Noch im ſelben Monat (Juni 1869) ſchreibt Bülow: „Es iſt ein fataliſtiſches, ominöſes Werk. Unſer Chorrepetitor Eberle iſt infolge der Aufregung bei den Proben dieſes Werkes ins Irrenhaus geſchafft worden." Allerdings können dieſe Äußerungen eher durch die ungeheuren Anſtrengungen des Einſtudierens — er habe ſich an dem Werke „nervenſchwach abgerackert" — veranlaßt ſein.

Dann kommt die Trennung ſeiner Ehe. Die einzige direkte Äußerung darüber, die man in den Briefen findet, iſt die lakoniſche an ſeinen liebſten Freund Hans von Bronſart: „Meine Frau hat ſich von mir getrennt und mit den Kindern dauernd in der Schweiz niedergelaſſen." Ob der feine Takt der Herausgeberin ausführlichere Mitteilungen über den Fall unterdrückt hat, wiſſen wir nicht. Es iſt aber Bülows ſtolzem, ariſtokratiſchem Weſen zuzutrauen, daß er ſelbſt ſeinen intimſten Freunden

* Was übrigens nur zutrifft, wenn er damit die vollſtändige Kadenz meint, denn Dreiklänge kommen wohl hie und da vor.

Digitized by Google

schriftlich den ungeheuren Riß, der dadurch in sein Leben kam, nicht offenbarte.

Die Stellung in München gibt er aber nicht nur aus diesem Grunde auf, denn schon 1866 dachte er daran, sondern weil sie überhaupt — wegen der Überlastung, die man ihm zumutete, unerträglich geworden war. Liszt, der ihn flehentlich bittet, nicht alles gewaltsam abzubrechen, fragt ihn, ob es nicht möglich wäre, seine vierfache und fünffache Tätigkeit einzuschränken, ohne zugleich die Arbeiten eines Pferdes, eines Ochsen, eines Maultieres, eines Esels und eines Hündchens zu verrichten. Darüber schreibt Bülow an Pohl: „Wir (er und Liszt) verstehen uns nicht mehr." Er geht dann nach Italien, wo er nach unsäglichen körperlichen und seelischen Leiden eine wahre Wiedergeburt erfährt unter dem begeisternden Eindruck der neuen Welt, die ihn dort aufnimmt.

Zunächst sind noch keine Äußerungen gegen Wagners Werke zu vernehmen. Im Nachruf für Tausig 1871 spricht er nur von dem „Zukunftsfieber", das ihn und Tausig früher zu „Extravaganzen" geführt hätte, wie von einer notwendigen „Entwicklungskrankheit", hält aber doch immer noch zu Wagner. Öffentlich hat er überhaupt nie etwas gegen Wagner geschrieben.

Erschütternd ist sein Schmerz, daß er 1876 nicht den ersten Festspielen in Bayreuth beiwohnen kann. Noch dazu kommt er im Juli todkrank aus Amerika zurück. „Ich dürfte eigentlich gar nicht mehr am Leben sein; Sie glauben nicht, wie sehr ich mich jenes gemeinen Selbsterhaltungsinstinkts schäme, der mich tagtäglich abhält, ein Billett nach jener Station zu lösen, das eine Rückfahrt ausschließt. Ich allein unter so manchen doch noch Unwürdigeren, meines Erachtens musikalischen Judenjungen, bin durch Schicksal und Welttücke als ein Verdammter ausgeschlossen, dem wichtigsten Kunstgeschichtsereignisse beizuwohnen." „Wäre nur erst dieser Monat vorüber! Er bietet ein martervolles Pendant zum Augustmonate des Jahres 1869 für mich!"

Um 1872 hatte er angefangen sich für Brahms zu interessieren, den er früher ganz ablehnte. Man sieht aber, daß er daneben seine alte Begeisterung und Verehrung für Wagners Werke behielt. Oft wiederholt er Liszts Ausspruch: „es gibt eigentlich nur zwei Parteien, nämlich die Leute, die etwas können, und die Leute, die nichts können". „Mein künstlerisches Tätigkeitsprinzip ist bonapartistisch: Zerstörung der alten und neuen Parteien." Diesem Ziele: über den Parteien zu stehen, strebt er jetzt immer mehr zu.

Hans von Bronsart rettet ihn aus der tiefen Verzweiflung, indem er ihn nach Hannover mitnimmt, wo er in der liebevollen, verständnisinnigsten, taktvollsten Gesellschaft des vornehmen, ihm mit wärmster Verehrung ergebenen Freundes allmählich wieder Mut zum Leben gewinnt und dann eine rasende Tätigkeit in Theater und Konzert unter dessen Intendanz aufnimmt.

1877 bringt er Brahms' erste Symphonie zur Uraufführung und von nun an wächst seine Begeisterung für ihn. Von Meiningen aus (1880) beginnt er dann jene unvergleichliche Propaganda, der Brahms' symphonische Werke ihre heutige Schätzung verdanken. 1882 vermählte er sich mit Fräulein Marie Schanzer, die dem schwergeprüften Manne den Lebensabend verklärte und nach seinem Tode durch vorliegendes Werk das

Digitized by Google

schönste Denkmal setzte. — Von einem Eintauschen des „Gottes Brahms“ für den „Gott Wagner“ kann aber doch kaum die Rede sein. Denn wenn er nun auch an Wagner einige Einschränkungen macht, so schreibt er doch auch (1882): „Les nouvelles oeuvres de Brahms (Trio, Quintuor) — je n'ai pu que les parcourir à la lecture — sont d'une sécheresse aussi parfaite qu'académique.“ In einem Briefe an George Davidsohn (1882) verwahrt er sich gegen die Meinung, daß er Wagner für Brahms aufgegeben habe. Tausig habe gleiche Verehrung für beide Meister gehabt und Brahms selbst sei ein eingefleischter Bewunderer von Wagners Genius. Freilich schreibt er bald darauf an Spitzweg: „Bald werden es 15 Jahre, daß ich krampfhaft danach ringe, die Vergangenheit zu tilgen.... Ich will nicht mehr zu der Gralschaft gerechnet werden können.“ Nicht Wagner stellt er Brahms gegenüber, sondern Liszt, gegen dessen Werke er jetzt geradezu Widerwillen empfindet. Von Wagner lehnt er nur die „konvulsionistische“ Musik des Parsifal ab („so schön ich auch die Dichtung finde“), obgleich er daran dachte, mit Brahms zur ersten Aufführung hinzufahren — und einiges in den Nibelungen. Einmal geht er allerdings weiter (1882): „Richard Wagners höchste Geniusmanifestationen sind a) Tristan, b) Meistersinger. Alle späteren Werke erfüllen mich mit graduierter Antipathie. Irrbahnen — Wahnwitz.“ Unangenehm, ja widerwärtig war es ihm, daß Wagners Umgebung den „genialen Tondichter“ als „Stifter einer neuen Religion“ betrachtete. In einem ausführlichen Briefe an Hans von Bronsart, der ein wahres, das einzige Glaubensbekenntnis aus dieser Zeit enthält (3. August 1888), erklärt er Liszts und Wagners Musik für „Komödiantenmusik“, „im guten Sinne beim Eidam, im schlechten bei seinem Schwiegervater“. Von diesen beiden unterscheidet er die „echte Musik“. Und doch legt er noch in den letzten Jahren Wert darauf, daß er es sei, der die Tradition für den Vortrag des Tristan bewahre.

Von viel größerer Heftigkeit sind dagegen in der letzten Zeit seine Äußerungen über Liszts Werke, namentlich die heilige Elisabeth, die beiden Symphonien (von denen er die Dante-Symphonie noch weniger schätzt als die Faust-Symphonie).

Es ist hier nicht der Ort, die Richtigkeit seines Urteils zu diskutieren. Was ich darlegen wollte, ist, daß sein Urteil immer aufrichtig war, kaum beeinflußt von persönlichen Konflikten. Sonst hätte er Wagner viel leidenschaftlicher ablehnen müssen als Liszt — während er gerade das Gegenteil tut. Daß er, wie manche sagten, sich einer großen Undankbarkeit gegen Liszt schuldig machte, ist kein ernst zu nehmender Vorwurf. Sollte er aus Dankbarkeit sein künstlerisches Empfinden verleugnen? Ebensowenig darf man an der Echtheit seiner Begeisterung für Brahms zweifeln. Dessen Herbheit und zurückhaltende Natur („latente Wärme“ nennt es Bülow) kam gerade seiner wunden Seele entgegen. In Brahmsens Musik genoß Bülow etwas wie Grausamkeit gegen sich selbst. Wer gehört hat, mit welch verzehrendem Feuer und zermalmender Wucht er die Finales der dritten und vierten Symphonie dirigierte, wird verstehen, was ich meine.

Es wird in gewissem Sinne immer unmöglich bleiben, ganz klar in der Seele eines andern zu lesen, vor allem eines Bülow, den das Schicksal zu einem der subtilsten Rätsel gestaltet hat.

Digitized by Google

Zum Schluß sei noch auf die bewunderungswürdige Arbeit der Frau von Bülow hingewiesen, die mit dem feinsten Verständnis für Bülows Wesen die Auswahl der Briefe getroffen und sie mit vortrefflichen Einleitungen und Überleitungen versehen hat, wodurch ihr Werk zu einer lückenlosen Biographie wurde. J. Vianna da Motta

Teure, verehrte Mutter! Lange habe ich geschwankt und gezaudert Dir zu schreiben, denn ich habe Dir gegenüber ein böses Gewissen; ich habe eine gewaltsame Verletzung aller kindlichen Pflichten gegen Dich begangen, und bin mir dessen vollkommen bewußt, da nicht Leichtsinn mich betört und keine Überstürzung stattgefunden hat, denn sonst wäre ihr ja die Reue auf dem Fuße nachgefolgt und ich wäre nicht mehr hier und unser Verhältnis zueinander nicht gebrochen oder gestört. Ich bereue jedoch die Tat, die vom Standpunkte meiner heiligen Pflichten gegen Dich verwerflich zu nennen ist, nicht, und fürchte nun, Dein gerechter Zorn habe über die Mutterliebe den Sieg davongetragen; ich fürchte — und Tränen stehen mir bei dieser schmerzlichsten aller Besorgnisse in den Augen — Du könntest von Deinem Sohne, der sich von seiner Mutter selbst getrennt, nichts mehr wissen wollen; Du erkennest ihn nicht mehr als solchen an; Du werdest vielleicht auch jedes von ihm kommende Schreiben ungelesen vernichten. Ich gab mich keiner milden Täuschung hin; ich machte es mir klar, daß dies alles natürlich sein würde, daß ich allein die Schuld trage und ich es nicht anders verdient habe. Und dennoch konnte ich mich nicht darein ergeben, konnte es nicht fassen, und die Furcht, die traurige, unselige Gewißheit zu erlangen, daß dem so sei, hielt mich vom Schreiben ab. Besteht nun auch heute dieselbe Furcht noch in vollem Maße, so läßt es mir doch keine Ruhe und drängt mich, den Versuch zu machen, Dich zu fragen, ob es wirklich wahr sei, daß ich unser Verhältnis unwiderruflich aufgelöst, daß ich mir die Mutterliebe durch meine Tat rebellischen Ungehorsams auf immer verscherzt habe. Ich vermag nicht zu glauben, daß es wirklich so sein könne, daß Deine unbesiegbare Antipathie gegen den Mann, den ich so hoch verehre, und der durch die warme, herzliche Teilnahme, durch die väterliche Fürsorge für mich, sich die größten Ansprüche auf meine Liebe und Dankbarkeit erworben hat, so allmächtig sein könnte, Dir den Sohn ganz aus dem Herzen zu reißen. Und wäre es selbst möglich, daß in diesem Augenblicke Deine Abneigung gegen den edelsten, liebens- und verehrungswürdigsten Mann so tief wurzele, um die Oberhand zu haben — ich hoffe von der Zukunft, daß sie Dich milder, versöhnlicher stimmen, Dich toleranter für entgegengesetzte Ansichten und Gesinnungen machen, Dir vielleicht ein wenig Achtung und Interesse für den Mann einflößen werde, dem ich allerdings in gewissem Sinne die endgültige Entscheidung über meinen Lebensberuf im Herzen zugesprochen habe, noch ehe ich nach der Schweiz kam, meinen Vater zu besuchen. Daß ich nur zur Musik Lust, wahre Neigung habe, daß nur in diesem Berufe mir trotz äußerlicher Qual und Plage, Glück und innere Zufriedenheit zuteil werden könne, das war längst reiflich in mir erwogen; und daß ich in künstlerischer Lebenstätigkeit nützen, meine wirklichen Anlagen zu meinem und anderer Besten zu verwerten imstande sein würde, hatte sich bei mir schon lange in über-

Digitized by Google

zeugungsvollster Klarheit festgesetzt. Die juristische Laufbahn, der Staatsdienst, in dem ich ohne Zweck und Wirkung, ohne Nutzen für meine Nebenmenschen, zu ihrer und meiner eignen Qual nur vegetieren zu können voraussah, waren mir schon lange als Unmöglichkeiten erschienen, und es war nur noch die Frage: kann ich die Entscheidung aufschieben, bis ich ausstudiert, das heißt ein halbfertiger Jurist geworden bin, den Kopf vollgepfropft von all dem nichtsnutzigen, prosaischen Kram, der alles Bessere, Edlere in mir, mit der erstickenden Wucht seines sich als Brotstudium-Material gebärdenden Umfangs, vielleicht bei noch halbem Schlummer dieser wertvolleren Keime, verdrängt haben konnte, so daß mein Leben dann nach 1½ Jahren verpfuscht, entseelt, zerbrochen war? Ich glaubte immer, ausharren zu können, aber nahe daran war ich oft, in Leipzig und Berlin, einen gewaltsamen Entschluß zu fassen, zu der Ausführung dessen zu schreiten, was ich jetzt getan habe. Wagners Briefe nach Ötlishausen an mich haben meinen Entschluß beschleunigt, haben ihn vollendet. Bei Wagner, in seiner Nähe, unter seiner Leitung praktisch studierend zu leben, um Künstler zu werden, dies ist tautologisch, da ich eben den Ehrgeiz habe, ein Künstler, kein Musikant zu werden, zu welchem letzteren in Berlin, Leipzig usw. ebenfalls Gelegenheit vorhanden wäre. Es ist meine Bestimmung, die entschieden sich an den Tag legende Tendenz meiner Kräfte und Anlagen, Wagner nachzustreben ohne sklavische, kindische Nachahmung. Ich sage jetzt: besser selbst ein mittelmäßiger Musiker als ein guter, sogenannt tüchtiger Jurist. Wagner glaubt, ich werde ein guter Musiker, ein bedeutender Künstler: es ist an mir, sein Vertrauen im Laufe der Zeit zu rechtfertigen. Diesen Winter absolviere ich hoffentlich mein Brotstudium, ich werde ein guter, routinierter Dirigent, wozu ich — nach Wagners Worten — die entschiedenste Anlage durch meine Feinheit des musikalischen Ohres, durch die Leichtigkeit meiner Auffassungsgabe, meiner schnellen Übersicht, meines fertigen Klavierspiels besitze. Als Dirigent werde ich dann überall mein Brot verdienen können und in den Stand gesetzt sein, ohne Nahrungssorgen zu produzieren. Als Du mir schriebest, Du willigest ein, daß ich selbst schon jetzt mich der Musik widme, spiegelte mir mein Vater vor, Du habest die Hauptsache gewährt, nur die Nebensache verweigert und ich habe Unrecht, beides miteinander zu verwechseln. Papa hatte unrecht gegen Dich gehandelt; später wird er seine Übereilung bereut und es für seine Schuldigkeit erachtet haben, Deine Pläne und Willensmeinungen nicht zu durchkreuzen. Er ließ nicht los, an mir zu arbeiten, daß er mich fast überredete und ich mich resignierte. Da schickte Wagner plötzlich Ritter zu mir mit einem Briefe, den er mir geschrieben: dieser eine Brief warf den Resignationsentschluß gänzlich um, dieser Brief hat mir alles klar gemacht, dieser Brief hat mich die Fußreise nach Zürich machen lassen, dieser Brief und noch mehr mein mündliches Unterreden mit Wagner hat mich zu der festen Absicht gebracht, diesen Winter hier in Zürich bei ihm zuzubringen, und niemand von der Welt wird mir das ausreden. Ich mußte handeln, ganz handeln, keine Brücke zur Rückkehr, zu etwaiger Reue bestehen lassen. Jetzt ist's entschieden, ich werde Musiker, ich tue, was ich nicht lassen kann, und ich hoffe so, ein glücklicher, zufriedener Mensch werden zu können.

Verdammst Du mich vielleicht jetzt — ich hoffe Dich durch den Gebrauch meines Talentes, meiner, wie Liszt und Wagner behaupten, nicht gewöhn-

Digitized by Google

lichen musikalischen Kräfte zu einer richtigeren Ansicht zu bringen. Laß es meine Sorge sein; laß nicht jeden Funken von Liebe für mich in Dir erlöschen; erlaube mir, Dir wenigstens von hier zu schreiben, wie ich lebe, was ich treibe, wie mir's geht.

Wäre es Dir wirklich gleichgültig, wenn ich jetzt stürbe?

Lebe recht wohl und glücklich. Möge Isidore Dir Freude machen; ich kann es nicht, so wie Du willst. Mögest Du mir einmal eine Zeile schreiben, wenn Dein Unwille sich etwas gelegt hat. Ich werde Dir stets so lange schreiben, bis Du mir es verbietest.

(An die Mutter, 26. 10. 50)

Geliebte Mutter! Ich habe Dir heute die längst erwartete frohe Botschaft zu melden, daß mein Schutzherr und Meister Liszt endlich vorigen Sonntag abend in gutem Wohlbefinden hier eingetroffen ist. Morgens und mittags war ich auf dem Bahnhofe, um seine verkündete Ankunft zu erwarten; die vorausgesandte Dienerschaft sagte jedoch, er werde erst mit dem letzten Zuge um 10 Uhr anlangen. So ging ich denn ganz sorglos in den Cortez, um mir diese Musik voll Kraft und Adel — ein Stahlbad für verflotowte Ohren — anzuhören; da erschien er plötzlich und unversehens ein paar Schritte von mir im Parkett, wie aus dem Boden hervorgezaubert; ein Gelispel ging durchs ganze Haus und drang bis zu dem in interimistischer Verwilderung dahinschlafenden Orchester — erschreckt spielten sie noch einmal so schlecht und Liszt ärgerte sich und hätte gern seinem lahmen Stellvertreter das Zepter entrissen und der gemütlichen Philisteranarchie durch den Despotismus seines Dirigentengenies ein Ende gemacht, wenn es der Anstand erlaubt hätte; und daß es dieser nicht erlaubte, darüber ärgerte sich wieder jemand, und das war ich.

Liszt bewillkommte mich stillschweigend und goß einigen ihn übermannenden Unmut zu seiner Erleichterung in mein Ohr. Nach dem Theater soupierte ich bei ihm mit Joachim. Die Fürstin sah sehr elend aus, hat sich aber merkwürdigerweise in den wenigen Tagen schon wunderbar erholt; ihre vortreffliche Disputierkunst und Beredsamkeit hat sie sich bewahrt; ich zweifle, daß es irgendeine Frau von solch erstaunlichen Kenntnissen und solch penetrantem schnellen Verstande gibt. Ich werde nun wahrscheinlich das Amt des Hausdisputators übertragen bekommen, da ich besser im Französischen bewandert bin als Raff. — — — — — — —

Gestern abend war ich wieder allein bei dem Souper und diskutierte mit der Fürstin bis in die Nacht hinein; abbrechen konnte ich nicht; der ermüdete Liszt überhob mich endlich der Qual der Entscheidung zwischen zwei Höflichkeitsgeboten. Ich spielte ihm ein paar Piecen vor; wesentlich auszusetzen hatte er den Mangel einer sehr nötigen Präzision und Bestimmtheit im Rhythmus, eines gewissen Aplombs, dessen ich allerdings bei meiner momentanen Ängstlichkeit mehr als gewöhnlich entriet. Die ersten Piecen, die ich nun nächste Woche bei ihm studieren werde, sind ein Scherzo von Chopin, ein von Liszt effektuierter Schubertscher und der von ihm paraphrasierte Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum.

(An die Mutter, 15. 10. 51)

Geliebte Mutter! Es hätte Dir Spaß gemacht, gestern abend im ungarischen Nationaltheater meinem Triumphe beizuwohnen. Noch jetzt klingt

Digitized by Google

mir das „eljen"-Gebrüll in den Ohren, das ein wenig besser lautet, als das deutsch-italienische Bravo! Man sagt mir, seit lange sei kein solcher Lärm um einen Virtuosen gewesen. Dreyschock, mein letzter Vorgänger, ist hier in Pest vollständig von mir besiegt worden, und Wien hat von Pest ein glänzendes Dementi erhalten. Wir wollen nun die Kritik abwarten; die deutsche schimpft vielleicht, weil ich im ungarischen Theater gespielt (als ob Pest eine deutsche Stadt sei!) und hier ein so kleinlicher (das einzige Kleinliche) Nationalitätsrivalisierungsschwindel herrscht. Ich fahre heute (3. Juni) weiter fort, da ich gestern gestört wurde durch die Väter meiner Freunde Joachim und Singer, welche nebst einer Menge anderer Leute kamen, mir zu meinem „Triumphe" Glück zu wünschen. Es war ein Triumph sondergleichen, sagt man hier überall.

Ich habe nicht die Einbildung, zu glauben, dieser Triumph sei mein Werk. Liszts Name, seine göttlichen Kompositionen, das ungarische Stück mit Orchesterbegleitung und das Rondo alla Turca über Motive aus Beethovens „Ruinen von Athen" (desgl.) tragen den größten Anteil daran. Aber ich habe auch nicht übel gespielt, mit Feuer, sicher wie nie, natürlich auswendig, denn Erkel brauchte die Partitur zum Dirigieren, und vollkommen frei und selbständig; jede Nuance, jedes accelerando oder ritardando wurde von dem süperben Dirigenten und der prächtigen Kapelle so genau verstanden und befolgt, daß es eine Freude war, der Begleitung zuzuhören. Wie schnell das Publikum auffaßte, davon hat man keinen Begriff! Logen und Galerie waren überfüllt; Parterre leer — keine Bourgeoisie. Immer wurde ich von Beifall unterbrochen, nicht von Beifall, von rasendem Jubelgeschrei. Von der ungarischen Rhapsodie mußte ich par force die Friska wiederholen. — Alle Leute, die ich heute sah, Damen und Herren, schwammen noch in Enthusiasmus über Liszt und mich. Daß ein solches Publikum noch existiert, hat mich für Virtuosen- und Komponistentum enorm ermutigt. (An die Mutter, 2. 6. 53)

Geliebte Mutter! Ich wollte meinen vor Ankunft Deines letzten Briefes längst fertigen — etwas sehr blé en herbe-artigen acht Seiten langen Jubelruf noch immer nicht expedieren, bevor ich Dir ein tröstliches Wort über das Weitere der Pester Episode meiner ersten, möglicherweise auch letzten Virtuosenirrfahrt hinzufügen konnte.

Meine damals gefaßten Hoffnungen haben sich nicht verwirklicht. Ich bin wieder mehr als je mutlos, nicht in betreff meines Talents und seiner Geltendmachung bei den Verständigen (Musiker wie auch die Journale sprechen immer von mir im Tone der größten Achtung), wohl aber in betreff meines äußerlichen Erfolges, der Möglichkeit, mir durch Hilfe meines Virtuosentums je eine unabhängige Stellung erwerben, ja nur mein Leben fristen zu können. Diese Perspektive macht mich denn wirklich ganz lebensüberdrüssig. Es verfolgt mich ein so eigenes, so konstantes Mißgeschick, das wie ein Fluch auf mir lastet — so daß ich annehmen muß, alle die Anstrengung meiner Kräfte werde es nie auch nur zu jenem Resultate bringen, welches ein hundertmal talentloserer blagueur und charlatan spielend erreicht.

An Liszt habe ich bis jetzt vergeblich gesucht in einem ruhigen Tone zu schreiben, da ich am Ende von dieser ganzen unglückseligen Reise nichts geerntet habe, als die bitterste, als Medizin verspätete, Erfahrung, die Er-

Digitized by Google

kenntnis: zum Virtuosen, wie die weimarische Postsekretärsfrau ja auch meinte, zu gut, zu honett zu sein.

Es ist dies sehr odios, auf das Vergangene zurückzukommen — aber ich will und muß Dir's doch erzählen, damit Du mich nicht mißverstehst, oder unbestimmten Vermutungen nachgehst.

Ein wahres Unglück habe ich wieder mit Liszts Empfehlungen gehabt. Der Intendant des ungarischen Theaters hat nicht einmal die gewöhnlichsten Artigkeiten gegen mich angewendet. — — — — — — —

Er hatte mir ferner schreiben lassen, sofort bei meiner Ankunft könne ich im Theater spielen — anstatt sein Wort zu halten, läßt er mich 12 Tage warten, mich unnötige Ausgaben aller Art machen in einem teuren Hotel, in dem ich festsitze.

Man rät mir, noch ein Konzert im Hotel Europe zu geben, wenn die Chinesen sich entfernt. Die Kosten werden zu bedeutend sein. Die „Freunde" Liszts bekümmern sich nicht um mich. Wieviel Menschen (und Geschwätz) mußte ich tolerieren, die sich meine Bekannten nennen und mich mit ihren Ratschlägen, ihren Erzählungen, ihren Eitelkeitswiegenliedern und Prätentionen anderer Art bis zur letzten Grenze verhaltener — Ungeduld treiben! Und wieder vor mir die Aussicht auf nackte Misere, das Gefühl der ärgsten Hilfsbedürftigkeit, die Gewißheit, daß ich über kurz oder lang zugrunde gehen muß, ich mit meinem Talente, mit meiner Intelligenz, mit meinem Wissen! — Ich habe die Hölle, die wahre Hölle um mich und in mir. Und käme nur nicht wieder hie und da ein Hoffnungsschimmer, dessen Flackern mir neue Konvulsionen macht — hielte ich mich endlich für tot und begraben und ließe mich langsam, ich weiß nicht wie, ausgehen — passiven Widerstand allem Schicksal entgegensetzend! — Aber ich sage zu, wenn eine Einladung kommt, die mir die Pflicht auferlegt, anderen durch mein Spiel „Vergnügen zu machen". Dr. Hunyadi forderte mich neulich auf, das (Liszt gewidmete) Trio eines Deutschen, Volkmann, zu spielen. Ich tat es, entzückte die Leute. Niemand hatte den letzten Satz mit der Passion und Energie gespielt wie ich ihn — Liszts Vortrag im Sinne — packte; der Komponist war überrascht von der Wirkung seines eigenen Werkes; man bewunderte mich, die Zeitungen brachten Notizen darüber — ja, das bringt mir aber alles nicht den leisesten Nutzen, neue Neider, womöglich Verleumder, — Feinde. Was gäbe ich drum, in einem Dorfe zu sitzn, etwas Grünes vor dem Fenster, ein Klavier im Zimmer, leeres rastriertes Notenpapier, ein paar unbösartige Menschen und einen freundlichen Hund um mich und Ruhe, Erholung von diesem aufreibenden Treiben!

Carus' „Symbolik der menschlichen Gestalt" habe ich teilweise gelesen. Es ist vortrefflich geschrieben, er scheint sich sehr geläutert zu haben. Der Inhalt ist famos und sehr praktisch.

Pest ist wunderschön. Eine himmlische Gegend, die ich jedenfalls noch etwas genießen will, wenn es möglich ist.

Leb wohl, ich rabotiere — und habe mich müde geseufzt.

(An die Mutter, 15. 6. 53)

Lieber Freund! Mein letzter Brief ist von Dir sehr mißverstanden worden. Nur Deine gänzliche Unbekanntschaft mit meiner Lage erklärt die ironische Auffassung meiner „Emotionen", die Du auf Rechnung

Digitized by Google

meiner Krankheit schiebst, die im Grund aber nichts ist als die physische Aufdeckung meines Normalzustandes. Daß Du mich dabei des Hohnes über Dich beschuldigst, befremdet mich nicht. Ich weiß aus meiner eigenen Erfahrung, durch Selbstkritik, daß dergleichen passiert, wenn der „Intellekt" (mit Schopenhauer zu reden) als Dienstmann des „Willens", also nicht autonom fungiert.

Damit aber Ordnung werde, damit wir uns nicht mehr mißverstehen und der Gefahr, uns hierdurch dummerweise zu entzweien oder zu erzürnen, ausgesetzt bleiben, halte ich es für notwendig, Dir ein Bekenntnis über meine äußere und innere Lage zu eröffnen. — — Erblicke in meinem „dies-für-notwendig-Erachten" ein Zeichen meiner Achtung, meines Vertrauens, meiner Anhänglichkeit an Dich. Ich erinnere mich nicht, ein solches anderen Freunden je gegeben zu haben. —

Der Anfang ist sehr prosaisch. Aber ich will bündig sein, und wenn Du zu Ende gelesen, wirst Du diese Prosa begreifen. —

Mein Vater hat mir nichts hinterlassen, als die Sorgenlosigkeit für meine beiden Stiefbrüder, die bei seiner zweiten Witwe in Bonn leben, Meiner Mutter unbedeutendes Vermögen, in den letzten Jahren noch zusammengeschmolzen, reicht gerade hin für ihre und meiner Schwester Existenz. Meine Frau hat eine Rente von 5000 Fr., von der wir bei großer Eingeschränktheit leben könnten. Daß jedoch auch außerdem mein männliches Ehrgefühl nicht ertragen würde, meinen Hausstand durch meine Frau allein bestritten zu sehen, wirst Du sehr begreiflich finden. Ich bin also darauf angewiesen, zu *verdienen*, und ich beklage mich darüber so wenig, daß mich dieser Stand der Dinge im Gegenteil beglückt und erhebt. Meine Klagen gegen das „Schicksal" richten sich nur auf den „Modus", in welchem ich seit sechseinhalb Jahren den Gelderwerb zur empfindlichsten Benachteiligung meiner Fortentwicklung als Künstler habe betreiben können.

Das Konservatorium trägt mir jährlich 400 Taler ein, wofür ich wöchentlich 9 Stunden zu erteilen habe. Der Privatunterricht, dessen Ertrag ein bei der großen Konkurrenz, der Sparsamkeit und Armlichkeit des Berliner Publikums, ferner der Feindseligkeit von Kollegen, Presse und der durch diese gegen mich aufgestachelten maßgebenden Majorität für mich ein ziemlich prekärer ist, wirft im besten Falle keine bedeutendere Rente ab als etwa 600 Taler. Mit Konzerten verdiene ich höchstens 400 Taler nach Abzug der Spesen. Ich kann *hierbei* nicht à la X. & Konf. wirtschaften: eigenes Wesen, das Gefühl von „noblesse oblige" — ich meine die mir durch meine Familienverbindung mit dem Meister erteilte *noblesse* — legen mir eine Menge Ausgaben auf, die andere Klaviervirtuosen abweisen können. Mit ziemlicher Plage und Anstrengung erwerbe ich eine Revenue, die der meiner Frau gleichkommt und die wir verbrauchen. Jetzt liegen allerdings 600 Taler bereit, die drei projektierten Orchesterkonzerte für den bevorstehenden Winter zu decken. — NB. meine Gesundheit muß ich erst wiedererlangen — aber woher für 1862/63 nehmen? Und der künstlerische Anstand gebietet mir doch eine Fortsetzung des Unternehmens mit allen Opfern!

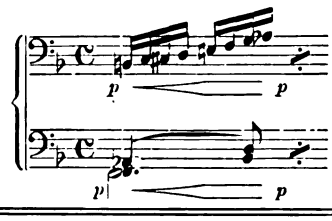
Nun sieh, schon aus diesem Grunde wäre mir eine Kapellmeisterstellung mit einem festen Gehalte von 1000 Talern eine enorme Erleichterung, eine wahre Erlösung. Mein Wirken als ein *offizielles* würde bei noch

Digitized by Google

so großer Beschränkung größeren Einfluß haben, als mein oppositionelles in Berlin. Der „Hofpianist“ ist ein gehaltloser Titel (Stern nützt er). Vom Hofe habe ich nicht die geringste moralische Unterstützung. — — Die Gründe — sehr verschiedener Gattung — (Intrigen haben das ihrige zugetan) mag ich nicht schriftlich angeben.

Ich habe vom „Äußeren“ gesprochen. Nun aber die wichtigere innere Seite. Das Lehrermetier bringt mich um, sei es, daß ich zu wenig kaltblütig, zu wenig geschäftsmäßig verfahre — das wirst Du von mir nicht anders erwarten — [sei es] daß meine Nerven zu empfindlich sind. Ein Lektionenvormittag von 5 Stunden oder auch 6 — tötet mich für den Nachmittag. Die Konservierung meiner Virtuosität macht mir große Anstrengung, ich bin musikmüde und doch musikbedürftig. Die gehörten Musikstücke „drängeln“ sich im Kopfe herum, verwirren ihn, machen mich grübeln über eigene Fehler, statt frisch die Sache anzupacken und stallmeisterlich mutig zu tummeln. Mit dem Komponieren geht's erst recht nicht. Weiß wohl, andere bringen's zustande, andere Klavierlehrer — aber was bringen sie zustande: Fabrikate für den musikalischen Tagesmarkt, für die Ostermesse. Darin mit ihnen zu rivalisieren, beehrgeize ich nicht: auch würde ich's nicht können, wenn ich es wollte: die handwerkmäßige Routine, die dazu gehört, habe ich zu erlernen keine Zeit gefunden. Zu Stücken wie meine Orchesterphantasie, meine Klavierballade und noch einiges andere, bedarf ich großer Sammlung, heiligen Fiebers, (lache nicht!) körperlicher Ruhe, gänzlicher Sorglosigkeit um eigene oder fremde, das heißt der Nächsten Gesundheit. Schließlich auch der lebendigen Anregung durch Orchestergenuß. Letzteren kann leider nur ich mir in Berlin bereiten. Ein sonstiger Theater- oder Konzertbesuch verstimmt und empört mich aufs heftigste. Es kostet mich Mühe, hier und da dem Dirigenten nicht ans Pult zu springen, ihn hinunterzustürzen, ihm den Taktstock zu entreißen, seine Stumpfheit laut zu geißeln! Wahrlich nicht Eitelkeit, nicht der parlamentarische Wunsch „ôte-toi de là, pour que je m'y mette“ sind dabei im Spiele! Sollte es mich ein Auge kosten, wie rasend sehnte ich mich, es jenem Oboer als Dolch in die lahme, lederne, lumpige Seele zu bohren, ihn zu lehren, daß man mit Beethoven oder Wagner nicht in derselben Tonqualität konversiert wie mit seiner Waschfrau! Wie sollte doch jenes Crescendo, jenes Diminuendo, jenes Sforzando (zum Beispiel bei Spontini) herauskommen, wenn ich am Pulte stände! —

Doch genug. Die Anregung, der ich bedarf, den Umgang mit dem Orchester — der mir passiv nur durch Liszts oder Wagners Direktion geboten werden könnte — kann ich mir nur aktiv verschaffen, selten, mit schweren Opfern. Und den Klavierklang habe ich so gründlich satt — wie oft stehe ich mit Widerwillen vom Instrumente wieder auf, gedenkend der Ohrverletzungen, die ich in den letztvergangenen Stunden erlitten, oder die meiner mit dem kommenden Sonnenlichte harren!



Digitized by Google

Ja, das ist eine Höllenpein! Und Entbehren ist schöner als dieses Genießen! — —

Und siehst Du, nun schreibt mir ein alter Jugendfreund und Gesinnungsgenosse über meinen Hoffnungsstrahl der Erlösung aus dieser geistigen Existenz folgendes:

„X. auf eine Zeit zu vertreten, diesen Deinen Gedanken kann ich gar nicht begreifen, da ich das für Deine Stellung (?), Deinen Namen (!) mindestens höchst unpassend fände."

Es ist unpassend, sich aus der Hölle ins Fegefeuer zu sehnen, dem vertrockneten Gaumen ein doch momentan kühlendes Glas Wasser, und sei es aus einer Pfütze, zu wünschen!!! Tag für Tag sehe ich mein eigenes Selbst, dessen Unsterblichkeit ich ja nur für's Leben wünschen kann, mir mehr entfremdet schwinden, unter der Last der Arbeit fürs Geld, das heißt für andere. Ich weiß wohl, was die Kapellmeisterei, namentlich am Theater, für eigentümliche Genüsse bietet. Aber es wäre jedenfalls doch eine Abwechselung! Man hat doch Resultate in Aussicht für die Plage und den Arger — was für Freude macht einem eine einzige gelungene, anständige Aufführung, die Zeugen hat, von denen doch einige den relativen Wert anerkennen und genießen können!

In den musikalischen Leiden gibt's doch Oasen — die Konzerte sind nicht mit soundso viel Lektionen i. e. Prostitutionen zu erkaufen. Die offizielle Stellung drückt dem Erfolg eines „ans Herz gewachsenen" Werkes einen gewissen Stempel auf, etwas Bleibendes — während meine Berliner Konzerte mir erscheinen wie Dekrete einer geheimen Gesellschaft, wie Nationalvereinsreden gegenüber von stehenden Truppen, wie Kossuthbanknoten! Und dieser nüchterne, trockene, hülsengleiche, unpackbare Menschenschlag hier in Berlin! Danaidenarbeit, Mohrenwäsche, ihn musikalisch zu vermenschlichen!

Liebster Sascha, schrei nicht über Hypochondrie, Pessimismus! Habe soviel tausend Klavierlektionen an soviel hundert Schüler im Leibe, soviel Wunden geschlagen an heiligen Lieben, und um so brennender für einen, der kein kalter Egoist ist — dann, nur dann kannst Du wissen, wie mir zumute ist!

Noch eins — mein Ruf. Zum Teil ist er ein Geschenk des Zufalls, der Güte des Meisters für mich, und er drückt mich als nur teilweise verdient, er beängstigt mich als Motiv zur Eifersucht, zum Neide meiner Mitschüler. Und im übrigen: was ich mir dafür kaufe! Was? Briefmarken. Die unzähligen Besuche, die gräßliche geschäftliche Briefschreiberei, Beantwortung müßiger, gemein eigennütziger Anfragen, bei denen ich diplomatisch höflich, nach allen Seiten rücksichtsvoll verfahren muß. Warum? Nicht aus Furcht, die Leute mir zu Feinden zu machen! Du kennst meine Art und hast einmal zu Liszt über mein früheres Wesen gegenüber den Philistern eine höchst treffende Bemerkung gemacht. Nein, ich bin rücksichtsvoll geworden aus Furcht, die Antipathie gegen mich möchte den Leuten zur Gegnerschaft gegen die Richtung, gegen Liszt umschlagen! Wenn Du einmal herkommst, lasse ich Dich in meine Briefbuchführung blicken! Du wirst schaudern! Und dann, unsereins lebt doch nicht allein vom Tone, sondern mit der Zeit, mit der Literatur will er möglichst „au fait" bleiben!

Digitized by Google

Genug der Federtränen! Tinte ist bezeichnender als Augenwasser. Genug. Ohne den Trost meiner lieben geist- und herzvollen Frau läge ich längst — im Schafgraben! Sieh in meinem hervorgepolterten Bekenntnisse (es ist sehr summarisch) nicht die Stimmung einer kolossalen Ambition, die sich vor unbefriedigtem Freßhunger knirschend herumwälzt. Übrigens hat es mir wohl getan, mich gegen Dich auszusprechen. — —

Liszt ist noch hier, Wagner in Wien, ich im Zimmer, sehr betrübt, die Anwesenheit des Meisters so gar nicht recht genießen zu können.

Deine Frau Gemahlin war so gütig, meine Frau zu besuchen. Hat sie leider verfehlt. Und meine Frau ist durch ihren Vater total absorbiert; sie muß als Martha und Maria in einer Person fungieren. Ich kann ihr nicht im geringsten beistehen bei meinem Rheumatismus!

Leb wohl, lieber Freund — nimm mir nichts mehr übel; vielleicht bewirkt das mein gegenwärtiges Schreiben, das Du als ein Zeichen herzlicher Ergebenheit betrachten mögest.

(An Alexander Ritter, Berlin, 28. 9. 61)

Hochgeehrter Herr Professor! Ihre gütige Mitteilung und Sendung hat mich in eine Verlegenheit gesetzt, deren Unbehaglichkeit ich selten in derartigen Fällen so lebhaft empfunden habe. Ich frage mich, soll ich schweigen, oder eine zivilisierte Banalität zur Erwiderung geben — oder — frei mit der Sprache herausrücken? Zu letzterem gehört ein bis zur Verwegenheit gesteigerter Mut: um ihn zu fassen, muß ich vorausschicken, erstlich, daß ich hoffe, Sie seien von der Verehrung, die ich Ihnen als genial schöpferischem Vertreter der Wissenschaft zolle, fest überzeugt — ferner muß ich mich auf zwei Privilegien stützen, zu denen ich begreiflicherweise höchst ungern rekurriere; das eine, überdies trauriger Natur: die zwei oder drei Lustren, die ich mehr zähle als Sie, das andere: meine Profession als Musiker. Als letzterer bin ich gewohnt, gleich Hansemann, bei dem „in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört", den Grundsatz zu praktizieren: in materia musices hört die Höflichkeit auf.

Doch zur Sache: Ihre Manfred-Mediation ist das Extremste von phantastischer Extravaganz, das Unerquicklichste und Antimusikalischste, was mir seit lange von Aufzeichnungen auf Notenpapier zu Gesicht gekommen ist. Mehrmals mußte ich mich fragen: ist das Ganze ein Scherz, haben Sie vielleicht ein Parodie der sogenannten Zukunftsmusik beabsichtigt? Ist es mit Bewußtsein, daß Sie allen Regeln der Tonverbindung, von der höheren Syntax bis zur gewöhnlichen Rechtschreibung ununterbrochen Hohn sprechen? Abgesehen vom psychologischen Interesse — denn in Ihrem musikalischen Fieberprodukte ist ein ungewöhnlicher, bei aller Verirrung distinguierter Geist zu spüren — hat Ihre Meditation vom musikalischen Standpunkte aus nur den Wert eines Verbrechens in der moralischen Welt. Vom apollinischen Elemente habe ich keine Spur entdecken können, und das dionysische anlangend, habe ich, offen gestanden, mehr an den lendemain eines Bacchanals als an dieses selbst denken müssen. Haben Sie wirklich einen leidenschaftlichen Drang, sich in der Tonsprache zu äußern, so ist es unerläßlich, die ersten Elemente dieser Sprache sich anzueignen: eine in Erinnerungsschwelgerei an Wagnersche Klänge taumelnde Phantasie ist keine Produktionsbasis. Die unerhörtesten Wagnerschen Kühnheiten, abgesehen davon, daß sie im bra-

Digitized by Google

matischen, durch das Wort gerechtfertigten Gewebe wurzeln (in rein instrumentalen Sätzen enthält er sich wohlweislich ähnlicher Ungeheuerlichkeiten), sind außerdem stets als sprachlich korrekt zu erkennen — und zwar bis auf das kleinste Detail der Notation; wenn die Einsicht eines immerhin gebildeten Musikverständigen wie Herr Dr. Hanslick hierzu nicht hinreicht, so erhellt hieraus nur, daß man, um Wagner als Musiker richtig zu würdigen, musicien et demi sein muß. Sollten Sie, hochverehrter Herr Professor, Ihre Aberration ins Komponiergebiet wirklich ernst gemeint haben — woran ich noch immer zweifeln muß — so komponieren Sie doch wenigstens nur Vokalmusik und lassen Sie das Wort in dem Nachen, der Sie auf dem wilden Tonmeere herumtreibt, das Steuer führen.

Nochmals — nichts für ungut — Sie haben übrigens selbst Ihre Musik als „entsetzlich" bezeichnet — sie ist's in der Tat, entsetzlicher als Sie vermeinen; zwar nicht gemeinschädlich, aber schlimmer als das: schädlich für Sie selbst, der Sie sogar etwaigen Überfluß an Muße nicht schlechter totschlagen können als in ähnlicher Weise Euterpe zu notzüchtigen.

Ich kann nicht widersprechen, wenn Sie mir sagen, daß ich die äußerste Grenzlinie der civilité puérile überschritten habe: „erblicken Sie in meiner rücksichtslosen Offenheit (Grobheit) ein Zeichen ebenso aufrichtiger Hochachtung", diese Banalität will ich nicht nachhinken lassen. Ich habe nur einfach meiner Empörung über dergl. musikfeindliche Tonexperimente freien Lauf lassen müssen: vielleicht sollte ich einen Teil derselben gegen mich kehren, insofern ich den Tristan wieder zur Aufführung ermöglicht habe, und somit indirekt schuldig bin, einen so hohen und erleuchteten Geist wie den Ihrigen, verehrter Herr Professor, in so bedauerliche Klavierkrämpfe gestürzt zu haben.

Nun, vielleicht kuriert Sie der „Lohengrin" am 30., der übrigens leider nicht unter meiner Direktion, sondern unter der des regelmäßig funktionierenden Hofkapellmeisters Wüllner gegeben wird (einstudiert hatte ich ihn im Jahre 1867) — für Holländer und Tristan sind die Daten noch nicht bestimmt — man spricht vom 3. und 6. August — andre sagen 5. und 10. August. Etwas Offizielles bin ich außerstande, Ihnen darüber mitzuteilen, da bis zum Sonntag von Sr. Exzellenz ab bis zum letzten Sänger alle die Ferienzeit auf dem Lande genießen.

Ich bin wiederum in derselben Verlegenheit, wie, als ich die Feder in die Hand nahm. Seien Sie mir nicht zu böse, verehrter Herr, und erinnern Sie sich meiner gütigst nur als des durch Ihr prachtvolles Buch — dem hoffentlich ähnliche Werke bald nachfolgen werden — wahrhaft erbauten und belehrten und deshalb Ihnen in vorzüglichster Hochachtung dankergebensten

H. v. Bülow

(An Nietzsche, 24. 7. 72)

„Bülows scharfe Zunge diente als Schutzwehr für sein heißes, weiches Herz, und oftmals betrug er sich nur darum schroff, weil er im Innersten wund war."* Es kam ein Augenblick, in dem er meinte, die Wunden seien geheilt. Die Vision entschwand, und was zurückblieb war Verzweiflung. „Die Saiten meines Innern sind nicht verstimmt, sie sind zerrissen!" — so rang es sich einst aus der gequälten Brust her-

* Helene Raff: „Hans von Bülow als Persönlichkeit". Jugend Nr. 11, 1903.

Digitized by Google

aus. Was damals dem Ausbruch vorübergehender Stimmung einer unglücklichen Stunde glich, erscheint jetzt, da sein ganzer tragischer Lebenslauf sich vor uns ausbreitet, wie dessen Überschrift. Daß Bülow, „dessen Name von dem Begriff des allzeit sprungfertig Streitbaren kunsthistorisch nicht mehr zu trennen ist", wie Freund Bronsart sagt, gestritten hat wie wenige, weiß man: wie tief er aber gelitten, wird nur in jenen Äußerungen kund, ohne welche die Geschichte seines Lebens abzuschließen unmöglich war.

Ein unheilbarer Riß hatte es gespalten: das Musikerherz des „letzten" Bülow steht dem seiner Jünglings- und Mannesjahre fast feindlich gegenüber. Doch an den Altären, vor denen es einst geglüht, stehen seine Kinder. Und über die Kluft hinweg strebt das Vaterherz, gemäß den ewigen Gesetzen menschlichen Empfindens, nach Ausgleich, nach Harmonie und Frieden; es will sich eins fühlen in dem, was ihm das Wichtigste ist, mit ihnen, die ihm zunächst zu stehen ein natürliches Anrecht haben. So unausrottbar tief ist diese Sehnsucht, daß keine ruhige Erwägung: warum sie unerfüllbar bleiben muß, den zeitweilig hervorbrechenden Schmerz darüber zu hemmen vermag. Bei der in verschiedenen das Leben Bülows streifenden Veröffentlichungen unverkennbaren Tendenz, diese intime Tragödie einseitig oder gar leicht und nebensächlich zu behandeln, gab es an dieser Stelle keine Wahl für mich, als, über alle — naheliegenden — Skrupel hinweg, ihren ganzen Ernst zu zeigen und ihrer Folgen Schwere.

(Aus dem Vorwort Marie von Bülows)

Mein verehrter Freund! Dein eben erhaltener Brief hat mir das Herz recht schwer gemacht — doch da mein neulicher mit bösem Beispiele vorangegangen ist, so sage ich: mea maxima culpa. Ich bin unverständlich gewesen, soviel weiß ich sicher. Du vermeinst, daß Reformator Nr. 2 der Musik in diesem Jahrhundert (Nr. 1 hieß Felix M.-B.) für mich in Götze sei, den ich an Stelle der alten Götzen, seit vier Olympiaden — vielleicht aus Blasiertheit — zu meinem wirklichen geh. Erlöser Exc. erwählt. Nein. Ich habe nur — recht spät für mein Alter, leider! — unterscheiden gelernt zwischen echter und „Komödiantenmusik" (im guten Sinne beim Eidam, im schlechten bei seinem Schwiegervater anwendbar). Durch Vertiefung in Brahms, der natürlich keine X. Beethovensche Symphonie geschrieben hat, leider aber nicht das Finale der „Neunten", was er — potentiâ — zu größerer Ehre der drei ersten Sätze hätte tun können, ist mir der alte Olymp Bach, Händel, Mozart, Haydn usw. in seiner Geeignetheit, im Geiste und in der Wahrheit angebetet zu werden, zu Herz- und Hirnbefriedigung, erst gegenständlich geworden. Durch J. Br. bin ich orthodox geworden und habe ich Frieden und sogar, bei aller Erkenntnis meiner Nullität, Selbstgenügen gefunden. Möge Dir das letztere nicht zur Anmaßung aufgebauscht erscheinen, wenn ich behaupte, daß Du J. Br. noch nicht verstehst, nicht aus Mangel an Begabung — Du mögest Dich erinnern, wie sehr ich stets in dieser Beziehung beflissen gewesen bin, meine Inferiorität zu betonen — sondern aus Mangel an Muße, Dich in ihn einzuleben und seine „latente Wärme" zu erforschen.

Also ich bin, wenn's einer so nennen will, ästhetisch reaktionär geworden, womit allerdings meine glühende Sympathie für Berlioz in Widerspruch zu stehen — scheint. Doch wirst Du mir vielleicht eines zugeben, was hier mitspielt: das Nichtkomödiantentum selbst in allen seinen — Hektors —

Digitized by Google

Barbarismen. Obgleich ich nun alles das entzückend Fieberhafte des — Franzosen — in Brahms, speziell in seinen Symphonien, ideal verdeutscht, künstlerisch reguliert, also eigentlich ins Hellenische purifiziert, mir wiederzufinden — eingebildet habe, so ist mein Verkehr mit der alten Liebe mir unausgesetztes Bedürfnis, einmal wegen des Reizes der Abwechslung, welcher jeder, besonders aber meiner Sterblichkeit zum Leben nötig ist, andererseits wegen der häufigen Rückfälle in die „neudeutschen" Babeltürmeleien, zu deren Beschwichtigung er sich mir stets tauglich bewährt.

Von allem übrigen mag ich nichts mehr wissen, da es mich krank macht, wie der Genuß von Gefrorenem, Gurkensalat, Rheinwein und anderen Viktualien, deren ich mich enthalte, obwohl sie viel Verführerischeres meinem Gaumen bieten, als besagtes „Übrige" meinem Ohre oder hörenden Auge.

Was nun den A. D. M. V. anlangt, so glaube ich, daß er Deines Entsumpfungsbestrebens sich würdig erweisen könnte, sobald die bisherigen Wortführer dem seligen M. D. Prof. Dr. H. K. M. Ritter p. p. Riebel sich zum Skatspiel im Jenseits gesellt haben werden. Einem verbürgten Gerüchte zufolge soll sich der Dodekameronist von Sr. Majestät Augias vor Übernahme der ihm zugedachten und auch exekutierten Mission erbeten haben, daß die HH. Stallgäste das Lokal verließen. Von Herzen wünsche ich, daß Dir wenigstens bis zu einem gewissen Grade die gleiche Vergünstigung erblühe!

Im Laufe Deiner Zeilen sagst Du mir eine Anzahl — es fehlt mir das richtige Wort, entschuldige also die triviale Uneigentlichkeit — freundschaftlicher Komplimente, welche mir wertvoll sind wegen des Eigenschaftsworts, weil sie aus Deiner Feder kommen. Das Hauptwort kann ich aber nicht akzeptieren: in der Jugend war ich eine — problematische Natur, in dem reiferen Alter habe ich den Fortschritt gemacht, mich als solche zu erkennen. Bei diesem Erkennungsprozesse bäumte ich mich anfänglich recht „ich-toll" und habe in Gedanken meinen Sokratessen ganze Liter Schierlingssaft angeflucht, wähnend, in besserer Zucht hätte ich, das heißt aus mir was Besseres werden können. Aber man soll seiner eigenen lumpigen Lebensgeschichte ebensowenig grollen, als der großen Weltgeschichte. Gottlob, dieses Nichtgrollen hat mich dahin gebracht, mich zu bemühen, ein verwendbares *Werkzeug* in unsrem Musikleben zu werden, dann — zu bleiben. In diesem Sinne bin ich noch recht lebensfroh, und die „Öde" oder „Einsamkeit", um welche Du mich bemitleidest, konstituiert die wesentliche Bedingung dieses Zustandes, bezw. dieser Tätigkeit, in der ich mich, zu keiner Schielerei nach keiner Seite genötigt, konzentrieren darf auf das, was ich für echt und recht halte. Wir stehen an der Schwelle des 20. Jahrhunderts, teurer Freund — denken wir mal nach, was vom 19. dahinüberkommen wird, und kehren wir dem Absterbenden, auch wenn es sich noch so gegenwartgeschminkt gebärden sollte, unsre Nordseiten zu.

Ach — brieflich erklärt man sich schlecht: man affirmiert eine Ansicht, und indem man sie zu entwickeln sucht, fällt man in Übertreibung. Man = jeder von Beiden. Alle sogenannten Verhältnisse sind Mißverhältnisse, und jedes sogenannte Verständnis entpuppt sich als halbes oder Dreiviertel-Mißverständnis. Da Herbert nicht leben soll (mir ist Papas Bürgschaft hinreichend, — pereat die schlechte Musik, da von allen schlechten Dingen

Digitized by Google

schlechte Musik vielleicht das Allerschlechteste ist. Halte aus im Schwefel! Es wird sich lohnen.

In alter Freundschaft treulichst.

(An Hans von Bronsart, Scheveningen, 3. 8. 88)

Rundschau

Allgemeineres

Erziehung zum Mut

Noch niemals habe ich ein solch unheimliches Gewitter erlebt wie heute. Gegen Abend quälte sich eine rabenschwarze Wolkenwand über die Schweizer Vorberge herüber. Es regte sich kein Blättchen, als warte Baum und Strauch angsterfüllt auf ein noch Unbekanntes, Furchtbares. Wie Öl lag der Bodensee ohne Wellen, bläulich matt schimmernd hinter dem Garten. Die Sonne goß ihre Glut auf die schmalen Wolkenränder, die immer enger zusammenrückten und sie schließlich zwischen sich erstickten. Lautlos, wie ein riesiges, giftiges Reptil, kroch das Wetter am Himmel empor. Eine Stunde oder länger dauerte dieses Hangen und atembeklemmende Bangen. Es war drückend heiß gewesen am Tage, und die Schwüle wurde immer unerträglicher. Plötzlich, mit einem Schlage, brach es los. Ein Windstoß schüttelte die Bäume. Es regnete unreifes Obst und Blätter in Menge. Fensterflügel schlugen hin und her, Scheiben brachen, Ziegel klapperten, Zäune wankten. Und als habe das Untier nun den letzten für sein Opfer tödlichen Stoß gewagt, war in einem Nu der ganze Himmel in Nacht getaucht.

Der See wurde wild und schäumte und peitschte gegen die Ufermauer. Der Regen goß in Strömen hernieder. Überall schüttete es von Dächern und Bäumen hernieder. Ein heftiger Blitz und ein kurzer, knallender Donner. Nirgendwo rollt der Donner so nervenaufregend und langanhaltend wie hier. Das Echo zwischen den Bergen spielte Fangball mit dem Getöse des Unwetters. So tobte es weiter in die Nacht hinein. Feuerglocken hörte man zwischendurch wimmern. Durch die Finsternis sah ich auf dem Schweizer Ufer hier und dort hin und her zuckende Lichter. Brennende Häuser? . . .

Dann zerging das Wetter wieder. Es zerfloß in nichts. Der Himmel hellte sich etwas auf, der Sturm legte sich, der Regen hatte aufgehört. Durch die geöffneten Fenster strömte feuchte, kühle und erfrischende Luft. Und dann wandelte ernst und blaß und stumm der Vollmond weiter zwischen Wolkenfetzen. Als sei nichts geschehen, standen die Bäume und Büsche wieder regungslos mit regenschweren Zweigen. Nur der See, der ärgerlich erregte, tobte noch weiter, als sei er ungehalten über die gewaltsame Störung seiner Ruhe, wahre Fluten schleuderte er wütend über die Ufermauer, auf den Rasen im Garten. Doch erfrischt und gestärkt suchten die Menschen ihr Lager. Morgen früh wird auch er wieder lächeln, und sein Unwillen wird vor der sieghaften Sonne dahinschmelzen wie Wachs überm Feuer.

Gereinigt ist die Atmosphäre von den ungesunden Spannungen, und mit erhöhter Kraft setzt die Triebkraft der Natur wieder ein, um weiter zu wirken an dem stets sich neu musternden Teppich in Wald und Flur.

Digitized by Google

Draußen wie drinnen entsprechende Vorgänge in der physischen und in der geistigen Natur.

Wenn eine große Wahrheit sich anschickt unser Leben zu befruchten, pflegt auch immer ein Unwetter des Tobens und Kämpfens vorauszugehn. Und oft sieht man es lange, lange Zeit heranziehen und heraufkriechen. Man möchte aus angeborner Bequemlichkeit dem Kampfe vorher entfliehen und sieht doch keine Möglichkeit mehr. Was kommen muß, kommt.

Es kommt mit Brausen hernieder, und alle unreifen Gedanken fallen von uns. Es tobt und wettert um uns und in uns. Wie zerrissen und zerschlagen liegt die Seele und weint ihre Tränen einem alten, schon hinweggefegten, morschen Ideale nach. Hoch über der Seele aber, die unter schwarzen Wolken, zu Tode erschrocken, vom Sturme gerüttelt, von Blitzen umfangen und vom Donner der Erkenntnis betäubt am Boden lag, schwebte dennoch das ewige, göttliche Licht in Klarheit und Reinheit.

Erst wenn der Sturm im Innern wieder nachgelassen, erkennt sie wieder den sanften Tröster ihrer Nächte. Und nun wird sie gerade wie's in der Natur draußen geht, von neu erwachtem Triebe nach Betätigung erfüllt. Größere Fruchtbarkeit ist der Segen überstandener Katastrophen.

Mehr oder weniger erlebt es ja jeder, aber das Leben unsrer Großen zeugt klar von solchen inneren Stürmen und Wettern.

Es wäre zum Fürchten, wenn es nicht so segensreich wäre! Warum also solchen Katastrophen aus dem Wege gehen? Ob sie ein ganzes Volk heimsuchen oder nur einen einzelnen — nur Mut ist nötig, Mut zum Hindurchringen.

Liegt da nicht auch eine erzieherische Aufgabe? Wie erziehen wir zum Mut? Ja, wie anders als dadurch, daß wir in Lebenskatastrophen hineinblicken lassen? Je tiefer und öfter, desto besser. Und wenn der heranwachsende Mensch erkennt, wie lächerlich im Grunde die Furcht vor einem Unwetter ist und wie segensreich solch ein Erlebnis, wird er dann sich fürchten vor dem, was auch ihm einmal und hoffentlich recht oft bevorsteht: das Erringen einer neuen Erkenntnis?

Wenn sich doch jemand an die Arbeit machte, die Fülle von wertvollem Material an Lebensweisheit, die in Biographien (und zumeist in völlig unbekannten) aufgespeichert ist, für die Jugend nutzbar zu machen! Nichts hebt den Mut zum Kampf mehr, als der Anblick der Nöten, die andre durchgerungen haben.

„Und ringst du auch vergebens, Mut ist die beste Weisheit dieses Lebens.“ Mut ist die Überwindung der Furcht, und Überwindung der Furcht schafft die gesundeste Grundlage zu persönlicher Tüchtigkeit.

Aber es ist schon so: neun von zehnen unsrer besten Antriebe erlahmen durch unser törichtes Fürchten. Es gibt keine Seite menschlicher Arbeit, die nicht durch das Gespenst der Furcht gehemmt und gehemmt und immer wieder gehemmt würde.

Heinrich Scharrelmann

Literatur

Was bringen die Zeitungen?

Über den Zustand auch unsrer besseren Presse geben gelegentliche statistische Untersuchungen Auskunft, über die man in der „Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften“ (LXVI, 3) nachlesen kann. Wir entnehmen als Beispiele davon diese Mitteilungen:

Digitized by Google

	In Zeilen				In Prozenten	
	Berliner Tageblatt	Berliner Lokal-anzeiger	Kreuz-zeitung	Die untersuchten Berliner Blätter im ganzen	Die Berliner Blätter	Die Provinz-blätter
Innere Politik . .	5 804	5 484	6 744	74 275	8.8	9.9
Äußere Politik . .	5 634	5 807	6 163	42 194	5.5	5.7
Verbrechen, Unfälle, Skandale	5 540	5 716	2 169	35 801	4.3	5.5
Künstlerische Mitteilungen (ohne Theater!)	2 286	458	497	10 653	1.5	1.6
Börse	19 962	9 205	7 355	215 124	25.2	17.6
Wissenschaft	2 823	1 544	950	18 215	2.1	2.9
Allerlei (Lokales) . .	2 860	5 849	1 978	51 266	5.7	5.4
Umfang (ohne Anzeigen!)	57 751	51 205	35 671	554 520	65.6	65.6
Umfang (mit Anzeigen!)	125 479	112 028	49 775	845 529	100.0	100.0

Wenngleich die Art der Darstellung von großer Bedeutung ist, so geben solche Zusammenstellungen, die nur den Umfang betreffen, doch immerhin schon einige Aufklärung. Ist es nicht beachtenswert, welchen Raum die Mitteilungen über Verbrechen, Unfälle, Skandale, Lokales gegenüber denen über Wissenschaft und Kunst einnehmen? Auch das Hervortreten der Börsennachrichten weit aus der Reihe ist lehrreich. Während manche Zeitungen nur 2 % des Raumes der Gruppe Verbrechen, Unfälle, Skandale widmen, nimmt sie bei anderen bis 12 % ein. — Die eigentlich „minderwertigen" Berliner Zeitungen wurden übrigens von dem Verfasser gar nicht herangezogen.

Vergleichen wir aber die deutschen mit französischen Blättern, so scheint das im ganzen immer noch zugunsten der deutschen auszufallen:

	Deutschland	Frankreich
	in Prozenten	
Auswärt. Politik	5.78	6.35
Verbrechen usw.	4.81	8.25
Allerlei . . .	4.51	5.45
Wissenschaft .	2.6	1.9

Jedenfalls sehen wir auch aus diesen Übersichten, daß die Zeitungen vor allem von den Anzeigen und vom Börsenteile „leben". Auch spielt die aktuelle Politik eine allzu große Rolle. Meldungen jagen einander, von denen sehr viele sich als irrig erweisen. Sie haben häufig nur den Zweck, die Sensationslust des Publikums zu befriedigen und wirken gemütlich oft nicht anders als Berichte über Skandale und Verbrechen. Die wirklich fördernde Mitteilung nimmt im Ganzen der Presse einen unverhältnismäßig geringen Raum ein.

K. W.

Theater

Nora und ihre Kinder

Jeder Theaterwinter, beinah jedes neue Theaterstück erneuert uns das Gefühl, daß Ibsens „Nora" noch immer eine starke Nachwirkung, zum mindesten auf die Dramenschreiber (wie auch auf die Romanschreiberinnen) ausübt, und daß diese Wirkung schädlich ist — nicht nur für die Dramenschreiber (oder die Romanschreiberinnen).

Digitized by Google

Frau Helmer hat außer den leiblichen Kindern aus ihrer Ehe auch zahllose Wahltöchter, nachempfundene Dichters- und Dichterlingsgestalten und anempfundene Menschenkinder, mit einem Wort: Kinder der Noratendenz, inner- und außerhalb der Bühne. Man möchte böse werden wie der böse Franz und rufen: willst du denn ewig leben — Nora? Du, die du doch gar nicht bist, sondern nur, durch einen hochherzigen Irrtum, zu sein scheinst!

Der Fall der jungen Helmerkinder steht im Vordergrund, vielmehr im Mittelpunkt des Streits. Ob eine Ehefrau ihrem Mann trotz seinen demütigen Bitten weglaufen solle oder dürfe, wenn die beiden gemeinsame Kinder haben und der Mann nicht mehr verbrochen hat, als Herr Helmer auf Ibsens Befehl tun muß — man sollte ja meinen, die Frage wäre für alle anständigen, unabhängigen Menschen von unverbildeter Urteilskraft längst durch Verneinung entschieden. Dem ist aber leider nicht ganz so.

Henrik Ibsen ist bereits zum Philologenklassiker, zum Götzen erhoben worden; seine Priester verteidigen seine hohe Stärke mit nicht feurigerem Eifer als seine Schwächen. Und die heutige Frauenbewegung bedeutet beinah schon bloß durch ihr Dasein eine fortdauernde Reklame für Frau Nora mit ihrer ganzen Unhemmbarkeit. Ibsen hat zwar die Kampftendenz moderner Frauen nicht geschaffen, doch folgte er ihren ersten Regungen und gab ihr das künstlerisch vereinheitlichte, weithin Aufsehen hervorrufende Schulbeispiel.

Selbst ein Literaturgelehrter von soviel Feingefühl für das Künstlerische, von soviel Umsicht und Besonnenheit wie Roman Woerner („Henrik Ibsen", zweiter Band; München 1910, Verlag C. H. Beck) geht in der Verteidigung der Nora zu weit. Woerners Ibsenbuch darf im ganzen wohl als das grundlegende deutsche betrachtet werden. Was er an Begeisterung für seinen Dichter mitbringt, kommt fast durchweg der Versenkung in dessen Werke zugut. Es bleibt nur ein ungefährlicher kleiner Überschuß zur Bestechung seines Urteils in strittigen Fällen. In Noras Angelegenheit aber kommt meines Erachtens eine Überschätzung der Frauenbewegung hinzu; aus dem redlichsten Streben gegen männisches Vorurteil erwuchs dem Idealisten ein neues Vorurteil entgegengesetzter Richtung.

Eine edel-irrige Parteinahme liegt schon darin, wie Woerner die Männer Kleist (trotz dem Kätchen) und Hebbel als „eine Art Vorkämpfer der Frauen" hinstellen möchte. „Sie beide," sagt er, „die als Menschen, als Mitmenschen ihrer Zeit, der Frau den zweiten Platz anweisen in der Reihe der Wesen, schätzten als Schaffende, der Zeit und allen ihren Anschauungen mächtig vorauseilende Künstler das andre Geschlecht ein mit den Augen des Sehers, des Propheten." Ja, wenn es nach der Seelenstärke dichtergeschaffener Frauengestalten gehen soll, dann war auch Grillparzer (vergl. nur den nora-ahnungvollen Schluß der „Medea"!), dann war am Ende auch Schiller eine Art Vorkämpfer der Frauen — etwa als Urheber der Elisabeth und der Maria Stuart, der wackeren Schweizerinnen im „Wilhelm Tell" oder der Verse „Ehret die Frauen . . .", die freilich noch so gar nicht frauenrechtsreif sind. Und noch weit frühere Poeten waren's, beispielmäßig der britische, der die wundervolle Portia

Digitized by Google

und die bedeutende Streberin Lady Macbeth bildete (die allerdings nebenbei zum veralteten Typ der liebenden Gattin gehört und auch noch nicht die zureichende Nervenkraft zum Durchhalten hat); auch der altjüdische Dichter wäre zu erwähnen, dem Hebbel seine Judith verdankt. . .

Ließe sich nicht auch Goethe heranziehen? Ach, die Lotte und gar des Hermann Dorothea gehen ja völlig in altfränkischer Familienhaftigkeit auf, das gute Gretchen ist jeder zielbewußten Frauenbewegerin ein exemplarischer Greuel, Klärchens Heldenmut stammt leider gleichfalls nur aus der ganz gewöhnlichen Verliebtheit in einen Mann, der sie nicht einmal heiratet; auch die übrigen Weibwesen, soweit sie was taugen, leuchten meist (gerade wie die große Mehrzahl der Frauen Shakespeares!) nur im Licht des Mannes. Schließlich scheint kaum mehr eine hervorragende Frauengestalt zu bleiben, als — Johanna Sebus, die „siebzehnjährige Schöne, Gute" (auch hier zwar noch die männische Optik aus der prähistorischen Galanteriezeit!), die 1809 beim Eisgang des Rheins Hilfe reichend unterging.

Hat dieser rückständige Dichter wirklich im übrigen die Frauen bloß als Weibchen oder als häuslichen Gegenstand gesehen, geschätzt und geliebt? Hat er nicht Ausnahmen zu machen verstanden, da er doch die Frauen scheint's recht individuell, von Fall zu Fall, gewertet hat?

Eine Persönlichkeit wie Iphigenie, wie die Prinzessin im „Tasso" ist doch wohl auf den ersten Platz in der Reihe der Wesen gestellt? Wie in den „Wahlverwandtschaften" zu lesen steht: „Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten", so im „Tasso": „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an!" und „Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie, und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts; und wirst du die Geschlechter beide fragen: nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte." Und nun erinnern wir uns, daß Goethe sogar im Leben mindestens eine Frau ebenso hoch schätzte, wie die Prinzessin Eleonore sich schätzen darf: die Freundin, an die er solche Worte richten konnte:

„Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächtige Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen.
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt."

Daß so etwas möglich ist, solche Anerkennung weiblicher Ebenbürtigkeit ganz abseits des Frauenstimmrechtsgeschnatters und aller Frauenbewegung, daß wiederum eine Iphigenie immerhin klagen darf: „Der Frauen Zustand ist beklagenswert" und „Wie eng gebunden ist des Weibes Glück!" — das kann uns doch zu denken geben.

Braucht's denn im Ernst der Frauenbewegung, um zu erklären, warum geborene Tragiker in ihren Werken auch die Frau ins Heldische steigern können? Haben nicht zu allen Zeiten die Dichter, die männlichen Dichter aller Zonen, reinste Schönheit ihrer eignen Seele in die Frauenseele gelegt? Ist nicht im ganzen Verlauf der

Digitized by Google

Kulturgeschichte, soweit wir ihn kennen, immer wieder in erneuter Gestalt ein Männerkult für die Frau erstanden? Wenn Tragiker wie Hebbel und Ibsen aus ihrer tief sittlich-problematischen Künstlernatur heraus menschheitliche oder gesellschaftliche Fragen auch auf Frauengestalten ihrer Dichtungen übertragen, so ist das nur natürlich und könnte ebenso gut gegen wie für die Partei der weiblichen Mißvergnügtheit zeugen.

Ibsen für sein Teil war außerdem ein geborener Frauenlob; ihm blieb es vorbehalten, in seinen Gesellschaftdramen fast nur (Ausnahme ist der „Volksfeind") schwächliche, wurmstichige Männer und irgendwie überlegene Frauen vorzuführen. Wer darin nicht geradezu ein Stück Verkehrte Welt sieht, der wird doch zugeben müssen, sollte man meinen, daß es ein arg schiefes Stück Welt ist. Die Krönung seines Werks im Sinne der rückhaltlos verallgemeinernden Frauenvergötterung erreichte Ibsen, als sein ritterlicher Idealismus in „Nora" zur rückhaltlosen Parteinahme für eine Frauenselbständigkeit führte, die gleichbedeutend ist mit entfesselter Frauen-Ichsucht. Ein meisterlich aufgebautes Kunstwerk ward so zur Tendenzarbeit verringert.

Dieses Weibchen, das ganz und gar Gefühl ist, auch seine Logik ganz dem Gefühl entnimmt und gerade auf solcher Grundlage eine der echtesten Frauengestalten in der Weltliteratur wird — dieses Weibchen soll jählings sich ins Gegenteil verkehren? Soll infolge einer einzigen peinlichen psychologischen Beobachtung am Gatten so ganz verstandesmäßig werden, daß sie nicht bloß sofort dem Mann eine gründlichst motivierte und disponierte ibsenische Abrechnung hält, sondern auch mit dummkalter Gebärde* die drei lebendigen (im ersten Akt von ihr noch „allerliebst" genannten) Kinder abtun und verlassen kann?!

Es sind, wie schon früher gefunden wurde, nacheinander zwei sehr verschiedene Wesen in der einen Nora. Roman Woerner gibt schließlich zu: „Sehr rasch, zu rasch wird Noras Empfinden in Erkenntnis umgesetzt, und zu sehr im Ton und Stil eines Sachwalters wird diese Erkenntnis dann von ihr vorgetragen." — Sehr richtig, nur nicht zureichend! Dies zu rasch und dies zu sachwalterisch sind eben deutliche Beweise für die Zweiheit des scheinbar einheitlichen Charakters. Weshalb wir „vor der Bühne leichter unsre volle Zustimmung geben", das erklärt sich in der Hauptsache sehr einfach daraus, daß die leibhaftige Einheit einer Darstellerin allemal über innere Uneinheitlichkeit einer dichterischen Gestalt hinwegtäuschen hilft, zumal bei einer bedeutenden Schauspielerin, die mit der Wucht einer starken Persönlichkeit die Einheitwirkung von innen her steigert und mit künstlerischem Intellekt die zweite Nora schon in der ersten notdürftig anzudeuten bemüht ist. Aber auch die schönste Verschleierung des Bruches heilt ihn nicht.

Von dieser Anschauung aus stellt sich der Ausgang so dar, daß die erste, die ursprüngliche Nora durch

* „. . . Die Kleinen will ich nicht erst sehen. Ich weiß, sie sind in bessern Händen als den meinen. So wie ich jetzt bin, kann ich ihnen nichts sein." Und später noch, auf Helmers Frage, das gütige Zugeständnis: „Ich werde gewiß noch oft an dich und die Kinder und dies Haus hier denken müssen."

Digitized by Google

das eheherrlich überlegene Gehaben Helmers gar nicht gekränkt werden könnte! Nicht nur aus dem Erfahrunggrunde, daß sie diese Methode acht Jahre lang bestens ertragen hat. (Wenn sie in all der Zeit „geduldig gewartet“ haben soll auf „das Wunderbare“, so muß doch einmal ehrlich gesagt werden, daß das nichts weiter als eine Redensart ist.) Eine Frau, die nicht für die hübsche Rolle der „Lerche“, des „Eichhörnchens“, des „lockeren Zeisigs“, des „Singvögelchens“ geboren ist — wahrlich, sie hat Mittel, dies dem stärksten Mann unmittelbar nach dem Honigmond oder mindestens nach dem ersten Kind unzweifelhaft klarzumachen. Auch aus zwingendem psychologischen Grund kann Nora, die erste, die ursprüngliche, durch die liebevolle Herablassung Helmers nicht gereizt werden: in ihrem Weibgefühl wird sie dadurch nicht verletzt, dies Weibgefühl aber ist das naturgewollte Element für diesen Frauentyp, der seit Eva und voraussichtlich bis ans Ende der Zeiten den Grundtyp der Frauennaturen vorstellt.

Frauenwürde ist gewißlich kein leerer Wahn. Ein breiterer, über dies Würdegefühl wesentlich hinausgehender geschlechtsloser Menschenstolz wird diesen Grundtyp der Frauen meistens erst durch Erziehung, die wohl überwiegend auf männlicher Anschauung beruht, angewöhnt werden und wird in solchen Frauen gewöhnlich ein unwesentlicher Empfindungsteil bleiben. Wer diesen Menschenstolz, der mehr ein Männerstolz ist, in der Seele einer noch so anmutigen oder klugen Frau vom Grundtyp als unentbehrlichen Bestandteil voraussetzt, der erweist sich in diesem Punkte nicht als guten Psychologen.

Die Frauen und Mädchen, die da wirklich aus innerm Beruf nach „Gleichberechtigung“ mit dem Manne streben, nämlich über die unbestreitbare sittliche Gleichberechtigung hinaus nach grundsätzlich gleicher Macht des ganzen zweiten Geschlechts im gesamten äußern Leben — diese Frauen bilden nur eine winzige Minderheit: die Ausnahmenaturen, die vom Grundtyp verschiedenartig abweichenden Erscheinungen, niemals die „Eichhörnchen“, die „Singvögelchen“, die „Puppen“ und ebensowenig die andern, minder sanguinisch angelegten Frauen reinweiblichen Charakters. Unbewußt, seltener bewußt, lebt in diesen Frauen eine Zuversicht, daß sie sich nichts vergeben und an Glücksanteil nichts versäumen, wenn sie den Mann und das Kind, die vermittelnd zwischen ihnen und der harten Welt stehen, nicht unsanft beiseiteschieben.

Für den Fall Nora gegen Helmer kommt noch hinzu, was eine genauere Betrachtung des Herrn Helmer lehren kann. Ihm wird bekanntlich der Prozeß vorzüglich deshalb gemacht, weil er im Augenblick, da er Noras Verfehlung erfährt, und ebenso im Augenblick, da durch Günthers brieflichen Verzicht auf Rache jede Gefahr beseitigt ist, nur an sich selbst zu denken der Mühe wert findet. Zuerst: „Mein ganzes Glück hast du vernichtet; meine ganze Zukunft mir vereitelt.“ Dann: „Ich bin gerettet! Nora, ich bin gerettet!“ Dieser ausgeklügelte Fall von männlicher Niedertracht hat zwei recht schwere Mängel. Erstens ist er psychologisch unwahr und, zweitens, wenn er als Tatsache hingenommen werden muß, so beweist er gar nichts für Fragen der Ehe.

Zu eins: es ist unwahr, daß ein korrekter Mann von der unterstrichenen und keineswegs heuch-

Digitized by Google

lerischen Protektorwürde Helmers auch nur im ersten Schreck einen so plump egoistischen Gedanken hegen würde oder gar so dumm sein könnte, ihn dem Gehege der Zähne entschlüpfen zu lassen; schon aus Gewohnheit, schon weil er das Eheweib als Teil seines Besitzes empfindet, weil es um die Ehre des ganzen Hauses Helmer geht, wird dieser Gatte nicht gewissermaßen mit eigenhändigen Fingern auf seine Ichsucht zeigen. Wie gewaltsam er, ausschließlich durch störendes Eingreifen des tendenzbefangenen Dichters, dazu gebracht wird, das zeigt sich schon in der verdächtigen Genauigkeit, mit der er sich zweimal gleichmäßig verraten muß. So echt das schroffe Auftreten des erschreckten Gesellschaftmenschen gegen die inkorrekte Gattin, so echt seine Angst (des Familienvaters!) um die Stellung und seine würdevergessene Freude über die plötzliche Errettung der Familie zweifellos ist, so unecht, unmöglich, beweisunkräftig diese Ich-Zuspitzung — auf die der ganze Schluß aufgebaut wird.

Zum andern Punkt: die Gemeinheit, in solchen Augenblicken lediglich an sich zu denken, ist, wo sie tatsächlich vorkommt, kein Ausfluß irgendeiner mehr oder minder fragwürdigen Anschauung von der Stellung der Frau, sondern einfach eine Privatcharaktergemeinheit. In achtjähriger Ehe müßte solche Gemeinheit der Anlage sich auch sonst, vielfach sogar, verraten haben; einem Mädchen, das mit dem vollen weiblichen Feingefühl begabt wäre, schon auf den ersten Blick. Für einen solchen Mann könnte Nora sich nicht opfern wollen. Wir hätten also nur mehr die Wahl, entweder das ganze übrige Drama zu opfern, um den Schluß zu retten, oder aber lediglich diesen Schluß in seiner allzu schroffen Fassung abzulehnen. Und wir ziehen das zweite vor.

Wie schwach die Stellung der Schwärmer für Nora II befestigt ist, das zeigt sich schon in dem auffallenden Zug, daß der Gelehrte Woerner sich in dem Kapitel „Ein Puppenheim" zu der unwissenschaftlichen Bosheit hinreißen läßt: „. . . Alles sonst ist Gerede, oder wenn man den terminus technicus vorzieht — Kritik." Er selbst arbeitet also — kritiklos? Vermutlich meint er bloß die Nichtkritik, die sich Kritik nennt. Wie nun, wenn unsereinem derselbe logische Lapsus unterliefe, und er schriebe nieder: „Alles sonst ist Gerede, oder wenn man den terminus technicus vorzieht — Literaturprofessorentum?"

Das „sonst" bezieht sich übrigens darauf zurück, daß Woerner nur zwei „berechtigte, vernünftige" Arten, ein Kunstwerk zu beurteilen anerkennen will: 1. ob „der Geist des Lebens in ihm weht", 2. „wie weit der Künstler, notwendig abhängig von seiner Zeit, dennoch . . . das damals Geltende, die damalige Kunstform übertroffen hat und erweitert". Heißt das nicht, etwas Richtiges und Unbestrittenes ein wenig unklar umschreiben?

Hier ist es bloß zu streifen, weil es mit dem Thema Tendenzdichtung zusammenhängt. Die Zweiteilung entspricht der althergebrachten, unvermeidlichen, doch nur mit Vorsicht anzuwendenden Unterscheidung von Inhalt und Form, von Wahr und Schön. Die zweite Art der Beurteilung betont eine Folgeerscheinung, deren Allgemeingültigkeit anzufechten wäre. Die Stärke der Persönlichkeit, der im „Können" gesammelten künstlerischen Persönlichkeit ist es, die jedesmal die überkommene Kunstform erweitert

Digitized by Google

— oder zu erweitern scheint, indem sie diese nach einer neuen Richtung hin ausfüllt; aufs „Übertreffen“ kommt es gar nicht an, lediglich aufs Treffen, und über das „damals Geltende“ könnte man mondenlang disputieren. Will man die berechtigte, vernünftige Art, ein Kunstwerk zu beurteilen, sonderlich knapp ausdrücken, so tut man wohl am besten, die Einheit zu betonen: man sehe zu, ob typisch wahres Leben sich durch persönliche Gestaltung (lies: Auslese und Neuzusammenfassung) hindurch bewahrt und geläutert hat.

Von hier aus wird man auch mit dem Tendenzproblem leicht fertig. Es sind nur andre Worte, wenn Woerner sagt, auch die Tendenz könne eine stark tragende Schwinge für den Künstler sein, und es hänge hierbei alles davon ab, „wieviel künstlerische Gestaltungskraft dem edlen Willen zu Gebote steht“. Gewiß — nur: die Bekämpfer der Tendenz im Kunstwerk pflegen einen durch Gestaltung verarbeiteten, ungeformten Willensgedanken eben nicht mehr Tendenz, sondern Idee zu nennen; Tendenz gehört zu dem, was draußen bleibt, außerhalb des Kunstwerks, wie die Treber außerhalb des Weines. Selbst dieser Verteidiger Ibsens und Noras muß schließlich zugeben, „durch die hier künstlerisch gegebene Gelegenheit“ lasse der Dichter sich verleiten, „auch seinerseits mit dem Manne abzurechnen, öffentlich, deutlich, endgültig“, und: „Dieses prägt der Katastrophe den Stempel der Tendenz auf.“ Nun also! Streiten wir nicht weiter, ob die Gelegenheit künstlerisch gegeben war oder nicht, so sind wir schon so gut wie einig.

Nur eine Kleinigkeit noch. Um seinem Dichter den Rücken zu decken, meint Roman Woerner noch, Ibsen stütze seine Auffassung der Heldin und ihres Verhaltens „in sehr feiner Art“: „Sie selbst ist mutterlos erwachsen, und so fehlt ihr das lebhafte Bewußtsein, ihren Kindern mit der Obhut und Pflege einer Mutter das Kostbarste zu rauben.“ Was für ein Mißgriff! Genau das Gegenteil ist die Regel. Und so hat denn auch Ibsen selbst in seiner „Variante“ des „Nora“-Schlusses (vgl. die Reclam-Ausgabe) die Erfahrung Noras verwertet, als das entscheidende Motiv sogar! Ob er die Variante gern oder ungern geliefert hat, kommt dabei nicht in Betracht. Ich setze den Schluß dieses gemilderten Schlusses hieher:

Helmer: . . . wenn sie erwachen und rufen nach ihrer Mutter, dann sind sie — mutterlos.

Nora (bebend): Mutterlos —!

Helmer: Wie du es gewesen bist.

Nora: Mutterlos! (Kämpft innerlich, läßt die Reisetasche fallen und sagt:) O, ich versündige mich gegen mich selbst, aber ich kann sie nicht verlassen. (Sinkt halb nieder vor die Tür.)

Helmer (freudig, aber leise): Nora!

(Ende)

Die starke Wirkung von „Nora“ oder „Ein Puppenheim“ mit dem ungemilderten Schluß erklärt sich gerade dadurch, daß ein bedeutendes Kunstwerk mit einer allzu kühnen, nicht zu überhörenden Pointe, mit einem durch Verzerrung gesteigerten Vorgang endete. Nur natürlich ist es, daß die Parteifrauen dieses Geschenk mit Vergnügen annahmen und ausnützten; kaum minder natürlich, daß urteilslose Anempfinder den Dichter gerade nur in seiner edlen Schwäche nachäfften. Bedauerlich, sehr be-

Digitized by Google

dauerlich muß dagegen die widerstandslose Manier erscheinen, in der auch bessere Schriftsteller sich der Noramode unterordnen, und die gesamte üble Wirkung der so beliebten Tendenz auf beinah alle Kreise des Publikums. So beschämend kleinlich es ist, wenn Männer etwa aus Wettbewerbsfurcht oder Eigensinn den Frauen bestimmte Berufe sperren wollen, statt ruhig auf die Unzerstörbarkeit der naturgesetzmäßigen Unterschiede zu vertrauen, so töricht mutet das chronisch gewordene Getue an, als sei *jedes* Weib eine Nora von der zweiten Sorte.

Man prüfe bei den nächsten Theaterbesuchen, sofern halbwegs ernsthafte Schauspiele gegeben werden, daraufhin: ob es nicht geradezu eine gemeingefährliche Konvention geworden ist, ein teils himmelhoch überlegenes, teils idiotisch-männisch mißverstandenes Prachtweib mit einem Jammermann „abrechnen" zu lassen, beim Weibe hingegen Ehebruch und alles Schlimme als selbstverständlich hinzustellen, wenn der Gatte die Gemeinheit besitzt, infolge anderweitiger Beschäftigung — keine Zeit zu haben für den fragwürdig dunklen Selbständigkeitdrang seiner beschäftigungslosen Bourgeoise. Doch gibt es auch da „Varianten".

Aus jüngster Zeit dürfte man zum Beispiel Dreyers Pfarrersmaid nennen, die den streberischen Bräutigam hinauswirft und mit dem Kind auftrumpft, Schmidtbonns „Hilfe"-Maid, die zur Abwechslung dem Vater die Leviten liest und mit dem Vergewaltiger und Einbrecher von dannen zieht, oder die Eingebung eines jungen Alfons Fedor Cohn, der uns auf einer Berliner Sommerbühne gar eine Nora des 18. Jahrhunderts vorführte. In Summa, man wird finden: über die Frauengleichberechtigung sind wir vielfach schon glücklich hinausgelangt: zur *Frauenvorherrschaft*. Die Zeit wird reif für ein Tendenzstück umgekehrter Richtung. „Das Karnickel Mann" könnte es betitelt sein, vielleicht auch schlichtweg: „Norus" oder „Ein Nußknackerheim". . . .

Willy Rath

Kino-Bardengesang

An die „Vereinigungen der Kinomatographentheaterbesitzer Deutschlands" bringt die „Lichtbildbühne" einen „Aufruf", an dem sich schon wegen seiner poetischen Sprachgewalt auch unsre Leser erbauen sollten. „*Kinderverbote* von Lokal- und Provinzialschulbehörden, zum Teil in offener Ehrlichkeit, zum Teil aber auch in maulwurfsartiger Weise geschmiedet, wollen uns hindern, der kleinen Welt den *erzieherischen Segen* unserer Lichtbildkunst angedeihen zu lassen. Lustbarkeitssteuern, deren schädigende Wirkung (auch für die eigenen Erfinder) nur einem längst zum chinesischen Zopf gewordenen Beamtengehirn nicht einleuchten kann *oder will*, werden am grünen Tisch zusammengeschweißt, um dem kleinen Mann samt seiner Familie »sein Theater« zu verteuern, ja zur Unmöglichkeit zu machen. *Der Bühnenverein regt* in einer komisch wirkenden Todesangst um die Existenz seiner Mitglieder *seine Apollolüngel*, um zur strahlenden Sonne einer hehren Gesetzgebung sich emporzuschwingen und dort die Niederdämmung der unmoralischen, sittengefährdenden (?) Kinotheater alias »Kintöppe« zu erbitten beziehungsweise zu erkatzenbuckeln." Der Aufruf beklagt, daß die „heißen Bemühungen" der Lokalorganisationen „zu Dunst geworden

Digitized by Google

wie Wassertropfen an glühenden Panzerplatten". Sollte sich etwa die Apolloflügeltechnik des die Niederdämmung erkatzenbuckelnden Bühnenvereins doch besser bewähren? Oder die der „in maulwurfsartiger Weise geschmiedeten" „Kinderverbote"?

Musik

Vom Ende der Musik*

Ein sonderbares Buch. Der Anfang klingt vielversprechend: der Verfasser will einmal ruhig und sachlich urteilen; er will unbeirrt von dem weitverbreiteten kritiklosen Enthusiasmus die Wahrheit suchen. Allerdings muß es uns sofort bedenklich stimmen, wie er dazu gekommen ist und wie er es anfängt. Er hat die „Meistersinger" gehört, das heißt nur zwei Akte; dann hat er es nicht mehr ausgehalten und ist davongelaufen. Das erzählt er selbst ganz naiv und es wäre ja auch gar nichts dagegen einzuwenden, denn solches Verhalten steht jedem frei. Nur: wen geht das etwas an? und wen interessiert das? Er glaubt deshalb in den Augen aller Wagnerianer gerichtet zu sein. Aber das wäre wiederum belanglos. Er weiß, daß das nur ein Eindruck war, kein Urteil; er nahm es als Symptom und forschte weiter. Aber nun kommt eben das Seltsame. Anstatt wie ein andrer in solchem Fall zunächst einmal die „Meistersinger" ganz und dann auch die anderen Werke zu hören, und zwar öfters, sich darein zu vertiefen und sie zu studieren, nahm der Verfasser die Schriften Wagners zur Hand. Hier glaubte er Aufklärung über das Wesen der Kunstwerke zu finden, vor denen er die Flucht ergriffen hatte; hier wollte er sich Gewißheit holen. Überzeugte ihn Wagners Theorie, dann wollte er seine Praxis danach korrigieren; überzeugte sie ihn nicht, so sollte ihm das ein Beweis sein, daß sein Eindruck und seine Flucht instinktiv das Richtige getroffen hätten. Kann man sich etwas Verkehrteres denken? Es muß also immer wieder doziert werden, daß Wagners Schriften nicht dazu dienen, uns seine Werke zu erklären, sondern vielmehr umgekehrt. Wer Wagners Werke nicht kennt und versteht, wird sie aus den Schriften niemals kennen und verstehen lernen, wird von den Schriften selbst wenig haben. Immer wieder muß man also predigen: erst die Werke, dann die Schriften! erst die Praxis, dann die Theorie! Soweit man überhaupt von Theorie sprechen kann. Denn das weiß doch jeder Kundige, daß die Schriften nicht die Grammatik des dramatischen Ideals enthalten und die Werke die Übungsbeispiele dazu. Wenn man es so verkehrt anfängt, muß das Ergebnis negativ sein. Kein Wunder, daß der Verfasser sich nicht überzeugte, sondern vielmehr glaubt, Wagners Schriften könnten auch den überzeugtesten Anhänger ihm abwendig machen. Was darin an Irrtümern, Unklarheiten und Widersprüchen steckt, ist längst aufgedeckt und kritisiert; der Verfasser stößt sich vor allem an dem schwierigen Stil und an der exzentrischen Art der Darstellung.

Alles das wäre nun gar keiner Erwähnung wert, wenn er uns nicht mit der Behauptung überraschte, Wagner habe an seine Theorie selbst nicht geglaubt, sondern klar erkannt, daß sie falsch sei. Sein ganzes Werk sei überhaupt nicht nur ein Irrtum, sondern mit vollster Erkenntnis habe er den falschen Weg be-

* Ernst Heinemann, Richard Wagner und das Ende der Musik (Berlin-Schöneberg, Brüning & Hörhold, M. 3.—)

Digitized by Google

schritten. Da greift man sich doch an die Stirn. Und warum das alles? warum ein bewußt verkehrtes künstlerisches Schaffen und eine bewußt falsche Theorie zu seiner Stütze? Weil Wagner wußte, daß es ihm versagt sei, auf dem richtigen, auch von ihm als richtig erkannten Weg etwas zu leisten! Und warum war ihm das versagt? Weil er zu seinem Unglück eine künstlerische Doppelnatur war, Musiker und Dichter zugleich, beiden Künsten dienen wollte und deshalb die Kunstgattungen vermischte. Statt gute Dramen und gute Opern zu schreiben, errichtete er sein sogenanntes Gesamtkunstwerk. Und obwohl ihm das Kunstwidrige seines Verfahrens auf Schritt und Tritt entgegentrat, erzwang er den Erfolg, weil er ein despotischer Charakter war, der alles unterjochte und keine anderen Götter neben sich duldete. Es ist wirklich ein Skandal, wozu er sein Genie mißbraucht hat! Aber schwer ist es, ernst zu bleiben gegenüber solcher Beweisführung. Noch sind wir gespannt darauf, wie die bewußte Fälschung nachgewiesen wird. Und das macht der Verfasser so. Sein Ideal ist Mozart. Nebenbei bemerkt: er steht damit nicht ganz allein. Nun zeigt er Wagners Aussprüche über Mozart als absichtlich falsch und gröblich entstellt, um die Oper zu begraben und sein eigenes Drama auf ihren Trümmern zu errichten.

Wiederum bedarf es nicht der Erinnerung, daß Wagners Urteile längst in bezug auf Einseitigkeit und Willkür geprüft, daß ihm petitio principii längst nachgewiesen, daß alle Schwächen seiner historischen Darlegung längst gerügt sind. Man hat sie aus der Befangenheit des leidenschaftlichen Menschen und Künstlers erklärt, der alles nur von seinem eigenen Standpunkt aus sehen und verwerten kann. Die bona fides zu leugnen, war dem Verfasser vorbehalten; er möge zusehen, daß der Pfeil nicht auf den Schützen zurückpralle! Was uns aber wichtiger dünkt als persönliche Herabsetzung, das ist der zwischen Mozarts und Wagners Kunst so gewaltsam konstruierte unversöhnliche Gegensatz. Herr Beckmesser irrt wie dort, so hier. Die Zeiten sind vorbei, Mozart und Wagner gegeneinander auszuspielen. Aber alles andere kann man hinweggehen und sich nur wundern, daß ein Kritiker, der ernst genommen werden will, es sich so leicht macht. Seine Logik und seine Ästhetik stehen auf schwachen Füßen; und das ist um so bedauerlicher, als manche gute Beobachtung mit unterläuft. Ja, man kann sich geradezu des Eindrucks nicht erwehren, daß, wenn auch nicht Neues, so doch Brauchbares herausgekommen wäre, wenn der Verfasser sich nicht in seine abstruse Idee verrannt hätte.

v. d. Pfordten

Bildende Kunst

Große Berliner Kunstausstellung 1911

Wie dem schmachtenden Wüstenwandrer beim Anblick der Oase, so ergeht's dem kunstdürstenden Pilger in Moabit, wenn er nach langen unfruchtbaren Sandstrecken akademischer Dürrheit, Gemeinplätzlichkeit und Schablone plötzlich auf eine lebendige Quelle des Empfindens, auf das Fruchtland der Persönlichkeit und des Talentes stößt. Selbst die Kamele, sagt man, sollen von dem Hauch eines Entzückens befallen werden, das höher ist, als das bloß materielle Behagen am frischen Futter.

Mag auch die Masse des Kunstpublikums in der schönsten der dies-

Digitized by Google

jährigen Oasen in der Moabiter Sahara, der Ausstellung Berlinischer Kunst aus den Jahren 1830 bis 1850, nur in stofflichem Genusse schwelgen, man wird doch hoffen können, daß wenigstens ein Hauch feineren Interesses und Verständnisses heimlich auch an diese Köpfe rührt. Ja und ist nicht diese rein inhaltliche Teilnahme, die man so reichlich sich betätigen sieht, auch schon etwas wert? Daß man für diese vormärzliche Epoche des kultivierten „Spießertums“ nicht mehr die Geringschätzung des neugebacknen Weltstadtparvenüs hat, daß man ein neues Gefallen an dieser Zeit findet, an ihrem Leben und Treiben, ihrer Kultur, ihrer Haltung, ihren — Formen? Unmerklich vollzieht sich die ästhetische Einstellung.

Nicht auf der kunsthistorischen Seite — die Jahrhundertausstellung, die unvergeßliche, hat jeder kommenden den Ruhm vorweggenommen —, sondern auf der kunstpolitischen liegt die besondere Bedeutung dieser Ausstellung. Nicht darin, Geschichte zu erkennen, sondern sie unsrer Zeit vertraut zu machen und ihr zu Gemüte zu führen, wieviel lebendige Keime hier verloren schlummern, die uns zur Gestaltung unsres modernen Lebens so nützlich sein können. Es ist schön, daß man einmal dem breitesten Publikum, diesem Publikum des modernen Berlins zeigt, wieviel liebenswürdige, von Gefühl und Haltung getragene Kunst, wieviel feine künstlerische Geste, wieviel künstlerischer Geist und künstlerische Wärme in dieser als nüchtern und spießerisch verschrienen Zeit und dieser als doppelt nüchtern verschrienen Stadt zu finden war.

Die Bilder allein und isoliert hätten kaum die große allgemeine Teilnahme erregen können, erst daß man sie mit dem Rahmen ihrer Zeit umgab, mit ihrer eignen Atmosphäre, macht ihre Wirkung so lebendig. Die künstlerische Einheit einer ganzen Kulturepoche tritt fein, klar und bestrickend in die Erscheinung. Diese altberliner Zimmer in Klassizismus und Biedermeier, bescheiden und doch vornehm, gerad und doch behaglich und von Geschmack, ernst und doch voll Wärme, geistiger Beweglichkeit und geselliger Phantasie, sie vertreten sehr gut dieses Berlin der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts: soldatisches Preußentum in antikische Bildung verschmolzen, bürgerliche Tüchtigkeit mit Stilgefühl und klassischen Ambitionen. Wie diese Eigenschaften im Leben eine glückliche Einheit gaben, mit einem ganz besonderen Ton, so auch in dem künstlerischen Ausdruck dieses Lebens. Schinkel hat der Epoche die architektonische Form gefunden, ihm ist mit Recht ein ganzer Saal eingeräumt worden. Am feinsten spiegelt sich dieses charakteristisch Altberlinisch-Preußische in den Bildern: in dem wie diese Bilder gemacht sind, mit ihrem klaren Realismus und ihrer kultivierten Haltung. Des vortrefflichen Franz Krügers Lob klingt ja längst durch die Kunstgeschichte, aber auch die andern, der Porträtmaler Eduard Magnus, der Architekturmaler Gärtner, der Genremaler Hummel, der Landschafter und feine Stillebenmaler Hoguet, auch Schinkel als Theatermaler und der vorzügliche Pferdemaler Steffeck — nun ja, sie zeigen keine unerhörte Genialität und schöpferische Selbständigkeit, aber ein feines Handwerk im besten Sinne, von einer gesellschaftlichen Kultur getragen mit diesem Hauch von Urbanität und Würde. Da ist von Karl Steffeck ein Bild „Der Künstler vor seinem Hause sein

Digitized by Google

Pferd besteigend", man weiß nicht, soll man mehr die feine lebensvolle Charakteristik, die realistische Tüchtigkeit, oder den Geschmack, die stilvolle Sicherheit in Komposition und Farbe bewundern. Gewiß: Konvention. Aber Konventionen, die noch Lebensgefühl tragen, Stileinheiten, die nicht der schulmäßige, sondern natürliche Ausdruck einheitlicher Kultur sind. Eine gewisse Übereinstimmung des Sehens, des geistig-optischen Prozesses, die aus der Übereinstimmung der umgebenden Lebensformen hervorgeht, zugleich aber schaffend mit beiträgt zu dieser Einheit des Lebensausdrucks. Unsre Zeit, die dieses wichtigen Stil bedingenden Momentes wie aller guten Konventionen entbehrt, weiß den Wert davon doppelt zu schätzen. Kommt ein stärkeres, persönlicheres Genie, so braucht es diese Konventionen nicht gewaltsam zu durchbrechen, es wächst ganz natürlich über sie hinaus und behält doch den festen Grund unter den Füßen: Karl Blechen und Adolf Menzel. Von Blechen ist ein großer Reichtum an Skizzen und Bildern da.* Immer mehr erkennen wir in Blechen das große Talent, die eigne ringende Persönlichkeit; einen unmittelbaren Vorläufer Menzels, zugleich aber auch den Vorahner der großen Romantiker, von Schwind bis Böcklin. Solcher Dualismus ist wohl schuld, daß den meisten Schöpfungen dieses

H. Kopp, Hohentwiel. Federzeichnung. Diese und die folgenden Zeichnungen aus der Bücherfolge „Deutsches Land und Volk" (Halle a. S., Gebauer-Schwetschke)

* Und zu denken, daß das meiste davon in der Nationalgalerie Raummangels wegen im Keller verpackt liegen muß. Welche Notwendigkeit und welche Vorteile für ein städtisches Berliner Museum!

Digitized by Google

Suchenden etwas Problematisches, Vorläuferhaftes bleibt. Am vollendetsten wirkt er, wo er sich ganz realistisch dem unmittelbaren Eindruck hingibt, in seinen märkischen, norddeutschen Landschaften, in denen bisweilen der Stimmungsreiz der Ebene mit ihrer Luft ganz modern gefühlt ist. Er ist im letzten Grunde immer ein Kind dieses märkischen Berlins. Auch in seinen italienischen Träumereien, wo ein realistisches Verantwortlichkeitsgefühl ihn oft schwer quält, und ihn immer davor bewahrt, in seinem Streben nach klassischem Stil in Theaterei zu verfallen.

Und das war gewiß recht schwer. Denn wenn wir das Berlin der zweiten Jahrhunderthälfte betrachten, dieses zur Größe und Weltstadt aufwachsende Berlin, so sehen wir leider das peinliche Schauspiel, wie der künstlerische Ausdruck dieser steigenden Größe ganz Theaterei und Phrase wird. Noch heut ist dieser Jammer nicht überwunden. Man hat diesmal in Moabit einen Hauptsaal der Monumentalmalerei gewidmet, aber was da in den Mauern steht, ist, mit Ausnahme der gedrungenen Kraft Boehles und der schlichten Hoheit Steinhausens und vielleicht einem Kirchenfensterentwurf von Paul Rößler, wohl nur der Flächengröße nach Monumentalmalerei zu nennen. Zum Teil, wie die Musivbilder von Köppen, Plakat, zum Teil, wie die allegorischen Figuren Hermann Prells, Draperie; von den Historien- und Genrebildern nicht zu sprechen. Was die Prellschen Malereien betrifft, so hab ich allerdings die fröhliche Hoffnung, daß sie an der modernen Baukunst bald zugrunde gehen werden; man denke sie sich in einer Architektur ohne renaissanzistische Stuckornamentik, und selbst dem gläubigsten Auge wird das Theater sichtbar werden.

Erich Vogeler

(Schluß folgt)

H. Kopp, Aus dem Schwarzwald. Federzeichnung

Zur Großen Aquarellausstellung in Dresden

Es könnte nichts schaden, wenn von dem Menschenstrom, der sich alltäglich durch die Internationale Hygieneausstellung ergießt, ein einigermaßen bemerkbarer Seitenbach auch zur „Großen Aquarellausstellung“ auf die Brühlsche Terrasse flösse. Die freilich, die den Schwerpunkt ihres zeitweiligen Glücks dort im Vergnügungspark

Digitized by Google

finden, fänden dergleichen in der Aquarellausstellung nicht. „Aufregend“ war nur die Aquarellausstellung vor einem Vierteljahrhundert, als sich's besonders um die Erweiterung der Ausdruckmittel handelte und dabei zumal die Italiener und Spanier den Aquarellisten alten Glaubens von der Alleinberechtigung der transparenten Wasserfarben mit den Neulehren vom Mischen der Techniken die Papiere entwerteten. Jetzt streitet man sich um solche Fragen nicht mehr. Was das Technische anbelangt, herrscht weitestgehende Duldsamkeit unter dieser Gruppe von Malern, und keiner würde verketzert werden, der selbst mit Öl, Petroleum oder „Kaim“ aufs Aquarellpapier ginge, vorausgesetzt nur, daß das Ergebnis „schön“ sei.

Darüber, *was* hier „schön“ sei, haben sich seit ehedem die Meinungen genähert. Immer, wenn technische Erweiterungen auftauchen, proben sie zunächst ihre Möglichkeiten bis ans Erreichbare aus, und das bedeutet praktisch: gehen sie zunächst auf den Effekt. Wie bringe ich hier den Sonnenschein, dort den durchleuchteten Schatten *illusionsmäßig* heraus, oder: wie stark kann ich die Farbenkraft *steigern*, oder: wie täuschend die *Körperhaftigkeit* erhöhen? Fragen wie diese interessieren aus der Natur der Sache heraus zunächst die Beteiligten weit mehr als die: wie lassen sich die neu eingeführten Techniken benutzen, *ohne* die alten Leistungen zu überbieten? Was man so die ästhetischen Haken nennen könnte, das wird erst nach und nach gefunden. Zum Streben nach harmonischer Geschlossenheit, nach Ruhe des Ganzen, nach der Einheitlichkeit und nach der diskreten Zurückhaltung kommt man, kurz: ins *Gleichgewicht* kommt man nach solchen Zeiten erst nach und nach wieder. Dann freilich sinkt im Bewußtsein der Künstler auch der Ruhm der technischen Neuheiten sehr oft wieder. Unsre Aquarellausstellung zeugt davon. Wieviel ruhiger sind die Bilder wieder, wieviel weniger technisch-revolutionär! Wieviel weniger effektvoll, und doch im ganzen: wieviel mehr künstlerisch. Manches von dem, was vor fünfundzwanzig Jahren gerade-

H. Kopp, Pfälzisches Haus. Federzeichnung

Digitized by Google

zu als Vorstoß ins künstlerische Neuland erschienen wäre, erschiene heut (und erscheint, wenn es auftaucht, tatsächlich heut) als eine alte Modischkeit ihrer Jahre, in der man einen Dauerwert überhaupt kaum noch spürt. Das, warum man sich in Künstler- und Rezensentenkreisen zankt, es sind eben selten die Dauerwerte im Hintergrund, es sind die Tageswerte, die in der Arena ringen.

In gewissem Sinn hat das Aquarell von heut wieder einen Idyllencharakter wie ehedem. Die Dresdner Ausstellung ist sehr reichhaltig, sehr wohl gewählt und gesichtet und den Absichten wie den Leistungen nach durchaus modern. Die besten Maler der Gegenwart sind in ihr vertreten und keiner mit schlechten Gaben. Aber keiner auch mit Gaben, die man als „vorgeschobene" bezeichnen könnte, oder als, je nach seinem Temperament: Plänklerkunst oder Husarenrittkunst.

H. Kopp, In der Hardt. Federzeichnung

Es handle sich denn um Entwürfe oder Studien zu Werken, deren Ausführung in andrer Technik gedacht ist. Was im Aquarell seine Vollendung suchte, hat fast immer auch den Stil, welcher dem „leisen" Wesen seiner Mittel entspricht. Es ist viel schönes Intimes da. Und mitunter gibt's doch Ausblicke daraus ins Weite, Große, wie in

Digitized by Google

dem wundersamen Bilde von Wolfgangmüller. Dazu kommt, daß auch die Räume fein und geschmackvoll eingerichtet sind. Also nochmals: ein Besuch dieser ruhigen Säle lohnt sich.

Vom Auspowern der Heimat an Schönheit

müßte eigentlich jedes Jahr und jeden Monat wieder reden, wer unsre Heimat lieb hat, denn langsam, langsam nur breitet sich das Verstehen dafür aus, welch kontinuierliches Wüsten in Schönheit mit diesen Dingen bei uns noch verbunden ist. Wir wollen heut nur daran erinnern durch das Bildchen, das einer in den Hirschberger „Schlesischen Heimatblättern" zeichnet, gerade weil dieses Bildchen nichts Außergewöhnliches schildert, sondern etwas Kleines und leider in der Regulierpraxis vollkommen Alltägliches.

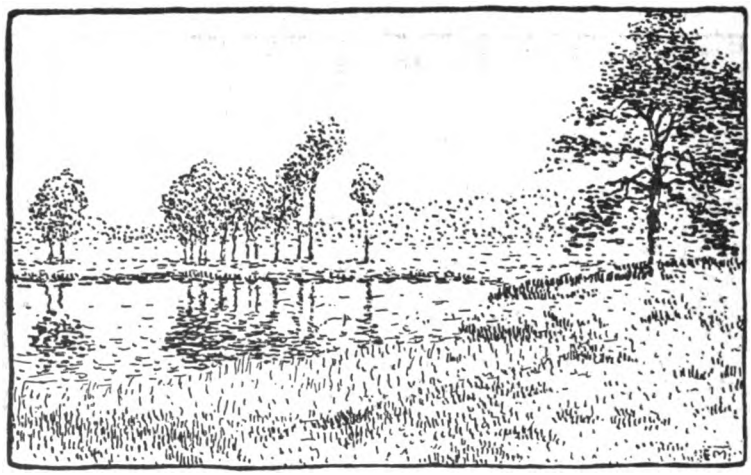
„Vom Berge herab schlängelte sich in der Nähe meines Dorfes (im Riesengebirge) in malerischen Windungen, umwuchert von allerlei Gesträuch, Schling- und Sumpfpflanzen, ein Bächlein. Mächtige Felsblöcke lagerten in seinem Bett, moosüberwuchert ragten ihre glatten Leiber in das Wasser hinein, daß die Wellen sich rauschend einen Weg darüber bahnen mußten. Tief braungrün, von zitternden Lichtreflexen überstrahlt, eilte der Bach durch seine kleine Welt. Aber da waren freilich auch einige Stellen, an denen sein Lauf fast stockte, weil Wasserpflanzen und Moose dichte Polster gebildet hatten, die wie eine schwimmende Wiese im Wasser trieben und den Bach auf viele Meter hinaus förmlich in sich aufzusaugen schienen. Sie hemmten sogar den Lauf des Baches, so daß er sich Abwege suchte, auf nahen Wiesen Sümpfe bildete oder sonstwie Unheil anrichtete. Sicher mußte dagegen etwas geschehen. Und so kam eine Kolonne Arbeiter und »regulierte«. Betrat dann der ahnungslose Naturfreund nach einigen Wochen die Stätte wieder, so kannte er sie kaum mehr: kein Büschchen ist jetzt mehr zu sehen, kein Felsblock lagert im Bachbett, nirgends hört man dieses trauliche Rauschen und Rieseln, das uns den Waldbach so lieb macht, verschwunden sind die malerischen Windungen und die lauschigen Gebüschwinkel, abgemäht, ausgerodet ist die üppige

H. Kopp, Laacher See. Federzeichnung

Digitized by Google

Vegetation der Bachränder. Stolz blickt der Tiefbauunternehmer auf sein Werk, denn er hat »gründliche« Arbeit getan: aus dem lieblichen, rauschenden Bach ist ein holzgerade verlaufender, preußisch ausgerichteter, lehmiger, greulich öder Flurgraben geworden, dessen Ufer statt der bunten Blumen und schattigen Gebüsche kahle Lehmhaufen umsäumen wie die Wälle einen Festungsgraben. Ein wahres Musterbild poesieloseſter Nüchternheit ist an der Stelle der Schönheit, die dem menschlichen Geschäftssinn ein wenig unbequem geworden war. War das nötig? Nötig wäre nur gewesen, dem Wasser freien Abzug durch Beseitigung der Moospolster zu verschaffen, (höchstens noch, nicht immer) die »wilden« Seitengräben wieder aufzufüllen und zu befestigen, alles andre war überflüssiger Barbarismus. Was aber sind die weiteren Folgen dieser verständnislosen Regulierungsmethode? Hunderten von Singvögeln wird die willkommene Nistgelegenheit geraubt, die sie in dem dichten Laubgestrüpp gefunden hatten, manche Pflanzenart wird bei einer solchen »Wüstenfabrikation« an ihrem bisherigen Standort wenn nicht ausgerottet, doch selten gemacht, und die Schönheit des Landschaftsbildes schwindet. Natürlich hat auf die Dauer die Verödung der Flora und Fauna auch wirtschaftliche Schäden im Gefolge."

Ganz ähnlich, meint der Verfasser, geht's bei den Wegeverbesserungen, und auch hierfür führt er ein typisches Beispiel an. Ganz ähnlich geht's auch mit dem Niederhauen schöner Bäume und Baumgruppen und dem Wegrasieren der Hecken. Man „gönnt dem lieben Gott keinen Baum", wenn man um fünf Groschen Futter mehr jährlich dafür haben könnte. Man powert die Heimat an Schönheit aus. Und die Obrigkeiten wirken großenteils wacker mit. Bis den Heranwachsenden die Heimat nicht mehr als „was Extraes" erscheint, dann aber schilt man über den Mangel an Heimatliebe. Was bleibt viel zu lieben, wenn die Heimat nichts mehr, als ein Geldverdienapparat ist?



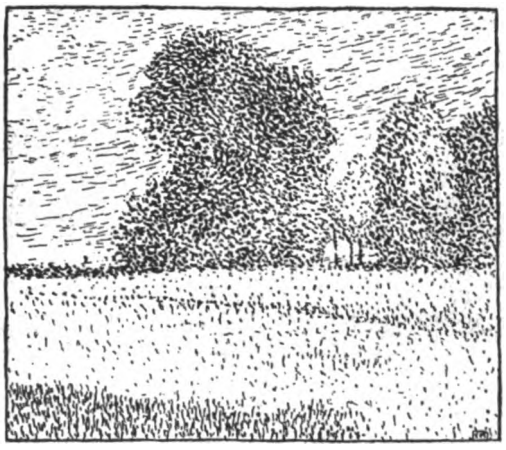
E. Manz, Marsch und Moor. Federzeichnung

Digitized by Google

Naturschutzgebiete

Vom Verein Naturschutzpark wird die Erhaltung eines großen Gebietes der Lüneburger Heide erstrebt, und daß dies im weitesten Umfange gelinge, dazu hat jeder tiefer blickende Vaterlandsfreund die Pflicht, nach besten Kräften beizutragen. Wenn gesagt wird, daß für die Erreichung wissenschaftlicher Zwecke in der Lüneburger Heide ein beschränkteres Schutzgebiet als das vom Stuttgarter Verein erstrebte genügen würde, so ist das gewiß an sich richtig. Ebenso kann nicht bestritten werden, daß in zwei oder drei großen, mehrere Geviertmeilen umfassenden Naturschutzgebieten keineswegs sämtliche Gattungen der in Deutschland einheimischen Tier- und Pflanzenwelt vor dem Aussterben geschützt werden könnten, daß es darum also geboten ist, eine möglichst große Anzahl kleinerer Schutzbezirke zu schaffen. Muß denn aber das eine das andre durchaus ausschließen?

Wir bedürfen nicht nur solcher über ganz Deutschland sich verteilenden Bezirke von bescheidener Ausdehnung, sondern ebensowohl einiger Schutzgebiete möglichst großen Umfangs, wie sie der Stuttgarter Verein in Aussicht nimmt. Und dies zwar, weil das rein wissenschaftliche Interesse eben nicht das einzige ist, das in Frage kommt. Auch eine weitergreifende, die tieferen Bedürfnisse der Menschenseele, ihr ethisches und ihr ästhetisches Wesen berührende Auffassung verlangt berücksichtigt zu werden. Diese aber hat zur Gründung des Bundes Heimatschutz geführt, und vom Standpunkte des Heimatschutzes aus muß denn auch gerade der vorliegende Fall in erster Linie betrachtet werden. Wenn in einer großen Anzahl ernst denkender und empfindender Menschen der dringende Wunsch lebendig wird, einen Teil der Lüneburger Heide für alle Zeit vor dem Untergang zu retten, mit dem die Rücksichtslosigkeit des modernen Realismus und Industrialismus sie bedroht, so handelt es sich sicherlich nicht allein darum, ein paar seltene Pflanzenarten oder einige Beispiele eigentümlicher Bodenformation zu erhalten, wie sie im naturwissenschaftlichen Sinne für die Lüneburger Heide charakte-

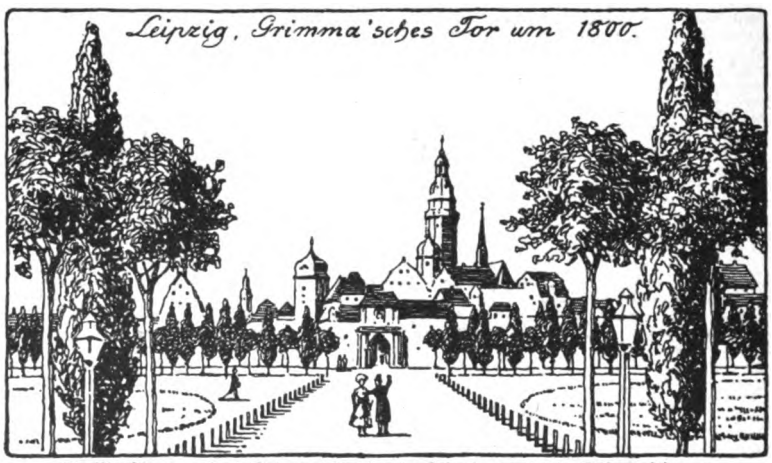


E. Manz, Aus der Heide. Federzeichnung

Digitized by Google

ristisch sind, sondern um etwas ganz andres, um eine Sache von viel allgemeinerer Bedeutung.

Ein namhafter Schriftsteller wehrt sich dagegen, daß „unsre Enkel nichts von der Natur übrig behalten, als eine über das Vaterland verstreute Sammlung von allerlei, womöglich verstacheldrahteten und bewarnungstafelten Naturdenkmälern, hier ein Bäumlein, da ein Büschlein, dort ein Felschen, da ein Tümpelchen, alle hübsch sauber registriert und katalogisiert usw. Damit ist uns aber den Kuckuck gedient. Natur brauchen wir, keine Naturreſtchen, Naturschutz, nicht Naturdenkmälerschutz.“ Diese Worte schießen freilich, wenn sie die Tätigkeit der staatlichen Naturdenkmalpflege kennzeichnen wollen, bedeutend über das Ziel hinaus. Das von der Regierung geschützte Zehlaubruch in Ostpreußen, dessen Größe 2300 Hektar beträgt, ist kein Tümpelchen, und wenn im Solling ein Bestand von 100 Stück 600 jähriger Eichen, oder im Reinhardtswald ein Revier von 70 Hektar Ausdehnung unter Schutz gestellt wird, das sich durch besonders herrlichen, uralten gemischten Wald auszeichnet, so hat hier offenbar nicht nur abstrakte Wissenschaftlichkeit, sondern vor allem auch das ästhetische Gefühl die Entscheidung herbeigeführt. Alle Ursache hat man, es sehr dankbar anzuerkennen, wenn solche Dinge geschehen. Trotzdem enthalten die oben wiedergegebenen Sätze eine unbestreitbare Wahrheit: der wissenschaftliche Standpunkt ist nicht der einzige, der in diesen Fragen zu Recht besteht. Er genügt nicht, soweit es sich darum handelt, dem



A. Wessner, Das Grimmasche Tor in Leipzig um 1800. Federzeichnung

Gemüt Nahrung zu geben. Wir, die wir in erster Linie nicht Gelehrte, sondern nur Menschen sein wollen mit offenem Sinn für die Herrlichkeit der Schöpfung, wir dürfen es nicht zugeben, daß ein Landschaftsbild von so einzigartig erhabenem, so ergreifendem Zauber tiefer, weltentrückter Einsamkeit, wie unsre norddeutsche Heide es bietet, ein für allemal zerstört und aus dem Buch der Erscheinungswelt gestrichen wird. Der Gedanke des Heimatschutzes, dem auch die staatliche Naturdenkmalpflege innerhalb der ihr zugewiesenen Aufgaben nach Möglichkeit Rechnung trägt, beschränkt sich nicht auf die Auf-

Digitized by Google

gabe der Artenerhaltung, ja, er macht auch bei der natürlichen Landschaft noch nicht Halt, sondern er will ebensowohl wertvolles, eigenartiges Menschenwerk, soweit es irgend tunlich ist, vor der Vernichtung bewahren. Zu dem ehrwürdig altertümlichen Gesamteindruck der Heide gehören aber unveräußerlich auch die Herden weidender Schafe, der Hirt mit seinem Stabe und seinem Karren, vor allem die nach uralter Weise aus mächtigen Eichenstämmen und Lehm aufgeführten Häuser und Hütten der Bewohner.

Der Begründer und Leiter der staatlichen Naturdenkmalpflege in Preußen, Herr Geheimrat Conwentz, tat einmal die sehr beherzigenswerte Äußerung: „Wenn man irgendwelche Naturreservate schaffen wolle, so müsse man vor allem möglichst unbemerkt vorgehen, möglichst wenig von der Sache reden.“ Wenn es, wie wir lebhaft hoffen, gelingen sollte, einen so großen Teil der Lüneburger Heide als Schutzgebiet zu erwerben, wie ihn der Stuttgarter Verein in Aussicht genommen hat und wie er allein genügen würde, um einen nach jeder Seite hin vollwertigen, auch nicht durch zu enge Begrenzung verstimmenden Eindruck zu empfangen, so bleibt trotz alledem eine Gefahr bestehen, die in ihrem letzten Resultat alle Mühen, alle Opfer als vergeblich aufgewandt und gebracht erscheinen lassen würde, und diese Gefahr heißt: der Fremdenverkehr.

Der Stuttgarter Verein hat das Wort „Naturschutzpark“ auf sein Panier geschrieben und ist darin

A. Wessner, Die Albrechtsburg bei Meißen vor hundert Jahren. Federzeichnung

dem Beispiel Amerikas gefolgt. Ich meine, wir hätten keinerlei Veranlassung, den Amerikanern in Sachen des Geschmackes einen vorbildlichen Rang einzuräumen. Das Wort „Naturschutzpark“ ist widerwärtig, weil es widersinnig ist. Ein Park ist nach unserem Sprachgebrauch eine künstliche Nachahmung der Natur, ein aus Elementen der Natur mit bewußter Absicht auf malerische Wirkung hergestelltes künstliches Produkt, keinesfalls aber Natur. Mit welchem Recht also darf eine von Menschenhand unberührte, lediglich sich selbst überlassene Natur

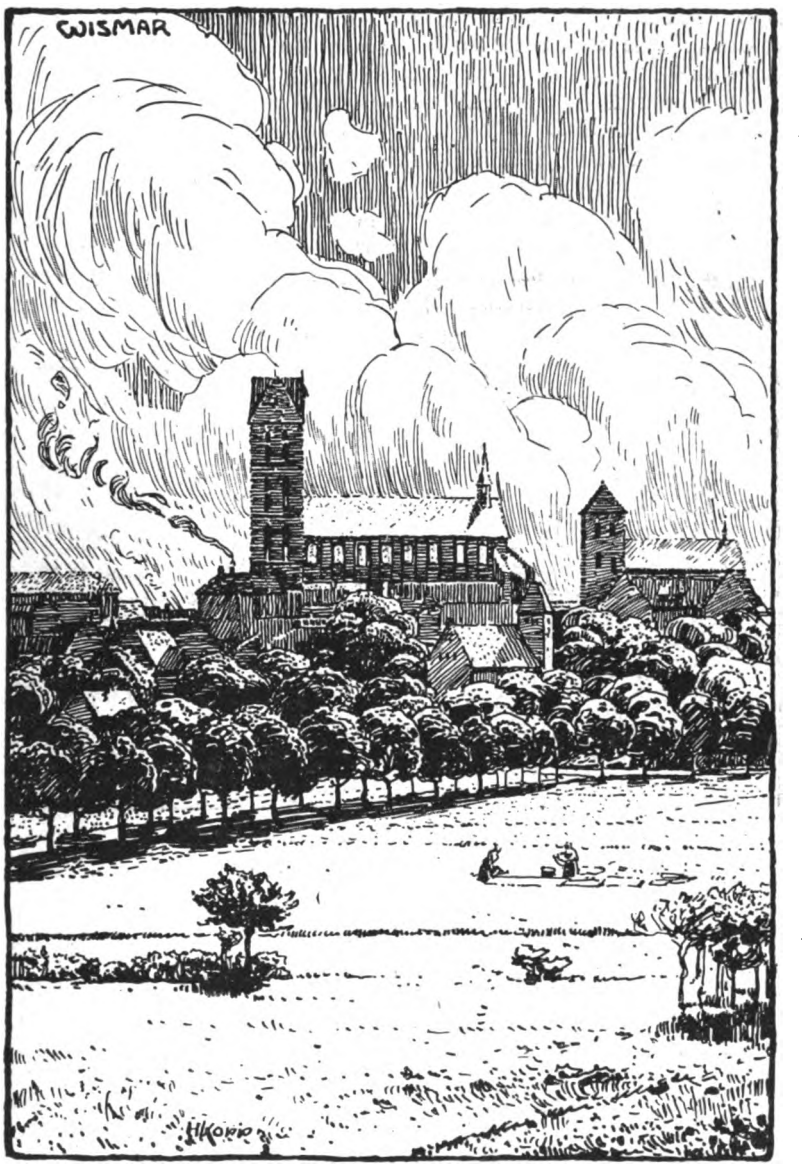
Digitized by Google

ein Park genannt werden? Der Ausdruck „Naturschutzpark“ ist in der Tat ein Nonsens, ein Widerspruch in sich selbst. Nun möchte man sagen: „Name ist Schall und Rauch, was kommt es auf den Namen an, wenn die Sache gut ist.“ Gewiß ist der Gegenstand selbst das eigentlich Wichtige. Völlig gleichgültig aber ist der Name nicht, und im vorliegenden Fall erscheint die Benennung „Park“ sogar geradezu bedenklich, weil sie sofort die Vorstellung von einer Sehenswürdigkeit, einem Vergnügungsort wachruft. So möchte ich denn — und ich weiß mich hierin eins mit vielen Gleichgesinnten — ernstlich die Bitte aussprechen, der Stuttgarter Verein wolle sich entschließen, von jetzt ab für „Naturschutzpark“ das Wort „Naturschutzgebiet“ in Anwendung

A. Wessner, Der Ugleisee. Federzeichnung

Digitized by Google

zu bringen. Das klingt bescheiden und nüchtern — zum Glück! —



H. Kopp, Wismar. Federzeichnung

und entspricht dem wirklichen Sachverhalt.

Wie nun soll man der Gefahr des heute modischen Fremdenverkehrs wirksam vorbeugend begegnen? Einmal und vor allem durch Schweigen in der Öffentlichkeit. Freilich, mit dem Abgeordnetenhause kann man nicht heimlich verhandeln, aber man soll nicht die Lärmtrommel

Digitized by Google

rühren, als gälte es, ein neuentdecktes Eldorado aller Welt zum Besuch anzupreisen. Je geräuschloser man vorgeht, um so besser für die Sache. Die Leute, denen die Natur ein Heiligtum ist — was sie jedem, der ihren Tempel betritt, sein sollte —, suchen und finden die Wege zu ihr von selbst. Im übrigen glaube ich, daß Sicherheit vor jeder Art der Entweihung am vollkommensten erreicht werden würde, wenn die Verwaltung des Ganzen nicht Angestellten des Vereins, also Privatpersonen, sondern staatlichen

Ein Mann, der so außerordentliche Verdienste um die ganze „neue Bewegung“ hat, wie Prof. Rudorff, der erste Anreger des Heimatschutzes in seiner jetzigen Ausbildung, hat unbedingt das Recht auf aufmerksamstes Anhören seiner Gründe. Wir halten auch fast alles, was er sagt, für gar nicht anfechtbar, und schließen uns besonders seinem Vorschlage an, den amerikanisierenden Namen „Naturschutzpark“ gegen den bessern „Naturschutzgebiete“ umzutauschen. Nur bei einem Punkte sehen uns die Dinge minder einfach

H. Kopp, De Eikboom. Federzeichnung

oder anderen öffentlich rechtlichen Organen übertragen würde. Es müßte von diesen Stellen Vorsorge getroffen werden, daß vor allem keinerlei Verkehrserleichterung, etwa Omnibus oder Kleinbahn, von der nächsten Eisenbahnstation bis zum Beginn des geschützten Gebiets zugelassen, und ferner jede Neuanlage von Gastwirtschaften und Übernachtungsgelegenheiten in einem gewissen Umkreis verboten wird. Natürlich wäre damit noch längst nicht alles getan, was geschehen müßte, um jeder Art der Profanation zu steuern.

Ernst Rudorff

aus, als ihm, bei dem Punkte „Fremdenverkehr“. Gewiß, der Gedanke ist unsereinem zunächst grausig, sich etwa den Wilseder Berg als große Sonntag-Nachmittag-Juchheistelle der Hamburger und Hannoveraner vorzustellen, was er an „schönen“ Tagen schon sein soll. Aber uns scheint es doch, als stritten hier, wie so oft in der Welt, zweierlei Interessen kaum ganz versöhnbar miteinander, die beide berechtigt sind. Wir haben die Naturschutzgebiete nach aller Möglichkeit vor jeder Art „Rummel“ zu bewahren, sollen wir aber auch den an Geld und Zeit Unbemittelten ihren Be-

Digitized by Google

such und die Auffrischung künstlich erschweren, die gerade den Verlangenden unter diesen Ärmeren doch wahrhaftig zu gönnen ist? „Keinerlei Verkehrserleichterung“, keinerlei „Neuanlage von Gastwirtschaften und Übernachtungsgelegenheiten in einem gewissen Umkreis“ — es wird sich fragen, wie weit sich diese Forderungen dehnen lassen. Ohne die Agitation in der Öffentlichkeit hätte man das nötige Geld für die Naturschutzgebiete nicht bekommen, mit dieser Agitation ist aber natürlich auch nicht, denn für die wenigen „innerhalb“ schon jetzt vorhandenen Gastwirte oder Fuhrwerkunternehmer (zum Beispiel in und um Wilsede) könnte es leicht zu einer nicht sehr schönen Monopolisierung führen. Also: was tun? Rudorff ist sicher dafür zu danken, daß er auch diese praktischen Fragen öffentlich zur Sprache gebracht hat. A

Komfort und Freiheit

Noch jeder große Kulturfortschritt hat mit einem aszetischen Ideal

A. Wessner, Marschland. Federzeichnung

auch die Neugier munter geworden, die „mitmacht“, weil's was Neues ist. Es steht zu hoffen, daß sie wieder einschläft, wenn die Sache was Altes geworden ist und die Naturschutzgebiete sich zudem als Vaterlandstücke erweisen, in denen „eigentlich nichts los“ ist. Aber einige Weg- und Unterkunftserleichterungen werden wir denn doch wohl in Kauf nehmen müssen. Das beste wäre ja, man verböte sie innerhalb der Schutzgebiete ganz, und beschränkte sich auf den Rand ringsum. Das ließe sich vielleicht erreichen, ganz einfach ist es aber angefangen. So kann man zum Beispiel Tolstoi als den großen Vorkämpfer einer werdenden russischen Kultur auffassen, die die westeuropäische überwinden und durch Besseres ersetzen soll. Die Russen im allgemeinen verachten ja den „faulen Westen“ und verneinen dessen Kulturwerte, weil sie glauben, ihnen gehöre in Europa die Zukunft und sie seien berufen, diesem Weltteil eine neuartige, bisher unerreichte Kultur zu schaffen, ohne daß ihre Zeit hiefür schon gekommen wäre. Inzwischen konnte unter ihnen auch ein Genie wie Tolstoi

Digitized by Google

nichts Besseres tun, als sie in ihrer instinktiven Abneigung gegen die westeuropäische Kultur zu bestärken und ihre Seelen empfänglich zu machen für den größeren, schöpferischen Geist, der erst kommen und den Stil zu einer russisch-europäischen Kultur entwerfen soll.

Sind nicht auch dem heute protzig lebenden modernen Kapitalismus in der Wiege aszetische Lieder gesungen worden? Seine ersten wissenschaftlichen Vertreter, die englischen Klassiker der Nationalökonomie, bezeichneten den Unternehmerprofit ausnahmslos als den Lohn für Ersparnis, „Entsagung". In der Tat lebten die ersten kapitalistischen Unternehmer in England wie anderwärts sehr bescheiden. Es galt als Kennzeichen des soliden Geschäftsmannes, so viel wie möglich von dem Einkommen der abgelaufenen Produktionsperiode wieder in den Betrieb zu stecken. In Deutschland ist Alfred Krupp ein Muster dieses Typs gewesen. Er hat in seiner ersten Kampfzeit einmal das Tischsilber verkaufen müssen, um die junge Fabrik über Wasser zu halten, und hat von da an bis zu seinem Tode der Erinnerung halber nur noch Alfenide benutzt. Ein Mann vom gleichen Schlage war der Begründer des großen Reeder- und Bankhauses Parish in Hamburg, der einmal fast seinen Bankerott hätte anmelden müssen, weil er zwar das Portefeuille voll der besten, unzweifelhaft „guten" Kundenwechsel, aber kein bares Geld hatte, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. Heute braucht sich kein Unternehmer mehr, der einen guten Anfang gemacht hat, einer spartanischen Lebensweise zu befleißigen, weil sich allmählich reines Leihkapital in immer größeren Massen in den Händen einer immer zahlreicheren Menge von Rentnern angesammelt hat. Die Ideologie der „besitzenden Klasse" verlangt dafür heute von ihren Angehörigen, daß sie „repräsentativ" auftreten.

A. Wessner, Ostsee-Düne. Federzeichnung

Freilich ist der repräsentative

Digitized by Google

Kapitalismus der Gegenwart nicht mehr derselbe wie der alte, „spartanische“, von dessen Trägern selbst die erbittertsten Gegner, Marx und Engels, bezeugten, sie hätten „mehr Produktivkräfte geschaffen als alle vorangegangenen Generationen zusammengenommen“. Die führenden Männer in der heutigen Finanzwelt sind überwiegend Leute, die gewissermaßen auf den Lorbeeren ihrer Väter ausruhen; nicht wie diese sind sie Vorläufer eines kommenden Kulturfortschritts, viel eher Nachzügler eines vergangenen.

Diese Auffassung hegt zweifellos auch Dr. W. Rathenau, der ja zum Bau gehört. Denn er plauderte einmal in der „Neuen Freien Presse“ folgendes aus der Schule: „Auf dem unpersönlichen demokratischen Arbeitsfelde, dem der wirtschaftlichen Führung, wo jedes törichte Wort kompromittieren, jeder Mißerfolg stürzen kann, wo das souveräne Publikum einer Aktionärversammlung satzungsgemäß über Ernennung und Absetzung entscheidet, hat im Laufe eines Menschenalters sich eine Oligarchie gebildet, so geschlossen, wie die des alten Venedig. Gegen dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt, leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents und suchen sich Nachfolger aus ihrer Umgebung.“ Damit hängt es zusammen, daß die Nachfrage nach umfassend ausgebildeten Arbeitskräften immer geringer wird, daß immer weniger Talente und immer mehr Handlanger verlangt werden, ausführende Kräfte, die nach Dispositionen oder Schablonen arbeiten. Auch: daß die Wirkungskreise von Gemeinden und Staaten, trotz der bureaukratischen Schwerfälligkeit, immer mehr auf Kosten privater Unternehmungen ausgedehnt werden können.

Eine gewisse Fähigkeit, zu entbehren, ist jedenfalls heute wie von jeher Voraussetzung für jede kulturschöpferische Tätigkeit, zugleich aber auch deren Folge. Wer alles begehrenswert findet, was die Gegenwart ihm bietet, kann unmöglich den Beruf in sich fühlen, kommende Geschlechter zu lehren, Besseres zu leisten. Daher trachten jeweils die vorgeschrittensten Geister, die echten Philosophen, am wenigsten nach Komfort und Luxus, weil beides für sie Unfreiheit bedeutet. „Wer wenig besitzt, wird wenig besessen“, sagt Nietzsche, aber nur als Philosoph für Philosophen, und ein andermal: „Ein gewisser Aszetismus, eine harte und heitere Entsagsamkeit besten Willens gehört zu den günstigsten Bedingungen höchster Geistigkeit, insgleichen auch zu deren natürlichsten Folgen.“ Deshalb hätten sich, meint er, die Philosophen fast immer selbst der Ehe entschlagen, die man ja schließlich auch als Komfort auffassen kann. „Jeder Philosoph würde sprechen, wie einst Buddha sprach, als ihm die Geburt eines Sohns gemeldet wurde: »Râhula ist mir geboren, eine Fessel ist mir geschmiedet« (Râhula bedeutet hier »ein kleiner Dämon«); jedem »freien Geiste« müßte eine nachdenkliche Stunde kommen, gesetzt, daß er vorher eine gedankenlose gehabt hat, wie sie einst demselben Buddha kam — »eng bedrängt, dachte er bei sich, ist das Leben im Hause, eine Stätte der Unreinheit; Freiheit ist im Verlassen des Hauses«: »dieweil er also dachte, verließ er das Haus«.“

Gerade Nietzsche spottet freilich auch über solche Philosophen, die in ihrer Entsagsamkeit eine „Tugend“ und mehr als eine Bedingung gerade für ihre höchsten Leistungen sehen. Doch auch für die breiten Massen eines Volkes

Digitized by Google

bringt es Verderben, wenn bei ihnen das Trachten nach Komfort und Luxus stärker wird als der Drang nach Freiheit. Das sollte besonders von modernen Handarbeitern beherzigt werden, die der Marxismusglauben gelehrt hat, sie würden einst den Kapitalismus beerben, ohne von ihnen zu fordern, daß sie sich für die Verantwortlichkeiten, die sie dann übernehmen müßten, erziehen. Hin und wieder blitzt freilich heute selbst bei orthodoxen Marxisten die Erkenntnis auf, daß das ewige Geschrei über eine „Verelendung der Massen“ und das ewige Hinschielen nach dem Komfort, den sich der Proletarier noch nicht leisten kann, der Sache des Proletariats mehr schaden als nützen. So hebt Karl Kautsky in einer Schrift: „Der Weg zur Macht“ ganz richtig hervor, die Gegner des Proletariats kennten keine größere Sorge, als dessen Kraftgefühl niederzuhalten; selbst materielle Konzessionen seien ihnen weniger verhaßt, als moralische Siege der Arbeiterschaft, die deren Selbstgefühl heben. Darum kämpften sie oft viel energischer um die Autokratie in der Fabrik, die Macht des »Herrn im eigenen Hause«, als gegen Lohnerhöhungen.“ Damit wird zugegeben, daß auch in der modernen Arbeiterbewegung das Streben nach sicherem, behaglichem, komfortablem Dasein verderblich ist, wenn der Sinn für Unabhängigkeit, der Drang nach Freiheit die Kosten bezahlen muß. Deshalb ist die soziale Frage mehr noch ein psychologisches als ein ökonomisches Problem. Das bedenkt man bei uns in der Arbeiterbewegung nicht oder zu wenig. Würde den deutschen Arbeitern noch Freiheit unbedingt vor Komfort gehen, so würden sie es wohl verstehen, von dem polnischen Arbeiter zu lernen, der bei größtmöglichster Entbehrungsfähigkeit sich im industriellen Westen soviel erspart, daß er später im Osten sich ein Stück Land erwerben kann. Dann möchten die deutschen Arbeiterorganisationen es fertigbringen, was Dr. Franz Oppenheimer * ihnen vorschlägt: eine gemeinnützige Landbank nach dem Muster der nationalpolnischen Landbanken in unsern Ostseeprovinzen zu gründen, um Großgüter zu erwerben und als Produzentengenossenschaften zu organisieren. Sie würden damit beweisen, daß sie aus eigner Kraft sich besser auf innere Kolonisation verständen als die preußische Regierung mit den Mitteln der Steuerzahler. Das wäre etwas, was auch einem modernen freien Kulturmenschen imponieren könnte.

Otto Corbach

Gesellschaft

Soziologie als Wissenschaft und die deutsche soziologische Gesellschaft

Die Soziologie ist in erster Reihe eine philosophische Disziplin; sie ist als solche viel älter als ihr Name. Die Lehren vom menschlichen Zusammenleben, von menschlichen Verbindungen, vom Staat und von der Kirche haben immer eine große Denkarbeit in Anspruch genommen und oft eine entscheidende Bedeutung in Meinungs- und Interessenkämpfen gewonnen. Ihr Zusammenhang mit Philosophie bestand aber vorzüglich darin, daß sie sich niemals beschränkten auf Darstellung der Wirklichkeit, sondern zugleich — und sogar meistens ohne daß man sich des Unterschiedes bewußt wurde — den Maßstab der Ideale an die Wirklichkeit anlegten. Auch in Anwendung auf Politik

* In „Theorie der reinen und politischen Ökonomie“ (Georg Reimer, Berlin, 1910)

Digitized by Google

wollten und wollen noch heute die Philosophen Wegweiser des Lebens sein. — Die deutsche soziologische Gesellschaft wird zwar auch Soziologie als philosophische Disziplin pflegen, aber sie hat sich vorgenommen, diese Verbindung zu lösen. Sie will ausschließlich theoretisch und gar nicht praktisch sein. Sie will die Erscheinungen des sozialen Lebens nur erkennen und verstehen, nicht sie meistern und verbessern, auch nicht in Form einer Lehre, wie man sie meistern und verbessern könne. Eine solche Scheidung ist heute gerade durch die ungeheure Ausdehnung der Bestrebungen, die auf Reform und Erneuerung von Institutionen und Ordnungen ausgehen, notwendig geworden. Die Ansichten darüber sind verschieden, weil die Wollungen auseinander, ja durchweg gegeneinander gerichtet sind. Ob dem Wollen ein schlechthin gültiges Gesetz gegeben werden kann, möge dahingestellt bleiben, jedenfalls aber wäre das Sache der Ethik, nicht Sache der Soziologie. Inwiefern kann aber Soziologie dennoch einen philosophischen Charakter tragen? Erstens: durch Ausbildung von Begriffen: sie schmiedet Begriffe als Werkzeuge, um die fließenden Erscheinungen anzupacken, als Gefäße, um die flüssige Wirklichkeit darin zu fassen, und ganz besonders als Maßstäbe, um die Qualitäten der Dinge daran zu messen und dadurch untereinander vergleichbar zu machen. Zweitens ist aber die Soziologie philosophisch, insofern sie die Grundtatsachen des sozialen Lebens in Beziehung setzt zu den Grundtatsachen des Lebens, insbesondere des psychischen Lebens, das sie in das System einer Gesamterkenntnis der „Welt“ hineinbildet. Sie verfährt hier wesentlich deduktiv, nach dem Grundsatze, daß die allgemeinen und notwendigen Naturgesetze auch im Bereiche der menschlichen Tätigkeiten, der menschlichen Kultur, gelten müssen. — Von der reinen oder philosophischen Soziologie unterscheiden wir aber streng die empirische Soziologie, die in ihren Ergebnissen schließlich als Anwendung jener (als angewandte Soziologie) sich darstellen muß. Sie ist aber zunächst auf andere Wissenschaften angewiesen, muß von diesen empfangen, muß deren Ergebnisse in einem Brennpunkte sammeln. Diese Wissenschaften haben teils einen soziologischen Bestandteil, tragen die soziologischen Elemente gebunden in sich, teils sind sie ihrem Wesen nach soziologisch, untersuchen aber die sozialen Tatsachen nur in einer bestimmten Richtung, unter einem Teilaspekt, — es wird sich also darum handeln, ihre Gesichtspunkte zu vereinigen.

Zu allererst kommt als Wissenschaft mit gebundenen soziologischen Elementen die Anthropologie in Betracht, die in einer logischen Klassifikation der Wissenschaften die gesamte empirische Psychologie des Menschen in sich befassen müßte. Diese erweitert sich zur Völkerpsychologie, die wiederum auf die allgemeine Völkerkunde hinweist; und die Anthropologie als Naturwissenschaft trägt diese in ihrem Schoße. Sie, die Ethnologie, hat immer für nötig gehalten, sich auch mit den Tatsachen des sozialen Lebens, mit Institutionen, Sitten und Gebräuchen, mit Sitte, Wirtschaft und Recht der Völker zu beschäftigen, beschreibend und erklärend. Eine besondere Beachtung heischt dies insoferne, als nach der Hypothese verfahren wird, daß die der Beobachtung offenen Zustände von Naturvölkern Stufen einer Entwicklung darstellen, welche

Digitized by Google

die Kulturvölker zurückgelegt haben. Damit macht sich dann die Fruchtbarkeit der Vergleichung geltend. Überall, wo es sich darum handelt, das Allgemeine als das regelmäßig Frühere, und das Besondere, als das regelmäßig Spätere, in Beziehung zueinander zu setzen, ist Vergleichung das notwendige Mittel der induktiven Methode, sie hat sich in der vergleichenden Sprachwissenschaft, der vergleichenden Rechtskunde, der vergleichenden Mythologie und Religionslehre ebenso bewährt, wie etwa in der Biologie als vergleichende Anatomie und Physiologie der Organismen. Alle jene Kulturphänomene vergleichende Disziplinen sind soziologische Disziplinen. Durch Vergleichungen werden auch die historischen Disziplinen der Soziologie näher gebracht, werden ihre soziologischen Elemente entfaltet, die als Philosophie der Geschichte, daher auch in Form der Universalgeschichte, eine herkömmliche Ausprägung erhalten haben. Die Geschichtschreibung ist an und für sich eine wissenschaftliche Kunst, die der Soziologe auch, als Geschichtsphilosoph, den Historikern überlassen muß, wie er die Beschreibung der Rassen und Völker den Ethnographen überläßt. Aber die vergleichende Erforschung der Institutionen, der Formen und Inhalte des sozialen Lebens, bei verschiedenen Nationen, in verschiedenen Bezirken, Landschaften, Städten, ist eine Aufgabe, worin der Soziologe mit dem Historiker sich begegnet. Sie unterscheiden sich vorzugsweise durch ihren Ausgangspunkt. Der Historiker findet sich immer auf das Vergangene hingewiesen, der Soziologe steht mit beiden Füßen zuerst im Gegenwärtigen. Je weiter die Dinge abliegen von den Interessen und Leidenschaften der Zeitgenossen, desto sicherer fühlt sich der Historiker in seiner Objektivität, desto gewisser hält er sich auch für berechtigt, objektive Werturteile zu fällen, durch deren Verkündung er gleich dem Philosophen ein moralischer Lehrer des Menschengeschlechts oder doch seiner Nation sein will. Der Soziologe (in unserem Sinne) setzt seine Objektivität gerade in die Enthaltung von Werturteilen, er bildet sich nicht ein, die Menschen bessern und bekehren zu können, er läßt sich daran genügen, sie zu begreifen und zu verstehen, und läßt es dahingestellt sein, ob und inwiefern das zur Veränderung der Menschen dienen möge. Er setzt aber seine Objektivität ferner in die Anwendung von Maß und Zahl zur Beschreibung und zur Vergleichung der Tatsachen. — So muß die empirische Soziologie auf dem Grunde der wirklichen Sozialwissenschaften erwachsen, deren ideelle Einheit sie darstellen will.

Aber gerade in der bisher am meisten ausgebildeten und gepflegten Sozialwissenschaft, der Nationalökonomie, ist die Scheidung der Lehren über das was ist, von dem, was nach irgendwelcher Idee „sein soll", immer nur mangelhaft und unvollständig geschehen. Ebenso die Scheidung der begrifflichen Exposition und Deduktion von der Erforschung der Tatsachen durch exakte Beobachtung, Zählung und Messung und die sie ergänzenden, ihr helfenden Berechnungen.

Die Darstellung irgendwelcher Zustände und Vorgänge in Zahlen, und Beziehung solcher Zahlen auf andere Zahlen — ein methodisches Verfahren, das implizite in der Induktion als solcher enthalten ist — wird heute allgemein als „Statistik" verstanden. Trotz und innerhalb dieser Wortbedeutung ist aber der Begriff der Statistik als Wis-

Digitized by Google

senschaft festgehalten und ausgebaut worden. Man unterscheidet Statistik im engeren und materiellen von Statistik im formalen und weiteren Sinne. Jene sei die Anwendung der statistischen Methode auf soziale Massen, die Wissenschaft der sozialen Massen. Ich halte nicht für zulässig, eine quantitative Bestimmung in den Begriff des Objektes einer Wissenschaft aufzunehmen, auch kann das Gebiet einer Wissenschaft nicht durch das Moment der Anwendung einer Methode erschöpfend ausgedrückt werden. Entweder man muß zur Statistik des 18. Jahrhunderts, als der Lehre von den sozialen Zuständen überhaupt, und von den Veränderungen, zurückkehren; oder man muß mit Wundt den Namen als Namen einer Wissenschaft aufgeben. Wir brauchen aber einen allgemeinen Terminus für das naturwissenschaftliche Studium der Menschen in ihren sozialen Zuständen und Veränderungen, insbesondere der Regel- und Gesetzmäßigkeit in ihren willkürlichen Handlungen, bei der uns nur in wesenloser Ferne der Mensch an sich, der „mittlere" Mensch, der allgemeine Durchschnittsmensch, bleiben wird; so richtig auch prinzipiell dieser Begriff aus den mannigfachen Erscheinungen abstrahiert ist. Wichtiger ist es, den Menschen, wie er durch seine, durch unsre wirtschaftlichen, politischen und geistigen Verhältnisse, wie er durch die darin beruhenden sozialen Verhältnisse, die sozialen Willensformen und die sozialen Verbände bedingt ist und bestimmt wird, nach allen Seiten kennen zu lernen, und so sehr als möglich berechenbar zu machen. Es bieten sich die glücklich erfundenen Ausdrücke Demographie und Demologie dafür dar, die freilich, nach Ursprung und Gebrauch, eine engere Beziehung teils auf die statistische Methode, teils auf die Tatsachen der Bevölkerung haben. Beide Beziehungen sind den Ausdrücken nicht wesentlich und haben mit ihrer Etymologie nichts zu tun. Das Wort Demos bedeutet im Griechischen sowohl Land wie Leute. Demologie wäre die Lehre von Land und Leuten, Demographie ihre Beschreibung. Diese Kunstausdrücke sind trefflich geeignet, die Kulturvölker in ihrem Wesen, ihren ökonomisch-politischen Verfassungen, ihren geistig-sittlichen Lebensäußerungen, als Gegenstand der induktiven und vergleichenden wissenschaftlichen Erkenntnis, hervorzuheben, so daß ihre Inhalte mit denen der Ethnographie und Ethnologie, die auf Rassen und Völker als solche, daher vorzugsweise unter Absehung von der eigentlichen Kultur, als Naturvölker, sich beziehen, zu einem Ganzen vereinbar sind. — Der hohe Wert der statistischen Methode besteht nicht allein darin, daß sie qualitative Bestimmungen durch quantitative ergänzt und ersetzt — was die wahre Seele des wissenschaftlichen Denkens überhaupt ist —, sondern daß sie eben dadurch ermöglicht, die festen Relationen von den losen zu unterscheiden, genauer noch: die Relationen nach dem Grade ihrer Festigkeit abzustufen, daß sie also eine exakte Vergleichung von Erscheinungen, die in Raum und Zeit verschieden sind, möglich macht. Dies hängt nicht an der „großen Zahl", aber je größer die Zahl der Beobachtungen, desto deutlicher treten, da entgegengesetzte Tendenzen einander darin aufheben, die dauernden, wesentlichen, notwendigen, also auch die kausalen Relationen daraus hervor. Und wie die Setzung des Wirklichen, so müssen wir auch die des Notwendigen, überhaupt also die Setzung

Digitized by Google

des Gewissen, oft durch die des Möglichen, folglich des Wahrscheinlichen und durch möglichst genaue Bestimmung des Grades der Wahrscheinlichkeit, ersetzen. Hier ist der wichtige Punkt, an dem die Sozialwissenschaft — wenngleich hauptsächlich in ihren biologischen Elementen — wieder auf mathematisch-logische Deduktion sich zurückbezieht. — Ob wir aber Statistik treiben, oder ob wir uns mit anderen Formen der Untersuchung, mit „außerstatistischer Orientierung", wie Herr von Mayr sie nennt, begnügen, beziehungsweise jene dadurch ergänzen mögen — immer wird unser Sinn auf die reine Tatsächlichkeit und ihre so sehr als möglich vollständige Beschreibung, welche die Erklärung in sich einschließt, gerichtet sein. Ein Streben muß sich darin betätigen, das Studium der sozialen Erscheinungen über den Streit der Parteien hinauszuheben, es von der Last der Werturteile und Reformideen zu befreien. Gerade diese können ja dadurch an Kraft und Wert nur gewinnen, daß man versucht, ihren Fundamenten etwas von der Gewißheit der Mathematik, von der Treffsicherheit der Astronomie zu verleihen.*

Soziologie ist, allen Anfeindungen und Zweifeln zum Trotz, ein Weltwort geworden, Träger eines Weltgedankens. Freilich ist nur das Wort eigentlich durchgedrungen, die Sache stellt eine unendliche Aufgabe dar. Goethe hat den Ausspruch des englischen Poeten Pope sich zu eigen gemacht: das eigentliche Studium der Menschheit sei der Mensch (The proper study of mankind is man). In imperativische Form übertragen, fällt diese Aussage zusammen mit dem alten Gebote des delphischen Gottes, das den Sokrates so tief aufregte: Erkenne dich selbst. Das ist freilich ein Gebot an den einzelnen, an den sittlichen Menschen gerichtet. Es soll dazu dienen, die Herrschaft der Vernunft in ihm zu begründen: Selbsterkenntnis die Bedingung der Selbstbeherrschung. Das Gebot gilt aber auch für die Menschheit: für die wissenschaftlichen Menschen, die im Namen der Menschheit zu denken und zu reden berufen sind. Die Soziologie versucht diesem Gebote gerecht zu werden. Durch sie und in ihr will die Menschheit sich selbst erkennen, will dem Gesetze ihrer Entwicklung, den Bedingungen ihres Lebens nachforschen, und der Hoffnung ist Raum gegeben, daß sie durch Selbsterkenntnis sich selbst zu beherrschen lernen werde. Diese Hoffnung ist mit der streng theoretischen Stellung, die wir einnehmen, vollkommen verträglich. Jedem steht es frei, auf seine Weise sich solche Hoffnung zu gestalten. Als Mensch, als Staatsbürger, Weltbürger, Zeitbürger kann niemand gleichgültig dagegen sein. Als Denker und Forscher sind wir gegen alle Folgen, alle Folgerungen aus unsern Gedanken und Forschungen gleichgültig. Wie es für unser Planetensystem nur eine Sonne gibt, so viele auch sonst im Weltall wirken mögen, so gibt es für ein wissenschaftliches System nur eine Sonne: die Wahrheit.

Ferdinand Tönnies

* Wir drucken diesen Satz gesperrt, weil er uns für die Kunstwartleser besonders wichtig scheint.

Vom Recht

„Flaubert ein unzüchtiger Schriftsteller" —

das ist eine feinfein sensationelle Überschrift, die unsereinen nicht angenehm berührt, leider aber trifft sie, wie unsre Gesetzgebung einmal

Digitized by Google

ist, nicht daneben. Zwar sagte der Staatsanwalt im Prozesse gegen den „Pan“: nicht Flaubert sitze hier auf der Anklagebank, sondern die täten's, die ein Tagebuch von ihm veröffentlichten, das von ihm selbst durchaus nicht zur Veröffentlichung bestimmt worden sei — aber der klare Wortlaut des Gesetzes spricht von einer Verbreitung „unzüchtiger Schriften“. Übrigens lautete der Spruch ja milde: 50 Mark. In München wurden Herrn Semerau wegen einer wirklich schlimmen Sache unsittlicher Art volle acht Monate zugesprochen, nach dem absprechenden Gutachten durchaus liberaler Männer (auch Dr. Georg Hirths) und dem Wahrspruch eines ausschließlich von liberalen Geschworenen besetzten Volksgerichts. Woraus zu ersehen, daß es in diesen Dingen nicht so sehr auf die Partei ankommt, wie manche glauben machen wollen.

Unser Gesetz sollte sein, wie der Berliner Staatsanwalt annahm, es wäre schon so. Ich habe früher davon eingehend gesprochen und komme darauf wohl wieder zurück, da meine alten Vorschläge nun auch die Zustimmung von Juristen und sogar Polizeifachleuten gefunden haben. Wir brauchen eine Sachverständigenkammer, die ausschließlich darüber zu entscheiden (aber zu entscheiden, nicht zu begutachten) hat, ob in dem einzelnen Falle die Absicht vorlag, Lüsternheit zu erregen. Diese Absicht wird von sachverständigen Künstlern und Kunstkennern in hundert Fällen einstimmig festgestellt werden, wo sich jetzt der Richter nicht zu helfen weiß, und wo diese Absicht vorlag, dahin gehört entweder eine Strafe oder mindestens ein Verbot. Wo sie nicht vorlag, kann die Wirkung immer noch lüstern sein, wenn die Leser oder Betrachter die rechte Absicht nicht erfassen können, aber derlei ist nie zu vermeiden, ist nur einzuschränken. Wie, davon sprachen wir oft schon. Es würden bei Annahme meines Vorschlags die reinen aber „mißverständlichen“ echten Kunstwerke so unbehelligt bleiben, wie sie es heute sind. Es würde selbst von unzüchtigen Kunstwerken (ich brauche die Eingeweihten nur an Giulio Romano und Kaulbach zu erinnern) allein der öffentliche Verkauf von Reproduktionen verboten bleiben, wie er's längst ist. Aber wir würden die tausend Schmutzgebilde los, die sich jetzt von der Kunst ihre Mäntel leihen und dann oft so sittsam aussehn, daß sie sich mit Paragraphen nicht einfangen lassen.

Ein ärgerlicher Fall ist neulich in Bochum geschehn. Das dortige „Volksblatt“ hatte Zolas „Arbeit“ und damit auch das Kapitel abgedruckt, in dem der Arbeiter Ragu die Frau eines Fabrikbesitzers vergewaltigt. Das ganze Werk ist nichts weniger als lüstern, auch dieses Kapitel ist's nicht, unbestreitbar jedoch kann dieses eine auf Menschen lüstern wirken, die es nur stofflich und nicht im Zusammenhang mit dem Ganzen lesen. Das Gericht kam nur zu einer Geldstrafe von 20 Mark, aber zu einer Verurteilung doch immerhin. Daß der Redakteur an eine Spekulation mit Lüsternheit gar nicht gedacht hatte, ist für mich vollkommen sicher. Was sollte er tun? Dieses einen Kapitels wegen den ganzen Roman nicht bringen? Der war ein von Leben strotzendes ehrliches Kunstwerk und dabei für seinen Leserkreis ganz besonders geeignet! Oder das gefährliche Kapitel weglassen? Das geht natürlich einem Manne von literarischem Gewissen auch gegen den Strich. So lange die Verhältnisse liegen wie heut, würde ich für den

Digitized by Google

Abdruck in Zeitungen, also in Absätzen, raten: statt solcher Kapitel eine kurze selbstgeschriebene Überleitung zu geben. Die könnte kurz und polizeilich unanfechtbar sagen: das Kapitel, das jetzt „eigentlich“ kommt, dürfen wir nicht abdrucken, was darin für das Verständnis des Folgenden notwendig ist, geben wir hier in ein paar Sätzen. Gewiß, „schön ist anders“, aber das kleinere Übel wäre doch dies. A

Bildung und Schule

Die Gebirgsschule

Von einer kleinen Haltestelle aus, zu der uns der „Bummelzug“ brachte (die Schnellzüge fahren hochmütig vorbei), sind wir stundenlang talaufwärts gewandert, teils an den Berglehnen hin, teils den rauschenden Gießbach entlang, allmählich uns verabschiedend von der sonnigen Talweite, die noch modernen Fortschritt kennt, immer tiefer in die Bergeinsamkeit. Wir wanderten ungestört, niemand kam uns nach, niemand ist uns begegnet. Vor einem der wenigen Bauernhöfe an der Straße spielten Kinder, die aber scheu davonliefen, als sie uns sahen. Einige der Höfe stehen verlassen seit Jahr und Tag und warten auf den Verfall. Der fürstliche Jagdinhaber hat ihre Besitzer „hinausprozessiert“. Immer tiefer ziehen sich die Wälder nach dem Talgrunde, immer enger schließen die Talseiten sich zusammen. Da endlich, nachdem uns die vielen „Reibungen“ der Straße gar oft schon vergebens hatten hoffen lassen, das Ziel zu sehen, liegt es vor uns: das kleine Schulhaus dieser Einöde. Es besteht nur aus einem erhöhten Erdgeschoß mit kleiner Mansarde. Den Mann, der hier haust, stört keine Nachbarschaft. Die Häuser der Umgebung liegen weit verstreut, meist an den Hängen der Sonnenseite des Tals. Wir kommen zur rechten Zeit, um die Schüler beobachten zu können; denn es ist eben Mittagspause. Mit Spiel und Plaudern und „Ranggeln“ (Ringen) vertreiben sie sich die Zeit und verzehren dabei ihr Mittagsbrot: ein schwarzes „Trumm“ Roggenbrot, glücklichere haben wohl auch „Nudel“ oder „Krapfen“ mitbekommen, und Milch, die sie aus Blechgefäßen trinken. Zum wirklichen Essen ist weder Zeit noch Gelegenheit. Um zwölf Uhr beginnt der Unterricht wieder, er schließt um zwei, denn die Wege sind weit, zwei- bis dreistündige Entfernungen sind keine Seltenheit, die Dämmerung beginnt bald, sinkt doch Mitte August um vier Uhr schon die Sonne hinter die Berge. — Unter den Kindern fallen uns viele auf mit großem Kopf und kleinem aufgedunsenen Körper. Es sind — unfreiwillige Schnapstrinker: als sie noch in der Wiege lagen, tauchte man ihnen den Schnuller in Branntwein, auf daß die Eltern ungestört auf dem Felde arbeiten könnten, indes ihr Kind daheim „schlief“. — Inmitten des Rasenplatzes an der Straße ist ein Teich angelegt, in der Nähe steht ein primitives grobästiges Klettergerüst, die Hauswand entlang läuft eine lange Bank — lauter Arbeiten des Lehrers. Der spielt heute nicht wie sonst mit den Kindern, sondern liest in einer Zeitschrift. Ein Kollege hat sie ihm zugeschickt. Er ist ganz vertieft in diese Aufsätze, die von einer neuen Bewegung auf dem Gebiete des Schulwesens sprechen, von Erfolgen trefflicher Ideen, aber auch von mancherlei Kämpfen. Und immer wieder stößt er auf ein Wort, das für ihn einen fremd-seltsamen Klang hat und das er doch — er weiß es — nimmer vergessen wird: Schulreform. Seine

Digitized by Google

Schule und Schulreform! Notwendigkeit und Unmöglichkeit! Er lacht bitter in sich hinein und muß doch immer wieder an das Suchen und Arbeiten denken, das seine Kollegen da weit draußen, wo die Welt sonnig und weit ist, genießen können. Diese Gedanken werden ihn nicht mehr verlassen, sie werden zu ihm sprechen, wenn er inmitten seiner armen Schülerschar steht, sie werden ihm Gesellschaft leisten den dunklen Winter hindurch, wenn Stürme und Massen von Schnee ihn gefangensetzen und oft viele Tage hindurch keines Kindes Fuß das Schulhaus betritt.

Ich spreche nicht von einem einzelnen. Dieser Lehrer bildet zusammen mit seinen Schülern, mit den Eltern der Schüler, mit der Landschaft einen Typus, den Typus der Gebirgsschule. Das Verhältnis des Gebirgsbauern zur Geistesbildung ist heute noch von besonderer Art. Der Lehrer erscheint dem Bauern ein Eindringling in sein Gebiet, ein Störenfried und vollends wird er als Feind empfunden, wenn er gezwungen ist, den Bauern an die Schulpflicht seiner Kinder zu mahnen. Die Kinder der Gebirgsschule sind intellektuell und psychologisch durchaus verschieden von denen des offenen Landes. Ihr Gemütsleben hat sich in Weltabgeschlossenheit eigenartig gestaltet, ihre geistigen Fähigkeiten sind aber meist sehr schwach entwickelt beim Schuleintritt. Der Wort- und Vorstellungsschatz ist dürftig (man bedenke zum Beispiel, daß viele Kinder die Eisenbahn nur vom Hörensagen kennen). Dieser Jugend soll nun der Lehrer im großen und ganzen denselben Wissensstoff der Volksschule beibringen wie sein Kollege draußen den Kindern des offenen Landes. Dabei hat dieser Lehrer der Gebirgsschule während seiner Studienzeit die Freuden und Vorteile kennen gelernt, die der Fortschritt unsrer Zeit bietet und hat sich ebenso an ihnen erquickt wie seine Amtsgenossen „draußen“. Nun gilt es, fernab von der Welt die ganze Energie aufzubieten, um die schwer bildsamen Kräfte dieser armen Jugend zu entwickeln. So nimmt der tüchtige Gebirgsschullehrer einen Rang ein, der nur mit unendlich viel Selbstverleugnung, Entsagung und Liebe erreicht werden kann.

Die Gebirgsschule, die doch ganzen Ländern das Gepräge gibt, wurde von der modernen Schulreform bisher nicht beachtet. Weder nach der psychologischen und didaktischen Seite hin, noch in hygienischer und ästhetischer Beziehung. Und wieviel gäb es doch hier zu tun und wie notwendig wären gerade hier Reformen! Die Schulreform muß doch nach Gleichmaß streben! Es bedarf keines besonderen Scharfblicks, um zu erkennen, daß zwischen modernem Fortschritt und weltfernem Bauerntum eine Kluft gähnt. Sie wird noch größer werden, wenn die moderne Schulreform noch länger die Gebirgsschule unberücksichtigt läßt. Eine reformierende Arbeit an der Gebirgsschule käme deshalb mittelbar der Gesamtkultur des deutschen Volkes zugute. Die Einheit des deutschen Volkstums ist ja nicht denkbar ohne den deutschen Gebirgsbauern.

Und wie ist zu helfen? Zunächst kommt es darauf an, daß eine möglichst enge und regsame Verbindung mit den Gebirgsschullehrern von den Zentren der Schulreform aus geschaffen wird. Aus dem Zusammenarbeiten heraus werden sich Erkenntnisse und Er-

Digitized by Google

fahrungen gewinnen lassen, aus denen sich Vorschläge an die Regierungen ergeben werden. Großstadt, flaches Land und Gebirge müssen sich, jedes im Gebrauch seiner besonderen Kräfte, doch zu einem Organismus zusammenfinden, dessen Teile sich helfen können.

Ludwig Praehauser

Lebende Worte

Kunst und Leben

Es genügt bei einem Kunstwerk nicht bloß die ästhetische Befriedigung; unsere eigene Existenz muß eine gewisse Vermehrung aus ihm ziehen. Man muß sich sagen, es würde eine Lücke in uns entstehen, wenn dieses Werk fehlte.

Herman Grimm

■

Ein echtes Kunstwerk vollbringt das, daß in dem Bewußtsein des Empfangenden die Trennung zwischen ihm und dem Künstler aufgehoben wird, und nicht nur zwischen ihm und dem Künstler, sondern zwischen ihm und allen Menschen, die dasselbe Kunstwerk genießen. In dieser Befreiung der Persönlichkeit aus ihrer Absonderung von anderen Menschen, aus ihrer Einsamkeit, in dieser Zusammenschmelzung einer Persönlichkeit mit anderen ist auch die hauptsächlichste Anziehungskraft und Eigenschaft der Kunst enthalten.

Leo N. Tolstoi

■

Vor allem hat sie (die Kunst) durch Jahrtausende hindurch gelehrt, mit Interesse und Lust auf das Leben in jeder Gestalt zu sehen, und unsere Empfindung so weit zu bringen, daß wir endlich rufen: „Wie es auch sei, das Leben, es ist gut.“ Friedrich Nietzsche

Unsre Bilder und Noten

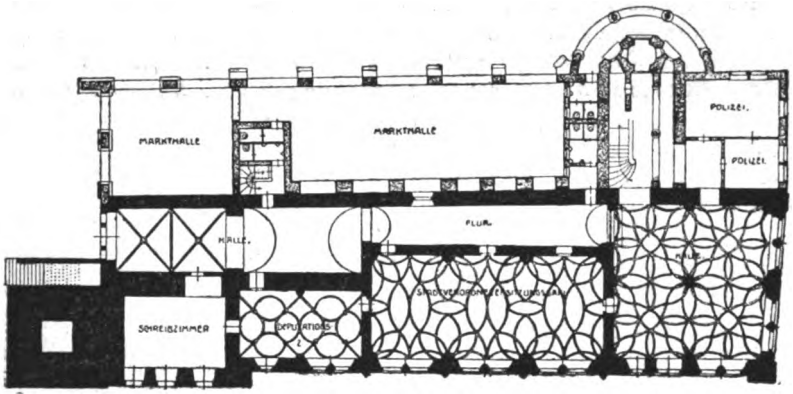
Das Alpenseebild von P. Schad-Rossa, der jetzt in Künstlerkreisen viel Interesse erregt, zeigt den eigentümlichen technischen Versuch, die Luft- und Fernwirkung durch feine Strichelung zu erzielen. Um sie beurteilen zu können, muß man das Bild natürlich in größerer Entfernung aufstellen, so daß man der hellen Striche als solcher nicht mehr gewahr wird. All diese Versuche mit Strichen und Linien vom Pointillarismus bis zu Segantini haben ja ein und dieselbe Grundlage: eine farbige Fläche wirkt anders, wenn die Farbelemente sich erst im Auge mischen, als wenn sie schon auf dem Bilde selbst gemischt sind, anders, und zwar: gemäßer der Wirklichkeit, frischer, nicht als „Sauce“, sondern wirklich als lebendiger Lichteindruck. Das werden unsre Leser auch vor Schad-Rossas Bilde vom Hechtsee empfinden, sobald sie sich's in den nötigen Abstand gerückt haben.

Vor dem Lützowschen Offizier von Paul Poetzsch könnten wir zunächst wieder ein Klagelied über die Vierfarbendrucknöte anstimmen; nicht nur charity, sondern alles Gute soll ja at home beginnen, also auch jene Kritik, die produktiv ist, weil sie im Sehen übt. Poetzschs Bild ist, rein koloristisch genommen, eine Farbensymphonie in Grün, aber gerade die Feinheiten hat das photomechanische Verfahren trotz aller Mühe zumal des Druckers nicht tadellos herausgebracht. Dies zugebend, bekommen wir den Kopf zur Freude an dem Guten frei, das von den Mängeln der Reproduktion doch nicht „untergekriegt“ ist, und besonders bei einer

Digitized by Google

Betrachtung aus der Ferne wieder auftaucht. Man denkt an Kersting, Poetzschs kleines Gemälde ist aber keine Imitation.

Die Bilder vom Rathause zu Löwenberg in Schlesien möchten die Leser auf eine ungewöhnlich feine Baulösung aufmerksam machen; wir verdanken sie dem Architekten Hans Pölzig, der jetzt außerordentlich glücklich in Breslau wirkt. Über die Situation unterrichtet der beigedruckte Grundriß:



ERDGESCHOSS.

Die hier schwarz gezeichneten Teile des Baues sind alt, aber erneuert, die hell wiedergegebenen sind neu, und eben sie zeigen wir im Bild. Die „Lauben" sind also Markthallen, der halbrunde Turm steht vor der Treppe, daneben sind die Polizeistuben. An Stelle dieses Anbaus standen früher häßliche und verwahrloste sogenannte Kramhäuser, nur das westlichste davon zeigte einen einfachen aber charakteristischen Renaissancegiebel, und dieser wurde denn auch beim Umbau im wesentlichen wieder so aufgeführt. Konnte die eigenartige Aufgabe wohl besser gelöst werden? Pölzigs Werk zeigt wie gar nicht viele moderne Baulösungen das ganz innige Zusammenarbeiten von Gedanken und Phantasie, und wir glauben, daß Löwenberg sich noch nach Jahrhunderten dieser köstlich malerischen und dabei durchaus zweckentsprechenden Raumschöpfung freuen wird.

Die Bildchen, die in den Text dieses Heftes gestreut sind, sollen auf die kleine Bücherfolge „Deutsches Land und Volk" aufmerksam machen, eine Anthologie in „Lied, Spruch und Prosa-Schilderung", die Rektor Dr. Wohlraber bei Gebauer-Schwetschke in Halle herausgibt, in Einzelbändchen, deren jedes einer deutschen Landschaft gewidmet ist. Wer solch ein Bändchen nicht mit in die Sommerfrische genommen hat, wird nach der Heimkehr noch gern in ihm blättern.

Hat es wirklich einen Zweck unsre Leser daran zu erinnern, daß es einen Mozart gegeben hat? Jetzt, wo alles durch Salzburg reist? Jetzt, wo die Städte uns zu Mozart-Festspielen locken? Und doch — Hand aufs Herz — wie viele unter unsern Musikfreunden haben das in der Notenbeilage dieses Heftes enthaltene „himmlische" Larghetto aus dem Klavierkonzert in C-moll (K. V. 491) gekannt, das wir ihnen in einem Auszug, das heißt aus den virtuosen Zutaten herausgeschält in einer von Th. Veidl besorgten Einrichtung für zwei Hände darbieten? Es kündet

Digitized by Google

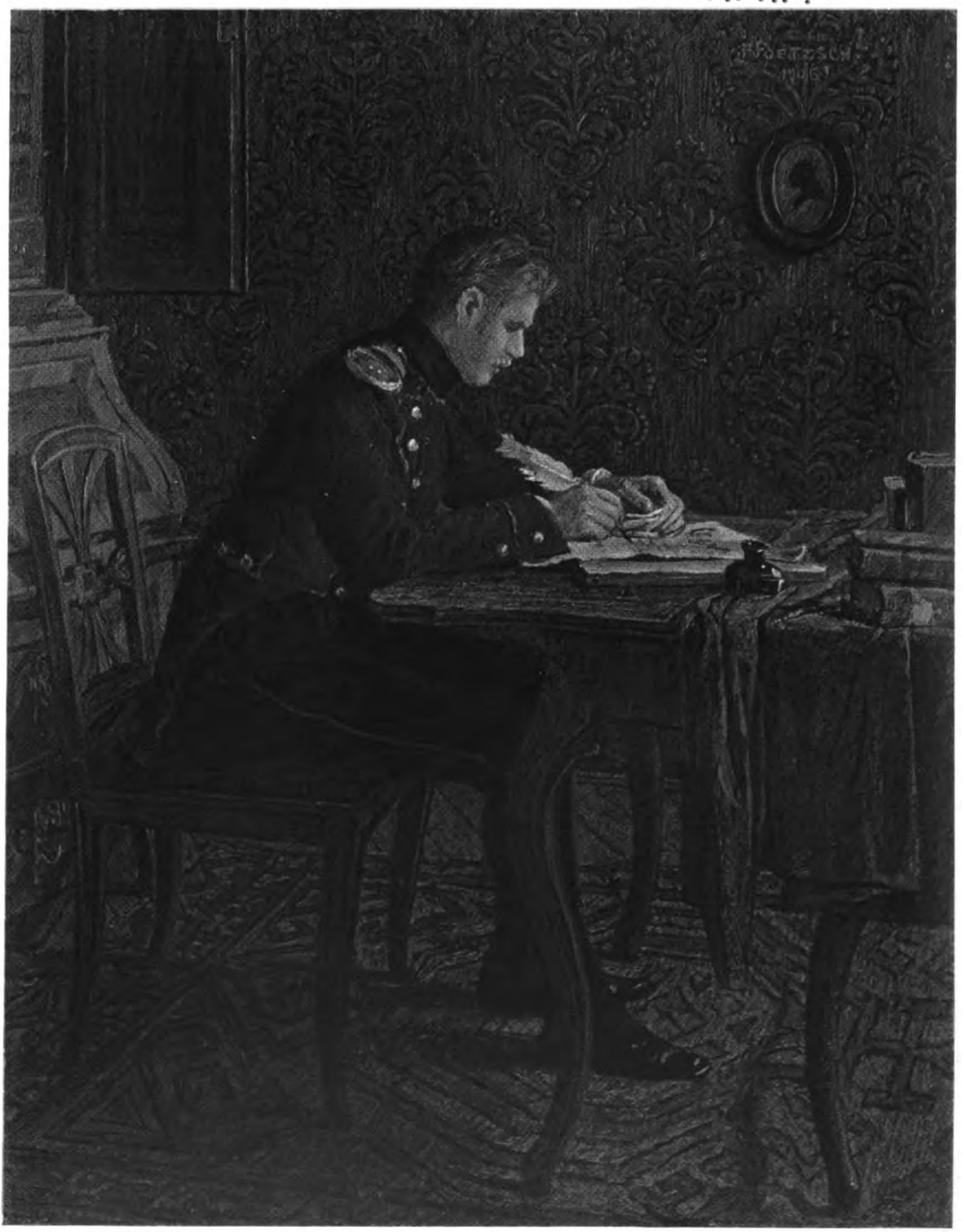
Mozart den Melodiker. Es legt sich wie ein klingender Balsam auf die Seele. Freilich darf man's nicht klimpern, sondern muß es auf dem Flügel „singen". Darum gehört ein weiches, klangvolles, feinfühliges Instrument dazu. Man fühlt bei dieser Melodie so recht, was Wagner von Mozart sagt: „Er hauchte den Instrumenten den sehnsuchtsvollen Atem der menschlichen Stimme ein." — Das altdeutsche Volkslied „Wo find ich deines Vaters Haus" wird in der Komposition von Johannes Brahms häufig gesungen. Wir geben es hier zu seiner köstlichen Originalmelodie aus dem 16. Jahrhundert mit dem Klaviersatz von A. J. Boruttau. — Den Lauten- und Gitarrespielern endlich sei das liebliche Liedchen Reichardts in einem leichten Satz von K. Anton dargebracht.

B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA



AUS DEM KUNSTWART

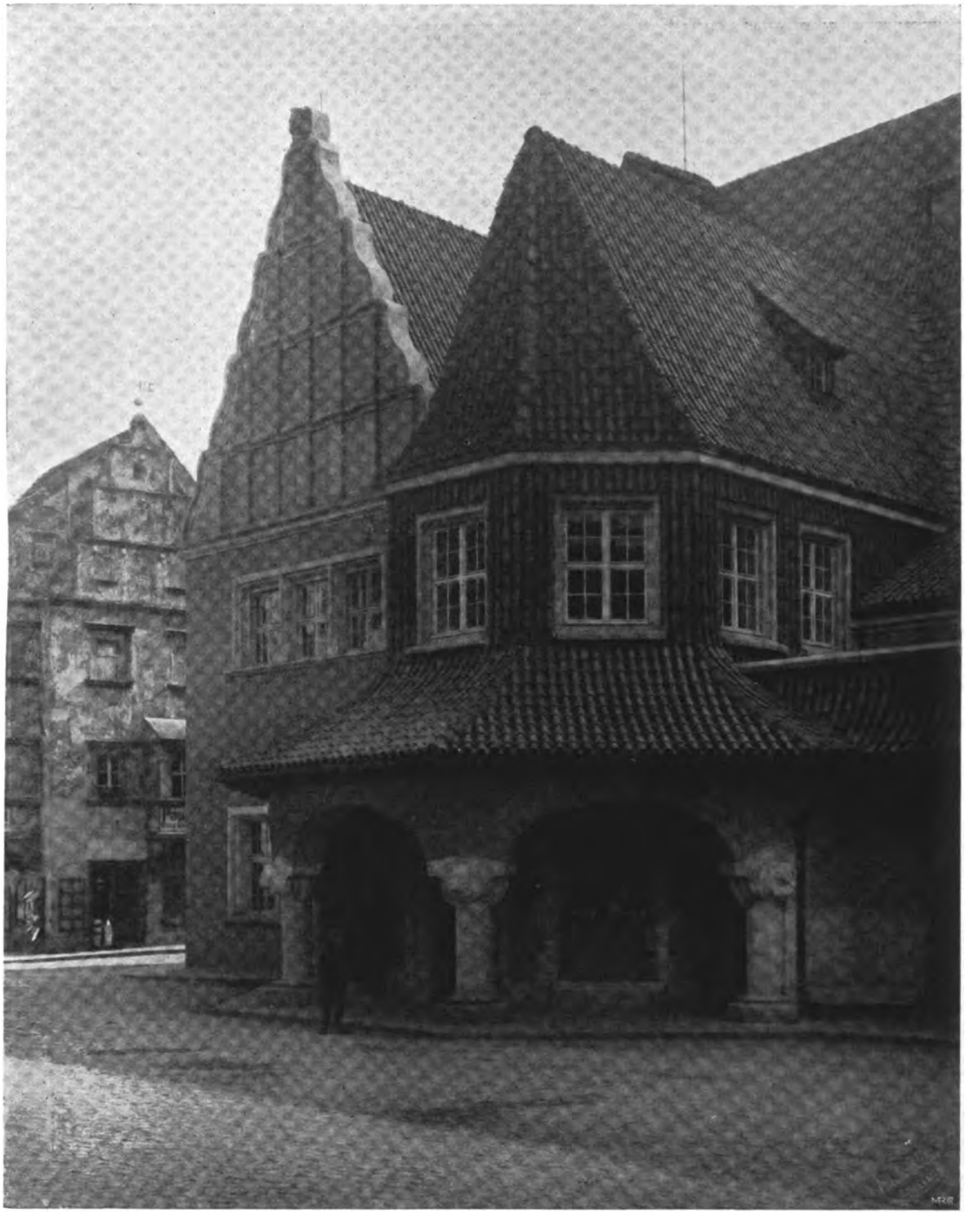
PAUL POETZSCH

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

DAS RATHAUS ZU LÖWENBERG (ARCHITEKT H. POELZIG)



AUS DEM KUNSTWART

NORDÖSTLICHES UND TREPPENHAUS

Digitized by Google

DAS RATHAUS ZU LÖWENBERG (ARCHITEKT H. POELZIG)

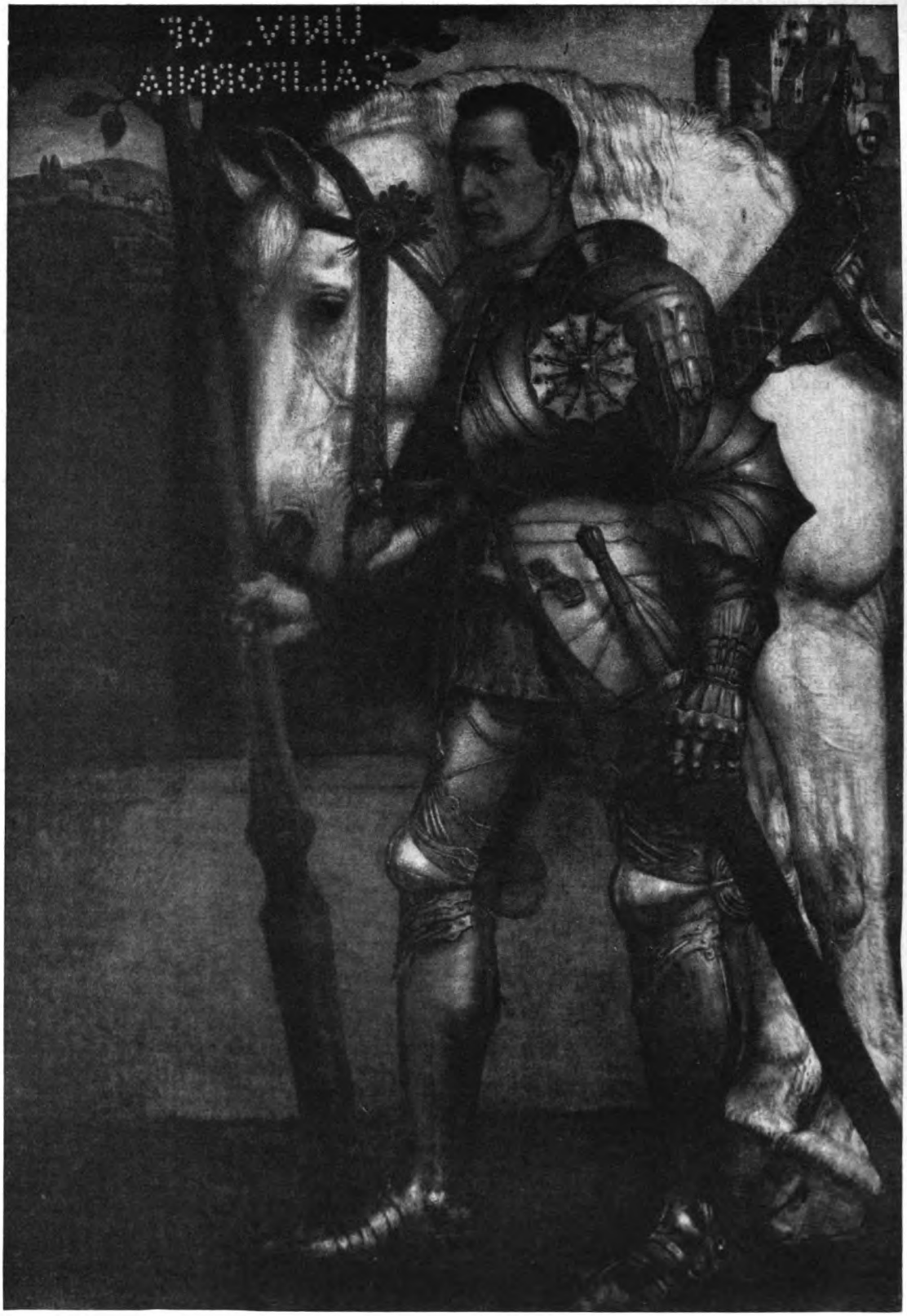
AUS DEM KUNSTWART

ANSICHT VON NORDWESTEN

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

FRITZ BOEHLE

Digitized by Google

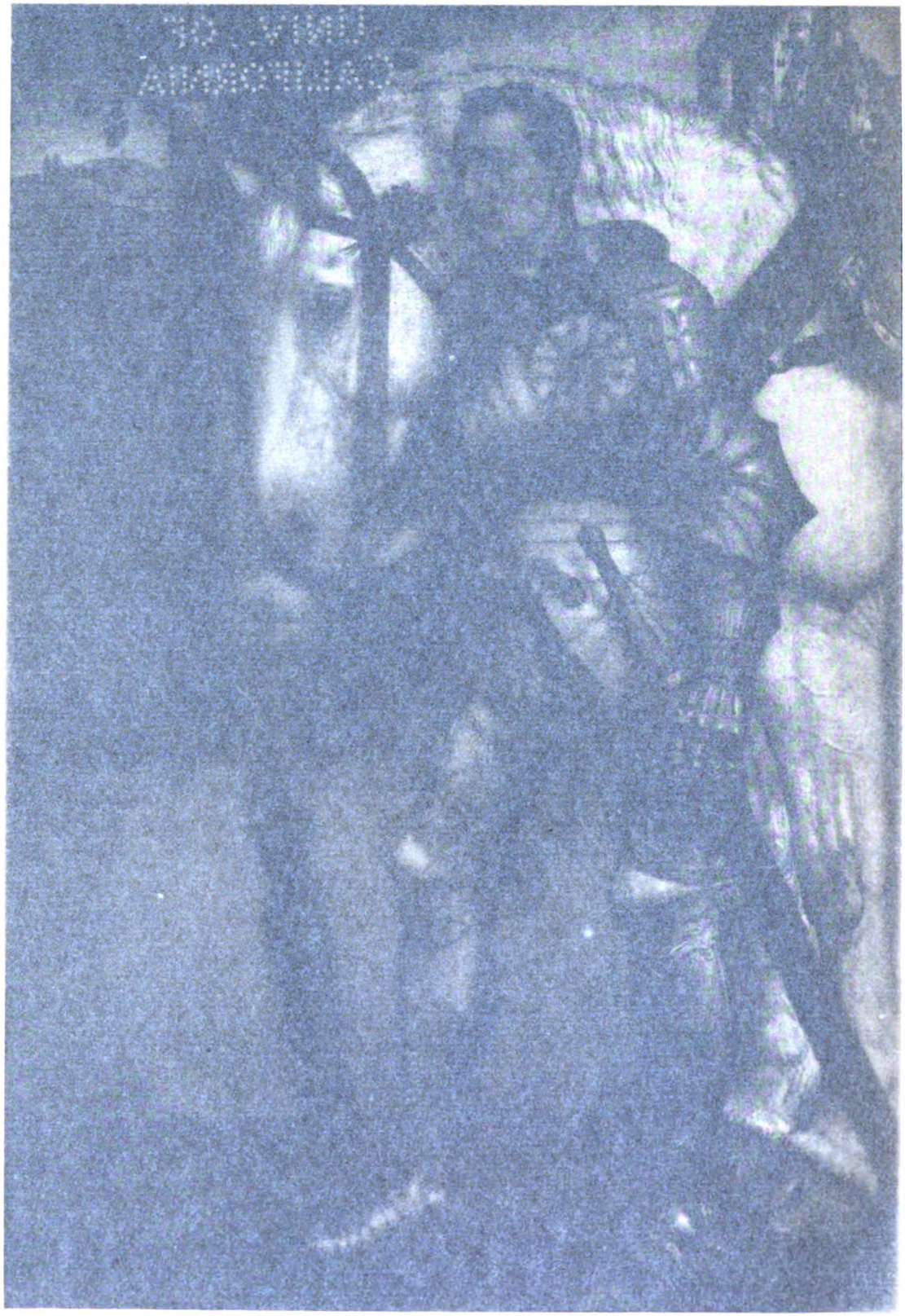
[illegible] 24 [illegible] 1911 [illegible]

Fritz Boehle

D[illegible] der deutschen [illegible] in Frankfurt [illegible] Institut [illegible] hausen. In en[illegible] erzählt man [illegible] einer derer hinter Wärdes und hinter Hil[illegible] von seiner Kunst spricht man von seinem [illegible] Sonderlingtum. Debattiert man von [illegible] daß leuchtenden Auges ein Prophet [illegible] hebt: dieser Genannte sei nicht [illegible] schon des Erzieher-Rembrandts [illegible] gewesen und werde künftigen [illegible] Tage wie ganz Europiens und [illegible] dastehn. „Was ihr niemals überschätzt [illegible] ernst nimmt, sollte auch an solchen [illegible] beisehen, bevor er den Keim erkennt, [illegible] nicht alle nur Schwärmer, die [illegible] doch befremdende Begeisterung für [illegible] nicht bloß auf aufgeredete Suggerierbarkeit, [illegible] weisen, daß hier einer schon mit vollem [illegible] hat, was uns andern noch stumm und dunkel blieb. [illegible] kann der Schwärmer uns [illegible] und Führer sein, ob wir [illegible] von ihm Gepriesene nicht in [illegible] Größe aufragen [illegible] wie er. Wozu überhaupt all dies [illegible] „Größer“ und „Größ[illegible] und „Allergrößt“? Wenn selbst die Nachwelt oder die Nachwelten bei kunstgeschichtlichen Gipfelvergleichungen aus ihren freien Fernen sehr verschiedene Angaben machen, so sind wir von der Mitwelt, wir mitten in den Vorbergen, gar nicht erst verpflichtet, uns darum zu mühen. Nicht die Distanzabschätzung zwischen den Großen unter sich ist für uns wichtig, sondern das [illegible] daß wir überhaupt zu den Großen kommen. Und [illegible] freie [illegible] geistert sind, da dürfen wir immerhin [illegible] stens vermuten. Also gehen wir [illegible] an Ort und Stelle nachzureden, sondern um mit eig[illegible] gibt es hier für uns Großes?

Auch wer zu Boehle will, wird gut d[illegible] von all[illegible] Gedanken an alles, was er von [illegible] Tor zu führen, wie sich das irgend gefallen lassen. [illegible] Künstler erst aus der kunstkritischen Untersuchung [illegible] glaubt, so gilt ja sicherlich eines von beiden: entweder ist [illegible] Ich, ist keine „Natur“ im höchsten Sinne [illegible] Nach[illegible] und Mitmacher, wenn schon [illegible] sein, ein [illegible] gesch[illegible] oder: der Beschauer er[illegible] Inneres [illegible] nur d[illegible] der andern auf ihm, [illegible] selber.

Un[illegible] mitten in Boehles Werke! [illegible] Zeit[illegible] nur wenige von denen [illegible]



AUS DEM KUNSTWART

FRITZ B

Digitized by Google

Jahrg. 24 Erstes Septemberheft 1911 Heft 23

Fritz Boehle

Den breiteren Ringen der deutschen Bildung ist Fritz Boehle noch heutigestags höchstens in Frankfurt und Umgebung bekannt, da seine Bilder im Staedelschen Institut in einer Art Ehrenwohnung hausen. In engeren Kreisen erzählt man sich einiges von ihm: er sei einer derer hinter Marées und hinter Hildebrand, fast mehr aber als von seiner Kunst spricht man von seinem wirklichen oder angeblichen Sonderlingtum. Debattiert man von ihm, so kann indessen geschehen, daß leuchtenden Auges ein Prophet hinzutritt und seine Stimme erhebt: dieser Genannte sei nicht nur groß, sondern der größte, er sei schon des Erzieher-Rembrandts „heimlicher Kaiser" der deutschen Kunst gewesen und werde künftigen Zeiten als der gewaltigste Bildner unsrer Tage wie ganz Europiens und der an- und nichtangrenzenden Gelände dastehn. „Was ihr niemals überschätzt, habt ihr nie begriffen" — wer's ernst nimmt, sollte auch an solchen Überschwänglichkeiten nicht vorbeisehen, bevor er den Keim erkennt, der hier getrieben hat. Sind doch nicht alle nur Schwärmer, die gelegentlich einmal schwärmen. Kann doch befremdende Begeisterung für eine Sache oder eine Person nicht bloß auf aufgeredete Suggeriertheit, sondern auch darauf hinweisen, daß hier einer schon mit vollem Nacherleben aufgenommen hat, was uns andern noch stumm und dunkel blieb. Ist dem so, dann kann der Schwärmer uns Wegweiser und Führer sein, ob wir auch das von ihm Gepriesene nicht in ebenso gewaltiger Größe aufragen sehen wie er. Wozu überhaupt all dies Messen, dieses „Größer" und „Größt" und „Allergrößt"? Wenn selbst die Nachwelt oder die Nachwelten bei kunstgeschichtlichen Gipfelvergleichungen aus ihren freien Fernen sehr verschiedene Angaben machen, so sind wir von der Mitwelt, wir mitten in den Vorbergen, gar nicht erst verpflichtet, uns darum zu mühen. Nicht die Distanzabschätzung zwischen den Großen unter sich ist für uns wichtig, sondern das ist es: daß wir überhaupt zu den Großen kommen. Und wo reife und freie Menschen begeistert sind, da dürfen wir immerhin einen Hauch ihres Geistes wenigstens vermuten. Also gehen wir hin. Nicht, um an Ort und Stelle nachzureden, sondern um mit eignen Augen zu fragen: gibt es hier für uns Großes?

Auch wer zu Boehle will, wird gut daran tun, zunächst einmal von allen Gedanken an alles, was er von ihm gehört, so viele vors Tor zu führen, wie sich das irgend gefallen lassen. Wenn jemand einen Künstler erst aus der kunstkritischen Untersuchung her zu verstehen glaubt, so gilt ja sicherlich eines von beiden: entweder der Künstler ist kein starkes Ich, ist keine „Natur" im höchsten Sinne, ist nur ein Nachgeher und Mitmacher, wenn schon, mag sein, ein ehrlicher und geschickter — oder: der Beschauer erfaßt sein Inneres nicht, er sieht nur die Reflexe der andern auf ihm, nicht ihn selber.

Und nun mitten in Boehles Werke! Freilich, wir können in einem Zeitschriftenheft nur wenige von denen abbilden, auf die wir da

Digitized by Google

weisen müssen.* Wer Reproduktionen wenigstens von den hier erwähnten mit den folgenden Worten vergleichen will, der findet sie alle in der „Boehle-Mappe“ des Kunstwarts. Nach dieser ist auch eine kleine „Boehle-Gabe“ herausgekommen, die aber natürlich nur wenige Bilder zeigen kann.

„Pferde bei der Fütterung.“ „Pferde bei der Tränke.“ „Pferde in der Schwemme.“ Pferde ackernd, Wagen ziehend, treidelnd, den Reiter tragend, Pferde reiterlos in freiem Schritt. Verweilen wir ein wenig bei Boehles Pferden. Was sie tun, das tun sie auch wirklich, das ist eins. Das versteht sich, scheint es, so ganz von selber wie das zweite: seine Pferde sind Pferde. Und doch versteht sich beides nicht von selbst, denn es gibt in unsrer Kunst ja sehr viel in Pferde gesteckte Menschenseelen, Malerseelen, Gemütsmenschenseelen, die uns in Tiergestalten etwas vorspielen. Sowie Pferde, die geheim dressiert sind, menschlich zu tun, und viele täuschen mögen, wie weiland der „kluge Hans“. Also: Boehles Pferde sind Tiere. Man beachte, wie sie fressen, wie sie das Wasser schlürfen, wie sie sich anstrengen, wie sie beim Ausruhn stehn, wie sie müde heimkehren, wie sie sich freuen, man prüfe den Gesichtsausdruck der Liebe zum Herrn auf dem Pferdekopf in dem Gemälde des stehenden jungen Ritters — *es ist nicht die leiseste Fälschung durch Menschentum dabei*. Aber nun: das rein Animalische in ihnen erscheint uns nicht etwa niedrig. Wer nach gesammeltem Verweilen bei Boehleschen Pferden zu Pferden der Wirklichkeit kommt, dem kann zumut werden, als sei ihm eine neue Brücke zu diesen hin gebaut. Als säh er in ihnen nun nicht mehr dieses oder jenes unwichtige Einzelwesen, sondern die trotz all unserm Wissen doch unbekannte, für sich und in sich lebende stumme Kreatur „Pferd“ überhaupt, in der mit Schweigen und Geheimnis die Seele des Alls noch näher am Urborn des Lebens fließt, als in uns.

Die vollendete *Kenntnis* des Tierischen und das *Nachfühlen* seiner seelischen Regungen erzeugt diese Wirkung nicht allein. Die *Liebe* zum Tierischen gehört dazu. Aber auch diese Geschwisterschaft gibt ja für solche Bilder doch erst den Gehalt; Verständnis und Liebe zum Tierischen sind Eigenschaften des *Menschen* Boehle. Der *Künstler* beginnt, wo die Übertragung dieses Gehalts auf den Beschauer beginnt. Von Boehle *wird* er übertragen, und zwar mit starken, großen, ruhigen Wohlgefühlen.

Großgefühltes zu übertragen verlangt: Hervorhebung des Wesentlichen, Ausschaltung des Gleichgültigen, Großschauen im Gestalten, Zusammenschließung des Mannigfaltigen und Auseinanderstrebenden zur harmonischen Einheitlichkeit.

Erstens: Was ist für Boehle wesentlich, was unwesentlich? Einem,

* Wir erinnern an die bereits früher im Kunstwart veröffentlichten Reproduktionen nach Gemälden und Radierungen Boehles: „Bauern einen Baum pflanzend“ (Rad.) XXI, 21; „Europa“ (Gemälde) XXII, 5; „Der heilige Georg“ (Rad.) XXII, 5; „Schiffer auf dem Main“ (Rad.) XXII, 5; „Der heilige Antonius“ (Rad.) XXIII, 14; „Der heilige Hieronymus“ (Rad.) XXIII, 14; „Der Markt“ (Rad.) XXIII, 14; „St. Christophorus“ (Gemälde) XXIV, 6.

Digitized by Google

der mit Ehrfurcht vor dem Seienden steht, ist unwesentlich nichts, was für das Sein, das Dasein der Dinge selber wichtig ist, am wenigsten, wenn in seiner überlieferten Gestalt zugleich die Arbeit und Gesinnung von Geschlechtern lebt. So „stimmt" bei Boehle Knochen, Muskel und sogar Schorf, Hut und Schuh, Zaumzeug und Hufbeschlag. Sehr im Gegensatz zu den Nur-Koloristen und Luministen, denen die Dinge an sich gleichgültig und nur wichtig sind als Träger von Farbe und Licht. Aber auch sehr im Gegensatz zu den Idealisten und Stilisten älterer deutscher Art, die solche Dinge als Erdenpeinlichkeiten empfanden. Zu den Idealisten und Stilisten freilich gehört auch er. Nur: er versucht in seinen wertvollsten, seinen eigentlichen Meisterschöpfungen nicht, eine fremde Schönheit irgendwoher zu holen und den Dingen überzuziehn, sondern die Schönheit herauszustellen, die das Auge des Künstlers, wenn es wirklich interessiert ist, in jedem natürlichen Dinge sieht bei dem, was es mit Lust betont. Also bei Boehle: aus dem Pferde gerade das Pferdische, aus dem Bauern das Bäurische, aus der Landschaft das Landschaftliche, das er darin mit freudevoller Teilnahme sieht.

Zweitens: Ausschaltung des Gleichgültigen. Man wird bei Boehle kaum je etwas finden, was bloß redet, aber nichts sagt. Kaum je das Geringste, was bloß äußerlich füllt oder bloß schmückt. Kompositionell: kein Stück mehr, als zu dem gewollten Eindruck gebraucht wird, anders gesagt: keinen Teil, der nicht Beziehungen zu den andern Teilen hat. Tut's der Kopf, nur den Kopf, tut's der Vorderleib, nur ihn. Von Umgebung und Hintergrund allein das Unentbehrliche, und dieses stets in einer seelisch charakteristischen oder aber: in einer Linie, Fläche, Raum gebenden Beziehung. Wenn nichts da ist, was sich nicht auf anderes bezieht, so ist keine Stelle leer.

Drittens: Großschauen im Gestalten. Die Beschränkung des Bildraumes macht nicht nur das Wiedergegebene äußerlich so groß wie möglich im Bild, sondern auch innerlich, denn es steigert seine relative Bedeutung wie im Raum, so auch in dem künstlerischen Akt, der unser Bewußtsein in Anspruch nimmt. Aber damit und mit dem sonst Erwähnten ist die Wirkung der Großheit doch noch nicht verbürgt. Auch nicht, wenn man Boehles Vorliebe für kräftig entwickelte Organismen dazunimmt. Das Großsehen zeigt sich weiter in dem Vereinfachen verwickelter und dem Zusammenziehn benachbarter kleiner Formen. Wo nur ein Dasein gegeben wird, hat die Lichtführung meist eine einzige Höhe (gern einen Schimmel, wie bei Wouwerman) oder aber: sie streut in einem Nebeneinander viele geringe Kontraste ziemlich gleichmäßig übers ganze Bild. Dagegen: wo eine Erregtheit sich spiegelt, entwickeln sich breite Nebenhelligkeiten, die dann wohl auch mit lebhaften Umrissen starke Bewegungsgefühle anregen. (Das gilt natürlich nur von den Gemälden, die Radierungen folgen andern Gesetzen.) Boehles Kolorit ist meist auf wenige große, gehaltene Töne vereinfacht.

Viertens: Zusammenschließen zur Ruhe. Auch in diesen Fällen der innern Bewegung, zum Beispiel beim Christophorus mit seinem Lichtaufruhr, bei der Europa (wo das Licht seiner Hauptmasse, dem Stier voraufschäumt), dem reitenden Ritter (wo das Licht in den Wol-

Digitized by Google

ken über die Sammelmasse des Lichts im Pferd wie eine Fanfare tönt) — bei all diesen Bildern, wo die Erregtheit der Stimmung sich ganz wesentlich in der Erregtheit der Lichtführung ausdrückt, oder im Kreuzigungsbild (wo das Licht diagonal auf die Gestalt der Maria abstürzt und mit ihr gleichsam hinfällt) — es bleibt doch stets das Gefühl: daß der Vorgang sich innerhalb des Bildes auslebt. Er greift nicht aus dem Bilde nach uns hinaus. Das Beziehen aller Teile aufeinander durch Assoziationen und Bewegungsgefühle ist ein Mittel dazu. Das Abwägen der Licht- und Farbenmassen gegeneinander ein zweites. Ein drittes: das Mäßigen aller Bewegungen, der Glieder sowohl wie des Gesichts. In Boehles Griffelkunst spricht man auch nicht viel, in Boehles Gemälden nie: kaum, daß der tieferregte Christophorus den Mund öffnet. Man denkt an die gemessene griechische Antike. Es ist nichts zu erwarten, als was gegeben ist, Zustand, keine Spannung. Der Gegensatz zur Anekdotenerzählung ist bis zum letzten durchgeführt.

Von Boehles Tieren sprachen wir schon. Was von ihnen, gilt von seinen Bauern und dem, was sie treiben: sie sind das und sie tun das. Fränkische Bauern, Arbeitsleute, Schiffer, typisch in Gestalt, Tracht und Wesen. Und gilt von seiner Landschaft, mittel- und niederdeutscher Landschaft, gern am Fluß: in jedem Stück ist sie „echt". Aber das ist nicht durch Abmalen erstrebt. Der hier schafft, erlebt das einfache Dasein dieser Menschen mit diesen Tieren in diesen Landschaften wie einer ihresgleichen innerlichst mit. Der hier schafft, empfindet dabei die Zusammengehörigkeit von Mensch, Tier, Halm, Baum, Scholle, Fluß so stark, als wäre eigentlich nur der Bewußtseinsgrad in diesen Teilen einer großen Einheit dunkler oder heller. Aus solchem Mitlebens-Gefühl vereinfachend, verdichtend stilisiert er auf dieses ihm Wesentliche hin. Hügel und Tal, Ochs und Pferd, und vor allem der Mensch wachsen aus sich ins Bedeutsame, indem sie das Anhängende abstreifen und den Schwerpunkt fühlen lassen in dem, woraus, wovon, womit sie sind. Das Ergebnis solchen Vereinfachens ist Gesammeltheit, also wirkt es auf uns als stark. Da es aber die Liebe war, welche auswählte, was ihr wesentlich schien, so empfinden wir in dieser gesammelten Stärke auch sie, also Wohlgefühl — mit andern Worten: so empfinden wir auch das Ergebnis dieses Stilisierens als schön. Auch, wo wir den Rohstoff, vor der Einwirkung dieser Kunst auf uns, vielleicht als häßlich empfinden würden.

Allerdings hat Boehle nicht in allen seinen Werken die Kräfte des Gegenstandes so allein aus den Anregungen heraus gesteigert, die sie selber ihm boten. Die Beschäftigung mit antiken, Hildebrandschen und Maréesschen Stoffen, Gedanken und Werken hat auch bei ihm mitunter dazu geführt, daß bei seinen Arbeiten ein fremdes Material von Schönheit eingeschmolzen ward, welches unser Auge dann und wann als fremd durchfühlt. Aber seine besten Bilder auch jener Art, die kein regeres Seelenbewegen spiegeln wollen, erreichen es, das Zusammenleben von Mensch und Tier auch im Heute als „heroisch" fühlen zu lassen. Das heißt hier: als zeitlos, als so, wie es durch die Gesundheit der Natur gegeben war von je und nach des Künstlers

Digitized by Google

bewußter oder unbewußter Liebe gegeben sein sollte für immer. In dem Bild „An der Tränke“ jubelt in der Schimmelgestalt die tierische Schönheit auf, „herrlich, wie am ersten Tag“. In der „Fütterung“ ist das Beisammen von Mensch und Tier für mein Gefühl bis zu wundervollem Frieden im Einessein gesteigert, mit allen Mitteln der großen Kunst, aber auch der feinen.* Auch die „Baumpflanzer“ und in andrer Art die „Heimkehr“ ** und der Ackerer unterm weiten Himmel sind bis zum Strotzen gefüllt mit urwüchsig innigen Heimatgefühlen in der Natur.

Neben dem fütternden Fuhrmann steht der junge Ritter ** mit seinem Roß. In innerer Kameradschaft mit dem Tiere wie jener, aber in höher entwickelter Geistigkeit. Die Geistigkeit der Boehleschen Gestalten ist nie eine einseitige, ist immer eine gemeinsame Höherentwicklung der elementaren Menschenkräfte; Ritter und in freier Natur gesund lebende Gottesleute lassen das ja zu, blutarme Studierstuben-Geistigkeit interessiert Boehle nicht. So geht von seinen Pflanzern bis zu seinen Rittern und Heiligen eine einzige Linie aufwärts. Besser: ein einziger ungebogener Stamm, der für den Reichtum der Krone die Säfte aus dem Boden hebt. Daß sein Franziskus und Antonius ganz mit der Natur zusammenleben, ergibt der Stoff, aber eben die Stoffwahl ist für Boehle bezeichnend. Sein herrlicher Georg,** der den Fuß auf den borstigen Drachenrüssel setzt, erreicht (in mächtiger Kontrastierung mit dem noch „unbewußten“ Pferdekopf) das stärkste von Gesichtsausdruck, was bei Boehle vorkommt. Weit öfter verteilt sich die Stimmung auf alles im Bild, so daß — wir sprachen schon davon — die Gesichter selbst ganz zurückgehalten sind. Wie beim Pferdefütterer liegt beim Franziskus das Gesicht im Schatten. Die ungeheure Erregung des Christophorus ** unter der wachsenden göttlichen Last, die erstarrte Trauer um den Gottessohn auf dem Kreuzigungsbild, sie weben, in der Mimik zurückgehalten, im Werk als Ganzem. In der gewaltigen „Europa“ ** mit ihrem Urleben, das der Gott mit dem Übermenschenauge lenkt, ist alles so vorweltsdumpf, daß die Geraubte nur wie halbwach zurückgrüßt. Ursprünglichkeit ist das noch Ungeteilte. So entspricht der Boehleschen Ursprünglichkeit höchst künstlerisch auch die Konzeption und der Kompositionsstil seiner Werke.

Vielleicht steht im Mittelpunkt des Bewußtseins von Boehle dem Künstler das Streben nach Stil in jederlei Betracht.

Was wir bisher von ihm sagten, berief sich fast allein auf Gemälde. Seine Radierungen sind unter andre Bedingungen gestellt. Unsre Blätter können von seiner Farbe nichts wiedergeben, wohl aber von

---

* Man beachte als eins der feinen Mittel den gleichen gemeinsamen Schatten über Mensch- und Tierauge durch den Hut, der zudem zur Sammlung des psychischen Mittelpunkts das zweite Pferdeauge nachträglich zugedeckt hat.

** Der Kunstwart gibt jetzt, um der Kunst des Meisters auch nach dieser Richtung hin förderlich zu sein, nach diesen fünf Werken „Vorzugsdrucke“ — also große für die Wand bestimmte, in edlerer Technik hergestellte Einzelblätter — aus, über die man am Schlusse des Heftes die notwendigen Mitteilungen findet.

Digitized by Google

der Kraft seines Lichts, und daß dies mit photomechanischer Reproduktion möglich ist, beweist, daß Boehle malerische Lichtwirkungen mit frei künstlerischen Ausdrucksmitteln auf der Metallplatte erst recht erzielen könnte. Ergäbe sich das nicht schon logisch, so könnte man's an älteren seiner Blätter beweisen. Jetzt hat er längst auf all derlei Wirkungen verzichtet und ist in seinen Radierungen rein Zeichner. Nicht „freier", dem Skizzierer verwandter, sondern strenger Konturist, der die Formen mit Schraffierungen modelliert. Auch hier mit Unterschieden allerdings; das große Blatt vom „Markte" zum Beispiel und manche Landschaft nähert sich auch der Behandlung nach jener Griffelkunst der Niederländer, an welche wir bei dem Namen Rembrandt denken. Boehles Technik pflegt einfaches Radieren zu sein, womöglich mit nur einmaliger energischer Ätzung. Die Stimmungen spielen hier vom pathetischen Ernst bis in den Humor, wie er in der Dorf-, Dörfler- und Tierschilderung des „Marktes" sich am mannigfaltigsten, im „Antonius mit dem Schwein" sich am behaglichsten ausläßt. Meist aber finden wir auch hier aus dem Streben zum Vereinfachen, das mit dem Streben nach Charakteristik und nach Formenstrenge verbunden ist, die Richtung zum Monumentalen hin.

Noch jeder, der Boehle erkannte, hat es als unerhört beklagt, daß unser Volk von ihm kein einziges Monumentalgemälde besitzt. Einmal war Aussicht dazu, jetzt gerade ist, soviel mir bekannt, bis auf weiteres keine. Welcher Monumentalmaler ist in Deutschland überhaupt an der Arbeit? Während alljährlich Dutzende von Wänden an Routiniers vergeben werden!

Ein Monumentalwerk plastischer Art von Boehle wird dagegen die Öffentlichkeit bald erhalten, das Reiterstandbild Karls des Großen für die alte Frankfurter Mainbrücke. Daß Boehles allerstärkste Begabung die zur Plastik sei, ist ein Gedanke, der vor seinen Werken oft kommt. Doch spielen hier „Verführungen" mit. Ganz äußerlich, weil weiße Tiergestalten auf dunklerem Grund, wie seine Schimmel und vor allem der Zeusstier besonders in der Reproduktion leicht an Marmorwerke erinnern. Mehr innerlich, weil wir nicht daran gewöhnt sind, auch den Projizierer auf eine Fläche der Großheit der Natur-Form nachgehen zu sehn, wogegen doch kein „Gesetz" spricht. Dennoch: wie wenig Boehle der Bildhauer bisher gestaltet hat, es war genug, um ihm den Platz in der ersten Reihe zu sichern. Wuchtigeres an Plastik schuf kein Lebender und seit lange kein Toter, als dieses Karls-Denkmal, noch schuf einer, was im eigentlichen Sinne vollkommener plastisch ist, als den noch nicht ausgeführten Theseus mit dem Stier. Daß der kleine Mensch den riesigen Stier bezwingt, den Kopf über seinem Kopf, daß der Stierleib gigantisch und doch machtlos erscheint, lebendige aber vom Menschenwillen gelähmte Kraft, das sagt ein Blick. Ebenso: daß der Aufbau auch in rein formalem Zusammenschluß ein Meisterwerk ist. Noch haben wir die Gruppe erst im Gips. In ausführender Arbeit ist erst der Karl, und der hält auch in der plastischen Durchgestaltung, was die Gipsskizze zum Theseus und was Boehles Kunsternst überhaupt verspricht. A

Digitized by Google

Jungmädchenart

(Schluß)

3. Das Seelenantlitz

In Novalis' Beobachtungen, die überall den tief ins Unbewußte hinabtauchenden Romantikersinn verraten, findet sich einmal eine Äußerung des Verwunderns darüber, daß des Dichters erst vierzehnjährige Braut zwei Eigenschaften verbinde, die sich sonst ausschlössen, nämlich: „Dezenz (das heißt bewußte Schamhaftigkeit) und daneben doch unschuldige Treuherzigkeit." Ein andermal erwähnt er ihre „Offenheit" — wenige Zeilen weiter unten heißt es: „Ungeheure Verstellungsgabe, Verbergungsgabe der Weiber überhaupt!" — Schiller dagegen liebte bekanntlich, im Gegensatz zu dem „ewig aus der Wahrheit Schranken schweifenden" Manne das Weib als unschuldig unbewußte „treue Tochter der frommen Natur" hinzustellen. Beides ist in gewissem Sinne richtig: die weibliche Natur kann in der Tat diese Gegensätze vereinigen — was niemals so auffallend ist, wie im Entwicklungsalter, da Unschuld und Raffinement, Naivität und Koketterie, Treuherzigkeit und Bosheit, hilfloses Blindsein und intrigante Durchtriebenheit Hand in Hand gehen. Kein Wunder, daß unter unsern modernen Dichterpsychologen einige sich mit besonderer Vorliebe in die Rätsel dieses „Zwischenlandes" vertiefen — man denke nur an Gerhart Hauptmann. Übrigens bot schon Gottfried Keller in der Jugendgeschichte seiner Lucie im „Sinngedicht" ein Meisterwerk nach dieser Richtung, das kein Mädchenerzieher unstudiert lassen sollte. Der Seherblick des Dichters mag allenfalls in das geheimnisvolle Helldunkel eines Backfischgemütes hinabtauchen. Von den gewöhnlichen Leuten wird sich einigermaßen darin zurechtfinden nur, wer mit den Vorstellungen „bewußt", „unbewußt" und dem, was drum und dran hängt, einen klareren Begriff, als den landläufigen, verbindet. Man denke sich die menschliche Seele zum Beispiel als ein Schloß, von dem nur das oberste Turmgemach hell ist. Dort wohnt Wächter Bewußtsein, nur scheinbar allwissend und allmächtig, in Wirklichkeit aber in allem, was er tut, bestimmt durch Weisungen aus den untern, dunkeln Stockwerken. Geradeso wie unsere bewußten Entschließungen nichts andres darstellen als die Ergebnisse von Gefühlen, Erinnerungen, Wahrnehmungen, die zum großen Teil im Dunkel bleiben. Bei reifen Menschen nun, dem männlichen Geschlecht insbesondere, ist das Beleuchtungsverhältnis ein relativ gleichmäßiges, wenn auch bei jedem Augenblicke kommen, wo des Turmwächters Laterne tiefer als gewöhnlich hinableuchtet. — In so einem Jungmädchenseelchen aber fackelt das Licht von oben bis unten wie ein Scheinwerfer, läßt bald diese, bald jene Partie blitzartig aufleuchten; auf einmal scheint alles ins Helle hervortreten zu wollen, dann versinkt es wieder in undurchdringliche Finsternis. Nie bekommt man einen verläßlichen Überblick des Ganzen. — Da kann man zum Beispiel fragen: Was weiß so ein Mädelchen? Der Lehrer, wenn er ein Psycholog ist, wird kaum je darüber ganz klar sein, sondern am Ende sogar zugeben, daß er von den wenigsten

Digitized by Google

Mädchen seiner Klasse sicher sei, ob sie objektiv dumm sind oder gescheit. Mögen sie ihn gerne, sind sie eher gescheit, können sie ihn nicht leiden, eher dumm. Lesen sie doch ihm zulieb Dinge von seinem Gesichte ab, bevor er sie gesagt hat, Dinge, die ihnen ein andrer in zwanzig Büchern nicht erklären könnte; ihm zuleide aber wissen sie nicht einmal das, was sie von den fünf Fingern abzählen können. All das — wohlverstanden — nicht etwa mit bewußter Absicht, sondern weil sie davon abhängig sind, ob die angeborne weibliche Divination durch ein entsprechendes Persönlichkeitsgefühl geweckt wird oder nicht. Am wenigsten weiß natürlich die Kleine selber, was sie weiß. Sie könnte euch zum Beispiel vollkommen ehrlich versichern, es sei ihr unbekannt, wo die kleinen Kinder herkämen, um am nächsten Morgen einen Traum zu erzählen, der in durchsichtigster Versteckung den Vorgang nicht nur der Geburt, sondern sogar der Zeugung symbolisiert. Neben krasser Unwissenheit der einfachsten Tatsachen gedeiht da manchmal das feinste Ahnungsvermögen persönlicher Beziehungen, zumal derer zwischen beiden Geschlechtern. So bezeugte mir eine Fünfzehnjährige allen Ernstes schriftlich, daß der Hahn durch sein Krähen die Geburt eines Eies anzeige; dieselbe Naive wußte aber nachher auseinanderzusetzen, wie man aus dem, was Kriemhild und Brunhild im Nibelungenlied über ihre Männer sagen, ganz gut merken könne, welche ihren Gatten liebe, welche bloß mit ihm prahle. — Einmal beobachtete ich, wie einem in derlei Sachen noch ganz kindischen Mädchen von einem etwas älteren Gymnasiasten, der sie sonst recht spöttisch behandelte, ausnahmsweise Kirschen vom Baum geholt wurden, wobei er unter dem Gelächter des kleinen Kobolds zu Falle kam. Nach einiger Zeit entdeckte ich in ihrem Poesiealbum unter dem Versteckttitel „Nach einem Bilde“ die Verschen:

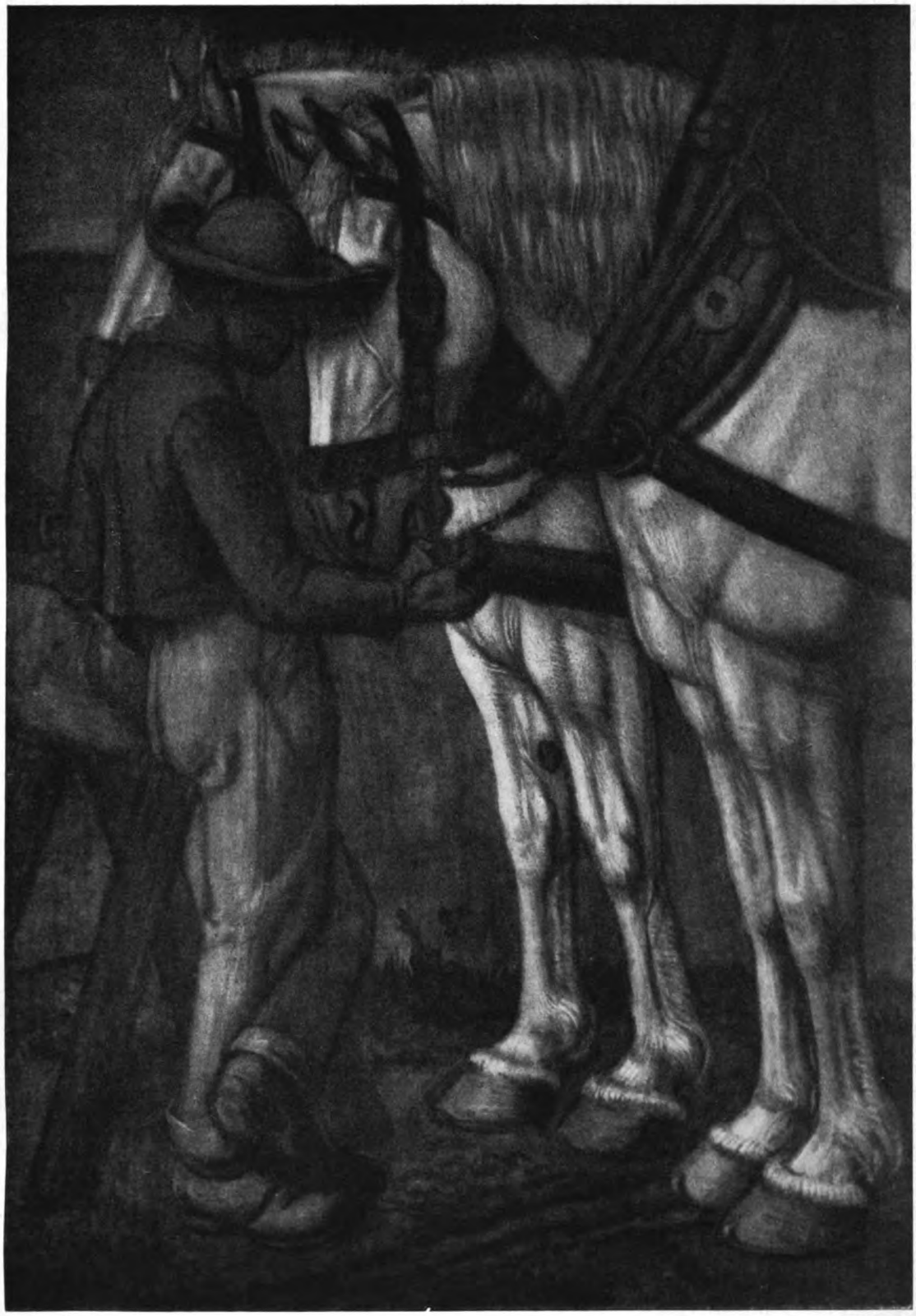
„Schwarze Kirschen, rote Kirschen wollte einst für dich ich pflücken.
Doch es brach die schwanke Leiter — seufzend lag ich auf dem Rücken.
Schwarzer Kirschen schimmernd Dunkeln: deiner Augen süße Nacht!
Roter Kirschen Purpurfunkeln: deiner Lippen holde Pracht,
Dran ich — ach so gern — mich labte! Doch der Worte feine Sprossen
Stets mir brechen und mein Sehnen bleibt im Herzen scheu verschlossen.“

So wußte die Kleine also ebenso genau wie eine dreißigjährige Kokette, was in der Seele des tatsächlich verliebten, wenn auch todstummen Jungen vorgegangen war. — In einer Gesellschaft wird ein vierzehnjähriges, sehr begabtes, aber noch ganz kindliches Mädchen zum Vortrag eines selbstverfaßten Gedichts aufgefordert. Naiven Stolzes, völlig unbefangen, deklamiert das Kind mit Feuer zum Schrecken des Damenpublikums die folgenden, sprachlich so unreifen, und doch durch den Gefühlrhythmus packenden Verse:

Hochzeit

„Ich werde in weißem Schleier
Einher zur Kirche gehn.
Und alle Buben und Mädchen,
Die werden nach mir sehn,

Digitized by Google



FRITZ BOEHLE

Digitized by Google

Digitized by Google

Und alle Männer und Frauen
Und all die alten Leut,
Die werden nach mir schauen
Und denken vergangener Zeit,
Wo sie auch einst geschritten
Zum großen Bundesfest,
Das mit seinen Freuden und Schmerzen
Sich nicht mehr löschen läßt.
Denn jede Hochzeitsfeier
Trägt zum Bestand der Welt
Die vorbestimmte Steuer,
Damit sie nicht zerfällt.
Solange sich noch Kräfte
Verschmelzen Blut in Blut,
Solang die Schmiedeflamme
Im Weltenkern nicht ruht,
Solange sich noch Kräfte
Entraffen, zeugungsstark,
Im heißen Schaffensdrange
Der Erde tiefstem Mark,
Solang am Schicksalsherde
Noch frische Würfel stehn,
Solange wird die Erde
Nicht modern noch vergehn!"

Dasselbe Mädchen weiß in einem Zyklus von Gedichten, die sie ihrer Mama widmet, der Liebe zum Kinde so warmen, ja leidenschaftlichen Ausdruck zu geben, daß eine wirkliche Mutter das Gefühl nicht ausgebildeter besitzen kann. Wie echt weiblich und von welch merkwürdiger Reife ist der Einfall, den lieben Gott zu bitten, wenn er ihr einen Gatten bestimmt habe, diesen vor ihr sterben zu lassen, um ihm das Alleinsein zu ersparen:

„. . . Gib mir die Last, ich bin das Weib
Und ihm das Glück.
Ich trug nicht deine Werdenot
Mit dir, für dich —
So laß mich nehmen deinen Tod
Ganz auf mich."

Weil sie nicht die Schmerzen seiner Geburt getragen habe, so wolle sie wenigstens die seines Todes erleiden — die echt weibliche Verschmelzung des Kindes mit dem Geliebten schon bei dieser Halbwüchsigen!

Sprechen poetische Naturen ihre geheimen Wünsche in Dichtungen aus, so müssen die andern Leute sich damit begnügen, davon zu träumen. Für unser Alter sind besonders charakteristisch die Tagträume (Haupturheber besagter „Ölgötzerei"), welche zusammenhängender, deshalb leichter wiederzugeben und auch zu deuten sind, als die nächtlichen Ausgeburten der Phantasie. Auch aus ihnen spricht jene Schicksalsstimme, die nichts andres ist als der Zug des

Digitized by Google

Herzens. — Da sitzt zum Beispiel in einer der hintersten Schulbänke zurückgezogen eine stille Kleine, tadellos aufmerksam — aber nicht darauf, was der Lehrer, sondern was ihre Phantasie erzählt. In bescheidenen Verhältnissen, dem einförmigen Milieu einer Anstalt aufwachsend, baut sie in ihren Träumen das nie besessene, ganz nach individuellen Bedürfnissen eingerichtete, wunderbar herrliche Familienheim, woran auf goldener Tafel ganz allein ihr Name steht und worin sie nun nach Herzenslust die bevorzugten Lehrer einladen, bewirten und beschenken darf. Ein stattlicher Vetter, den sie zuweilen als Turner bewundert hat, wird mit zerbrochenen Gliedern in dieses behagliche Haus getragen und dort von ihr gesundgepflegt — und so weiter, immer weiter, bis endlich die schon Zwanzigjährige das leichte und doch manchmal so schwer abzuschüttelnde Wunschgewebe entschlossen zerreißt. — Ein andres Kind, das von der einen Seite etwas Scheues, Linkisches, von der andern körperlichen und geistigen Bewegungsdrang geerbt hat, träumt sich als Kunstreiterin, als Elfe, als Kobold; später, da der Ehrgeiz auf geistiges Gebiet übergeht, als Künstlerin der Rede, während sie tatsächlich vor fremden Menschen nicht den Mund aufzutun wagt. Erst als sie dann wirklich gelernt hatte, öffentlich zu sprechen, verblaßten die Wunschvorstellungen der Träume. Es entspricht das der normalen Entwicklung, während genial oder krankhaft angelegte Naturen die ideal ausgestatteten Doppelgänger der Träume zu Helden von Dichtungen werden lassen oder zu Halluzinationen. Die beiden Ichs, das wirkliche und das geträumte (oder auch mehrere geträumte), können sich voneinander lösen und gleichsam ein getrenntes Dasein führen, das heißt: ein und dieselbe Person spielt bald die eine, bald die andre Rolle. So hebt sich bei der Jungfrau von Orleans vom gewöhnlichen Zustand des naiven Landmädchens der heroisch gehobene der prophetischen Heldin deutlich ab. Es sind zwei Seelen, die in ihrer Brust wohnen, und die je nach Umständen zum Ausdruck kommen. So scheint auch Schiller dieses wunderbare Wesen aufgefaßt zu haben, was freilich in seiner Dichtung nicht deutlich zutage tritt, da ihm nur die Töne für den seherischen Zustand, nicht aber für den kindlichen, zu Gebote stehen. — Der Psychiater Jung beschreibt eingehend die Entwicklung eines Mädchens, das in sogenannten Trancezuständen verschiedene Seiten seines Wesens zu besonderen Personen objektivierte, um sie wie in einem Drama mit verschiedenen Stimmen redend auftreten zu lassen. Eine dieser stehenden Figuren verkörperte ihr für gewöhnlich noch sehr kindisch-albernes Wesen, eine andre, ihr entgegengesetzte, die „Führerin" genannt wurde, spiegelte in ihrem reifen, würdigen Auftreten und Sprechen das Ideal, dem das Mädchen nachstrebte, das sie aber in ihrer damaligen Entwicklungsstufe mit Bewußtsein niemals hätte so zum Ausdruck bringen können. Nach Jahren erst, als mit vollendeter Reife ihre mediumistischen Fähigkeiten längst verschwunden waren, näherte sie sich in Wirklichkeit dem Wesen des einst geträumten Vorbildes.

Solche krankhafte Abspaltungen gewisser Wesensseiten sind, wenn auch nicht in so ausgesprochenem Maße, überall da zu befürchten, wo ein Mädchen sich nicht frei geben darf, wo zum Beispiel das Kindische

Digitized by Google

ihrer Natur gewaltsam unterdrückt wird. Erzieher mögen sich merken, daß ein starker Zug niemals aus dem Wesen eines jungen Menschen verschwinden — nur sich in etwas anderes verwandeln kann. Sehe man zu, daß solch eine Stellvertretung nicht schlimmer, sondern womöglich besser gerate, als die ursprüngliche Neigung.

4. Krankhafte Züge und ihr Gegengewicht

Viele Erscheinungen des Entwicklungsalters (so zum Beispiel jene Abspaltung gewisser Seiten der Persönlichkeit) erinnern an Züge, die sonst speziell der hysterischen Seelenanlage eignen, worunter die moderne Psychiatrie freilich etwas ganz anderes versteht als das, woran dabei gemeinhin gedacht wird. Besonders bezeichnend für den hysterischen Charakter ist nämlich das überstarke Hereinspielen des Unbewußten in die bewußten Vorgänge. Zu keiner Periode des Lebens ist aber auch der normale Mensch, insbesondere der weibliche, so sehr ein Spielball dunkler Mächte — jener im eigenen Innersten wohnenden — als eben in der Übergangszeit.

Zu den Hauptaufgaben dieser Stufe gehört es, des Unbewußten, das sich in launenhaften Neigungen und Abneigungen, in rätselhaften Listen und Tücken zu äußern pflegt, einigermaßen Herr zu werden. Gibt man sich dazu keine Mühe, wird man von seiner Umgebung etwa noch in der feigen Nachgiebigkeit unterstützt, so ist große Gefahr, daß jener dunkle Despot das Regiment für immer an sich reißt, um nur zu oft seine Sklaven und Sklavinnen in Unglück und Siechtum zu führen. Wie oft lockt er seine Opfer jedesmal im entscheidenden Augenblick auf den falschen Weg! Sein Werk sind vor allem jene eigentümlichen Krankheiten, die auch der Laie manchmal — freilich lange nicht immer — als seelengeborene „eingebildete“ erkennt, womit meist die falsche Vorstellung verbunden ist, daß der Patient in bewußter Absicht die Krankheit simuliere und nach Willkür damit aufhören könnte. Die hysterischen Zustände werden überhaupt sehr oft verkannt — der darunter Leidende wird schwer gequält, oft gerade von denselben Leuten, die ihm sein Leiden durch falsche Behandlung in der Jugend anfuggeriert haben.

Da ist zum Beispiel ein junges Mädchen, das begabte Brüder und ehrgeizige Eltern hat. Sie selbst ist ziemlich schwach an Körper, Geist und Charakter, sehr liebe- und anlehnungsbedürftig, empfindet es schwer, wenn auch vielleicht nur dunkel, daß sie weder der praktisch angriffigen Mutter, noch dem bildungsstolzen Vater je wird Genüge leisten können. So schafft sie sich allmählich (natürlich unbewußt, denn sie ist ein peinlich gewissenhafter Mensch) ein Kopfweh an, das ihr in Fällen unerfüllbarer Anforderungen in Schule und Haus Deckung, ja sogar zärtliche Pflege einträgt. Das Kopfweh wird natürlich immer häufiger, immer seßhafter zum Jammer des armen Mädchens selbst wie seiner ganzen Familie. — „Die ich rief, die Geister“ — ist nirgends wahrer als bei den Plaggeistern solch psychogener Beschwerden. Nicht genug kann vor dem gewarnt werden, was die Psychiater „Flucht in die Krankheit“ nennen, wobei diese Krankheit sich aus dem erst freiwillig (wenn auch unbewußt) gewählten Zufluchtsort sehr bald in einen Kerker verwandelt, den man auch mit Willen

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

nicht mehr verlassen kann. So bilden das Hauptkontingent der sogenannten Spital- oder Kurschwestern jene weiblichen Wesen, die dem Kampf mit dem Leben ausweichen wollen, sei es aus Schwäche und Bequemlichkeit, oder aus Verzärtelung und falscher Erziehung. Oft spielen auch noch andere Beweggründe hinein, Standesvorurteile, Nachahmung aus Urteilslosigkeit oder aus Liebe, Sucht, sich interessant zu machen, Eitelkeit, gekränkter Stolz usw.*

Dem Erzieher kann nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, dafür zu sorgen, daß ein Krankheitsgewinn immer möglichst ausbleibe. Also ja nicht Leckerbissen, Liebe, Zärtlichkeiten auf kranke Tage zusammensparen. Es kam mir zwar damals hart vor, aber ich bin meiner Mutter heute dafür dankbar, daß sie uns Mädchen bei Kränklichkeitsanwandlungen immer zuerst mit den herben Worten abwies: „Du wirst doch kein Serbel sein wollen!“ Nein — ein Kränkling, ein „Serbel“ wollte man nicht sein und trottete also tapfer zur Schule. Besserte sich die Sache dann immer noch nicht, so wurde man schließlich — selten genug — ins Bett gesteckt und kriegte einen oder auch zwei Tage nichts als heißes Wasser zur Labe.

Wie das Beispiel der Mutter wirken kann, zeigt eine andre Geschichte aus dem Leben. Eine sonst tüchtige Frau, die aber der Suggestion ihrer Umgebung gehorchend, sich alle vier Wochen einen Tag zu Bett legt, hat damit den Erfolg, daß ihre ältere Tochter es durch die darauf gerichtete Aufmerksamkeit, durch sorgfältige Vermeidung aller sauren Speisen und jeder Anstrengung schon zu zwei Tagen Bettbedürfnis bringt. — Die jüngere selbständigere Tochter jedoch, wütend darüber, daß sie so oft Mutter und Schwester mittelst allerlei Ausflüchten im Bekanntenkreise entschuldigen muß, beschließt, da ihre Zeit gekommen ist, in dieser Sache einfach zu streiken. Sie hat sich in den folgenden dreißig Jahren nie auch nur eine Stunde aus diesen Gründen außer Tätigkeit erklären müssen, und ist für so gewonnene dreißigmal 24 Tage, also fast zwei Jahre schönster Lebenszeit ihrem Mädchentrotz heute noch dankbar. —

Solchen Widerstand sollte man unsrer Jugend wecken, den Mädchen zumal! Möchten sie den Trotz eines gesunden Leibes, einer gesunden Seele setzen gegen Leiden, die nicht zu sein brauchen, gegen die Quälereien des Korsetts und der zu engen Schuhe, gegen jede leib- und seelenverengende Mode überhaupt. — Möchten sie vor allem auch über den Haufen werfen die Tyrannei des vornehmen Nichtstuns, die soviel nützliche Kräfte in der Entwicklung unterdrückt, sich künstlicher Verkrüppelung schuldig macht, geradeso wie jene chinesische Sitte des Fußverstümmelns, welche ja auch denselben Motiven entspringt.

---

* Beispiele gibt es die Fülle. So bleibt von mehreren Schwestern einer Familie daheim zurück die Jüngste, Zarteste, etwas Nervöse, die aber viel lieber auch etwas hätte lernen wollen als Hausgeschäfte verrichten. Sie findet allmählich, daß das Heben der schweren Pfannen für ihre in der Tat außerordentlich feinen Handgelenke schädlich sei. Diese versagen den Dienst immer mehr — es kommt zu einer Art von Lähmungserscheinungen, die aber durch ihr ungleichmäßig launenhaftes Auftauchen auf das Mitwirken hysterischer Antriebe schließen lassen.

Digitized by Google

Könnte man manchem Mädchenpapa, bevor die Töchter ihre Entwicklung vollendet, sein Geld in den See werfen, wir hätten statt unnützer Pimpel- und Tratschtanten eine ganze Menge tüchtiger Frauen mehr. Oft sind es auch nicht die Prätentionen des Standes, sondern die eines egoistischen Herzens, welche den Papa veranlassen, seinen Liebling lebendigen Leibes in einer wohlausgestatteten Familiengruft einzumauern. Welches Vergnügen mag das wohl sein, das frische Gesichtchen eines lieben Kindes sich allmählich in herbem Unbefriedigtsein zusammenziehen oder faul auseinanderquellen zu sehen, statt daß man dankbar der Wärme mitgenießt, die eines freudig arbeitenden Menschen Antlitz so schön von innen heraus reifen läßt!

„In steter Bewegung ernährt sich die Kraft,
Die Ruh liegt im Herzen dem Manne, der schafft."

Ebenso dem Mädchen, das arbeiten gelernt hat, und das dann durch seine Arbeit sich die beglückende Gewißheit erwirbt, dereinst nicht bloß einem Versorger, sondern wirklich dem Manne „seiner Wahl" folgen zu können. Diesen Stachel setze man jenen Mädchen ins Ohr, die in Gefahr sind, aus Nachgiebigkeit, Bequemlichkeit, Vergnügungssucht die Gelegenheit zur Ausbildung in irgendeiner rechten Arbeit zu versäumen.

Gerade die hysterische Anlage, die viel häufiger vorkommt, als man denkt, und die sich zu einer so furchtbaren Geißel auswachsen kann, wird, wenn auf die richtige Bahn einer individuell angepaßten, seelenausfüllenden Tätigkeit geleitet, oft zum Urquell einer unerschöpflichen Lebens- und Schaffensfreude. — Drei von den Frauen, deren Wirken ich am meisten bewundere, litten in der Entwicklungszeit schwer an hysterischen Hemmungen (ja die eine war durch das Gefühl, nie etwas leisten zu dürfen und zu können, geradezu körperlich gelähmt). Das verschwand vollkommen, sobald sie den rechten Weg gefunden hatten, ihr tiefes Empfinden, ihre starke Persönlichkeit in fruchtbare Arbeit umzusetzen.

Was eine jede sich auswählen soll, ist freilich bei der noch wenig fortgeschrittenen Differenzierung der meisten weiblichen Wesen oft nicht leicht zu beantworten. Doch öffnen sich ja heute auch der einfachen praktisch-häuslichen Beanlagung immer mehr Berufe.*

Gerade die Phantasien und Träume der Entwicklungszeit geben da oft wertvolle Anhaltspunkte. Die darin fast überall zutage tretende Sehnsucht nach persönlicher Anerkennung kann und soll weiter gebildet werden in das Streben nach persönlicher Wirksamkeit. Eines ist es, was fast allen Berufen eignet, in denen ich Mädchen glücklich werden sah: Sie müssen möglichst unmittelbar den Menschen dienen, mit diesen in lebendige Berührung bringen. Den Kampf mit den Dingen der Außenwelt führt in erster Linie der Mann; die Beziehungen der Menschen untereinander, das ist das Gebiet der Frau. Man achte nur einmal auf die Gespräche der Vorübergehenden: Männer reden

* Man denke zum Beispiel an die bereits beginnende Umwandlung der Dienstboten in Angestellte, an den in jeder Beziehung gehobenen Ersatz

Digitized by Google

fast immer von Gegenständen und Ereignissen, Frauen von Personen.* Noch in den tiefsten Niederungen des weiblichen Wesens wuchert das persönliche Interesse weiter als Klatsch und Intrige. Manch eine dieser Unheilstifterinnen wäre wohl auf andre Bahnen zu lenken gewesen, wenn sich jemand die Mühe gegeben hätte, ihr in der Jugend zu zeigen, wie derselbe Genuß des Wirkens auf die Menschen erreicht werden kann, wenn man statt Zank Frieden, statt Ärger Freude sät.

Nachdem ich Beispiele wie die folgenden beobachtet habe: daß ein gut bezahltes Bureaufräulein eine schlecht bezahlte Kindergärtnerinnenstelle als Erhöhung begrüßt, eine wohlbestallte Chemikerin mit Wonne das Laboratorium mit den zu inspizierenden Fabriksälen vertauscht, wie eine Juristin ihr Wissen nicht früh genug in den Dienst des Kinderschutzes stellen kann, eine Botanikerin statt Pflanzensamen Frauenstimmrecht zu säen beginnt —, seitdem ich dies und manches andere gesehen, bin ich davon überzeugt, daß das weibliche Geschlecht sich immer mehr und mit größerem Erfolg den Berufen zuwenden wird, die es mit den Menschen zu tun haben. Also der Erziehung und der Pflege, den sozialen Aufgaben im weitesten Sinn. Von den Wissenschaften werden die Frau am ehesten anziehen die Medizin, die Soziologie, die Sprachen, die Kulturgeschichte und Biographie, wo sie Eigenes, die männlichen Produkte notwendig Ergänzendes, leisten kann. — Als das männliche Geschlecht anfing, sich und seine Fähigkeiten zu differenzieren, wurde die Menschenerde aus Jagdgrund, Weide und Acker zu Werkstätte, Handelsplatz, Laboratorium. Wenn das weibliche Geschlecht einmal seine Bestimmung erkannt hat und eine jede ihre Aufgabe individuell erfaßt, dann erst kann es dazu kommen, daß die Erde jedem Menschen zur Seelenheimat wird.

Hedwig Bleuler-Waser

Lose Blätter

Aus Heinrich Ilgensteins Roman „Die beiden Hartungs"

[Wir geben im folgenden Proben aus einem Roman von Heinrich Ilgenstein (Verlag Concordia, Berlin); ein Referat darüber enthält die Rundschau dieses Heftes. Die folgenden Stücke stehen im Buch ziemlich weit voneinander ab und charakterisieren die lange Entwicklung gut, welche die Frau und Mutter der beiden Hartungs durchmacht. Im ersten schlummern noch alle Wünsche und Hoffnungen in der reichen, beschäftigung- und kinderlosen Frau; dann hat die Geburt des durch Unglückfall buckligen Kindes ihre Kräfte rege gemacht und da das Kind sie nicht aufbraucht, suchen sie sich irrend in ihres Mannes Arbeit ein Feld;

der Kellnerin: die „Haustochter" des alkoholfreien Reformgasthauses, das sich von der Schweiz aus immer weiter zu verbreiten scheint.

* Ich gab einmal einem Knaben und einem Mädchen Ratschläge für einen Aufsatz über Nansens Nordpolbuch. Den Knaben machte ich besonders auf die Persönlichkeit des Forschers, das Mädchen auf sein Werk aufmerksam. Der Aufsatz des Jungen aber schilderte das Ergebnis der Expedition, der des Mädchens den Charakter ihres Führers.

Digitized by Google

Hartung senior aber stirbt, und Frau Hartung findet allmählich die letzte und größte Aufgabe ihres Daseins in der Erziehung und Liebe ihres Sohnes, nachdem sie ein letztes Mal verzichtet hat — auf Vereinigung mit dem dem Jungen zugetanen, sie selbst verehrenden Arzt Vormann — und dadurch zu voller Reife des Menschentums gediehen ist.

Auch wie das Buch den Wandel der Generationen veranschaulicht durch doppeltes Auftauchen von Vater und Sohn (Hartung und Chorinski), und wie das Leben in Gestalt der jungen Generation allmählich seinen innersten Willen durchsetzt, mögen diese Proben dartun. Ilgensteins schönes und reiches Buch verdient nach mehr als einer Richtung liebevolle Leser. E. N.]

In den ersten Jahren ihrer Ehe mit Hartung war Frau Gertrud fast wie innerlich gelähmt vor Enttäuschung. Und als ihr auch noch Kinder versagt blieben, da kam eine solche Einsamkeit und eine solche Verzweiflung über sie, daß sie mehr als einmal in ihrem Zimmer die Koffer gepackt hatte, um, während Hartung unten im Kontor Zahlen und Zahlen addierte, auf und davon zu gehen.

Aber das gleiche Gefühl des Geborgenseins, das sie einst für Liebe genommen, hielt sie auch dann, wenn alles zur heimlichen Abreise fertig war, immer wieder von dem entscheidenden Schritt zurück.

Frau Gertrud war sich natürlich nicht klar darüber. Aber sie, die ganz unselbständig als das einzige Kind zärtlich besorgter Eltern erzogen war, litt an einer Angst vor dem Leben, die selbst die Willenskraft der Verzweiflung im entscheidenden Augenblicke lähmte. Sie verging fast in Sehnsucht nach dem Leben, das irgendwo draußen in der Welt, wie sie es sich hundertmal sagte, ihr noch werden konnte, von dem sie aber im Hause dieses Mannes abgeschlossen war, als säße sie in einem Gefängnis. Aber wenn sie schon zu dem Mädchen sagen wollte: „So, nun holen Sie eine Droschke und tragen den Handkoffer hinunter und geben dem Herrn, wenn er nach Hause kommt, diesen Brief", dann hielt sie die Furcht vor dem Kampf und den Brutalitäten, die nun folgen würden, die Furcht vor dem Unbekannten, das sich nun vor ihr auftun wollte, mit solcher Gewalt zurück, daß sie langsam einen Gegenstand nach dem anderen wieder auspackte und den Abschiedsbrief verbrannte und sich von neuem in ihre Einsamkeit wie in etwas unabänderlich Feststehendes schickte.

Wäre ein anderer gekommen, der ihr den Weg bereitete, irgendein Mann, der sie erobert hätte, sie wäre, auf ihn gestützt, sicher zum Tollkühnsten bereit gewesen und hätte sich ohne Rücksicht auf die Meinung von Memel und Umgebung jubelnd hinaustragen lassen ins Leben.

Aber der Mann, der sie erlöste, kam nicht.

Dafür sorgte schon, ohne es zu wollen, Hartung, der auch im privaten Umgang stets das Nutzbringende, gute Verbindungen und wertvolle Konnexionen im Auge hatte und infolgedessen eigentlich nur mit älteren, hochangesehenen Vertretern des besseren Spießbürgertums verkehrte. Und wenn einmal wirklich ein Außenstehender kam, einer, der nicht zu diesen Memeler Stadtverordneten, Großkaufleuten, Kommerzienräten, die sich alle einander so merkwürdig glichen, gehörte, dann waren es durchreisende Geschäftsfreunde.

Digitized by Google

Hartung rechnete dann sicher seiner Frau beim Abendessen vor, wie wichtig es gewesen, den Konsul Soundso oder den Generalvertreter einer mächtigen Firma mit dem dargebotenen Mittagsmahl verpflichtet zu haben. Aber Frau Gertrud freute sich solcher Besuche trotzdem. Kamen sie doch draußen aus der Welt, die ihr, seitdem sie in diese Stadt verschlagen, als etwas unendlich Reizvolles erschien.

An einen, den Hartung einmal so aus dem Kontor heraufgebracht, dachte Frau Gertrud noch lange.

Es war der Kapitän eines großen Dampfers von einer Linie, die Hartung, wie er das nannte, besonders poussieren mußte. Hartung hatte den Kapitän schon beim Morgenkaffee als besonders wichtig avisiert und Frau Gertrud angewiesen, für ein entsprechend reiches Menü zu sorgen.

„Es gibt gewisse geschäftliche Vorteile, mein liebes Kind, die sich viel besser bei einem zwanglosen Mittagessen erzielen lassen, besonders, wenn die Frau des Hauses es an gewinnender Freundlichkeit nicht fehlen läßt."

Es ist selbstverständlich, daß Hartung das in allen Ehren meinte. Aber es war Frau Gertrud beinahe belustigend, wie dann alle Versuche ihres Mannes, seine geschäftlichen Absichten zum Gegenstand der Tischunterhaltung zu machen, immer wieder fehlschlugen. Der Kapitän blieb dabei, in schlichter, aber außerordentlich lebendiger Weise von seinen Reisen zu erzählen und auf jede geschäftliche Zwischenfrage Hartungs eine ganz ungeschäftliche Antwort zu geben.

Oft genug hatte sich später Frau Gertrud alle Einzelheiten dieses Begebnisses ausgemalt.

Wie es eigentlich gekommen, daß dieser Fremde eine solche Bedeutung für sie gewann und daß die wenigen Tage, an denen er stets im Beisein ihres Gemahls zur Hauptmahlzeit erschien, plötzlich so leicht und licht für sie waren, konnte sie nie mit Deutlichkeit erkennen.

Aber sie lächelte still vor sich hin, wenn sie daran dachte. Wie jemand, der es im Innern seines Herzens viel besser weiß, als es die Tatsachen je zum Ausdruck gebracht haben.

Es war ein trauriges Lächeln, denn es war der sterbende Abglanz einer kurzen Hoffnung auf Glück.

Ihr gegenüber saß er immer, die drei Tage, die er kam. Zwischen ihnen Hartung, ein wenig aufdringlich den Wirt machend und von seinen glänzenden Verbindungen mit allen Männern der Stadt erzählend und davon, wie er mit diesen Verbindungen der Gesellschaft des Kapitäns noch sehr nützlich sein könne.

Während Hartung so darauf los redete, hatte Frau Gertrud plötzlich das Auge des Gastes getroffen, und siedendheiß lief es ihr durch die Glieder.

Der wettergebräunte Mann hatte sie erkannt.

Frau Gertrud wußte, daß sie keinen Anlaß dazu gegeben hatte, und daß ihr die sichere und fast nüchterne Art, hinter der sie vor allen, denen sie begegnete, ihr Schicksal sorgsam zu verstecken gelernt hatte, zur zweiten Natur geworden war.

Es war alles wie sonst gewesen.

Aber dieser Mann schien durch alles hindurchzusehen. Durch das konventionelle Lächeln, mit dem sie die Konversation begleitete. Durch die Selbstverständlichkeit, mit der sie jedes ernstere Thema vermied. Durch die Leichtigkeit, mit der sie sich in die Art des Gatten zu schicken schien.

Digitized by Google

Zuerst war sie nur erschreckt gewesen und hatte sich vor sich selbst dagegen gewehrt, daß ein Fremder ihr so offen mit seinen Augen sagen durfte, daß er ihr trauriges Geheimnis sähe. Dann aber war eine Stimmung über sie gekommen, wie sie Frau Gertrud nie wieder empfand. Als müsse es so sein, wenn zwischen zwei Menschen die Liebe wird, die sie nie kennen gelernt.

Als Hartung dann beim ersten Abschied den Kapitän aufforderte, auch für die übrige Zeit seines Aufenthalts in Memel bei ihnen zu essen, da wußte Frau Gertrud, daß der Gast nur ihretwegen so ohne weiteres zusagte.

Es folgten glückliche Tage.

Nicht, daß es zwischen Frau Gertrud und dem Kapitän zu irgendeiner Aussprache kam. Frau Gertrud ward beinahe noch zurückhaltender. Aber das hatte sie nie vorher erlebt, wie auch die gleichgültigsten Worte, die man mit einem Menschen wechselt, plötzlich einen so heimlichen Sinn bekommen, und wie das Leben, in dem man sich schon zu Hause wähnte wie in einer Alltagsstube, sich plötzlich vor einem auftut, wie ein fremdes, ungekanntes Land.

Frau Gertrud sagte, daß sie an dieser Stadt, in der sie lebten, nichts so liebte wie das Meer. Sie sagte es ohne Schwere, ohne an den Menschen um sie irgendwelche Kritik zu üben. Der Kapitän antwortete mit einem leichten Scherz darauf. Aber das lag zwischen seinen Worten, daß er genau wußte, sie war allein, wenn sie die weit in die See hinausgebauten Molen entlang ging, auch wenn der Gatte neben ihr schritt. Oder er fragte sie leicht, wie man das in den Salons tut, nach ihren Lieblingsschriftstellern.

Sie fühlte, wie er dabei etwas ganz Innerliches meinte und nur einen Weg zu ihr suchte, auf dem sie beide nun allein sein und der Gatte nicht mitschreiten konnte.

Nein, vorgefallen war nichts zwischen ihnen.

Hundertmal hatte es sich später Frau Gertrud gesagt und sich zurückgerufen aus ihren Gedanken und sich selbst zur Vernunft gemahnt.

Und doch, wie kam es über sie, als sie am vierten Tage in den Nachmittagstunden von einem Armenbesuch heimkehrte.

„Der Herr Kapitän ist dagewesen. Er hat sehr bedauert, die gnädige Frau nicht zu Hause getroffen zu haben. Er muß noch heute mit seinem Dampfer weg und läßt der gnädigen Frau Adieu sagen und hat diese Blumen hinterlassen."

Frau Gertrud hatte es hingenommen, als wären die Worte des Dienstmädchens eine Bestellung wie jede andere. Das Mädchen hatte ihr den Mantel abgenommen, und Frau Gertrud hatte dabei nach den gleichgültigsten Wirtschaftsangelegenheiten gefragt. Dann nahm sie die Rosen, die der Kapitän gebracht, ließ sich Wasser bringen und stellte sie, dem Mädchen Anweisungen für das Abendbrot gebend, mitten auf den Eßtisch.

Fast war sie glücklich, daß die Abreise des Kapitäns sie so kalt ließ.

Sie setzte sich in ihr Zimmer und nahm einen Roman zur Hand und dachte dabei, daß sie eigentlich die letzten drei Tage keine Zeile gelesen hatte.

Aber als sie auf der zehnten Seite war, merkte sie, daß sie das alles gar nicht begriff, daß die Buchstaben vor ihren Augen tanzten, daß sie immer nur einige Minuten auf eine Seite starrte und dann ganz mechanisch umblätterte. Dann fiel ihr ein, daß sie noch Besorgungen machen

Digitized by Google

wollte, und bald verließ sie das Haus. Ganz gegen ihre Gewohnheit vergaß sie, es dem Mädchen zu sagen, daß sie wegginge und wann sie wiederkäme.

Frau Gertrud schritt der Stadt zu, um die Besorgungen zu machen, die ihr plötzlich so wichtig schienen, und auf einmal wurde sie gewahr, daß sie gar nicht in die Stadt ging, sondern die Straße, die zum Hafen führte.

Frau Gertrud war an dem Platze angelangt, wo der ihr wohlbekannte Dampfer des Kapitäns, auf dem sie einmal zusammen mit ihrem Mann gewesen war, gelegen hatte.

Sie sah ganz deutlich, daß der Platz leer war. Sie war aber gar nicht erstaunt darüber, sondern ging ganz ruhig auf und nieder und sagte sich, daß sie jetzt die Besorgungen machen müsse. Aber immer, wenn sie umkehren wollte, um endlich zur Stadt zu gehen, wandte sie sich noch einmal zum Landungsplatz, bis schließlich ein paar Hafenarbeiter, die für den Dampfer, der nun an dieser Stelle Ladung einnehmen sollte, Fässer zusammenrollten, mit ihrem laut wiederholten „Platz da!“ die feine Dame, deren seltsames Hinundhergehen schon ihre Verwunderung erregte, vertrieben.

Eine halbe Stunde später aber ging draußen auf der Mole, von der Frau Gertrud lachend dem Kapitän erzählt hatte, dieselbe feine Dame entlang.

Weit und breit war niemand zu sehen.

Aber wäre ihr jemand begegnet, er hätte ihr gewiß verwundert nachgeschaut, wie sie sich gegen den Sturm stemmte und nicht darauf achtete, wie die Wogen immer stärker über die Mole spritzten, und er hätte bei sich gedacht, diese Frau ist ein gesunder Mensch, denn sie liebt die Natur da, wo sie von Kraft und Stärke erzählt und ordentlich den Menschen zusammenrüttelt. Wäre er aber der einsamen Spaziergängerin bis ans Ende ihrer Wanderung weit hinter den weißen Leuchtturm gefolgt, der den des Nachts herannahenden Schiffen zuerst die Richtung der Hafeneinfahrt zeigt, er hätte gesehen, daß diese Frau, die doch nicht mehr so jung sein konnte, wohl das Meer lieben mußte, daß aber das Meer ihr nichts von seiner Stärke gegeben hatte.

Frau Gertrud setzte sich am Ende der Mole auf einen Stein und weinte mit ihren dreißig Jahren wie ein Mädchen, das ihren ersten Geliebten verloren hat.

Über Frau Gertrud war wieder die Dämmerung eines leisen Enttäuschtseins gekommen.

Gewiß liebte sie ihr Kind, und was wirkliche Einsamkeit ist, wußte sie nicht mehr.

Aber diese Leichtigkeit, die ihr, so sehr sie sich auch zuerst dagegen gesträubt, in den Sommertagen das Ungeborene gegeben hatte, als sollte es nun immer so sein, hatte einer neuen Schwere Platz gemacht, seit dem Augenblick, da sie zum erstenmal das Kind in ihre Arme genommen und den kleinen unglücklichen Buckel gefühlt, auf den sie schon Doktor Vormann ganz schonend vorbereitet hatte.

Sie fand ihr Kind schön.

Stundenlang konnte sie damit verbringen, seine hellen Augen zu betrachten. Und wenn die kleinen, dicken Beine strampelten und die

Digitized by Google

Armchen nach ihr griffen und sie deutlich sah, wie es sie vor allen anderen erkannte, dann vergaß sie alles um sich und lachte und schäkerte, daß die Frau Gertrud von früher überhaupt nicht mehr wiederzuerkennen war.

Aber dahinter lauerte für die Zeit, in der Frau Gertrud sich nicht mit dem Kinde beschäftigen konnte, immer diese neue Art zu denken, die sie peinigte, und die sie vergeblich zu unterdrücken suchte.

Bis sie sich Mutter fühlte, war es ihr Schmerz gewesen, von Nichterlebtem träumen zu müssen. Aber diese Träume waren an nichts gebunden. An keine Wirklichkeit, die sie immer auf einen bestimmten Menschen wies, denn sie hatte ja keinen. An keine Möglichkeit, die sie in den Händen hatte, denn sie hatte ja nichts in den Händen gehabt.

Endlos, wie das Meer zu ihren Füßen, wenn sie hinter dem weißen Leuchtturm auf der Mole saß, hatte das Land ihrer Träume vor ihr gelegen. Nichts Seiendes zeigte ihr den Weg, der der ihre war.

Auch jetzt träumte Frau Gertrud, wenn sie allein an ihrem Fenster saß.

Die Lust zum Lesen und anderer Menschen Schicksal zu verfolgen, war noch immer nicht wiedergekommen. Sie arbeitete an irgend etwas, das der Junge brauchen konnte.

Auch jetzt träumte sie.

Aber das Kind wies ihren Gedanken immer den gleichen Weg, und da, wo die Besitzlose einst Unendliches sah, stand nun die Wirklichkeit und die Sorge.

Auch das Verhältnis zwischen Frau Gertrud und Hartung hatte sich wieder geändert.

Frau Gertrud wurde es kaum gewahr. Sie, die in der Zeit ihrer Schwangerschaft so ängstlich auf jede Stimme ihres Innern gelauscht hatte, als hinge ihr Leben von dem Vorhandensein bestimmter Gefühle ab, war nun für sich etwas seltsam Feststehendes geworden. Es war, als hätte sie mit der Geburt des Kindes sich in gewisser Weise selbst verloren, so wenig dachte sie jetzt über sich nach und über ihre Beziehungen zur Umgebung.

Hartung entging es diesmal nicht. Das, was er nun an seiner Frau entdeckte, war viel gleichgültiger als der Wandel in den Sommertagen, da Frau Gertrud so ausgesöhnt war mit allem, was hinter ihr lag und so empfänglich, daß Hartung, wenn er damals nur ein Suchender gewesen wäre, vielleicht doch den Weg zu Frau Gertruds einsamem Herzen gefunden hätte.

„Man hätte es gar nicht mehr für möglich halten sollen", sagte Hartung nun zu sich und freute sich, als wäre etwas ganz Außerordentliches geschehen. Und so bedeutsam schien ihm dies Neue, daß er noch an dem Abend, da er dies Neue entdeckt, unten bei Hartung & Co. eine der größten Gewissensbilanzen seines Lebens vornahm und es immer wieder als einen Hauptgewinn vortrug: „Meine Frau, die bisher nur meine Geliebte war, ist nun auch meine Kameradin geworden."

Und man muß sagen, daß der Schein für Hartung sprach.

Frau Gertrud interessierte sich auf einmal für Hartungs Geschäfte. Ja, sie interessierte sich für Hartung & Co. Ganz gespannt konnte sie sein, wenn etwas in der Schwebe war. Und wenn Hartung jetzt einen Erfolg zu verzeichnen hatte, dann freute sie sich und bekam ordentlich Sachkenntnis, so ließ sie sich alles erklären. Es war ja nicht immer

Digitized by Google

leicht. Und es dauerte seine Zeit, bis Frau Gertrud — was für naive Vorstellung hatte sie vom Geschäftsleben! — sich zwischen Holz und Getreide einigermaßen zurechtfand. Aber noch nie war Hartung so glücklich gewesen wie in diesen Tagen, da er seiner Frau klarmachen konnte, wie man als guter Kaufmann bei den Einkäufen mit allerlei Möglichkeiten rechnen muß, wie es in dem einen Fall vorteilhaft ist, das Getreide gleich an einen Zwischenhändler loszuschlagen, in dem andern Fall viel klüger, es zurückzuhalten und erst eine bessere Konjunktur abzuwarten.

Wenn jetzt Herr und Frau Hartung an ihrem Frühstückstisch saßen, dann war das anders als früher. Die Zeitung war Nebensache geworden. Die erste geschäftliche Konferenz am Tage hatte Herr Hartung beim duftenden Morgenkaffee mit seiner Frau.

Hartung machte sich sehr ernste Vorwürfe darüber, daß er nicht schon längst seine Frau mit all diesen Dingen bekannt gemacht hatte.

Aber Herr Hartung irrte sich. Frau Gertrud war weit davon entfernt, Hartungs Kameradin zu werden. Nur die Zukunft ihres Kindes interessierte sie, nicht Holz und Getreide.

Einmal hatte Hartung einen besonderen Tag. Ein Geschäft, das er eigentlich schon aufgegeben hatte, war doch noch im letzten Augenblick zustande gekommen. Mit einem Appetit, der diesem Umstande durchaus entsprach, den Speisen zusprechend, erzählte Hartung beim Abendessen seiner Frau davon. Da teilte Frau Gertrud, die ihm gegenüber saß, so rückhaltlos seine Freude, daß er mit einem Mal Messer und Gabel beiseitelegte, sich unwillkürlich den Mund mit der Serviette wischte und aufstand. Er wollte Frau Gertrud umfassen und ihr einen Kuß geben, so freute er sich darüber, daß sie sich so freute.

Frau Gertrud entwand sich ihm. Ganz weich, als wollte sie ihm nicht weh tun, zog sie sich aus seiner Umarmung zurück.

„Aber ich weiß nicht, was du hast, Gertrud — ich denke, wir verstehen uns jetzt viel besser als früher . . .“

„Gewiß verstehen wir uns jetzt, Karl, aber sieh, wir sind doch keine jungen Menschen mehr. Da ist man doch nicht mehr so verliebt, weißt du.“

Einen Moment hatte Bitternis um Frau Gertruds Mundwinkel gespielt. Dann huschte es wie ein Entschluß über ihr Antlitz. Sie nahm Hartungs Hand.

„Wie dankbar ich dir dafür bin, daß du so für die Zukunft des Jungen sorgst, Karl.“

Hartung hatte sich wieder auf seinen Platz gesetzt.

Ganz stumm saß er da und spielte nachdenklich mit dem silbernen Serviettenring.

„Hier, nimm nur . . . . . Der Schinken ist wirklich gut, Karl.“ Frau Gertrud hielt ihm die Schüssel hin und nickte ihm zu wie einem Kinde, das über Dinge, die ihm doch verschlossen sind, nicht erst nachdenken soll.

„Nein, danke! . . . ich bin satt, Gertrud.“ Hartung hatte seiner Frau die Schüssel abgenommen und setzte sie nun, ohne sich etwas zu nehmen, wieder auf den Tisch zurück.

Frau Gertrud zerteilte sorgfältig ein Stückchen Fleisch, das sie noch auf dem Teller hatte; Hartung spielte weiter mit dem Serviettenring.

Dann fragte Frau Gertrud ihn interessiert, was denn aus dem großen Getreideankauf geworden wäre, von dem er neulich gesprochen hätte.

Digitized by Google

„Nein . . . habe ich dir das wirklich noch nicht erzählt?“

Hartung wurde ganz lebendig.

Der große Getreideankauf . . . Natürlich war es geworden. Es war sogar sehr geworden. Längst hatte Hartung den Serviettenring fahren lassen und hielt unternehmend die Gabel in der Hand.

„Was meinst du . . . Gurlach & Co. hätten es mir zu gerne vor der Nase weggefischt.“

Schon nahm Hartung ein schönes Stück Schinken und breitete es behaglich auf seinem Teller aus.

Als sie nach einer halben Stunde aufstanden, hatte Hartung doch, ganz wie er angefangen, sehr gut zu Abend gegessen.

Als aber dann die große Standuhr im Eßzimmer neun geschlagen, hatte Frau Gertrud ihren Handkuß erhalten und Karl Hartung wandelte wie so oft bei diesen abendlichen Gängen durch die stillen Straßen der Stadt, das Glück seiner Ehe und überhaupt seines ganzen Lebens bedenkend, dem Hotel Viktoria zu, wo er mit seinen Stammtischfreunden, hochangesehenen, vorwärtsstrebenden Bürgern wie er, jeden Mittwoch und Sonnabend zusammentraf.

Am Eingange des Hotels von dem behäbigen Besitzer mit jenem verbindlichen Gastwirtslächeln begrüßt, das jedem besseren Bürger wird, auch wenn er nur ein mittelmäßiger Zecher ist, schritt Hartung, nach allen Seiten hin leicht grüßend, durch das Lokal der Ecke zu, wo um einen großen runden Tisch, auf dem in der Mitte eine Metallfahne mit der Aufschrift „Stammtisch“ prangte, elf männliche Repräsentanten der besten Memeler Gesellschaft saßen; keiner der elf unter einem gewissen Leibesumfang; jeder mit einem gemütlichen Steinkrug vor seinem Platz und einer brennenden Zigarre in der Hand.

Hartung kam wie immer, seitdem er Vater geworden war, als letzter und purzelte, ohne von den erregt durcheinander Sprechenden besonders begrüßt zu werden, diesmal mitten hinein in Frauenfrage und Kindererziehung.

Der Sohn einer bekannten Memeler Persönlichkeit, die nicht zu diesem Stammtisch gehörte, war gerade an diesem Tage einer Veruntreuung wegen, die er als Lehrling bei Gurlach & Co. verübt, zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden; der Streit ging darum, ob der junge Mann zu streng oder nicht streng genug erzogen wäre.

„. . . Nein, mir tut der alte Kabereit wahrhaftig leid. . . . Aber nachdem er mir neulich in meinem Kontor so einiges von der eisernen Zucht erzählt hat, die sein Junge zu Hause genossen, bin ich fest überzeugt, daß es die sogenannte strenge Erziehung ist, die hier wieder einmal gründlich Pleite gemacht hat . . .“ Kaufmann Chorinski hatte es gesagt. Er war der schlankste der Herren und auch sonst in allen Fragen auf seiten der Jugend.

„So fassen Sie das auf?“ sagte Konsul Peetsch, ein tadellos angezogener Vierzigjähriger mit schwarzem Vollbart, Anhänger strenger Menschenerziehung und Vater zweier ganz vorzüglicher Schüler. „Ich bin immer für strenge Erziehung gewesen, mein lieber Chorinski, und wenn ich mir die guten Zensuren meiner beiden Jungen am Quartalsschluß ansehe, habe ich wirklich keine Ursache, meine Anschauungen zu revidieren . . . Prost, Professor! . . . Gott bewahre unsere Jugend vor Humanitätsduselei . . . Ich

Digitized by Google

bin auch streng erzogen worden . . .“ Peetsch nahm einen tiefen Schluck, strich sich den wohlgepflegten Vollbart und sah herausfordernd zu Chorinski hinüber.

„Wir auch! . . . Wir auch! . . .“ tönte es von allen Seiten des Stammtisches; jeder nahm einen ausführlichen Schluck wie Peetsch, mit stillem Nachdenken über die Segnungen strenger Erziehung in den Mienen.

„. . . Ich kann als Fachmann nicht umhin, mein lieber Chorinski, Konsul Peetsch unumwunden beizupflichten . . . Ich habe den jungen Mann in seiner letzten Schülerzeit noch unterrichtet . . . Ich habe seine häuslichen Verhältnisse nicht so übersehen können . . . Aber . . . wenn jemand so bald, nachdem er die Schulzucht genossen, sich schon auf der schiefen Ebene befindet, . . . ist der Hebel entschieden da anzusetzen, daß die häusliche Zucht nicht genügend gewesen sein kann . . . Prost, Konsul! . . . Prost, die Herren! . . .“ Professor Keesebieter vom Memeler Gymnasium setzte mit Energie seinen Krug auf den Tisch zurück, brachte seinen Vollbart, der alle versammelten Bärte, einschließlich Konsul Peetsch, an Umfang bei weitem übertraf, mit der flachen Hand in eine horizontale Lage und musterte sinnend das edle Schwarz.

„. . . Prost! . . . Prost! . . .“ Die Tafelrunde war einig; Chorinski, der Neuerer, hatte wieder einmal eine komplette Niederlage erlitten.

„Ich habe den alten Kabereit erst gestern gesehen; er macht einen recht kranken Eindruck“, bemerkte Karl Hartung. „Das macht doch sicher nicht nur die Aufregung, der hat doch ein Leiden?“

„Zuckerkrank ist er, schwer zuckerkrank . . . Aber ich kuriere ihn noch . . . Ich habe schon sehr viel solcher Fälle behandelt und mit bestem Erfolge, kann ich wohl sagen . . . Prost, Herr Hartung! . . .“ Sondermann nahm einen Schluck.

„Mit seiner Frau lebt er ja wohl auch nicht im besten Einvernehmen . . .“ Es war Gurlach, der Konkurrent Hartungs, der diese Bemerkung hinwarf.

Nun besprachen sie Kabereits Ehefrau . . . Lange. Zwei Krüge lang. Als dann Frau Kabereit, die in der Tat ein wenig lebenslustig, von Gurlach, Sondermann, Peetsch und Keesebieter wenigstens im Kreise dieses Stammtisches um alle Reputation gebracht war, ging man von dieser besonderen Gattin zu dem Wesen der Gattin im allgemeinen über. Wieder war es Chorinski, der mit allerhand Ketzerischem kam, und mit Worten wie Gleichberechtigung, andere Vorbildung, Arbeitskameradin des Mannes, die Gemüter zur Siedehitze brachte.

„Die Frau gehört in die Kinderstube . . .“ Prosit! . . . Prosit! . . . Prosit! . . .

„Das Gebiet der Frau ist der Hausstand . . .“ Prosit! . . . Prosit! . . . Prosit! . . .

Von allen Seiten kam es.

Aber diesmal blieb Chorinski nicht vereinzelt mit seinen „hypermodernen“ Ansichten. Karl Hartung von Hartung & Co. war sein Verteidiger. Hartung war sein Verteidiger und ging noch weiter als Chorinski; er stellte, was die Frage der Arbeitskameradschaft zwischen Mann und Frau betrifft, Behauptungen auf, daß Peetsch, der überhaupt der Wortführer am Stammtisch war, immer wieder sagte: „So fassen Sie das auf? . . . Hartung, Hartung . . . heut wissen Sie nicht, was Sie reden.“

Digitized by Google

Eine Rede hielt Hartung. Eine Rede mit tiefinnerlichem Klang in der Stimme, als gälte es, den andern, die Chorinskis Ausführungen bekämpften und sich immer wieder Prosit . . . Prosit . . . zuriefen, mitten im dichtesten Tabaksqualm eine neue, beglückende Religion zu künden.

„. . . Nein, meine Herren, da können Sie mich nicht überzeugen . . . Erst wenn die Frau über den Kreis ihrer häuslichen Pflichten hinauswächst, ist sie die Kameradin des Mannes . . . Nur wenn sie an seinen täglichen Arbeiten und Unternehmungen mehr Anteil nimmt als jeder andere auf der Welt, mit ihm sorgt und sich mit ihm freut über den kleinsten Erfolg, den er in seiner Arbeit hat, und auch danach trachtet, alles zu verstehen, was ihren Mann angeht, erst dann wird eine wahrhaft glückliche Ehe möglich sein . . . Das ist so natürlich und selbstverständlich, meine Herren, daß Sie Chorinski wohl doch recht geben müssen ... Kellner, noch ein Ganzes! . . ."

Jawohl, ein Ganzes. Karl Hartung war ein maßvoller Zecher, aber diesmal nahm er einen Schluck bis tief auf den Grund und sah mit glücklichen, gläubigen Augen versonnen in die Wolke seiner Zigarre.

Früher als sonst sagte er dann Gute Nacht und ging.

Als aber Kaufmann Chorinski, etwas verstimmt ob seiner ständigen Niederlagen am Stammtisch, ihn begleitete, um gleichfalls heimwärts zu gehen, da wandelten die beiden Herren noch eine ganze Weile vor Chorinskis Wohnung, die auf dem Wege zum gelben Hause lag, in der Stille der Nacht auf und ab.

Karl Hartung, der sonst zu einem andern nicht so leicht von seinem häuslichen Leben zu sprechen pflegte, erzählte dem Kaufmann Chorinski, wie seine Frau bis ins kleinste an seiner Arbeit Anteil nehme und wie glücklich seine Ehe sei.

Als dann der kleine Hartung, unter den Schuljungen ein einsames, in seinem stillen Hinundher zwischen Frau Gertrud, Vormann und Frau Emler ein versonnen-freundliches Kind, manchmal unter den drei Erwachsenen herumspringend, meist ein klein wenig melancholisch, selten ausgelassen, zwölf Jahre erledigt hatte und in das dreizehnte hinübergehupft war, fand er doch einen Freund.

Fritz Hartung war gerade Tertianer. Untertertianer, um es genauer zu sagen. Da brachte ihn der Zufall mit Chorinski, mit dem der frühere Quintaner Fritz Hartung vor und nach dem Tage, da der größere Junge ihm seine Indianerherrlichkeit mit dem lauten Hinweis auf seinen Buckel ein für allemal zerstört, eigentlich nur auf dem Schulhof, sozusagen von Spieles wegen, bekannt gewesen war, auch „dienstlich" in Beziehung.

Es war die Zeit, da Vater Chorinski noch nicht genügend erfolgreich durch die Memeler Stammtischschule gegangen war und, ohne auf die Warnungen des energischen Peetsch zu hören, seinen Jungen aufwachsen ließ wie ein Bäumlein im Walde, das da wächst, wie es wächst, und das niemand zu beschneiden hat. Und es war die Zeit, da sich die Frucht so phantastischen Gewährenlassens zeigte und Franz Chorinski, der Sohn, haften geblieben war in der Obertertia.

Chorinski war lang, und die beiden Tertien turnten zusammen. Und da Chorinski im Turnen „gut" und nur in den Wissenschaften „ungenügend" hatte, so verlieh ihm der Turnlehrer, der im stillen ein Verächter

Digitized by Google

der Wissenschaften war und für kräftige, sitzengebliebene Jungen immer eine gewisse Vorliebe hatte, die Würde eines Vorturners und gab ihm eine Riege. So kam es, daß vor dem Untertertianer Fritz Hartung beim Semesteranfang, als nach den Herbstferien die erste Turnstunde begann, der Obertertianer Franz Chorinski als sein von der Behörde ihm vorgesetzter Unteroffizier stand. „Gerade stehen!“ Ach, wie kommandierte Chorinski, und wie wußte er sich gleich in der ersten Stunde bei den ganzen zwölf Jungen seiner Riege, unter denen sogar Gurlach, der Primus, war, in Respekt zu setzen!

Die beiden Tertien turnten, hübsch in Riegen eingeteilt, jede an einem besonderen Gerät und jede unter der Führung eines unter allen Umständen wissenschaftlich unbedeutenden Vorturners, während der Turnlehrer selbst nur immer in dem großen Saal herumging und sich die Tätigkeit und die Führereigenschaften seiner Auserwählten ansah und mal am Reck stehen blieb und mal am Barren, und wenn ein ob seines Fleißes und wissenschaftlichen Vorwärtsstrebens besonders berüchtigtes Individuum so recht unbeholfen an der Stange hing oder beim Bockspringen aufgehupft war und nicht rüber gekonnt hatte, dann stand der Herr Turnlehrer ganz breitbeinig da, die Hände in den Hosentaschen, und sagte fast befriedigt, als freue er sich solchen Ungeschicks: „Natürlich, . . . wenn man ein Stubenhocker ist und immer die Nase in den Büchern hat . . . ., wo soll es da auch herkommen . . .“

In der Riege, in der Fritz war, hatten sie Ziehklimmen geübt in dieser ersten Stunde unter Chorinski. Zwölfmal, den Kopf ganz hoch über die Reckstange und sich immer ganz tief hinunterfallen lassen vor jedem neuen Klimmzug, so hatte es Chorinski vorgemacht.

„So oft wie ich, wird's ja keiner machen können . . . Aber sechs Klimmzüge ist das wenigste . . . das sag ich euch.“

Dann traten die Jungen aus der Reihe an das Reck heran in ihren kurzen, grauen Turnjacken, einer nach dem andern. Mühsam zogen sie, daß sie rot im Gesicht wurden wie Herr Thiele von Hartung & Co.; und wenn einer mal mogeln und nach einem Klimmzug nicht völlig wieder hinuntergehen wollte, dann zog ihn Chorinski, der den Untergebenen, wie es die Pflicht des neuen Amtes erforderte, sorgsam mit der Rechten am Handgelenk festhielt, mit der Linken nun besonders tief herunter und sagte: „Ach, weißt du . . . den Trick kennen wir.“

Als Gurlach ans Reck kam, hatte es einen peinlichen Moment gegeben. Er hatte dreizehn Klimmzüge gemacht. Das ganze Ansehen Chorinskis stand einen Augenblick auf dem Spiel. Aber Chorinski wußte sich zu helfen. Mit einem Satz war er am Reck und machte vierzehn; den letzten mit einer Anstrengung, daß er noch ganz erschöpft dastand, als nun Fritz Hartung an das Reck trat, um, ein wenig trotziglich an Chorinski vorbeisehend, seine — Fritz kannte schon die Zahl — seine sieben Klimmzüge zu machen. Ganz tief ließ er sich immer hinunterfallen, damit Chorinski, der ihn so fest um das Handgelenk gefaßt hatte, viel fester, als es sonst Vorturner tun, ihm nichts sagen durfte.

Schon der fünfte Klimmzug wurde ihm schwer. Aber er nahm sich zusammen und zog seinen Kopf nochmals über die Stange. Als er aber zum sechsten Male hoch wollte, stand der Turnlehrer vor ihm, und Fritz — ach, spannte Fritz Hartung die Muskeln seiner Arme, daß die Zunge

Digitized by Google

ihm wie beim Schreiben zum Munde herausglitt, so spannte er sie — kam nicht mehr nach oben. Die Kräfte reichten nicht. Schon begann er, ohne mit der Nase die Stange erreicht zu haben, wieder nach unten zu sinken. Schon wollte er es als unmöglich aufgeben, da war die Hand Chorinskis vom Handgelenk nach seinem Oberarm gerutscht und stützte ihn, und Fritz Hartungs Kopf war über der Stange, ehe der Junge noch wußte, wie's gekommen war. Und noch einmal. Und wieder. Bis elf achtunggebietende Klimmzüge voll waren, und der Herr Turnlehrer dem Untertertianer Hartung zufrieden auf die Schulter tupfte. „Siehst du, Hartung . . . so ist's recht . . . so ist's schön . . . ich sehe, du bist doch kein Stubenhocker . . ."

Als aber Fritz Hartung wieder auf seinem Platz stand, war ihm ganz merkwürdig zumute. So wie Chorinski ihm eben in die Augen geblickt, als er nach seinem Oberarm griff und sagte: „Paß auf, es geht noch, Hartung", das war ganz sonderbar.

Chorinski hatte schon lange versucht, sich Fritz Hartung zu nähern. Das heißt, früher war eigentlich der Jüngere, ohne sich dessen bewußt zu sein, und ohne daß er es je hätte sagen können, was ihn zu Chorinski zog, der Werbende gewesen. Deshalb war auch der Zusammenstoß mit Franz Chorinski ein in sein Kindheitsleben so tief einschneidendes Erlebnis geworden. Deshalb war diese Demütigung, die keinem, der einen äußerlich sichtbaren Fehler hat, erspart bleibt auf dieser Welt, für Hartung so doppelt schmerzlich gewesen. Aber es war, als hätte der Augenblick, da einst der in den Tiefen seiner Kindesseele so schwer Verwundete vor Chorinski stand, trotz des Hasses, der diesem entgegenleuchtete, und trotz der zitternden Faust, die sich gegen ihn hob, dem Älteren die Erkenntnis gegeben, daß Fritz Hartung und kein anderer sein Freund werden müsse. Nach diesem Tage war es Chorinski, der immer wieder Fritz Hartungs Gesellschaft gesucht hatte. Ob er nun mit dem still-zurückhaltenden Jungen der unteren Klasse gelegentlich unter den hohen, alten Bäumen des Schulhofes promenierte oder ihm draußen am Hafen zufällig begegnend, ein neues Schiff bewundern half, stets war Chorinski von besonderer Liebenswürdigkeit gewesen und hatte in den ganzen zwei Jahren dem einsamen Fritz immer wieder seine Freundschaft zu beweisen gesucht.

Fritz Hartung aber hatte sich so eingelebt in den Gedanken, daß er, der Bucklige, wenn auch sonst jeder andere Junge seinen Busenfreund hatte, immer nur „Bekannte" haben würde, daß er gar nicht gewahr wurde, wie dieser große, blauäugige Junge alles versuchte, um gerade ihm nahezukommen.

Da hatte Fritz Hartung wieder einmal fern von seinen lieben Rothäuten auf dem Kiese gewandelt. Still und in sich gekehrt, wie es seine Art geworden war. Chorinski hatte sich an ihn herangeschlichen. Chorinski hielt von hinten mit beiden Händen Hartungs Augen bedeckt.

„Na, Hartung, wer bin ich denn, Hartung? . . ."

„Du bist es, Chorinski."

Dann hatte Franz zutraulich seinen Arm in Hartungs Arm gelegt, als wolle er so recht als Freund mit ihm gehen.

„Du bist ein guter Junge, Hartung."

„Laß nur, du. Du glaubst wohl, ich bin noch böse auf dich von damals? Ich bin nicht mehr böse . . . du kannst ruhig zu deinen anderen Jungen

Digitized by Google

gehen . . .“ Dann hatte Fritz Hartung, der einst so sehnsüchtig von Jungenfreundschaft geträumt, daß es ihm wie Seligkeit überkommen war, wenn es nur klapp, klapp machte draußen auf der Straße, sich wieder freigemacht und ging, über Gleichgültiges plaudernd und ohne von sich selbst auch nur ein Stückchen zu geben, ein Weilchen neben Chorinski, bis es läutete.

Ein andermal waren sie sich auf der Straße begegnet. „Guten Tag, Hartung . . . Wo gehst du hin?“ — „Ich gehe nach Hause.“ — „Weißt du, ich komme etwas mit . . .“ Und dann waren sie miteinander gegangen. Wieder war Chorinski ganz freundlich und vertraute Hartung allerhand von sich an. Wie sein „Alter“ zu ihm sei — damals pries Chorinski noch seinen Alten in allen Tonarten —, und wie er wieder einmal eine gelungene Zeichnung gemacht hätte zu Hause, so daß sein künftiger Malerberuf ihm immer sicherer würde. Fritz Hartung aber steckte wieder wie ein Erwachsener in Reserviertheit und bloßem Zuhören drin.

Sie waren am gelben Hause angekommen und standen vor der Gartenpforte. „Ja, jetzt muß ich gehen, Chorinski. Adieu . . .“ Und dann war Hartung hineingegangen und hatte die Pforte von innen geschlossen, ohne zu merken, daß Chorinski sich wieder einmal ganz enttäuscht von ihm verabschiedet hatte.

So war das Verhältnis zwischen den beiden Jungen eigentlich gar kein Verhältnis gewesen bis zu Chorinskis erstem wissenschaftlichen Zusammenbruch und der daraus resultierenden Rangerhöhung als Turner.

Wieder einmal war Fritz Hartung in der Unterrichtsstunde so zerstreut, daß sein Lehrer, scheinbar mit anderen Jungen beschäftigt, die heftigsten und unvorhergesehensten Attacken gegen den offensichtlich Unaufmerksamen reiten mußte. Es gibt auch im Schulleben so manches, was sich wiederholt; und wenn auch Fritz Hartung nun als Tertianer längst aus dem Alter heraus war, in dem er für ein bißchen Träumerei gleich zu einem sofort auszuführenden Umzug in die Regionen der weniger Würdigen verurteilt werden konnte, so setzte es doch, ob dauernder Zerstreutheit, einen energisch geschriebenen Tadel ins Klassenbuch, und Direktor Keesebieter, der ihn gerade in Latein unterrichtete, konnte, nachdem er solches Werk mit zermalmender Strenge in den Mienen vollendet hatte, nicht umhin, zu bemerken: „Wenn du noch einmal so wenig bei der Sache bist, Hartung, dann werde ich nicht umhin können, dir Arrest zu geben, und dann werde ich deiner Mutter ein Briefchen schreiben, damit sie mal endlich von mir erfährt, wo der Hebel anzusetzen ist.“

Diesmal aber ließ es Hartung kalt, und ans Weinen war auch nicht mehr zu denken. Er nahm sich zusammen, so gut es ging, und wenn der Schulgewaltige plötzlich aus dem dichten Busch seiner Pädagogik hervorbrach und, einen vernichtenden Überfall ausführend, mit siegessicherer Stimme rief: „Wo sind wir, Hartung, lies weiter!“ — dann hatte Fritz Hartung mit Hilfe seines flüsternden Bankgenossen doch Keesebieter auch zum Schluß ein paar hübsche Niederlagen beigebracht.

Dazwischen aber war Fritz Hartung in dieser Stunde doch immer wieder von merkwürdig nachdenklicher Art gewesen. Und wenn die Brille, die Keesebieter sich stets aufsetzte, sobald er ans Unterrichten ging, nicht von so undurchdringlicher Verstaubtheit gewesen wäre und sein Herz nicht so viel falsch verstandenen Schiller in sich aufgesogen hätte, dann würde

Digitized by Google

er erkannt haben, daß die nichtswürdige Zerstreutheit, die er da auf dem Gesichte Hartungs erspähte, nur der stille Abglanz einer innerlichen Fröhlichkeit war, die Julius Cäsar mit all seinem mustergültigen Latein im Augenblick zu unterdrücken eben nicht in der Lage war.

Fritz dachte dabei eigentlich an nichts Konkretes. „Paß auf, es geht noch, Hartung . . .“ Er sah Chorinskis Augen. Warm und weich ging es durch Hartungs Herz. Der Franz . . .

Als die Stunde mit Keesebieters Tadel im Klassenbuch und einem letzten verweisenden Blick aus der Zuchtbrille geschlossen hatte, war auf der Bank, an der Hartung gesessen, zu den streng verbotenen, aber seit Generationen unausrottbaren Schmierereien zwischen einer längst vertrockneten Karikatur Keesebieters und der kindlichen Wiedergabe eines römischen Legionssoldaten eine neue, liebevoll ausgeführte Schmiererei hinzugekommen. Es waren die hübsch zu einer Art Monogramm verschlungenen Buchstaben F und C, mit einem Schwung in der Linienführung, wie der kleine Hartung von früher nur ein Wort geschrieben hatte: Re—sul—tat, und dies so lobenswert schön, weil er kein Schmierfink war, wie die andern.

Fritz Hartung hat es nie erfahren, daß es dem Vorturner Chorinski, was seine unwissenschaftlichen Gedankengänge anbetraf, in der Obertertia ähnlich gegangen war zu dieser Stunde, wenn er auch nicht so leidenschaftlich war, wie sein künftiger Freund, und viel zu robust, um sich eine neue Herzensfröhlichkeit gleich mit einem Tadel belohnen zu lassen.

Hartung wußte ja auch nicht, daß Chorinskis Augen nur deshalb so tief in sein Herz gegriffen hatten, weil auch er, Fritz Hartung, da er zum achten Male zur Freude des Herrn Turnlehrers mit seinem Kopf über die Stange gekommen war, Chorinski so in die Augen geblickt hatte, als gäbe er ihm, wenn jener jetzt wolle, sein ganzes Knabenherz.

Als Keesebieter mit seinem Cäsar geschlossen hatte, war überhaupt Schluß gewesen an diesem Vormittag, und in zwei getrennten Klassenzimmern dachten beim Zusammenpacken ihrer Sachen zwei Knaben ganz das gleiche, ohne daß sie in der Pause nach der Turnstunde überhaupt ein Wort gewechselt hätten.

Franz Chorinski dachte: „Ich muß mich beeilen. Hartung steht gewiß schon vor der Tür und wartet auf mich.“ — Fritz Hartung dachte: „Ich muß mich beeilen. Chorinski steht gewiß schon vor der Tür und wartet auf mich.“

Und als der Fritz herunterkam und Chorinski mit den Büchern unter dem Arm vor der Schule stand, war es ihnen beiden, als wenn sie sich bestimmt verabredet hätten. Als sie dann, wie sonst über ganz Gleichgültiges plaudernd, an die Ecke gekommen waren, wo ihre Heimwege sich trennten, sagte Hartung, nachdem sie ein Weilchen beieinander gestanden hatten: „Ich kann dich ja noch nach Hause bringen, Chorinski . . .“ Und Hartung brachte Chorinski nach Hause. Als sie aber vor Chorinskis Wohnung angelangt waren, warf Chorinski — es war ja die Zeit, da noch niemand daran dachte, ihm die Flügel seiner Ungebundenheit zu stutzen — der Mutter, die gerade zum offenen Fenster herausschaute, seinen Schulranzen mit einem „Ich komme in einer halben Stunde zurück“ hinauf, und kehrte um und begleitete nun wieder Hartung heim.

Als sie hinter das gelbe Haus an die Gartenpforte gekommen waren, sagte Fritz Hartung: „Ich möchte dir gern mein Zimmer zeigen, Chorinski.“

Digitized by Google

Die beiden Knaben traten in den Garten. Fritz Hartung hatte sich draußen in der Welt seinen ersten Menschen geholt und schloß sorgsam das Pförtchen zu.

Es war ein Sonnentag. Der Garten stand im letzten Herbstschmuck da, und unter den Knabenfüßen raschelte das Laub.

Frau Gertrud kam eben die Stufen vom Hause herunter und schritt, als hätte sie schon lange auf ihren Jungen gewartet, mit einem freundlichen Willkommen auf dem Antlitz mitten durch die Flut der Mittagssonne den Knaben entgegen.

„Aber Junge, wo bleibst du nur? . . . Ich habe mich schon geängstigt.“ Frau Gertrud beugte sich über ihren Sohn und küßte ihm die Stirn. „Ist denn die Schule heute später aus gewesen, Fritz?“

Chorinski stand etwas verlegen beiseite. Er fühlte sich auf einmal wieder ganz fern von Hartung und ihm war, als hätte die fremde Dame ihn noch gar nicht bemerkt.

Da trat Fritz Hartung auf Chorinski zu und nahm ihn mit fast feierlicher Gebärde bei der Hand: „Dieser Junge, Mutter . . . Franz Chorinski heißt er . . . ist mein Freund.“

Einen Augenblick stand Frau Gertrud da, als wüßte sie gar nicht, was sie sagen sollte. Dann gab sie Chorinski die Hand, ganz lange gab sie ihm die Hand und sah ihm forschend ins Gesicht und in die Augen und fuhr ihm, wie sie das sonst bei ihrem Jungen tat, mit der weichen Hand durch die Locken: „Ich sehe es dir an, mein Junge, daß dir der Fritz sehr gut sein mag . . .“

Dann ging Frau Gertrud. Ganz langsam ging sie nach hinten in den Garten hinein und verschwand zwischen den gelben Bäumen, die in ihrem Herbstschmuck dastanden, als hinge Gold an ihnen.

Die beiden Knaben jedoch eilten, Fritz in völlig neuer Fröhlichkeit voranstürmend, die Stiege zu dem Mansardenzimmer hinauf. Zum erstenmal klang aus dem offenen Fenster der Mansardenstube ein Knabenlachen, das eines zweiten Knaben Stimme zum Echo hatte, und der alte, bucklige Eremit über dem Schreibtisch geigte ein Lied, in dem auch kein bißchen Trauer mehr war . . .

So still und so ohne jedes aufregende Erlebnis war das Glück der Freundschaft über den kleinen, buckligen Fritz gekommen. So ganz anders, als er sich's einstmals erträumt. Ohne jede Spannung und Verwickelung, wie er das in der Mutter Geschichten so geliebt. Ohne jedes Huhu. Schon hatte er in stummer Resignation sich damit abgefunden, daß bucklige Jungen keine Freunde haben können. Und nun hatte es nur eines freundlich geöffneten Gartenpförtchens bedurft . . .

Rundschau

Allgemeineres

Soziales Gewissen

Heute blätterte ich zufällig einmal in meinem ersten Buche herum, im „Herzhaften Unterricht“. Merkwürdig, wie mich die alten Zeilen anmuteten! Bald schüttelte ich den Kopf, weil ich inzwischen andrer Ansicht geworden bin, bald genügte mir die Form nicht, dann wieder war ich unwillig über einen allzu knapp angedeuteten Gedanken. Es kam mir vor, als versuchte ich

Digitized by Google

einen Anzug anzuziehen, den ich als Knabe getragen hatte. Man ist herausgewachsen, und man wächst auch aus seinen geistigen Kleidern heraus. Das ist auch gut so. Der Schriftsteller kann zudem gar nicht rasch und kräftig genug über sich selber wachsen. Und ein Buch ist immer etwas Unvollkommenes. Es bedeutet nur einen mehr oder weniger willkürlich markierten Abschnitt des eignen Lebens, das geistige Wachstum selbst aber ist — wenn es sich normal vollzieht — ein nach tausend Richtungen hin sprossendes Leben in immer neuen Ansätzen und Blüten und Früchten. So sind denn die Bücher, die vom Baume dieser Entwicklung fallen, nichts andres als Spiegelbilder des jedesmaligen Entwicklungsstandpunktes, Momentphotographien, die schon am nächsten Tage nur noch historischen Wert für den Autor haben. Wenigstens mit Bekenntnisschriften ist es so.

Eigentlich bin ich froh, wenn ich eine Zeile lese, die ich früher geschrieben habe und heute nicht mehr billigen kann, denn gerade solche Zeilen bezeugen ja den eignen Fortschritt. Das Fortschreiten aber gehört zum Begriff Entwicklung, und Stillstand ist erst recht auf geistigem Gebiete Rückschritt und Tod. Nochmals, man kann gar nicht rasch genug über sich selbst hinaus. Und die wertvollste Arbeit, die jemand leisten kann, der an der Gesamtentwicklung ein Interesse hat, ist der Weg, den er zurücklegt, nicht in erster Linie das Ziel, das er erreichte. Je länger aber der Weg und je mühseliger die Last, die man schleppt, desto stärker die Kraft, die notwendig ist, um das Ende zu erreichen. Mich freut der Weg als solcher! Wer aber ein Ziel erreicht hat und seine Kräfte sind gewachsen, um ein noch ferneres Ziel anzustreben, der erst ist durch den zurückgelegten Weg gestärkt, der erst bleibt auf dem Wege weiterer Entwicklung. Wie manchen sehen wir schon im blühenden Mannesalter ausruhn auf seinen Lorbeern. Je früher ein Mensch ausruht, um so schwächer war er. Der Starke ruht nie.

Daß wir doch viele geistig starke Menschen hätten, die nicht an der ersten Frucht ihrer Arbeit sich genügen lassen, sondern ihr Leben lang aufwärts streben von einer Erkenntnis zur nächsten. Es würden Menschen sein reich an Widersprüchen und Ungereimtheiten, aber auch Menschen, deren Kraft gewachsen ist selbst durch die Irrwege, die sie gegangen sind. Und lieber ist mir ein Mensch, der in der Irre geht, als einer, der gar nicht mehr von seinem Ruheplätzchen aufstehen mag, mag er auch eine noch so schöne Aussicht „erreicht“ haben.

Aber diese Unermüdlichkeit im Weiterstreben kann nur solchen Menschen eigen sein, die in allem Vollkommenen doch noch das Unvollkommene erkennen und in allem Unvollkommenen einen Anlaß zur Vervollkommnung gewinnen.

Wer sich in die Geschichte einer Erfindung oder Entdeckung vertieft oder in die Entstehung eines Werkes, der erkennt gar bald, daß jeder Erfinder und Entdecker und jeder Künstler auf hundert Schultern zugleich steht, nämlich auf den Schultern aller derjenigen, die ihm Vorarbeiten geleistet haben. So sei auch du einer von den Hundert, auf deren Schultern dermaleinst ein Kulturriese der Zukunft sich mit zu stellen vermag.

Das möge man schon Kindern veranschaulichen, um ihr soziales

Digitized by Google

Gewissen zu schärfen, ihre Verantwortlichkeit der Zukunft gegenüber, aber auch ihre Unermüdlichkeit im Fortschreiten zur eignen, höchsten Entwicklung.

Heinrich Scharrelmann

Von der Sprache

Letztmals zur Ausschüttung des Badekindes

Ich will nicht in die Geschmacklosigkeit verfallen, meinen Scherz auch noch zu erläutern. Aber es seien mir zur Sache selbst zwei Worte gestattet:

1. Ich stimme der Erklärung des Herausgebers über den plastischen Wert der Übertreibungen willig zu. Mein Scherz nimmt an ihm teil. Was mich verblüfft, das ist gerade die Armut an dergleichen erfrischenden Wendungen, die erlaubt, für alles annähernd Passende unermüdlich dasselbe eine Bild totzureiten. Immer im gleichen Brustton der Überzeugung, damit jeden Beweis überflüssig gemacht zu haben. Und fast immer zur Empfehlung derselben einen ärmlichen Weisheit, hübsch auf der „goldenen" Straße der lauwarmen Mitte zu bleiben. Sollte denn diese „goldene" Regel wirklich das Denken der Deutschen dermaßen ausfüllen? Und sollte das plastische Ausdrucksvermögen so schwach geworden sein, daß gar kein neues eigenes persönliches Bild mehr aufkommen kann?

2. Es gibt Wendungen, Scherze, Weisheiten, die einst fast wie erlösend wirkten, die aber durch dauernden energischen Mißbrauch völlig unmöglich werden. Manche, indem sie einfach fade werden wie die berühmten „goldenen Äpfel in silbernen Schalen", andre, indem sie statt der neuen Erkenntnis, die sie ursprünglich ausdrückten und für die ihre herausfordernde Form gemeint war, allmählich zum Ausdruck des trivialsten Durchschnittsverständnisses werden, für den ihre Form nicht geeignet und im Verhältnis zu dem sie abgeschmackt ist. Das ist der Fall der aus dem Bade geschütteten Kinder oder (minder schlimm, aber nicht minder dumm) des Kritikers, der alles, was er kritisiert, „erst selber besser können" soll.

Es wäre vielleicht für die Zwecke des Kunstwarts besonders dankenswert, wenn einmal ein guter Kenner unsres durchschnittlichen Zeitungsstils eine Blütenlese solcher Worte und Wendungen zusammenstellte, die ihren Ursprungswert völlig verloren haben und dadurch für eine gewisse Bildungshöhe unmöglich geworden sind. Es würde spaßhaft genug sein, zu bemerken, was für groteske Tintenfische an seiner Schnur baumelten.

A. B.

Literatur

Referat und Kritik

Literaturbrief 3

Sie werfen mir vor — Verzeihung, unsre höfliche Zeit meidet moralisch anklingende Worte — Sie bemerken also mir und den verehrten kritischen Kollegen am Kunstwart gegenüber, daß unsre Haltung in den Literaturbesprechungen so vorsichtig abwartend und abwägend sei; daß oft an Stelle der Kritik das Referat trete, und daß damit doch wohl dem natürlichen Bedürfnis des Lesers nicht genug geschehe. Ich will nun Ihre Geduld nicht für eine neue Auflage jener allgemeinen Meinungstreitigkeiten mißbrauchen, die über Wesen, Aufgabe und Wert der Kritik so oft durchgeführt worden sind, ein Gebiet, auf dem es in praxi heute zum Glück keinen Zwang durch Übereinkunft aber leider auch keinen durch Feingefühl gibt. Ich erwidre Ihnen vielmehr ganz im besondern auf Ihre

Digitized by Google

Einwendungen und suche meine Meinung durch Beispiel zu bekräftigen.

So oft wir sonst übereinstimmen, hier empfinde ich gerade umgekehrt wie Sie. Ich betrachte es als einen Vorzug des Kritikers, wenn er in einer großen und wichtigen Zahl von Fällen „abwartend und abwägend" vorgeht, und ich meine, daß ein Referat jedesmal dann dem Leser höchst willkommen sein muß, wenn der Kritiker den Gegenstand seiner Besprechung nicht prinzipiell schon völlig ablehnt (daß ich auch diese Form der „Besprechung" kenne, ersehen Sie aus dem letzten Literaturbrief, dessen kritische Schärfe gegenüber Wassermanns „Reiner" [Kw. XXIII, 24] Ihnen ja gerade die allgemeinen Bemerkungen über unser Verhalten abgelockt hat). Ein Referat, also eine Besprechung, die das fragliche Werk nach Möglichkeit charakterisiert, die es selbst zu Worte kommen läßt, es schildert, es einreiht in natürliche Zusammenhänge, und ins lebendige Leben hineinzuschauen sucht; die aber Bemerkungen über die eigentlich künstlerischen Fragen (Technik, Sprache, Proportion usw.) erst in zweiter Linie enthält und das Abschätzen oder Abwerten ganz kurz einflicht oder nur implizite mitgibt. Doch ehe ich weiter Referat und Kritik gegeneinander abwäge, lassen Sie mich selbst Beispiele zu geben versuchen. Ein vor einiger Zeit schon herausgekommenes Buch, das meines Erachtens bisher noch nicht genügend gewürdigt wurde, mag zum Gegenstand dieser kritischen Probereiterei dienen, das ich somit gleichzeitig Ihrer Aufmerksamkeit empfehle.

Es heißt „Die beiden Hartungs", ist von Heinrich Ilgenstein verfaßt und im Verlage Concordia zu Berlin erschienen. Ich kritisiere: „Wie so mancher Erstling erregt dieses Prosabuch zwiespältige Gefühle. Das Neue, das es im Verhältnis zur Tradition des Romans bringt, ist wenig gut; das Gute nicht neu. Das Neue: die beiden Hartungs sind nicht Brüder, sondern Vater und Sohn, und sie leben nicht nebeneinander sondern nacheinander, der Vater von Seite 1 bis Seite 158, der Sohn von Seite 159 bis 318. Verbunden sind beide Teile durch die Gestalt der Frau Hartung, die im ersten Teil Geliebte, dann Kameradin des Mannes, im zweiten Teil Mutter des Sohnes ist. Verbunden? Nur, wenn man als Bindemittel Gleichheit der Namen, Gleichheit der Liebe zu einem Arzt (der im ersten Teil den Sohn mit zur Welt bringen half), Gleichheit eines gewissen romantischen Lebensideals in beiden Teilen gelten läßt, — wozu eine überwältigende Portion guten Willens gehört. Innerlich geht die Frau Hartung des ersten mit der Mutter Hartung des zweiten Teils nicht zusammen; man mag die Sache anschauen wie man will, man hat nicht nur zwei Hartungs, sondern auch zwei Bücher vor sich. Es ist eben nicht so leicht, neue Formen des Prosabuchs zu schaffen, wie sich solche auszuklügeln. Der Erlebnisstoff »Vater und Sohn« mag dem Verfasser sich wohl in der Perspektive seines Buches dargeboten haben, aber wir haben doch eigentlich genug Romane, welche zeigen, daß Erlebnis erst dann zu Kunst wird, wenn es umgeformt, neugeformt, in einheitliche Ganzheit geschaut wird. Ilgenstein hätte sich davon überzeugen können (und sollen), ehe er ins Blaue hinein seine beiden Männer hintereinander losließ, also daß sein Buch in die Nähe jener ärgerlichen Autobiographieromane geriet, die uns so oft ein Talent des

Digitized by Google

Erlebens im Mißverhältnis zum Talent des Gestaltens verraten. Ist also dies fundamental Neue im Grunde nur eine Anfängermarotte, so mangelt es auch im Stilistischen nicht an Eigenwilligkeiten — Ilgenstein kommt zuweilen daher, als habe just er für die deutsche Sprache die Bedeutung des Gedankenstriches erst entdecken müssen. Beispiele: Seite 38 heißt es: »Und nun kam, die Hände in den Hosentaschen — wenn er lustig war, hatte er immer die Hände in den Hosentaschen — Herr Hartung von Hartung & Co., Holz und Getreide en gros.‹ Seite 42: »Noch nie war Hartung — die Hände in den Hosentaschen — so oft zwischen Geldschrank und Karaffe gewandelt«... Seite 45 folgt das fatale Hartung & Co. gleich nicht weniger als viermal (— gute Geschäftstage waren bei Hartung & Co. die Regel —!). Auf Seite 46 und 48 fehlt es nicht, auch der Gedankenstrich ereignet sich alsbald wiederum. Genüge dies, darzutun, daß Stilfeinheiten durch allzu laut betätigte Entdeckerfreuden zu Stilmätzchen, zu dilettantischen Drückerchen und Druckerchen werden können. Die freundliche Ironie, womit Ilgenstein den alten Hartung nüchterne Geschäftstüchtigkeit und das Memeler Bürgertum en bloc behandelt, läßt überhaupt tiefer blicken, als der Verfasser vielleicht möchte, zumal sie gegenüber dem Herrn Sohn später auffällig versagt. Sie ist nicht nur — und mit ihr die Charakteristik überhaupt — eintönig und dadurch ärmlich, sondern auch poetisch ungerecht; freilich, der Sohn Hartung wird am Ende nach glücklich vermiednem Revolverattentat auf sich selbst und seine Krüppelhaftigkeit — Dichter. Und welcher Dichter hielte sich nicht berechtigt, einen ehrlichen Kaufmann zu ironisieren? Wie gut man alles dies kennt! Jeder zehnte Roman belehrt einen aufs neue darüber.

Bliebe denn das Gute, wovon bereits gesagt ward, daß es nicht neu. Das Buch spielt in Memel und reiht sich der einst hochgepriesenen Heimatkunst als später, doch nicht unwürdiger Sprößling an. Milieu, Gesinnung und Lebensstimmung erscheinen als lebensecht erfaßte Untertöne, und da es an ostpreußischer Prosa bislang etwas mangelte, soll Ilgenstein als Interpret dieser Gegend willkommen sein. Wie junges Leben von jener Gegend befruchtend und Befruchtung suchend nach Westen dringt, das spiegelt sich in einigen Gestalten des Romans gut wieder, dessen lange Schilderungen und etwas kurzatmige Szenen sich, von der Gedankenstrichelei abgesehen, in gutem Deutsch mit bemerkenswerter Sprachlebhaftigkeit vortragen. Soll also eine Prognose gewagt werden, so überwiegt einstweilen das Ungemeisterte, Tastende (vorgebracht mit einer nicht ganz gefahrlosen Selbstgefälligkeit). Da aber Sodom um eines Gerechten willen erhalten blieb, möge auch uns dies Talent um seiner Zukunft (?) willen erhalten bleiben."

So die Kritik; ein Referat würde etwa lauten:

„Seine Kraft saugt Ilgensteins Roman vom Vater und vom Sohne Hartung aus zwei Quellen zumal. Einmal leuchtet durch alle (ein wenig gehäufte) Ironie, womit er sie beschreibt, doch eine starke und reine Liebe zur Heimat hindurch, als welche er Memel nennt und empfindet. Sie tut sich vor allem kund in der eingehenden Darstellung von allerlei kleinen Zügen, Bilderchen aus dem Stammtischlokal, aus der guten Stube der Kapitänswitwe, aus Hafen- und Geschäftleben, wei-

Digitized by Google

terhin in der freundlichen übereinkünftlichen Wichtigtuerei mit dem Gymnasialdirektor, dem Sanitätsrat, dem Konsul, dem En gros-Warenhändler, so da als Honoratioren das geistige Lebensbild beherrschen; tiefer spricht sie aus jener innigen Vertrautheit mit der gemütlichen, ernst-heiteren Atmosphäre, welche scheinbar tiefere Schichten des Kleinstadtlebens bestimmt als die geschilderten Alltagzüge, spricht sie aus der Ruhe und unpathetischen Selbstsicherheit, womit der Autor sein mikrokosmisches Stücklein Leben vorzuführen weiß. Diese Ruhe wiederum erzeugt, selten genug in Erstlingbüchern, einen nicht künstlich geglätteten aber gesättigten Schreibstil, der seiner einfachen Wirkung sicher ist, ohne der Leidenschaft aus dem Wege zu gehen (»ewig« bleibendes Beispiel und Muster: Adalbert Stifters Studien). Hätte Ilgensteins Buch auch nicht mehr Vorzüge als diese, es stellte sich zum Guten unsrer sogenannten, verspotteten und dennoch lebendig gebliebenen Heimatkunst als echtbürtiger Spätling.

Sein zweites Erbgut von Dichter-Vaters Seite ist jedoch ein kräftiges Beschließen, das sich darin als Bejahung des Lebens und weitzielende Hoffnung regt und rührt. Erfährt man von Hartung senior auf 158 Seiten nicht eben viel mehr, als daß er tüchtig und erfolgreich Geschäfte machte, seine Frau erst gern hatte, dann hoch achtete, endlich siebzehn Tage lang vor seinem Tode liebte und also trotz aller engen Eigensüchtelei ein kräftig Gemüt sein eigen nannte, so wächst der Junior, Träger eines Buckels und alles Leides der Stiefkinder des Schicksals, vor unsern Augen aus dem liebeumhegten Mutterhaus, aus der etwas fremd empfundnen Vaterstadt, aus Freundschaft und Enttäuschungen im Heimatleben heran bis zu dem Augenblick, wo bitterstes Verzweifeln ihm im endlichen Gespräch mit dem väterlichen Freund, der seiner Mutter lieber Wegbegleiter ist, »Glaube und Hoffnung« gebiert zu des Lebens kräftigem Führen. Das ist gestaltet. Auch das ein seltner Fall, daß fernhindeutende Schlußworte nicht leer klingen, sondern Überzeugungen hervorrufen.

Von den Schwächen des Buches ward schon einiges angedeutet; die Ironie gegen die Kleinstadt und ihre Vertreter, darunter Hartung senior, wirkt oft etwas zu erlebt — als »versetzte Erbitterung«, wie sie dem dichterisch Schauenden nicht ansteht, da sie aus der Kunstsphäre in die gemeiner Wirklichkeit hinausdeutet —, wirkt oft ermüdend, gelegentlich trivial und überhitzt. Und daß die zwei Vertreter Hartungscher Art ganz einfach hintereinander auftreten, nur verbunden durch den Namen und durch die Liebe der Frau, die dann ganz nur Mutter wird, das ist und bleibt ein Experiment; man mag so etwas versuchen, auch leidlich versuchen; quölle ihm ein zweites Mal das Stoffliche nicht so reich, so verzichtete der Verfasser wohl von selbst auf ähnliche Mucken. Dem wäre denn noch mancherlei Bedenklichkeit beizufügen, etwa hinsichtlich der seelengestalterischen Sicherheit, die durchaus nicht so einheitliche Menschenwesen hervorbrachte, wie die Ruhe der Erzählung vermuten läßt. Auch stilistische Unreifen stören bisweilen.

Da wir aber im ganzen ein warmes, in ruhigem Licht lebendes Dichtwerk bekamen, dessen Herzglut zuweilen starke Feuer ausschleudert, bedarf es der Fehlerliste wenig. Prognosen sind immer gewagt; ein Erstling, der viel Selbsterlebtes darbringt, wird oft von leerem Weiter-

Digitized by Google

schaffen Lügen gestraft. Gegen diese Wahrscheinlichkeit spricht hier aber doch die künstlerische Besonnenheit, die Tiefe und Ehrlichkeit eines Werkes, das den Leser in starker Frohheit und reicher entläßt, als zahlreiche feiner und aus erlesenerem Material gesponnene Gewebe von sensitiverer Artistenhand. Geben wir diese Bemerkung dem Buch als bestes Geleitwort auf den Weg."

Wohl denkbar, verehrter Freund, daß Sie die „Kritik" vorziehen. Sie wollen nur das Beste zeitgenössischer Literatur lesen. Wenn Sie Ibsen als Größe ersten Grades betrachten, Polenz als fünften Grades, so wollen Sie mit sechsten, siebenten und noch höheren Graden nichts zu schaffen haben. Eine Kritik soll Ihnen im Ton schon und in der Klarheit der Bewertung vor allem den Maßstab geben. Und da Sie einem alten Bekannten wie mir trauen, nehmen Sie meine Bewertung auch gern hin. Jedoch: wie wenige von den Lesern, für welche unsre Anzeigen geschrieben werden, haben so ausschließliches Bedürfnis? Das Schaffen der Lebenden ist nicht und soll nicht allein sein eine Kunst höchster und letzter Offenbarungen, wie sie das künstlerische Genie vermittelt. Die Kunst als Erzeugnis und Bindemittel der Gesellschaft hat ihre Aufgaben auch auf ganz anderm Gebiet als dem der Apokalypse. Sie unterrichtet über ferner Liegendes, sie gibt tiefere Einblicke in Nahes, soziologische, soziale, psychische Erkenntnisse, sie heilt und tröstet lebendig empfundne Übel, sie regt an zu Nachdenken und Schauen, sie erzieht oder verfeinert — kurz: sie wirkt als eins der großen, unentbehrlichen sozialen Phänomene. Beispielweise, wenn ich einmal wieder in des deutschen Ostens Kleinstädte komme, so werde ich um Wesentliches lebendiger, inniger, vertrauter mit ihrem Wesen sein als vor dem Lesen von Ilgensteins Buch. Und der seltsame „Zug nach Berlin", der den Osten beseelt, wird mir gerade aus diesem Werk tiefer klar und vorstellbar als aus zahlreichen Gesprächen und Mitteilungen. Eine solche Promulsion des Geisteslebens ist eine nur von der Dichtung lösbare Kulturmission, so ärgerlich das auch Ästhetikern und vor allem Künstlern in den Ohren klingen mag, gegen die ich Ihnen gegenüber nicht erst schwereres Widerlegunggeschütz aufzufahren brauche. Nun also, — es erscheint ein Buch „Die beiden Hartungs" von Heinrich Ilgenstein. Der Leser hört davon, etwa daß es siebenten Grades sei. Damit ist der Nutzen dieses Buches, sein beträchtlicher Wert für die Zeitgenossen *übergangen*; und in dieser Übergehung erblicke ich den Grundfehler der Masse unsrer üblichen Kritik. Zu erklären ist diese Erscheinung wohl ziemlich einfach. Das Wertgefühl einmal reagiert sehr schnell — wenngleich beträchtlich weniger sicher — während der Lektüre eines Buches; nach hundert Seiten glaubt man ziemlich bestimmt zu wissen, wen man vor sich hat: es ist *leichter*, Kritiken zu machen als Referate. Man dünkt sich aber auch höher als Kritiker denn als Referent; wer so mit anderer Menschen Arbeit umspringen kann, muß doch wohl selbst was bedeuten — dieser Fehlschluß mit seiner angenehm schmeichlerischen Selbsteinschätzung fördert die Vorliebe für Kritik sehr. Endlich, es ist psychologisch so *leicht*, zu kritisieren; nach einiger Übung kennt man die häufigsten „Fehler" und Schwächen, kann man sie schnell und sicher einigermaßen unwiderleglich dartun. Man braucht die Bücher nicht einmal ordentlich gelesen zu haben, um sie

Digitized by Google

zu kritisieren. Von der „großen“ Kritik, die eine Reihe der vornehmsten Geister beschäftigt hat und ihnen tiefe ästhetische Erkenntnisse anregte, spreche ich natürlich nicht. Den Schaden von diesem ganzen Treiben haben heute die Leser, die Dichter und endlich die Kritiker selbst, weil sie von den Büchern nichts haben und außerdem sich allmählich in Größenwahn hineinkritisieren.

Versucht man also als „Referent“ seine Aufgabe sorgfältig zu erledigen, so ist nach eben diesen drei Richtungen hin positiver Nutzen zu gewärtigen. Freude für uns selbst, Brauchbarkeit für den Leser, in guten Fällen das Gefühl gerechter Würdigung für den Poeten. Das Thema „Referat und Kritik“ ist unerschöpflich, aber unter diesen Gesichtpunkten wünschte ich es öfter betrachtet. Sie wissen nun, warum ich mich von den oben gegebnen Anzeigen allein und gern zum „Referat“ bekenne.

Ezard Nibden

Theaterbücher

Auf den Jenenser Gelehrten Hugo Dinger, der die Dramaturgie als Wissenschaft begründet hat, folgt der Münchner Privatdozent Artur Kutscher, der in einem vortrefflich geschriebenen Buche: „Die Ausdruckskunst der Bühne“ Bausteine zu dem Theater trägt, das wir alle ersehnen (Leipzig, Eckardt). Nur eine trübe Erfahrung habe ich beim Lesen wieder gemacht, über die einmal gesprochen werden muß. Wenn die Tageskritiker ab und zu schnellfertige Urteile niederlegen, so hat das Ursachen, die sogar einen Schein der Entschuldbarkeit an sich tragen können. Hastige Nachtarbeit, schlechte Bezahlung, Notberuf! Was tut nun aber der Wissenschaftler, der sich eine Theaterepoche konstruieren will? Er nimmt die Tageskritik plötzlich für voll, spricht ihr den Wert der Urkunde zu und legt sie seinem historischen Werke zugrunde. Noch mehr: nur die Theater erscheinen ihm wichtig, von denen die sogenannten Weltblätter reden. Kutscher lebt in München und durch sein ganzes Buch steht Münchens Theater und sein Künstlerkreis im Mittelpunkt. Kaum daß Wiens Oper mit einer Zeile gestreift wird; die Hofburg, der es in deutschen Zeitungen immer schlecht ergeht, obwohl sie immer noch die beste Bühne Deutschlands und Österreichs ist, erfährt gar keine Würdigung. Hagemann wird einigemal erwähnt (zweimal mit falscher Ortsangabe; er wirkte in Mannheim und nicht in Karlsruhe), weil er es verstanden hat, seine Taten zu propagieren. Wo aber bleiben die stilleren, nicht geringeren Reformversuche Dresdens und Kölns? Und noch einmal: die der Wiener Burg? Das läßt sich zwar aus den Zeitungen nicht ersehen, denn die Burg verfügt nicht über den Reichtum an vorbereitenden Notizen, der dem Deutschen Theater in Berlin beschieden ist, und nicht über den endlosen Schwanz jugendlicher Schwärmer, die sich in Reinhardts Mantelfalten bergen wollen. Aber wenn auch nicht aus den Zeitungen, so läßt sich die Wahrheit doch aus dem Besuche außermünchnerischer Vorstellungen entwickeln! Warum geschieht es nicht und sogar dann nicht, wo ex cathedra geurteilt wird? Gewiß wird in Berlin und München viel mehr ausprobiert als in Wien; ich sehe aber nicht ein, warum schon diese jahrelangen Versuche, die noch kein ganz reinliches Ergebnis gezeitigt haben, fort und fort als Blüten der Theaterkultur gerühmt werden? Kommt man nicht auf den

Digitized by Google

Gedanken, daß diese Unruhe ein Zeichen innerer Schwäche ist, daß die gefestigte Persönlichkeit fehlt, die der künstlerischen Arbeit beim Theater erst Halt geben muß? Heute spielen die Schauspieler des Deutschen Theaters den „Kaufmann von Venedig" in stilisierter Dekoration, morgen in naturalistischer; und es sind immer dieselben Schauspieler mit denselben Manieren des Gehens und Sprechens. Ich meine, die Umwelt müsse die gleichen künstlerischen Proportionen haben wie die eigentliche Welt einer Aufführung. Weshalb gilt München als die Erfinderin der kurzen Bühne mit stilisierten Wänden und Prospekten? Weil Georg Fuchs drei, vier Bücher darüber geschrieben hat, die alle über das Ziel hinausschossen. Wir haben das Münchner Prinzip schon 1904 in Wien vorweggenommen; es liegen auch Berichte vor; ich selbst habe einen der „Michelangelo"-Einrichtung (Straßburg, Trübner) vorausgeschickt, Kilian hat mir sogar in den Münchner Neuesten Nachrichten ohne meine Aufforderung das Prioritätsrecht zugesprochen, aber — wir machten keinen Lärm mit unsrer einseitigen Neuerung oder Vereinfachung, wir verkündeten keine „Revolution des Theaters", und so blieb der Versuch im allgemeinen unbeachtet. Ich wiederhole, daß ich der Tagespresse deswegen nicht den geringsten Vorwurf mache; sie hat ja das Ihrige getan. Aber ein Gelehrter hat nach dem Anfang zu suchen, wenn er Mitte und Ende darstellen will; und er darf weder Kosten noch Mühe scheuen, um die Eindrücke aus erster Hand zu erhalten, die sein Urteil bedingen. Wie könnte ihm dann der Lapsus unterlaufen, daß der weiche, freundliche Sonnenthal jemals den Franz Moor verkörpert habe! Ein achttägiger Aufenthalt in Wien hätte ihn belehrt. Und beginnt wirklich der vierte Akt der „Jungfrau von Orleans" vor der geschmückten Kirche? Muß sich der Schillerforscher Kutscher, der sich doch in dieser Eigenschaft eine vernichtende Kritik der „Räuber" erlaubt, hierüber von einem Schauspieler belehren lassen und fällt nun nicht auch der Tadel ins Wasser, den er dann auf Grund seiner falschen Annahme einem Spielleiter macht?

Trotz alledem: sein Buch ist das beste seiner Art, das ich in diesem Jahre gelesen habe. Sein Ziel ist mein Ziel. Er hat gewiß von den Kunstwartaufsätzen, die das Theater betreffen, nur wenige zu Gesicht bekommen, und doch finde ich auf jeder zweiten Seite einen Satz, der ganz gut aus dem Kunstwart sein könnte. Seine Charakteristik des Regisseurs zeugt von starkem Theatersinn und wirkt wie eine erlösende Antwort auf die kleinstädtische Anklage des Egbert von Frankenberg, der seiner überflüssigen, aufdringlich-lehrhaft gedruckten Broschüre den hochtrabenden Titel vorsetzt „Die geistigen Grundlagen der Theaterkunst" (Weimar, Kiepenheuer). Darin spricht sich ein Aristokrat aus, der das Theater gern hat, auch in manchen Schriften bewandert ist, aber nicht ein Wörtchen vorbringen kann, das über Dilettiererei hinausweist. Einen hingeworfenen Satz Julius Harts „Seid eben Künstler" zitiert er unaufhörlich, weil er glaubt, daß er der Bühne damit aufhilft. Im übrigen trägt er kategorisch vor: „Die bildende Kunst muß die Bühne erobern" oder „um Raumkunst muß es sich handeln" — nicht eben neue Forderungen; höchstens darin neu, daß er sie ohne vernünftige Einschränkungen aufstellt. Dem Strohwisch des Dramaturgentums opfert

Digitized by Google

er eine Hekatombe, dem Regisseur versagt er die Achtung, weil er wahrscheinlich noch keinen gesehen hat. Wie gegenständlich spricht dagegen Artur Kutscher über das Schöpferamt des Spielleiters, über die Dreifaltigkeit: Gestaltenkönnen, Klarmachen und Herausholenkönnen; für ihn ist natürlich der Dramaturg nur ein Teil des Regisseurs. Und was er über die Kunst des Vortrags anführt, über diese Stilisierung gedrängtester Art, verdient eigentlich wörtlich wiedergegeben zu werden. Nur der Laut, die Stimme ist das Material des Vorlesers, und doch darf er dem Dichter nichts schuldig bleiben. Kutscher nimmt Stellung zum Bergtheater in Thale, zum Freilichttheater in Hertenstein, er versucht sogar an Max Reinhardt Schwächen aufzuzeigen, wozu heutzutage und besonders in München Mut gehört, und ruft dazu Fritz Erler als Zeugen auf, dessen Urteil auch an dieser Stelle Raum finden möge: „Die Konstitution des Reinhardtschen Theaters scheint mir bei dem besten Willen und dem großen Verständnis des Direktors zwar geeignet, die Fragen der Szenenreform anzuregen und aufzugreifen, aber einstweilen ganz ungeeignet, bei der freiwilligen oder gezwungenen Überhastung und Überlastung des Repertoires, sie bis zu ihren letzten Möglichkeiten zu verfolgen, was gerade im Künstlertheater gefordert wurde. Der geniale Schauspieler kann im erhabensten Moment auch einmal improvisieren, das Szenische aber muß in geduldiger Arbeit und langer Übung vorbereitet sein und bis zum letzten Spieltag auf derselben Höhe erhalten werden, um jenen gespannten künstlerischen Erwartungen zu genügen, welche die Bezeichnungen »Künstlertheater« und »Festspiele« involvieren.“ Hierin steckt soviel Wahrheit und Klarheit, daß man sich's ein paarmal vorlesen und an der Hand dieser Sätze ein sachliches Urteil über die Theatersensationen der letzten zehn Jahre gewinnen sollte. Ich gehe noch weiter und verlange die geduldige Arbeit auch für die Heranbildung der Schauspieler, die dem szenischen Bilde gewachsen sein müssen.

Ein seltsames Heftchen „Bühnenstücke philosophischer Erkenntnis, ein Höherstreben über die Welt des bisherigen Klassischen hinaus, und die Bedeutung der neuen Bühnenstücke für den geistigen Fortschritt der Menschheit“ schleudert der schreibselige Norbert Grabowsky (Leipzig, Spohr) wie eine Brandfackel in die Reihen derjenigen, denen Goethes „Faust“ und Kants „Kritik der reinen Vernunft“ immer noch etwas bedeuten. Ich habe so viel Anmaßung und so viele Selbstwiederholungen noch selten auf 38 Seiten vereint gefunden. Er redet immer von seiner Lehre, die endlich den Menschen ihr Ziel klarmache; aber er verrät uns nie, worin sie besteht. Wirklichkeit der Innenwelt, höhere Erkenntnis — Worte, Worte, Worte! Er verachtet Kant, Schopenhauer, Hegel, aber er scheint nur sich an ihre Stelle setzen zu können, denn kein Name eines Mitwürdigen verlautet. Er langweilt sich bei Goethe, der in seinen Augen nur ein „Ästhet“ ist: „Was in aller Welt gewinne ich bei der ganzen Sache mehr als ein bißchen Unterhaltung neben selteneren Gedankenblitzen? — — Wer mit mir die Höhen der Erkenntnis erstiegen . . ., der ist über Kants Kritik und Goethes Faust hinaus.“ Er hat eingesehen, daß „alle Instrumentalmusik gedankenleer“ ist,

Digitized by Google

und er schlägt deshalb vor, die sonst in Konzerten vergeudete Zeit der Aufführung eines seiner „Innenstücke“ zu widmen, deren Titel „Der Innenmensch“, „Höchste Kunst und höchste Wissenschaft“ ebenso ungewöhnlich sind, wie es die Wirkung sein soll: sie sind „Führer zur Ewigkeit“ und brauchen gar nicht aufgeführt, nur vorgelesen zu werden: „in einem Verein etwa; ich denke mir dabei die Vortragenden sitzend, um einen Tisch herum vereinigt“. Da Grabowsky im Verlaufe seiner Propaganda für die höhere Erkenntnis auch Postkarten mit seinem Bilde (zu 10 Pf., ausschließlich Porto) nach dem Bromsilberverfahren hergestellt, ankündigt, so kann sich jeder leicht davon überzeugen, daß der Mann wirklich existiert.

Ferdinand Gregori

Musik

Das boykottierte Brucknerbuch

Eine Anzahl namhafter Künstler und sonstiger Kunstmenschen veröffentlicht in den Blättern einen nachdrücklichen Protest gegen die bei Piper & Co. in München erschienene „Brucknerbiographie“ Franz Gräflingers. Unwillkürlich fragt man sich, welche schwere Verfehlungen einen so ungewöhnlichen Schritt, ein so wuchtiges Anathema rechtfertigen. Ich habe nachgeprüft, und nun scheint mir dieses Manifest gelinde gesagt als eine starke Übertreibung.

Schon daß immer von einer Brucknerbiographie gesprochen wird, gibt dem Leser ein unzutreffendes Bild der Sachlage. Gräflinger hat keine „Biographie“ geschrieben, sondern — wie schon im Titel ausdrücklich gesagt ist — nur Bausteine zu einer solchen liefern wollen. Mag man die Bedeutung des von ihm zusammengetragenen Stoffs höher oder niedriger einschätzen: Tatsache bleibt, daß er manches Neue bringt, was Musiker und Musikfreunde mit Interesse gelesen haben. Zumal bei der beklagenswerten Spärlichkeit der Brucknerliteratur ist man dankbar für alles, was einem das Bild seines Lebens und Schaffens belebt und bereichert. Es ist Gräflinger gar nicht eingefallen, seinem Meister und seinen Quellen gegenüber einen hohen kritischen Standpunkt einzunehmen, er hat seinen Stoff als bescheidener Kärrner aufgestapelt, in einer Weise, die mehr Liebe zur Sache und ausdauernden Fleiß, als musikalische oder literarische Durchbildung erfordert. Ob er gut oder schlecht disponiert, ob er gewandt oder ungeschickt geschrieben hat und dergleichen, mögen seine Rezensenten erörtern, dazu bemüht man nicht ein ganzes Brucknerkonsortium. Bleibt der Vorwurf, daß er „ein vollkommen verzerrtes Bild von Bruckners menschlichem und künstlerischem Charakter“ gegeben habe. Die Richtigkeit seiner Darstellung mögen jene beurteilen, die Bruckner persönlich kannten. Aber den Eindruck, daß Gräflinger mit Absicht das Bild seines Meisters, den er offenbar hoch verehrt, entstellt habe, konnte ich nirgends gewinnen. Nur eine solche Absicht aber könnte eine solche öffentliche Abwehr begründen. In gutem Glauben begangene Irrtümer erheischen keine Proteste, sondern leidenschaftslose Berichtigung. Und da liegt die Schwäche des Manifestes. Es widerlegt nichts, es beweist nichts, es behauptet bloß in möglichst starken Worten den „Unwert“ und die „Bedenklichkeit“ des Brucknerbuches. Wohin soll es führen, wenn dieses Verfahren Schule macht, daß an Stelle der sachlichen Kritik die Entrüstungsenquete tritt? Daß man Gräflingers Buch eine Bedeutung beimißt, die es nie be-

Digitized by Google

anspruchtt hat? Schließlich „grollen die Unterzeichneten“ dem armen Gräflinger, daß er „den traurigen Mut aufgebracht hat, dem binnen kurzem erscheinenden Hauptwerk über unsern Meister eine Art Konkurrenzwerk entgegenzustellen. Er hat sich dadurch gegen den ausdrücklichen Willen Bruckners versündigt.“ Ach, auf jenes „Hauptwerk“ warten wir seit beinah zwei Dezennien vergeblich. Es ist immer im Begriff „binnen kurzem zu erscheinen“ und kommt doch nicht heraus. Seit Gräflingers Buch ist wieder fast ein halbes Jahr vergangen, und das Werk, dem es angeblich Schaden bringt, ist noch nicht da. Wär es aber auch da: Wenn Göllerich von Bruckner zu seinem Biographen ernannt wurde, so ist damit doch nicht gesagt, daß bei Strafe der öffentlichen Verachtung niemand sonst archivalische Studien über Bruckners Leben veröffentlichen dürfe. Ich verstehe nicht, wie einzeln genommen so gescheite Leute die Anwendung der Ausdrücke vom „traurigen Mut“ und „versündigen“ einer harmlosen Materialiensammlung gegenüber durch ihre Unterschriften in corpore billigen konnten. Es wäre nicht uninteressant, die Drahtzieher dieser ganzen unglücklichen Aktion und deren Motive zu ermitteln, denn an eine spontane Regung des Unwillens zu glauben fällt einem bei der Geringfügigkeit der Ursache schwer. Wir degradieren Bruckner, der nun erfreulicherweise die Welt zu erobern beginnt, wenn wir seine Verehrung zum Privileg einer noch so ehrenwerten kleinen Gesellschaft einschränken. Und wir legen der Veröffentlichung Gräflingers eine viel zu hohe Bedeutung bei, wenn wir wider seine wirklichen oder vermeintlichen Irrtümer die Musikwelt zu mobilisieren suchen. Richard Batka

Kind und Musik

Der kleine Edi unsrer Nachbarn ist ein Glückskind. Den „Götterliebling“ nannte ihn der Septimaner, der im Erdgeschoß wohnt, und in der Wahl seiner Eltern ist er von einer an Genialität grenzenden Vorsicht gewesen. Was es auf der Welt an Errungenschaften der Kinderindustrie nur gibt, das schafften Vater und Mutter um die Wette für den Einzigen herbei. Er hat nicht nur alle modernen Kinderbetten, Kinderwagen, Kinderspielzeuge usw. durchgekostet, sondern auch zur Verzweiflung des Hausarztes alle neuen Kindernährmittel, die sich in den Zeitungen und bei den Drogenmännern sonst anpreisen, der Reihe nach geschluckt, und, kaum zu fassen, ohne Schaden. Kurz, er ist ein Götterliebling. Schon fünf Jahre ist er alt. Und nun überraschte mich eines Tages seine Mama mit der Eröffnung, daß sie nun glaube, hinsichtlich der vegetativen Entwicklung Edis alles ins rechte Gleis gebracht zu haben, es dünke ihr also an der Zeit, nunmehr an die Pflege seines Gemüts- und Phantasielebens zu gehn. Vielleicht könnte man das Kind etwa nach der musikalischen Seite hin..?

Aha! dachte ich. Wenn ich ihr nun empfohlen hätte, für den Kleinen einen Konservatoriumsprofessor anzustellen, so wäre ihr das eben recht gewesen. Indessen erklärte ich ihr, die Sache sei meines Erachtens immerhin noch verfrüht, die musikalischen Talente Edis seien bei der alten Babe, die ihn betreut, vorderhand am allerbesten aufgehoben.

Der sehr gebildeten Dame leuchtete das nicht ein. Sie habe doch gelesen, daß die Kindheitseindrücke vielfach das ganze weitere Leben des Menschen bestimmen, und es sei daher von größter Wichtigkeit, ihm

Digitized by Google

frühzeitig schöne und künstlerisch einwandfreie Eindrücke darzubieten, um seinen Geschmack und Schönheitssinn zu entwickeln.

„Gnädige Frau" — versuchte ich zu erwidern — „das ist gewiß eine ganz vortreffliche Maxime, aber zu sehr aus dem Geiste der Großen, ich meine: der Erwachsenen heraus gedacht. Es ist der herrliche Vorzug des kindlichen Alters, daß ihm der Begriff der objektiven Schönheit mangelt, daß es dafür die subjektive Wunderkraft der Phantasie hat, alles um sich herum nicht schön zu finden, sondern schön zu machen. Diese Kraft zu stärken und lebendig zu erhalten — darauf, scheint mir, kommt es jetzt an. Darum kommt man zum Beispiel auch von dem der Natur allzu getreu nachgeahmten Kinderspielzeug ab. Sie haben ja selbst die modernsten Spielzeuge im Hause, wo alles nur »angedeutet«, der weiteren Ausgestaltung durch die nachschaffende Phantasie des Kindes überlassen wird. Diese bewirkt dann sogar etwas wie einen sozialen Ausgleich wenigstens innerhalb der Kinderwelt, und die kleine Geheimratstochter, die ihre seidene Puppe herzt, fühlt sich um nichts glücklicher als das Proletarierkind, das mit einem in Fetzen gewickelten Holzscheit spielt. Der Gesang der alten Babe ist für unsereinen gewiß kein Ohrenschmaus, aber ich wette, daß er Ihren Edi seliger macht, als wenn Sie ihm die Primadonna der Hofoper ans Bettchen laden. Denn alles, was der guten Babe fehlt, bringt das Kind aus eigenem hinzu."

„Und meinen Sie nicht, daß ein kunstgerechter Gesang dem Kinde eben noch unendlich mehr Anregung geben müßte?" warf die Mutter ein, „daß er ihm ein unverlierbares Ideal einprägen würde, an dem es künftig alles andre mißt, was seinem Ohre begegnet, und woraus es einen Abscheu gegen alles faßt, was je unter dieser Schönheitslinie bleibt?"

„Gnädige Frau, das sind, fürchte ich, Schlagworte einer überwundenen ästhetischen Erziehung. Was an dem Gesang unsrer Primadonna Vollendetes ist, das kann der Kleine natürlich nicht begreifen. Darum haftet es ihm auch nicht in der Erinnerung. Übrigens: es ist gar kein so großes Glück, gleich mit dem höchsten Schönheitsmaßstab in die Welt zu treten. Der muß vielmehr mit dem Menschen wachsen. Man kann nicht mit dem Ende der Entwicklung beginnen, nicht dort, wo ein andrer aufgehört hat, sondern muß selbst wieder die ganze Strecke durchlaufen, die jener hinter sich gelassen hat."

„Aber wie wäre dann ein Fortschritt möglich? Wie käme die Menschheit je über den toten Punkt hinaus? Doch nur, wenn jede folgende Generation um ein Beträchtliches stärker und schneller von Geist wäre als die voraufgegangene. Wollen Sie das im Ernste behaupten?"

„Nein. Aber vergessen Sie nicht, daß nicht jede Generation immer wieder dieselbe Zeit braucht, um eine bestimmte Entwicklungsbahn zu durchmessen. Was sich die Pioniere neuer Anschauungen Schritt für Schritt an Gelände erobert haben, das durchquert die Schar der Nachfolger fast mühelos. Es ist nicht schwer, sich Eindrücke und Gefühle anzueignen, die schon von Generationen empfangen und empfunden worden sind. Schwer ist nur das Bewußtwerden neuer Empfindungen oder Empfindungsnuancen."

„Was soll ich also nach Ihrer Meinung mit dem Edi anfangen?"

Digitized by Google

„Nichts und alles. Um Himmels willen keinen vorzeitigen musikalischen Unterricht. Sie brauchen den Jungen natürlich nicht abzuhalten, wenn er bisweilen zum Flügel geht, versuchsweise die Tasten anschlägt oder mit beiden Händchen tapfer in die Klaviatur haut. Es darf Sie erfreuen, wenn er sich kleine Melodien, die er gehört hat, am Klaviere zusammensucht. Sollte gar ein neuer Mozart aus ihm werden, so mögen wir das getrost seinem angeborenen Ingenium überlassen. Sie brauchen ihn auch gar nicht viel dorthin zu bringen, wo musiziert wird und sich sein Gedächtnis mit zahllosen Erinnerungsklangbildern von Kunstmusik sättigt. Es ist das Unglück unsrer Generation, daß ihr die Musik von Jahrhunderten im Kopfe steckt und ihre Phantasie jeden Augenblick auf schon betretene Wege lockt. In reiner Verzweiflung darüber, greifen dann die Komponisten zu allerhand Clownkünsten, verfallen auf das musikalische Kopfstehen und was dergleichen Gewaltmittel, „neu“ zu erscheinen, mehr sind. Wir haben zu viel Musik aus Musik, aus zwei Tonstücken wird ein drittes gemacht, es kann einen gar nicht wundern, wenn durch diese künstlerische Inzucht die ganze Musik allmählich herunterkommt. Dagegen sorgt die Erziehung bei unsern Kindern zu wenig für primäre Tonempfindungen, die später die Grundlage einer reichen, eignen Phantasietätigkeit werden können.“

„Wie meinen Sie das?“

„Regen Sie den Kleinen zur Beobachtung an. Wie der Wind im Ofen heult, wie das Feuer prasselt, wie die Blätter flüstern und aufrauschen, wie die Quelle gluckst oder murmelt, wie die Seemuschel im Ohr sumst, der Regen plätschert, der Sperling piept, die Grille zirpt, die Henne gackert, die Katze schnurrt, wie Hund, Gans, Schaf, Kuh, Hase in charakteristischen Lauten sich äußern. Lassen Sie ihn auch auf den Rhythmus von natürlichen Bewegungen sein Augen- und Ohrenmerk richten, wie das Pferd galoppiert, die Ente watschelt, die Schwalbe durch die Luft schießt, der Heuschreck springt, das Laub im Sturm sich auf und nieder biegt, lassen Sie ihn das alles mit Laut und Gebärde nachmachen, und zwar nicht so ungefähr, sondern mit scharfem Erfassen des Charakteristischen, und Sie sorgen besser für seine künftige musikalische Erziehung, als wenn Sie ihn jeden Tag zwei Stunden Beethovensche Sonaten hören lassen. Auch die Musik, sofern sie mehr sein soll als leeres Tonspiel, hat ihre Vorbilder in der Natur. Es kommt viel weniger auf die Scharf- und Feinhörigkeit des Ohres an als auf die Gabe, die empfangenen Eindrücke zu verarbeiten.“

Madame war still geworden. „Also messen Sie der Schulung des Gehörs gar keine Bedeutung bei?“ fragte sie endlich.

„Niemand wird leugnen, daß ein sehkräftiges Auge für einen Maler von Wert und Bedeutung ist, aber käme es vorzugsweise auf die Sehkraft an, dann müßten Gebirgsjäger und Seeleute das beste Material für Malerakademien liefern. Es gibt nicht wenig Leute, die ein ausgezeichnetes, ein absolutes Gehör haben, und die man doch nicht musikalisch nennen mag, weil bei ihnen gewissermaßen die Verbindung zwischen Sinneseindruck und Phantasie, zwischen Ohr und Herz unterbrochen ist. Daß es keine »Musik an sich« gibt, daß die Musik etwas ist, was über das akustische Phänomen hinausgeht und erst in unserm Innern »Musik« wird, ge-

Digitized by Google

hört zu den wichtigsten Erkenntnissen der neuern Ästhetik. Wär es anders, so müßte jede Veränderung der akustischen Verhältnisse, und sei es nur ein verstimmtes Instrument, das Zustandekommen musikalischer Eindrücke vereiteln."

„Ja, aber ich sehe nicht ein, was es dem Edi in der Musik nützen soll, wenn er weiß, wie der Kuckuck ruft und die Taube flattert?"

„Die einzelne Kenntnis hilft ihm zunächst natürlich nichts. Aber je besser einer die Natur durch genaue Beobachtung kennt, desto leichter wird es ihm später werden, die Musik als tönendes Korrelat der sinnlichen Welt zu erkennen und zu verstehen. Zu psychologischer Erkenntnis ist das reifere Alter da. In der Jugend gilt es, einen Vorrat lebendiger Vorstellungen sich anzueignen, woran später einmal der Künstler appellieren kann. An Menschen mit einer matten, schattenhaften, nicht erlebten à peu près Vorstellungswelt wendet er sich vergebens."

„Nun wohl, das mag für die sogenannte Programmusik zutreffen, aber" —

„In dem Sinne, in dem ich's meine, ist jede lebendige Musik, also jede, die mehr sein will als tönende Mathematik, ein Abbild des Lebens, ein Abbild zum mindesten von Bewegungserlebnissen. »Lebe und erlebe was«, pflegte Franz Liszt seinen Schülern zu raten, zu deren großen Verwunderung, wenn sie meinten, über die Tonleitern ins Kunstparadies klettern zu können."

Kurz nach dieser Unterredung bin ich aufs Land gegangen. Heute schreibt man mir von zu Hause auf einer Ansichtskarte: „Hier nichts Neues, als daß Edi zum Geburtstag ein Grammophon bekommen hat, so daß man von früh bis abends sämtliche Heldentenöre der Gegenwart der Reihe nach durch die Gasse schmettern hört." Richard Batka

Reinhold Begas

ist gestorben. Gepriesen und gefeiert von den Großen der Welt und von all den Vielen, denen die Meinung der Höchstgestellten im Staatsleben eben deshalb eine autoritative Meinung auch in Kunstdingen ist. Für die Wenigen aber, die im Heute das Morgen sehn, auf seiner Bahn lange schon jenseit des eigenen Ruhmes.

Es widerstrebt uns, am Grabe dieses Mannes zu wiederholen, weshalb uns sein Einfluß verderblich schien, doppelt, weil ein starkes Talent dem Verderblichen half. Besser, wir zwingen unsre Gedanken jetzt zurück zu dem Begas, der nicht nur ein Freund, der auch ein Strebensgenosse der Böcklin und Feuerbach war, der Schlichten und Großen, die er überlebte und die ihn überleben werden. Oberflächliche reden jetzt, als wär es die Sucht nach Wohlleben, Pracht und Ruhm gewesen, was Begas bis zum sogenannten Nationaldenkmal des alten Kaisers führte, unsrer Meinung nach floß trotz allen Beimischungen in Begas' Adern viel zu viel von wirklichem Künstlerblut, als daß man sich die Wandlung so erklären könnte. Es ist nicht anzunehmen, Gott sei Dank, daß er mit Bewußtsein seine Kunst veräußerlicht hat. Vorzeichen des Kommenden sind auch in seiner Frühkunst schon zu finden. Dennoch dürfte zu den Frühwerken gehören, was unter seinen Gebilden noch längere Zeit als gebanntes Leben reden wird. Für all den hohlen Pomp und die leere Eleganz jener Spätwerke, die stehen, wo Denkmale zugleich unsrer großen Männer und unsrer besten Kunst stehen sollten und stehen könnten, wird eine spätere

Digitized by Google

Zeit in der Hauptsache doch wohl andre verantwortlich machen, als den nunmehr Toten.

Große Berliner Kunstausstellung 1911 (Schluß)

Wilhelm Steinhausen ist, außer mit dem schönen Wandkarton, mit einer zwei kleine Säle füllenden Kollektion vertreten. Das ist die zweite Oase. Grün, still und wundersam erquickend. „Die höchste Liebe, wie die höchste Kunst, Ist Andacht. Dem zerstreueten Gemüt Erscheint die Wahrheit und die Schönheit nie." Diese Kunst ist ganz Andacht, tiefste, pantheistische Naturhingebung. Und so erscheint die Wahrheit und die Schönheit; daß hier sichtbar wird, was nur Seele, nur Fühlen ist, das ist das Wunderbare. In seinen Porträts wie seinen Landschaften. Sind diese letzteren nicht auch so etwas wie Bildnisse? Ist nicht ein ganz individuell beseelter Ausdruck darin? So ein Kornfeld, bald geht es wie Lächeln, von innen her, über seine Züge, bald wie ernstes Sinnen. Man verstehe recht: nicht hineingelegt, nach Art des kitschigen Anthropomorphisierens, sondern herausgeholt und mit feinen schlichten Händen klar und kraftvoll gestaltet, ob sie auch oft nur wie verstehende Güte leise zu streicheln scheinen. —

Ob man die andere Kollektivausstellung, nämlich die von Max Schlichting, auch als eine Oase bezeichnen darf? Oder vielleicht nur als eine Fata Morgana, die den Näherkommenden enttäuscht? Um gerecht zu sein, ein oder zwei Bilder von ihm zu sehen ist immer ein angenehmes Vergnügen, aber diese ganze Sammlung? Sein Reich ist eng, da gibt's uninteressante Wiederholungen und peinliche Überschreitungen seines Könnens. Sein Auge und sein Pinsel weiß die Dinge in der Einheit der Luft, zumal der dämmrigen, ganz fein zusammenzufassen und so die Silhouette eines Menschen ein- und unterzuordnen unter die atmosphärische Stimmung. Ich meine den Menschen als Objekt, wird er als Subjekt mit der Stimmung der Landschaft in Beziehung gesetzt, wie etwa in der „Träumerei", so geschieht ein Malheur. Schlichtings Bilder sind fein geschriebene Feuilletons, in diesem Sinne kann man sie „Stimmungsbilder" nennen; Feuilleton, nicht Dichtung, mehr (stimmungsvolle) Schilderung als Gestaltung. Es ist charakteristisch, daß er im Bildnis durchaus versagt.

Gott sei Dank findet man auch in den gemischten Sälen recht Erquickliches. Nicht die Wüste wächst, sondern die Oasen. Kallmorgen, Engel, Langhammer, alle drei bringen, jeder in seiner besonderen und bekannten Art, gute Landschaftsmalerei, wenn auch bei dem letzten eine gewisse Absichtlichkeit des schönen, schimmernd verklärenden Tones dem organischen Leben bisweilen Eintrag tut. Sandrock überrascht in ein paar Hafenbildern durch einen kraftvollen, freien Vortrag und A. von Brandis entwickelt seine Interieurs zu malerischen Leistungen, wie man sie in Moabit selten gesehen. Man kann aus der Fülle dieses Guten ja nur weniges, und auch das nur hinweisend, hervorheben, obwohl manches ein genaueres Eingehen verdiente. Zum Beispiel die Landschaften von Wilhelm Nagel, wie die „Kühe am Bach" und „Spiegelnde Wolken", besonders die letztere, mit dem schimmernden, „feuchtverklärten" Frühlingshimmel, der aus dem Wasser entgegenlockt. Oder die Landschaften von Louis Lejeune,

Digitized by Google

die tiefblaue klare Frühlingswelle zwischen gelbem Schilf und Weiden, der bunte Garten voll Kaiserkronen und Rosen. Hans Kloß wäre zu nennen mit einem märkischen Bild „Ziegeleien“, Alfred Pfitzner, Ter Heil, Rudolf Sieck, alles Landschafter, die nicht die Natur in einer gelernten, braven Formel erledigen, sondern sie persönlich erleben und dieses ihr Erleben eigen gestalten. Auch Hans Hartig gehörte dazu, der seine malerische Freude an der bunten Bewegtheit eines „Jahrmarktes“ oder eines „Eisfestes“ sehr eindringlich mitzuteilen weiß, und Hans Peter Feddersen mit seinen stark und klar gesehenen Bildern von Nordfriesland. Alois Metz zeigt in einigen Gemälden ein eigenartiges monumentales Wollen, das in der Farbe schon viel dekorative Reife offenbart, in den Gestalten aber noch zu sehr im Akt stecken bleibt. Besondere Aufmerksamkeit muß auch Leopold Jülich erwecken mit seinen visionär gedichteten Sommerlandschaften mit einer innerlichen, fast wehen Glanzlosigkeit des Lichts. Adele von Finck fällt wieder auf durch ihre psychologisch und farbig zart durchfühlten Mädchenbilder. Und schließlich muß noch Hans Nadler genannt werden, er hat eine Bauersfrau mit Kindern gemalt, die, mit dem Hintergrund der Ebene, eine große charakteristische Konzeption bedeuten.

Eine merkwürdige Überraschung sind im Rahmen der Moabiter Ausstellung die jungen Schweizer. Vielleicht muten sie manchen Besucher hier an wie die französischen Expressionisten. Und doch sind sie gerade das Gegenteil, sie haben nichts mit den Matisseschülern zu tun. Wohlverstanden: das Prinzip der reinen starken Farbe haben sie mit denen gemeinsam. Aber sie suchen diesen Urzustand nicht auf aus Müdigkeit, als letzten Reiz der Nerven, zu dekorativem Kultus, sondern eine elementare Kraft ist es, die sich wieder ganz auf eigne Beine stellen will, um reales Leben ursprünglich klar, wie Gebirgswasser und Firnenschein, monumental und einfach zu gestalten. Es ist die Reaktion auf den Impressionismus, die mit einer inneren Notwendigkeit auftritt, und deren Spur überall durch unsre Tage zu finden ist. Daß sie sich gerade in diesem Hochgebirgsvolk so stark bemerkbar macht, ist nicht zu verwundern. Auch Hodler gehört ja zu diesem Volk, auch er ist ein Repräsentant der großen Reaktion, wenn er auch in seiner einzigartigen Persönlichkeit zu besonderm Stilergebnis hinaufgelangt, das weit über dem allgemeinen Prinzip hinaus liegt. Der stärkste unter diesen radikalen Neurern ist wohl Max Buri, der zwei Frauen in der Küche gemalt hat, mit einer Kühnheit farbiger und formaler Einfachheit und Kraft und zugleich realistischer Unverfälschtheit, die wunderbar ist. Die meisten Besucher sind zwar entsetzt und bekreuzigen sich ob der „herausfordernden Pumpheit“ dieser beiden Köchinnen. Schade; wenn sie doch zuerst einmal das Bild nur in der einen Ecke betrachten würden, wo keine „Pumpheit“ sie stört: diese Geranie, rot und grün, im Fenster vor dem schneeklaren Hintergrund der Firnen, diese starke Wahrheit und Schönheit von Leben muß jedem Auge aufgehen, und vielleicht kann es dann das ganze Bild und den Stil dieser ganzen Malerei erfassen.

In der graphischen Abteilung steht obenan Erich Wolfsfeld, der schon im vorigen Jahre durch seinen persönlichen ausdrucks- und

Digitized by Google

kraftvollen Stil unsere Aufmerksamkeit erregte. Neben ihm vertreten wohl Heinrich Eickmann, Zeisig, Peter Halm und Otto Fischer am besten die Güte dieser Kunst.

Das Bedeutendste, was die Ausstellung an plastischen Werken aufweist, ist unbestreitbar Tuaillons Modell zu dem Reiterstandbild des Kaisers auf der Kölner Rheinbrücke. Monumental in der inneren Gebärde wie in der äußeren Linienführung, ohne gewaltsamen Akzent, von einer Geschlossenheit der Silhouette, die Pferd und Reiter eins sein läßt. Der Kaiser ist äußerst charakteristisch gegeben, und selbst die Colleoni-Geste hat so einen ganz persönlichen Ausdruck. Die Behandlung ist in der Geschlossenheit doch zugleich kühn und frei, und bei höchster Charakteristik doch von monumentaler Einfachheit, die alle Einzelheiten, ohne sie zu unterdrücken, in den großen Ausdruck hineinzieht. Diesem Werk an die Seite stellt sich Adolf Hildebrands reitender Bismarck für Bremen. Nicht weniger monumental, in der massiven Statik und Gemessenheit; vielleicht nicht so lebendig und suggestiv wirksam das Ganze als Ausdruck, wenn auch der Kopf von einer wunderbaren ernsten Gewalt ist. Reicht auch an diese beiden Rivalen kein anderes Werk der Ausstellung heran, so sind doch manche recht gute Arbeiten zu sehen. Ein Frauenkopf von großzügigem Ernst der plastischen Form von Ernst Freese, der auch noch einen Bären zeigt von höchst lebendiger und doch geschlossener, massiger Bewegung. Von Johannes Götz eine Büste des Unterstaatssekretärs Schwartzkopff, die monumentaler wirkt als sein vorjähriger Riesenachilles. Bei Manzels kolossalem Relief „Kommet her zu mir“ stört nicht nur die Abhängigkeit von Bartholomé, sondern vor allem der Mangel an seelischer Gewalt. Starken inneren Ausdruck zeigt dagegen Guntermanns hölzerner „Schmerzensmann“. Was sonst an christlicher Kunst, an Grabmonumenten und ähnlichem zu finden ist, ist allerdings höchstens gute Handwerkskunst, leider auch die nicht immer. Überhaupt steht in den Hauptsälen der Plastik nicht immer das Beste. Davon entdeckt ein Glücklicher eher einmal etwas in den dunklen Gängen und kleinen Kabinetten. Von Franz Pritel zum Beispiel eine Tanzende von einer etwas vollen Grazie, und von Alexander Kraumann eine kleine Kalksteingruppe, eine junge Mutter mit dem Kind auf dem Schoß spielend, von einem so lächelnden Glück in der Bewegung, die doch ganz plastisch streng zugleich und stilecht in dem besonderen Material ist. Auch die ganz in sich zusammengesunkene Mädchengestalt „Trauer“ von Lotte Benter muß als ein Werk reifer Schönheit schließlich noch genannt werden.

Erich Vogeler

Die Münchner Kunstausstellungen

Da steht man nun, ist sich seiner Torheit nur zu wohl bewußt und soll doch so etwas wie einen Reflex von dem vermitteln, was die verehrte hohe Kunst des Jahres verrichtet hat, und womöglich auch von dem, was sie im Schilde führt. Man möchte am liebsten drahten: „Vor Paris nichts Neues“ und das weitere der Phantasie des Lesers überlassen. Denn es darf fast schon für ausgemacht gelten, daß die eigentlich wertvollen kritischen Ergebnisse nicht sowohl in den Sammelausstellungen mit den vielen Namen im Katalog,

Digitized by Google

als vielmehr in den Sonderausstellungen zu holen sind, die über das Wesen des einzelnen Künstlers oder über das Bestreben einer homogenen Gruppe unzweideutig Bescheid geben. Die ehedem durch Lenbach so monarchisch und beinah absolutistisch regierte Ausstellung im Glaspalast zerfällt zwar von Jahr zu Jahr mehr in ein republikanisches Nebeneinander, aber daß die einzelnen Gruppen und Landsmannschaften deshalb auch künstlerische Merkmale aufweisen, läßt sich leider von den allerwenigsten behaupten. So müssen wir uns wohl oder übel die Perlen aus dem Sande fischen und der Versuchung nach Kräften widerstehen, „Entwicklungskurven" und dergleichen feststellen zu wollen, wo durch die zufällige An- oder Abwesenheit einer künstlerischen Kraft der Ertrag der Kunst verschoben zu sein scheint.

Unter den vier Toten des Jahres, die der Glaspalast durch Sammelausstellungen geehrt hat, findet sich wenigstens einer, der über den Durchschnitt der Münchner Ateliermalerei hinausgestiegen ist: Ludwig Willroider. Ein Landschafter, der die Überlieferung der Spitzweg, Lier und Schleich in sich aufgenommen hat; der seine paar erprobten Motive rastlos abwandelt, sich wiederholt, ja fast in einem konventionellen Schema der Komposition zu erstarren scheint. Aber zwischen seinen sauber gebräunten und etwas tüfteligen Hauptwerken hängen Skizzen von einem Schwung und einer koloristischen Anmut, daß man seinen Augen nicht traut, Skizzen, die bildlich in sich vollendet sind. Sie haben etwas „Verhängtes" in der Empfindung, und geben immer eine kleine Summe von Eindrücken in beruhigter Harmonie, nie ein Momentbild. Diese verdichtete Stimmung läßt sie so altmeisterlich erscheinen und bei aller traditionellen Haltung doch selbständig gereift.

Das moderne München zeigt sich in den beiden lichten Sälen der Scholle heuer recht frisch. Fritz Erlers große Wandfüllungen, zwei Waldszenen nach Ariost, würden keinen übeln Schmuck für den Gartensaal eines Schlosses abgeben, denn sie gliedern die Fläche trotz des stark leuchtenden Goldgelb und Orange in leiblicher Geschlossenheit und lassen nur zeichnerisch manche Unklarheiten störend bestehen. Der Plakatstil, den Erlers Entwürfe leider nicht ganz überwinden können, steht freilich seinem Drange zur großen Form ebenso hinderlich im Wege, wie eine gewisse Eintönigkeit seiner idealen Gestaltenwelt. In den Bildnissen, von denen besonders eine Greisin im Lehnstuhl durch ungemeine Sachlichkeit der Auffassung fesselt, war er von jeher sattelfester. Auch Leo Putz hat sich wieder im Porträt versucht, und von den zwei schönen Frauen in Lebensgröße zeigt die eine neben ihrer glänzend weißen Seidenrobe auch manches menschlich Interessante. Putz kann so sehr viel, und wenn er jetzt am Bildnis, um mit Trübner zu reden: etwas Parademarsch übt, so wird das seinem Können gewißlich nützen. Indessen scheinen hier Grenzen zu sein; — ein Männerporträt von Putz? Ich kann es mir schwer vorstellen. Aber eine Dame am Wasser, grau in grau und in den feinsten Tonabstufungen; eine Dame im Boot, von farbigen Reflexen umzittert, ein Akt im rosigen Dämmerlicht — da sind die Wurzeln dieser geschmeidigen, im Kerne femininen Kraft; womit ich weder das Femininum, noch die Kraft herabsetzen möchte. Man müßte dann auch eine so ausgesprochen männliche Begabung wie die Walter Püttners um

Digitized by Google

ihrer Männlichkeit willen anfechten. Er erreicht auf seine rüstige, fast derb zufassende Art, in einer ganz breiten Flecktechnik malerische Wirkungen von feinster Kraft, und der Gedanke an Blendwerk, der einen bei Putzens bestechendem Geschmack gelegentlich überkommt, stellt sich auch bei den bizarrsten koloristischen Experimenten Püttners schwerlich ein. Er hat diesmal mit einem urwüchsigen Selbstporträt und dem Doppelbilde zweier Damen im amüsant behandelten Innenraum sein Bestes gegeben. Erich Erler strebt mehr denn zuvor den Höhen Segantinis zu, im räumlichen wie im künstlerischen Sinne, und findet im Goldgrün der Frühlingsmatten auch einen eigenen Klang. Symbolisch freilich sollte er uns lieber nicht kommen. Gustav Bechlers Alpenbilder gewinnen durch die sehr schlichte Klarheit eines unverkünstelten Naturgefühls, das die etwas trockene Malerei belebt. Walter Georgi bleibt mit seinem Können leider gar zu sehr unter dem sonstigen Niveau der „Scholle", Adolf Höfer weiß die gelegentlichen Derbheiten seiner Farbe durch viel exakte Beobachtung wettzumachen. Sein Herrenbildnis auf grünem Grunde ist ein gewagter Versuch, aber doch ein Versuch.

Die Luitpoldgruppe sieht auch heuer nicht so aus, als ob sie ihre einstige stolze Höhe wieder erreichen würde. Was hat zum Beispiel Julius Exter für eine verblasene Mystik mit seinem großen Triptychon „Jubilande" geliefert! Christus auf der Bahre, die armen Sünder in Massen um ihn, Jubilieren und Trauern, Arbeit und Kampf in wirren, gleichsam dampfenden Knäueln als erläuternde Zugaben — und das Ganze eine formlose Welt von Stimmungen ohne zwingende Stimmung. Da geben uns ringende Talente wie Heinrich Brüne, der heuer ein paar Frauen geistreich analysiert hat, oder Richard Petuel, der gediegene Landschafter, denn doch bei weitem mehr.

Bei den Bayern begegnet man den Landschaften von Franz Hoch, Hermann Urban und Charles Palmié mit geteiltem Interesse. Der jüngstverstorbene Palmié war zuletzt doch ein gar zu eingeschworener Neoimpressionist, er wirkt auch dort, wo ihm der farbige Dunst mit den verstreuten Stadtlichtern als etwas Naturgegebenes zu fassen gelang, immer etwas rezeptgemäß. Wenn er die Poesie im Flüsterton monologisiert, so deklamiert Ernst Liebermann sein Mondlicht im Nymphenburger Park überlaut, und Urban wirkt nur in einer grünen Seelandschaft überzeugend, während Hoch in jedem Bilde ein paar gewinnende Einzelheiten aufweisen kann. In Hermann Völkerling scheint die Gruppe einen Porträtisten zu zählen, der mehr verspricht als die namhafteren Mitglieder einstweilen halten.

Von den auswärtigen Gruppen zeigen die Badener dank der Beteiligung von Thoma, Trübner und Schönleber die einprägsamste künstlerische Haltung. Auch Gustav Kampmann hilft durch eine feine kleine Frühlingslandschaft mit, und was von den Jüngeren etwa R. Hellwag durch den bestechenden Manierismus seiner kulissenhaften Parkstudien verdirbt, macht der höchst begabte W. Nagel durch seine ursprünglich gesehenen wie empfundenen Naturstudien reichlich wett. Aus Frankfurt kam außer einem versonnenen Doppelbilde der „Geschwister" von Wilhelm Steinhausen der frische Draufgänger

Digitized by Google

R. Gudden mit einer prachtvoll sonnigen Mädchengruppe. Aus Weimar sandte Theodor Hagen ein paar seiner ruhevollen Thüringer Landschaften, wirklich „Dokumente deutscher Kunst“. Der greise Eduard von Gebhardt geht mit einer stattlichen „Austreibung aus dem Tempel“ resolut ins christliche Genrebild, ohne dabei in akademische Nüchternheit zu verfallen.

Fast sieht es aber so aus, als wenn die Führer unsrer Sezession etwas müde würden. Was soll man zu dieser Reihe von Schemen sagen, die Albert von Keller als wahre Salonbilder vorzeigt? Stuck, der im Auslande Triumphe einheimst, ist dermaßen in seiner trüben Manier erstarrt, daß auch der „prestissimo“ dahinjagende Kentaur den Schaden nicht gutmachen kann. Sein italienischer Sonnenuntergang am Meere ist wie ein Vesuvausbruch bei Nacht, und zwar mit Raketenzugabe. Adolf Hengelers humoristischer Einfall von dem Büblein, das Goldkörner in des schlafenden Säemanns braune Scholle streut, sieht sich gewiß ganz nett an, scheint mir jedoch ebenso illustrativ empfunden wie etwa Julius Diezens drolliger Sirenenfischer oder wie seine architektonisch geregelte „Susanna“. Von Leo Sambergers neuen Bildnissen ist kaum Neues zu sagen, er weiß das Wesentliche am Menschen zu fassen wie wenige, aber er scheidet das Licht von der Finsternis wie der Herrgott in der Schöpfungsgeschichte, und er scheidet damit sich selbst konsequent ab von den farbigen Lichtproblemen der modernen Malerei.

Die jüngere Generation ist in der Sommerausstellung durch die Jury stets reichlich vorsorglich abgestimmt, immerhin fehlt es nicht an Arbeiten von Kraft und Eigenart. Dazu rechne ich vor allem das vortreffliche Bildnis eines Kunsthändlers von A. Weisgerber, das gediegene Selbstporträt von Angelo Jank und den famosen „Fechtmeister“ von H. Knirr. In diesen Arbeiten sind wirkliche Bildnisprobleme gestellt und malerisch wie psychologisch gleich eindringlich beantwortet. Auch sonst sieht man gute Porträts, so besonders fein und vornehm erfaßte Mädchenköpfe von Christian Landenberger, oder eine trübnerisch angelegte Dame von Richard Seifert; Habermann nicht zu vergessen, der seinem bleibenden Modell erstaunliche Varianten abzugewinnen weiß und heuer sich auch an einer dekorativen Wandfüllung mit leichter Hand versucht hat.

Der Ertrag an sonstiger „Figur“ ist mager. K. H. Bühler bleibt leider in seiner mystisch entrückten Gruppe „Die blaue Blume“ gar zu erdenhaft und körperschwer in den Aktfiguren des Liebespaares; um so besser ist ihm dafür das intim durchgezeichnete Bildnis seiner Frau geraten, das trotz der vielen Kleinarbeit nicht kleinlich, das sogar farbig wirkt. Mit gutem Humor und ungewöhnlicher malerischer Frische hat Theodor Esser einen ländlichen Tanz arrangiert, während Josse Goossens an zwei ähnlichen Motiven durch seine farbige Willkür so ziemlich ganz gescheitert ist. Mit arkadischen Szenen ist Jung-Paris beteiligt: von Eugen Spiro sieht man einen ziemlich unpersönlichen „Liebespark“, von Maurice Denis ein „Fest im Herbst“, das eine gewisse Glut und Fülle spüren läßt, in Formen, die aus der farbigen Auflösung wieder zur Linie streben, ohne deshalb schon ein Gleichgewicht zu erreichen.

An Landschaften, die mehr sind

Digitized by Google

als bloße Ausschnitte, und die vor allem die Natur als ein Ganzes empfinden lassen, gibt es nicht gar viele. Richard Pietzsch vermeidet den Ausschnitt nicht immer, aber einheitlich empfunden sind auch seine Naturstudien stets, von denen die Frühjahrsausstellung eine glänzende Auswahl brachte. Über W. L. Lehmanns Werke brauche ich hier nichts zu sagen, über L. Dills Dachauer Pappeln auch nicht, und über W. Röslers kraftvollen Impressionismus ist erst kürzlich hier das Nötige gesprochen worden. Aber Christian Rohlfs aber hört man zu wenig. Seine leidenschaftliche Farbenglut, die er diesmal in einem kleinen Birkenweg entfesselt, hat für mich etwas Elementares und jedenfalls ganz Ursprüngliches. Wenn wir uns am koloristischen Fortschritt erwärmen wollen, so braucht er nicht just von pariserischer Kulör zu sein. Man hat übrigens Gelegenheit, sie zu vergleichen: im gleichen Saale mit Rohlfs hängen die Flandrin, Guérin, Manguin und Vuillard, und das ist recht gut, denn sie sind begabte und tüchtige Leute. Aber den höheren Kulturwert ihrer Malerei für die deutschen Barbaren werden die Akten wohl erst später und vielleicht erst im Himmel geschlossen werden.

Die Plastik, soweit sie nicht in süßlichen oder derben Naturalismen ihr Heil sucht, sondern die Naturformen zu entschiedenem Ausdruck zusammenzufassen weiß, bewegt sich auf dem dekorativen Wege der jüngeren Münchner Schule vorsichtig und geschmackvoll. Man vermißt ein wenig das kühne „Herausreißen“ der Kunst aus der Natur, den Schaffenskampf, der auch hier der Vater der Dinge ist. Wir sehen in der Sezession tüchtige Porträtbüsten von Erwin Kurz, Georg Schreyögg, Ulfert Janssen, und C. A. Bermann, der sonst leicht in eine beengende Genauigkeit der Charakteristik verfällt, zeigt diesmal an dem Bronzekopfe Fritz von Uhdes eine fast zu große Vereinfachung. Joseph Floßmann ist in seinen kleinen, dekorativen Steinfiguren stilsicherer als in seinem Beethovenhaupte (Terrakotta), ein großes Grabrelief in Marmor von Th. Georgii zeigt ein formales Können, das leider zu sehr von antikischem Empfinden erfüllt ist, um unmittelbar zu wirken. Das ist wohl auch sonst leicht der Fehler der Hildebrandschule, daß sie über dem strengen Maß und den plastischen Raumgesetzen allzusehr das vermissen läßt, was des gemessenen Gesetzes Inhalt und Wesen sein sollte. Hildebrand selber freilich bewährt seine Meisterschaft an einer schönen Plakette der Duse aufs beste. Überhaupt scheint mir die Kleinplastik der B. Elkan, H. Schwegerle, H. Bleeker, Balth. Schmitt hier wie im Glaspalast ihrer Ziele wie ihrer Mittel ungleich sicherer als die Bildnerei in großen Entwürfen. Im Ehrensaal des Regenten zum Beispiel gaben die kleinen modernen Medaillen und Plaketten künstlerisch mehr als die feierlichen Büsten und auch als die Paradebildnisse, vom Hofmaler Stieler angefangen bis auf F. A. Kaulbach. In Bernh. Halbreiter besitzt München einen trefflichen Tierplastiker, der in der Holzbüste eines jungen Mannes auch den Nachweis fürs Porträt erbringt. Und aus Düsseldorf sandte Bernh. Sopher einen gefesselten Sklaven, der die beste plastische Bewegungsstudie im Glaspalast ist. Womit der

Digitized by Google

Kreis notgedrungen beschlossen sei.

Eugen Kalkschmidt

Angewandte Kunst

Von der Posener Ausstellung

Es ist immer wieder zu bedauern, daß, die nicht im Nordosten wohnen, ob des mangelnden „Hinterlandes“ so selten dorthin kommen, wo auch ohne „Hinterland“ eine Menge des Belehrenden, Anregenden und Erfreuenden für sie zu holen wäre. Aber es ist nun einmal vorläufig so: Auch die große Posener Ausstellung wird als eine „interne Angelegenheit“ der Nordöstlichen betrachtet. Das ist sie schon deshalb nicht, weil der Nordosten ein Kolonisationsland des Deutschtums durchaus nicht nur im politischen Sinne ist. In ein Kolonisationsland bringt man ja nicht nur, aus einem Kolonisationslande gewinnt man auch, und das gilt hier wieder nicht bloß im politischen und gilt auch nicht nur im ökonomischen Sinne. Gerade deshalb bedauere ich's freilich, daß der Charakter der ostdeutschen Ausstellung rein deutsch ist. Ein Wettbewerb mit dem Polentum wäre durchaus nicht nur von „pikantem“ Reiz gewesen, er hätte sehr wahrscheinlicherweise auch Eindrücke und Einblicke verschafft, die für unsre Auseinandersetzung mit dem Polentum höchst wertvoll sein konnten. Die beiden Völker hätten ihre Kräfte hier einmal ohne Feindseligkeit besser kennen lernen und vergleichen können.

Das hat sich nun wohl nicht machen lassen. Und es hat sich hier im „neuen“ Land überhaupt manches nicht machen lassen, was im Binnen-Deutschland eher anginge. Wer aber die Posener Ausstellung „bescheiden“ findet, der frage sich doch einmal, wann denn beispielsweise sogar des Reiches Intelligenz-Pacht-Zentrale Berlin eine allgemeinere Ausstellung zustande gebracht hat, die ebensoviel gab? Die Posener bietet schon dadurch viel, daß sie nicht nur eine Geschäfts-Ausstellung ist. Wie in der Dresdner Hygieneausstellung sind neben Vorführungen der geschäftlich Beteiligten Vorführungen rein sachlich berichtender und belehrender Art da, von Behörden und andern Vereinigungen, anschauliche Referate sozusagen über die deutsche Kulturarbeit im Osten. Das sind Dinge, von denen man nicht erzählen kann, die man studieren muß. Wer Zeit dazu hat, sollte sie studieren. Man ist überall beim Reformieren dort und mit tapferer Arbeit mancherorts im Urbarmachen von geistigem Neuland.

Auch für den „Ästhetiker“, im engern Wortsinn, ist in Posen etwas zu finden. Die kleine Kunstausstellung zwar, die nach vielen Schwierigkeiten hauptsächlich wohl durch einen Mitleiter des (vortrefflich verwalteten) Posener Museums zustande gebracht ist, wird dem regelmäßigen Besucher der größeren deutschen Ausstellungen kaum viel bieten, sie ist ja für ihn auch nicht bestimmt. Aber die Bauten der Ausstellung selbst! Zwar fehlt natürlich die große Zusammenfassung, welche die Dresdner Hygieneausstellung dies Jahr so schön macht, es kommt nur stellenweise (wie bei den Kleinsiedelungs-Genossenschaften) zu geschlossenen Gruppen, das Ganze wirkt, „städtebaulich“ angesehn, bunt. Einzelnes aber ist so vortrefflich, daß es bis in unsre Haupt-Kunststädte, bis nach Dresden und München hinein vorbildlich wirken könnte. Wie man mit ganz geringen Mitteln ohne jegliche Imitation einen Ausstellungsbau höchst reizvoll gestalten kann, das habe ich meiner Lebtage nicht besser durchgeführt gesehen, als in einer großen Posener Industriehalle aus rohen

Digitized by Google

Holzbalken — man denke sich einen umgekehrten japanischen Korb ins Riesenhafte vergrößert, um eine ungefähre Vorstellung von dem luftigen, zierlichen und doch festen Gefüge dieses Holzgeflechtes zu gewinnen. Ein Meisterwerk aber nach Idee und Durchführung ist Pölzigs „ostdeutscher Turm", der mit seiner Masse die ganze Ausstellung überragt und beherrscht, übrigens auch durch die Wandbilder im Innern einen vortrefflichen Blick über das Können der jungschlesischen Maler gibt und zugleich zeigt, wie ruhig und harmonisch gute Farbigkeit an den Außenflächen wirken kann, wenn sie *nicht* von der Absicht des „Dekorierens" ausgeht. Pölzigs Einfluß macht sich im Osten dem aufmerksamen Beobachter schon viel bemerklich, er kann dem Bauen in den Ländern dort geradezu ein Segen werden.

Arbeiterwohnung — Arbeiterhausrat

An ernsthaften Versuchen, auch dem Arbeiter vernünftigen Hausrat zu schaffen, Möbel, die einfach und gediegen, sachlich und schön sind, hat es ja gewiß nicht gefehlt. Doch läßt sich kaum behaupten, daß diese Versuche auch den Erfolg gehabt haben, den sie erstrebten, und der so sehr zu wünschen wäre. Der Plunder von Säulentrumeau und „genußbaumtem" Muschel-Vertiko (welches Wort man immer versucht ist, wie die lateinische Vokabel mit einem g zu schreiben) hat sich den Platz noch nicht streitig machen lassen. Während der Bürger, selbst der reiche, den Prunk, selbst den echten, zum Besten einer ehrlichen Einfachheit immer mehr aus seiner Wohnung verbannt, sitzt der Proletarier noch tief in der gefälschten Pracht der billig üppigen Fabrikrenaissance und des wildesten Jugendstils. Aber man würde dem Arbeiter unrecht tun, wollte man als Grund hiefür bloße Verständnis- und Geschmacklosigkeit annehmen. Wenn ihm auch aus Mangel an Zeit, an Vorbildung und Gewohnheit — und man vergesse nicht, daß die moderne Arbeitsteilung des Fabrikbetriebes ihn immer mehr entwöhnt, ein geschaffenes Ding als gedankliche, organische Einheit (für die technische, organisierte hat er wohl Sinn) zu umgreifen, — wenn ihm auch aus diesen Ursachen die ästhetische Einstellung den Dingen gegenüber sehr erschwert wird, so hat sich doch der moderne Arbeiter aller verständigen Kunstbelehrung gegenüber als willig und bildsam durchaus erwiesen. Wir dürfen wohl glauben, daß mancher seine Ramschluxusmöbel auch längst als das erkannt hat, was sie sind — aber als einziges Ergebnis dieser kritischen Einsicht bleibt vielleicht nur, daß er sich in seinem Heim noch unbehaglicher fühlt als vorher.

Die Preise für gute Arbeitermöbel waren bisher noch immer zu hoch. Ehe man die schlimmen nicht unterbieten oder wenigstens mit ihnen im Preise konkurrieren kann, wird man sie schwerlich verdrängen. Aber eben das ist natürlich außerordentlich schwer, denn Gediegenheit ist nun mal teurer als Schwindel. Wenn der Arbeiter auch für den Plunder dreimal mehr bezahlt als er wert ist — ich meine rein materiell, sonst hat er natürlich gar keinen Wert, — so gibt er dafür doch noch nicht soviel aus, wie er für gute Möbel einfachster Art ausgeben müßte. Zugestanden, das Einkommen des Arbeiters ist heutzutage ganz nett, wenn er älter geworden ist, hat er

Digitized by Google

sich möglicherweise trotz Familie auch etwas erspart, damit könnte er sich vielleicht bessere Sachen kaufen, wenn er älter geworden ist. Nun aber hat er mal den Ramsch auf dem Halse, denn als er heiratete, war er auf die Abzahlungsgeschäfte angewiesen. In den andern Ständen werden die Ehen fast durchgängig begründet mit einem wenn auch noch so kleinen Fonds ererbten oder ersparten Geldes, mit dem man die Einrichtung ob auch knapp, so doch glatt bezahlt. Das ist beim Arbeiter, der ja auch im allgemeinen, das liegt an den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen und ist ja in andrer Hinsicht außerordentlich gut, bedeutend früher heiratet als die jungen Männer anderer Berufe, nur verschwindend selten der Fall, er steht mit einem Nichts von Kapital vor der Ehe und ist auf die Abzahlungsgeschäfte angewiesen. Ehe man nicht auch für die anständigen Möbel einen ähnlichen Zahlungsmodus ermöglicht, werden die jungen Arbeiterbrautpaare, nicht nur die ästhetisch verständnislos und wirtschaftlich leichtsinnig denkenden, an ihnen vorbei den Weg in die Ramschbasare gehn. Ich glaube, das Problem der Versorgung des Arbeiters mit gutem Hausrat bedeutet vor allem noch eine wirtschaftliche Aufgabe. Von ästhetischer Seite ist es eigentlich gelöst.

Das können wir auf jeder Ausstellung sehen. Auch bei der augenblicklich im Berliner Gewerkschaftshaus von einer „Kommission für vorbildliche Arbeitermöbel" dem Arbeiter gezeigten Musterwohnung, die von H. Münchhausen entworfen ist. Diese Möbel werden gewiß schon manchem gefallen. Der Katalog, der mit vielleicht etwas mühlendammartiger, aber hier gewiß angebrachter Beredsamkeit die Ware anpreist, trifft den richtigen Ton, wenn er den Proletarier an sein Klassen- und Kulturbewußtsein greift, das sich doch dafür bedanken sollte, sich mit den schäbigen Resten der Dokumente einer überwundenen, verlotterten und unsozialen Zeit und Gesellschaft zu umgeben. Die Möbel, die hier gezeigt werden, vertragen es, als Ausdruck unsrer Zeit, unsrer Lebensauffassung und besonders der des modernen Arbeiters bezeichnet zu werden. Man hat eine Küche und zwei Zimmer aufgestellt. In allen drei Räumen Kiefernmöbel, in der Küche gestrichen, im Wohn- wie Schlafzimmer gewachst und anpoliert. Bisher hatte man das Kiefernholz immer nur gestrichen zu bieten gewagt, es ist schön, daß man hier einmal gezeigt hat, wie gut es die Politur verträgt, wie freundlich und — fein es in seinem Glanze aussieht. Mit dem gestrichenen Möbel im Wohnzimmer konnte sich der Arbeiter nie recht befreunden, es schien ihm doch nicht ganz standesgemäß, besonders den Frauen. Und das polierte ist hier nicht teuer. Alle Möbel sind außerordentlich zweckvoll, praktisch, einfach und zugleich gefällig, ja komfortabel. Aber: die drei Räume kosten, mit dem allerknappsten Mobiliar, doch beinah 900 Mark. Das ist billig, von unserm Standpunkt. Aber es ist noch um 300 Mark zu teuer. Für 600 Mark sah ich ganz in der Nähe ein Möbelgeschäft das gleiche Wohnungsbedürfnis befriedigen, und zwar mit „echt Nußbaum", Hochglanz poliert, und dann noch auf Abzahlung, monatlich 10 Mark. Nun sollen allerdings auch bei diesen vorbildlichen Arbeitermöbeln Ra-

Digitized by Google

tenzahlungen zugelassen werden, in dringenden Fällen, natürlich nicht in der „billigen“ 10 Mark-Manier, bei der der Jammer nachher nicht abreißt, dafür aber auch nicht mit dem schwindelhaften Modus, daß bei eintretender Zahlungsunfähigkeit alle vorher geleisteten Zahlungen hinfällig werden. Dieses Zugeständnis eventueller Ratenzahlung soll gewiß nur ein äußerstes sein, das man am liebsten vermiede, man sieht nur ein, es geht nicht anders. So klein die Anmerkung ist, die es verspricht, sie wird als die Hauptsache des ganzen Katalogs erfaßt. Wenn man zwischen einer Anzahl von Ausstellungsbesuchern stand, hörte man immer wieder die Tatsache hervorheben. Und begriff noch mehr, wie wichtig sie für die ganze Frage der Arbeitermöbel ist.

Und doch darf noch bezweifelt werden, ob die Mustereinrichtung viele Käufer finden wird. Die Wohnungsverhältnisse! Ich glaube, wenn wir richtige Arbeiterwohnungen hätten, hätten wir drin trotz allem bald auch richtige Arbeitermöbel. Denken wir an die Kalamität schon in den Bürgerwohnungen. Die schematischen Zimmer in diesen Miet-„Palästen“, können sie denn eine lebensvolle moderne Einrichtung überhaupt vertragen? Der ewig gleiche Pfeiler zwischen den ewig gleichen Fenstern schreit förmlich nach dem Säulentrumeau. Gott sei Dank gibt's ja schon neue Häuser. Aber die Arbeitermietkasernen? Und hier kompliziert sich die Sache noch ganz anders. Wenn eine Arbeiterfamilie zwei Zimmer und Küche hat (eine Wohnung, das heißt eine organisch einheitliche Behausung kann man diese zufällig nur unter einem Mietkontrakt zusammengefaßten Räume ja gar nicht nennen), so pflegt sie in den meisten Fällen ein Zimmer davon zu vermieten, das natürlich für diesen Zweck extra „fein“ hergerichtet werden muß, vielleicht mit Möbeln, die, wie etwa ein Schreibtisch, dem Bedürfnis der Familie selbst vollständig fremd, ohne Liebe so billig und schlecht gekauft werden wie nur möglich. Das übrigbleibende Zimmer wird zum Schlafzimmer eingerichtet, das heißt nur halb, denn nebenbei muß es auch noch „Besuchszimmer“ sein. Wohnen aber tut man in der Küche. Und wenn wirklich ein besser gestellter Arbeiter das erste Zimmer nicht vermietet, so wird es trotzdem nicht benutzt, so wird daraus eine „gute Stube“ gemacht, gewohnt wird nach wie vor in der Küche. Wer überhaupt nur Stube und Küche besitzt, wohnt erst recht in dieser. Das ist unhygienisch? Ganz gewiß! Aber doch nur, weil diese Küchen nicht zum Wohnen eingerichtet sind. Das Prinzip, Küche und Wohnraum zu verschmelzen, ist an sich gar nicht unhygienisch. Es ist auch gut erprobt. In den alten Bauernhäusern war es allgemein, und jetzt hat man sich wieder darauf besonnen. In den Kleinhäusern der Arbeiterkolonien sind die Wohnküchen sehr beliebt. Sollten sie sich nicht auch für die großen Miethäuser eignen? Eine Wohnküche, gut ventilierbar, geräumig, ganz auf den Zweck hin geformt und gemessen; und dazu dann ein Zimmer, das nur zum Schlafen dient, und darum keineswegs groß zu sein braucht, dafür aber einen abgeteilten Raum zum Waschen und Baden hat; für größere Familien natürlich der Schlafraum größer, geteilt, oder noch besser zu teilen, für die Eltern und für die Kinder. Nach diesem Prinzip baut man ja die neuen

Digitized by Google

Arbeiterwohnungen auf dem Lande. Warum nicht auch in der Stadt? Warum bauen Fabriken, die innerhalb der Großstadt liegen, und deren Arbeiter nicht draußen wohnen können, nicht nach Analogie der ländlichen Arbeiterkolonien Arbeiterwohnhäuser in der Stadt? Warum bauen nicht Spekulanten und Bauunternehmer einmal solche Miethäuser ganz zweckmäßig gerechnet für richtige Arbeiterwohnungen? Sie haben eine Zukunft. Ich bin Idealist und gebe meine Tips gratis. Ob solche Häuser sich wirklich rentieren? Man spart Raum dabei, ganz gewiß.

Um auf die Möbel zurückzukommen: die einzigen Arbeiterwohnungen, in denen sich guter moderner Hausrat eingebürgert, wirklich: „eingebürgert", hat, sind die in den neuen Arbeiterheimen auf dem Lande. Es spielen ja noch andere Ursachen mit; daß aber die vernünftige Wohnraumeinteilung ganz wesentlich dazu beigetragen hat, wage ich wohl zu behaupten. Dasselbe würde sich in den Großstadt-Arbeiterhäusern zeigen. Wohnung und Hausrat, die ja doch organisch zusammengehören, pflegen sich auch in den Ideen und in der Propaganda gegenseitig zu fördern. Der Arbeiter, der für die modernen Möbel Verständnis hat, wird auch Sinn haben für solche modernen Wohnverhältnisse, und in einer vernünftigen Wohnung wiederum würde ihm der Unsinn des Säulentrumeaus in noch besserem Verständnis zu Gemüte gehn. Ich möchte geradezu den Werkstätten für guten Hausrat empfehlen, zur Einführung ihrer Ware einmal solche Arbeitermiethäuser zu bauen; die sie ja zum Teil gleich möblieren könnten. Wobei die Möbel unter Umständen sogar nur gemietet, sonst aber auf dem Amortisationswege mit einer etwas höheren Miete allmählich bezahlt würden. In dieser Kombination von Mietherr und Möbellieferant hätten zum Beispiel die Werkstätten auch die Möglichkeit zu einem viel weiteren Entgegenkommen in bezug auf die Bezahlungsform.

Ich glaube, man hätte das Haus bald voll von jungen Arbeitereheleuten.

Die Möbelfrage gehört zusammen mit der Wohnungsfrage. Wenn wir für Arbeiterhausrat uns einsetzen, so sollten wir nie vergessen hinzuzufügen: aber auch Arbeiterwohnungen!

Erich Vogeler

Heimatpflege

Ersatz fürs Tempelhofer Feld!

Eine Frage

Ein Sommertag. Berlin liegt da wie ein Backofen unter einer Wolke von Dunst. Die Steinmassen laden sich mit Wärme und heizen, dichtgedrängt wie eine Batterie von Bügeleisen, die langen, eingeklemmten Straßenfurchen. Der Asphalt strahlt wie ein Ofen Glut und verbreitet, besprengt, eine Schicht von Schwüle über sich. Da kommt, die Hockeyschläger über der Schulter, eine muntere Schar daher. Aus Halensee, Westend, Lichterfelde, Grunewald, aus Berlin O, S, W, N kommen sie zusammen zum Tempelhofer Feld. Das breitet sich weit und sonnenüberflutet aus. Der grüne Rasen mildert die stechende Helle, und wenn auch die Sonne hier zehnmal leuchtender ist, so weht doch von fern kühle Luft und spielt mit den silbernen Halmen. Hier trinken die jungen Körper, die unter dunklen Kleidern, in Stuben und Fluren verblaßt sind, Licht. Es scheint hier, die Gelehr-

Digitized by Google

ten sagen's, vielmal tiefer ins Geblüt hinein.

Bald flattern die Fähnlein, und im Eifer des Gefechts ist Glut und Mühe vergessen. Indessen wandern am Himmel kleine weiße Wolken. In der Ferne steigt ein Ballon auf und schwebt langsam über uns hin von Horizont zu Horizont. Hier zitterte die Luft unter den Jubelrufen der Hunderttausende, als das erste deutsche Luftschiff hier Parade hielt, und manchmal auch, wenn ein Flieger, sich emporschraubend, seine luftigen Kreise zog. Heute ist's stiller. In der Ferne leuchtet auf weißem Reitpferd elegant ein Offizier vorüber, näher bei uns lagern ein paar „Brüder", die Flasche senkrecht über sich. Ein andres Fläschchen gibt, nicht weit von uns, eine junge Mutter ihrem Sprößling, dem Beneidenswerten, in der Sonne, während ein Dackel als Beschützer des Idylls die Madonna in wahnsinnigen Zirkelsprüngen freudetoll umkreist. Es scheint einsam und still zu sein, und doch mögen an die tausend Menschen auf dem Felde sich sonnen. Hinten kommt langsam eine Herde Schafe gewandert. — Spielpause. — Unser Häuflein lagert sich, guckt durchs Gras und in den blauen Himmel und sieht das alles mit Behagen.

Da bemerkt einer, daß im Westen tief unten am Himmel rötlich scheinende Wolkenmassen auftauchen, die zusehends größer werden. Schnell weiterspielen! Man kennt die Sache, bald ist's nicht mehr ganz geheuer. Die Sonne sticht, die Rufe der Spielenden klingen härter, die Luft wird blind. Schon ist der halbe Himmel überzogen, der Wind geht in unruhigen Stößen, — und da kommt sie ja schon, die Attacke, in wirbelnden Staub gehüllt fegt sie über das Feld. Die erste Bombe kracht, ein goldnes Riesenschwert blitzt über den ganzen Himmel, knatternd zerreißt das blaue Seidenzelt. Ein Meer von Tropfen rauscht, aber da unten, da hinten, hastet und flieht das Menschenvolk, das krabbelt und hüpft und ängstet sich. Ja, ihr kleinen Berliner, wenn Erde und Himmel sich umarmen, da ist nicht gut dazwischen sein. Das Häuflein der Spielenden steht unter sicherem Regendach. Es kennt sein Tempelhofer Feld, diesen wechselnden Schauplatz von Sonnenschein und Regen, diese Rennbahn für eilende Wolkenschatten und rasende Stürme, diese weite Bühne, auf der Erde und Himmel ihr launisches, ernstes, ihr duftiges, ihr grandioses Theater spielen.

Für heute Schluß. Man dehnt sich und reibt die Glieder, ein wohliges Gefühl der Müdigkeit fließt wie ein breiter Strom durch die Adern. Da drüben dunstet Berlin den letzten kühlenden Tropfen schon wieder in die schwüle Nacht hinaus. Sei's drum. Hier wenigstens haben flinke Glieder und fliegender Atem, Sturm und Sonnenstrahlen mal wieder ein paar Milliarden Bazillen zur Strecke gebracht. —

Ein Wintertag. Die königliche Berolina hat sich wie ein kleiner Junge das eben rein angezogene Winterkleid schon wieder beschmutzt. Auf allen Straßen schaufelt man die braunen Fetzen beiseite, nur unser Landkind, das Tempelhofer Feld, hat sich mitten in der Stadt die Schürze blank erhalten. In Millionen Kristallen glänzt die weiße Fläche — einsam. Nur unsre wackern Spieler sind wieder zur Stelle. Sie waren es im Herbst, sie sind es im Frühling: „Schlechtes Wetter gibt es nicht", lauten die Statuten. Aber heute versinkt der Ball im Schnee, und Schneebälle heißt die Losung.

Digitized by Google

Wie greifen da bald die Finger gerötet ins kühle Weiß hinein, wie blühen die Rosen so frisch auf zarten Wangen! Das sind nicht mehr Stadtfräulein, die sich da die feuchten Locken aus der Stirn streichen, das sind deutsche Mädchen mit blitzenden Augen. Wo sind denn die Herren? Ach, die sind lauter Jungens geworden, Leben gegen Leben, so hat man sich warm gespielt auf der kalten Erde. Wie Grüße fliegen die Bälle hin und her und suchen sich ihr Ziel nicht ohne Wahl. Wie weiche Katzenpfötchen fliegt's aus den Händen der Mädchen, da läßt man sich leicht den breiten Rücken kraulen. Wie Pfeile sausen die festeren Bälle: „Ja, Mädel, jetzt mußt du tanzen, wie ich will, hörst du's pfeifen? Rechts herum, — links herum, — nun buck dich, — nun spring einmal — so, hübsch ausgebogen die schlanke Gestalt" — wie doch solch kalter Schneeball reden kann! Man merkt nicht, daß der Abend kommt, daß eine Schar grotesker Schatten sich den Kämpfenden zugesellt. Plötzlich stehen sie in einem Meer von Glut, der Himmel malt mit breitem Pinsel rotgoldene Sonnenfarben, die sich vertiefend in das Blaue hineinsaugen. Glühende Schlacken treiben wie auf grünem Wasser. Ein weites Sonnenland mit leuchtenden Gestaden breitet sich tief nach Westen aus. — Die kleine Schar steht wie verzaubert. Sie müssen was tun, was Außerordentliches — sie wollen ein Denkmal bauen. Und bald greifen ein paar Dutzend Hände in den Schnee und rollen und wälzen Blöcke. In der Mitte unsre Künstlerin „Hierhin, dahin". „Was soll's denn werden?" — „Ein Ochse." — „Was?" „Ja, ein Biest, ein Stier meinetwegen." Ein Leib wächst auf wie ein ägyptischer Granitblock, ein kurzer Hals, dicke Hörner, die magische Beleuchtung tut das Übrige. Die Glut ist erloschen. Es ist still und dunkel geworden. Kein Himmel läßt heute seine Diamanten blitzen. Die Luft hängt voller Schnee. Fahles, wesenloses Grau steigt auf. Ein feiner, kalter Staub senkt sich nieder. Da steht das Ungetüm. Seine Umrisse scheinen zu wachsen, unheimlich schweigend, der Geist der Stunde, der fahlen, toten Winternachtstunde. Wir gehen lautlos. Hinten im Feld liegt noch immer das Ungetüm und glupscht mit leeren Augen in das Nichts. —

Ja, warum kommt ihr uns mit diesen Bildchen vom Tempelhofer Feld? Das war doch alles einmal!

Und was ersetzt, was das Tempelhofer Feld für Berlin gewesen ist? Vor allem aber: was es für Berlin nach seiner Umbauung geworden wäre?

Zwar liegt es jetzt noch da, scheinbar unberührt, aber die Millionen sind gezahlt und ehe der Winter ins Land geht, wird der grüne Rasen aufgewühlt werden. Wer bürgt dafür, daß die andere Hälfte dieser letzten großen Freifläche in der Nähe Berlins ihrer edelsten Bestimmung als Tummelplatz der Großstadtjugend erhalten bleibt?

Gustav Langen

Handel und Gewerbe

Wirtschaftsforschung und Kulturpolitik

Aus einem Briefe

. . . All unser Streit geht also nun darum, welchem von diesen beiden, der Erkenntnis der Wirtschaftstatsachen oder der kulturpolitischen Beeinflussung des Wirtschaftslebens, im Augenblick für unsre Arbeit die Hauptbedeutung zukommt. Vom Nutzen meiner Bemühungen um jene denken Sie

Digitized by Google

zweifelnd, legen mehr Gewicht darauf, auf den Willen der Mitlebenden einzuwirken, also zu agitieren. Aber wollen Sie damit nicht den zweiten Schritt tun, noch bevor Sie den ersten getan haben? Oder sollten unsre Meinungen über die Aufgaben der Wirtschaftsforschung selbst schon auseinandergehen? Auch das wäre nicht verwunderlich, da man sich ja sogar in der „Zunft" nicht einmal einig darüber ist. Sie erinnern sich vielleicht, daß vor anderthalb Jahren in Wien auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik spontan die Frage aufgerollt wurde, ob es in der Wirtschaftswissenschaft darauf ankomme, zu zeigen, was ist, oder was sein soll; das heißt also, ob die Wissenschaft Werturteile abzugeben habe, Werturteile, die zum überwiegenden Teile auf ethische, kulturpolitische Voraussetzungen zurückgehen. Man hat sich damals nicht darüber geeinigt, und wir werden es heute kaum tun. Aber da unsre Meinungsverschiedenheiten in der Hauptsache auf die gleiche Wurzel zurückgehen, möchte ich wenigstens ein paar Randbemerkungen dazu machen.

Indem Sie agitieren, auf den Willen einwirken, wollen Sie unsre Zustände dem Zustand des Wünschenswerten, das heißt höchster Zweckmäßigkeit annähern. Daß auch Ihre ästhetischen Bestrebungen ihre Rechtfertigung unter dem Gesichtspunkt einer — höheren — Zweckmäßigkeit finden müssen, bedarf wohl kaum weiterer Erörterung. Glauben Sie nun aber, den Maßstab dieser Zweckmäßigkeit anders als aus den Dingen und ihrem Verhalten zueinander ableiten zu können? Muß also nicht aller kulturpolitischen Agitation die Erkenntnis vom Wesen der Dinge vorausgehen?

Natürlich nicht nur vom wirtschaftlichen Wesen der Dinge. Die Wissenschaft ist arbeitsteilig organisiert, muß es sein, und jeder ihrer Zweige zeigt die Realitäten immer nur von der einen Seite. Aber ist das ein Fehler, solange wir uns dessen bewußt bleiben, daß ihre Ganzheit sich erst im Zusammenwirken aller Wissenschaften ergibt? Um ein Beispiel zu nennen: unsre kunstgewerbliche Entwicklung will nicht nur als ästhetische, sie muß auch als ethische, wirtschaftliche, vielleicht sogar — denken Sie nur an die Ablehnung aller staubfangenden Schnörkel und Draperien — als sozialhygienische Erscheinung gewertet werden. Aber um ihre Tragweite für das Wohl der Gesamtheit, für den wünschenswerten Zustand höchster Zweckmäßigkeit, ermessen zu können, ist es eben notwendig, daß jede ihrer Wirkungssphären in all ihren Ursachen und Konsequenzen genügend erkannt wird. Und dabei wird sich auch ergeben, wieweit die eine Sphäre durch die andre bedingt ist. Aber niemals kann von vornherein eine solche Abhängigkeit, die Überordnung der einen über die andre stipuliert, niemals können aus der einen die Maßstäbe für die andre entnommen werden. Erst wenn sich ergibt, daß sie sich gegenseitig beeinträchtigen, wird nach einem Ausgleich der berechtigten Interessen gesucht werden müssen, einem Ausgleich, der sich auf die Erkenntnis der Lebensbedingungen aller stützt. Wenn etwa also der Nachweis geführt werden sollte, daß das hoch entwickelte Erwerbsprinzip in der Wirtschaft dazu verleitet, die Produktionskosten durch eine Beeinträchtigung der Existenzmöglichkeiten der Lohnarbeiter herabzudrücken, oder durch Materialverschlechterung, dann

Digitized by Google

wären daraus bestimmte wirtschafts- und sozialpolitische Folgerungen zu ziehen, die allerdings eben auch die Lebensfähigkeit der Produktionswirtschaft berücksichtigen müßten.

Was das alles mit unserm besondern Streitfall zu tun hat? Nun, ich meine eben, man kann nicht kulturpolitische Agitation treiben anders, denn auf der Grundlage sicherer Erkenntnis vom Wesen der Dinge. Und die wirtschaftlichen Erscheinungen gehören dazu. Ja, ich glaube sogar, diese Erkenntnis zu verbreiten, ist selbst das beste Mittel der kulturpolitischen Agitation. Daß es nur ein Mittel ist, und daß wir nicht in ihm „steckenbleiben" dürfen, darüber werden wir beide nicht im Zweifel sein. Aber auf den Willen zu wirken in der Richtung eines irgendwie Wünschenswerten, ohne Klarheit zu verbreiten über die Rückwirkungen auf die tragenden Kräfte, also zum Beispiel auf die wirtschaftlichen, das halte ich für gefährlich. So mancher Zauberlehrling wurde die Geister nicht wieder los, die er rief. Darüber könnte ich Ihnen auch so dies und das erzählen. . . .

Johannes Buschmann

Gesellschaft

Berufstrennung in Erholungsheimen?

Vor einiger Zeit ist, angeregt durch einen Gedanken, den Joseph Baum-Wiesbaden in die Diskussion warf, die „Deutsche Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime" gegründet worden. Sie will in den verschiedensten Gegenden des Reichs Erholungsstätten für männliche und weibliche kaufmännische Angestellte und minderbemittelte selbständige Kaufleute gründen und unterhalten. Die Heime sind als Wohlfahrtseinrichtungen gedacht, die getragen werden sollen von der Selbsthilfe der Kaufmannschaft. Nur die Grundstücke sollen vom Staat oder von den Gemeinden kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Im übrigen will man zur Deckung der Bau- und Einrichtungskosten verzinsliche, auslosbare Schuldverschreibungen ausgeben. Die Zinsen hofft man durch die laufenden Mitgliederbeiträge und durch Schenkungen aufzubringen. Sie sollen auch eine Verbilligung der Verpflegungssätze und die Schaffung von Freistellen ermöglichen.

Das Unternehmen ist im allgemeinen in der Öffentlichkeit mit viel Sympathie aufgenommen worden, es hat bisher auch die wünschenswerte praktische Förderung durch die Kaufmannschaft und durch die deutschen Regierungen erfahren. Präsidium und Ausschuß glänzen wie üblich mit einer Reihe bekannter Namen, unter denen merkwürdigerweise allerdings neben den vielen hoch betitelten Herren die, denen die Heime dienen sollen, die kaufmännischen Angestellten, fast ganz fehlen. Zwei entdeckte ich unter der großen Zahl von Staatsministern, Staatssekretären, Kommerzienräten, Justizräten usw.

Man muß den Plan von verschiedenen Seiten ansehn, wenn man über ihn ins klare kommen will. Sicher ist's an sich ein verdienstliches Beginnen, den meistens nur mit bescheidenem Einkommen bedachten Kaufmannsgehilfen durch solch gemeinnütziges Zusammenstehen die Auffrischung der Kräfte zu erleichtern, indem man ihnen wohlfeile Sommerfrischen schafft. Diese Verbilligung des Ferienaufenthalts ist aber auch das einzige, was das ungemein großzügig eingeleitete Unternehmen — man spricht von der gleichzeitigen Errichtung von zwanzig Heimen — zu rechtfertigen imstande wäre. Und

Digitized by Google

leider scheint gerade in diesem Punkte schon der anfängliche laute Optimismus enttäuscht zu werden. Man glaubte zuerst, einen täglichen Verpflegungssatz von 2 M. auf den Kopf versprechen zu können. Die Gesellschaft gibt jetzt schon 2,50 M. bis 3 M. an, und auf Grund der Erfahrungen, die man in ähnlichen, obendrein günstiger, weil hauptsächlich mit unverzinslichen Schenkungen arbeitenden Erholungsheimen der Angestelltenverbände gemacht hat, errechnete man von andrer Seite sogar einen Mindestpreis von 3 M. bis 3,25 M. Das wäre dann schon kaum noch weniger, als auch sonst in billigen, allgemein zugänglichen Sommerfrischen erreichbar ist. Es sind gerade gegen die Kostendeckungsaufstellungen der Gesellschaft auch sonst noch eine Reihe von Bedenken zu erheben — so überschätzt man offenbar die Ausnutzungsmöglichkeit der Heime ganz erheblich, überschätzt auch die wirtschaftlichen Vorteile der zentralistischen Leitung —; aber das sind schließlich Fragen, die uns hier im Kunstwart so unmittelbar nicht beschäftigen. Sicher ist eben nur, daß auf der in Aussicht genommenen Grundlage die Verbilligung des Sommeraufenthalts, die zum Beispiel bei den als Wohlfahrtsunternehmungen großer Warenhäuser bestehenden Heimen dank der Zuschüsse der Firma recht erheblich ist, nicht so groß sein wird, daß sie den Ausschlag gäbe.

Damit rückt dann die grundsätzliche Frage nach der Nützlichkeit solcher auf bestimmte Berufskreise beschränkter Erholungsstätten in den Vordergrund. Es gibt ihrer ja schon eine ganze Anzahl, nicht nur für Kaufleute (bei ihnen handelt es sich meistens um Gründungen der Verbände oder um Wohlfahrtseinrichtungen einzelner Firmen), sondern auch für andre Berufe, für Eisenbahnbeamte, Lehrer, Offiziere usw. Daß sie nicht ausreichend, oder nicht gern besucht würden, läßt sich nicht behaupten. Man könnte sogar meinen, die bisherigen Erfahrungen hätten das Bedürfnis nach ihnen erwiesen. Aber nun überlege man: Wir leiden ohnedies daran, daß die einzelnen Berufskreise sich voneinander absondern. Der Beamte versteht nichts, sagt man, vom Berufserleben des Kaufmanns; er beurteilt dessen Handlungen und Wünsche immer unter dem Gesichtspunkt seines beamtenmäßig geregelten und begrenzten Daseins. Und der Kaufmann seinerseits steht wieder der beruflich bestimmten Empfindungswelt des Offiziers, der Akademiker der des Gewerbetreibenden fremd gegenüber. Die Liste ließe sich beliebig erweitern. Das hat aber täglich fühlbare Folgen; ein gut Teil der Reibungen in unserm sozialen Gesamtleben geht auf diese gegenseitige „Fremdheit“ zurück. Unsre politischen Auseinandersetzungen, in denen ja zu ganz überwiegendem Teil berufspolitische Interessen sich ausdrücken, würden der Verständigung und damit dem Ausgleich wesentlich leichter dienen, wenn das ganze Volk nicht durch die Schranken, die jeder Beruf um sich herumzieht, zerschnitten wäre. Das hat man längst erkannt, längst hat man für eine gegenseitige geistige Durchdringung der beruflich geschiedenen Bevölkerungsklassen geworben, hat Wege geöffnet, die zu diesem Ziele hinführen können.

Ein solcher Weg, der sich obendrein immer schon und ganz von selbst darbot, ist die Sommerreise, gleichviel wo sie hinführt. Die Gesellschaft, die sich in einem Seebade, einem Gebirgsdorf zusammenfindet, ist wohl immer ein Gemisch

Digitized by Google

aus allen Berufen. Und von dem Milieu, aus dem der einzelne kommt, haftet hier immer noch genug an ihm, um auf den andern zu wirken. Ganz zwanglos fließt so vom Inhalt des einen Berufskreises etwas über in den anderen, es gibt sogar Menschen, die eine ganz besondere Fertigkeit darin ausgebildet haben, den Reisegenossen von der andern Fakultät sozusagen auszusaugen. Sie wissen an irgendeiner Stelle das berufliche Interesse ihres Gefährten aufzustacheln — es ist ja so leicht —, bis er sich mitteilt. Und sie machen sich keine Skrupel, dann tagelang nur die Nehmenden zu sein, bis sich ihnen diese bisher fremde Berufswelt bis in Einzelzüge hinein offenbart hat. Wenn's gegenseitig geübt wird, ein vortreffliches Mittel, um die Berufsisolierung der Menschen zu überwinden, um das Begreifen des sonst Unverständlichen zu fördern.

Und wenn es nur das wäre! Ich schätze den Beruf als Rückgrat des Daseins sehr hoch ein. Aber schließlich, wir müssen die Fähigkeit haben, ihn mit seinen an sich heilsamen Bindungen auch einmal hinter uns zu lassen, uns im allgemein Menschlichen, das jenseits liegt, mit allen geistig Verwandten zu begegnen. Wieder: wo wäre das leichter als in den Wochen der Erholung? Daß wir uns unter beruflich so bunter Gesellschaft bewegen, hilft dazu, das Besondre über dem Allgemeinen zu vergessen.

Aber nun kommen die Erholungsheime für Offiziere, für Lehrer, für Beamte, für Kaufleute. Jeder Berufsstand wird fein säuberlich herausgelesen und für sich in Waldesduft und Seeluft verpackt, zu fünfzig, zu hundert in berufsrein gehaltenen Heimen. In ihnen ist nirgends ein Anreiz mehr, dem andern mitzuteilen von eigenem Berufserleben, vom andern zu lernen. In der Berufsuniformität sind alle Hemmnisse gegen das der geistigen Auffrischung so dienliche Herauskriechen aus dem Dunstkreis der Berufsarbeit schön bewahrt. Diese beruflich gegliederten Erholungsheime sind — kraß ausgedrückt — geradezu Inzuchtanstalten in geistiger Beziehung.

Warum also dieses Massenaufgebot von Kaufmannserholungsheimen? Das Ziel, den Minderbemittelten der kaufmännischen Angestellten verhältnismäßig billigen Landaufenthalt zu verschaffen, ließe sich in den hier gezogenen Grenzen auf andre Weise wahrscheinlich ebenso gut erreichen. Ob man nun Beihilfen in Geld gewährt, oder ob man in schon vorhandenen Unterkunftsstätten eine gewisse Anzahl von Zimmern fest belegt und sie Berufsangehörigen zu einem zu vereinbarenden ermäßigten Kostensatz zur Verfügung stellt, das sind praktische Fragen, die im einzelnen genauer nachgeprüft werden müßten. Aber wir bitten: nicht mehr beruflich gesonderte Reinkulturen Erholungsbedürftiger, als wirklich notwendig sind!

Johannes Buschmann

Vom Recht

Besprechung schwebender Verfahren

Als der deutsche Reichskanzler über bestimmte Ergebnisse der Beweisaufnahme im Moabiter Krawallprozeß im Reichstag seine Ansicht aussprach, bevor das Urteil gefällt worden war, wurde das in der Presse scharf getadelt. Man warf ihm vor, er habe in ein „schwebendes Verfahren" eingegriffen. Daß niemand Gegenstände eines solchen öffentlich erörtern dürfe, gilt ja als ein unumstößliches Dogma in unserm öffentlichen Leben. Gesetzt nun, der Reichskanzler hätte

Digitized by Google

sogar die Absicht gehabt, auf die Richter für jenen Prozeß durch das Machtmittel seines Amtes, nicht bloß durch seine Gründe zu wirken, so konnte doch nichts verkehrter sein als: diese Absicht durch eine öffentliche Meinungsäußerung zu verraten. Wer hoch genug gestellt ist, um einen Druck auf Richter ausüben zu können, der kann sie sicher auch am ehesten seinen Wünschen willfährig machen, wenn er sie heimlich und hinten herum zu erkennen gibt. Spricht er seine Ansicht vor aller Welt aus, so ist die Öffentlichkeit vor ihm gewarnt; sie kann seine Meinung, wenn die ins Feld geführten Gründe schwach sind, leicht entkräften und die Richter durch Weckung ihres Schamgefühls dagegen immun machen. In Wirklichkeit war nun in dem Urteil, das in jenem Prozeß gefällt wurde, auch nicht die Spur von Beeinflussung durch die Ansicht des Reichskanzlers zu entdecken. Die Tagespresse ließ sich durch diese Erfahrung indes keines Besseren belehren; sie hält nach wie vor daran fest, daß jede öffentliche Erörterung über Gegenstände eines Gerichtsverfahrens, das noch schwebt, gegen die gute Sitte verstoße. Inzwischen ist auch ein Reichstagsabgeordneter eines solchen Verstoßes beschuldigt worden. Er hatte im Reichstage den Vorsitzenden der Greifswalder Strafkammer in Gegenwart des Staatssekretärs des Reichsjustizamtes wegen seines Urteils im Prozeß Becker scharf angegriffen, und als die Verteidigung später vor dem Reichsgericht darauf hinwies, daß der Staatssekretär damals kein Wort erwiderte, parierte der Reichsanwalt diesen Hieb mit der Bemerkung, der Staatssekretär habe dabei nach der „vornehmen Gepflogenheit“ unserer Minister gehandelt, „auf noch nicht rechtskräftige Strafsachen im Parlament nicht einzugehen“. Die Gegner jenes Abgeordneten fühlten sich daraufhin berechtigt, sein Verhalten als unvornehm und sittenwidrig zu verurteilen. Folgerichtig war in der Tat: es muß jedes Verfahren als noch in der Schwebe befindlich angesehen werden, in dem noch kein rechtskräftiges Urteil vorliegt, denn so lange besteht ja immer noch die Möglichkeit, daß auf die endgültige Entscheidung durch öffentliche Erörterungen eingewirkt werden könnte. Bei dem Prozeß Becker hatte aber, sobald das erste Urteil zustande gekommen war, die ganze Presse ihre Zurückhaltung aufgegeben und das vorläufige Ergebnis lang und breit kritisiert. „Streng genommen“, hätte sie noch schweigen müssen. Ach ja: „streng genommen“ müßte im Sinne des Dogmas von der Schweigepflicht gegenüber „schwebenden Verfahren“ selbst den Parteien in einem Prozeß nicht erlaubt sein, dem Gericht über Tatsachen hinaus ihre Auffassung dieser Tatsachen darzulegen; denn sie wollen damit doch auch nur das Urteil des Richters beeinflussen. Ebensowenig dürfte, „streng genommen“, eine Beratung mit gegenseitigem Austausch der Ansichten, sondern nur eine Abstimmung stattfinden, wenn nun einmal der Richter bei Bildung seines Urteils ausschließlich auf sich selbst angewiesen sein soll. „Streng genommen“: was soll überhaupt die ganze Öffentlichkeit gerichtlicher Verhandlungen, wenn die Öffentlichkeit nur mit zugekniffenem Munde und verschränkten Armen zuschauen darf, wär es selbst, daß sich vor ihren Augen der gräßlichste Justizmord vollzöge? Wenn man in jeder öffentlichen Erörterung, die dennoch geschieht, einen die Rechtsfindung störenden Einfluß sieht? Es hat ja noch Sinn zu fordern, daß

Digitized by Google

Personen, deren Wille für die Erfüllung persönlicher Wünsche der Richter von Bedeutung ist, sich tunlichste Beschränkung in ihren Äußerungen über gerichtliche Dinge auferlegen, obgleich auch dieses Verlangen, wie oben an dem Falle des Moabiter Prozesses gezeigt, gewöhnlich verfehlt ist; es ist aber sinnlos, diese Forderung auch auf Abgeordnete, geschweige auf Zeitungsleute auszudehnen, denen jede Möglichkeit fehlt, einen Richter zu schädigen, wenn er eine der ihrigen entgegengesetzte Ansicht vertritt. Was soll man zu einer Presse sagen, die unaufhörlich an unserm gelehrten Richtertum mäkelt, und sich doch selbst verbietet, diesem Richtertum auf die Sprünge zu helfen, falls es zu ungeschickt ist, in einem schwierigen Prozeß zu einem richtigen Urteil zu kommen? Was nützt es noch, den Brunnen zuzudecken, wenn das Kind schon hineingefallen ist?

Man könnte dann überhaupt daran denken, unsre Gerichte lieber gleich in mittelalterliche Fehmgerichte zurückzuverwandeln, damit sie geheimnisvoll im Verborgenen ihres Amtes walten. Sollte übrigens das Vorurteil, schwebende Gerichtsverfahren dürften durch kein lautes Wort gestört werden, nicht aus dem Zeitalter der Fehme herrühren? Damals konnte das wahre Recht das helle Licht des Tages nicht ertragen; denn es herrschte, offen und schamlos, das sogenannte Faustrecht, bei dem nur jeder soviel Recht verlangen konnte, als er sich mit Gewalt verschaffte. Nichts erinnert heute mehr an jene wilden Zeiten. Die öffentliche Meinung vermag alles, wenn sie nur will; aber leider fehlt es ihr am ernsten Wollen. Ihr Wille ist krank, und niemand darf sich angesichts der schwächlichen, unmännlichen Haltung unserer Presse gegenüber der amtlichen Rechtspflege wundern, wenn bei dieser mehr und mehr wieder Feinde der Öffentlichkeit und des Volkes die Oberhand gewinnen.

In der „Deutschen Richterzeitung“ hat es neulich Landgerichtsrat Kulemann, Bremen, unternommen, der Presse ihren Star in Hinsicht auf ihr Recht zur Kritik schwebender Verfahren zu stechen. Solange das Urteil nicht rechtskräftig gesprochen sei, meint dieser, sei jeder auf dessen Bildung geübte Einfluß nicht allein berechtigt, sondern im höchsten Grade erwünscht. „Der Richter soll solchen Einflüssen nicht entzogen sein, sondern er soll im Gegenteil ihnen im weitesten Umfange ausgesetzt werden. Erst dann, wenn er durch das Läuterungsfeuer aller denkbaren sich bekämpfenden Ansichten hindurchgegangen ist, besteht die höchste erreichbare Gewähr dafür, daß das Urteil die logische Diagonale aller verständigerweise zu vertretenden Standpunkte bilden wird.“ Wird sich die Tagespresse daraufhin nicht ermannen, ihr freiwilliges Eunuchentum gegenüber Streitfällen, die den Gegenstand eines schwebenden Verfahrens bilden, aufzugeben? Otto Corbach

Wir behalten uns vor, auch dem Verteidiger einer andern Auffassung das Wort zu geben. Für heute nur eine Frage an die Herren vom Fach: ist nicht die Besorgnis begründet, daß durch Besprechung schwebender Verfahren dem „Zufall“ mehr Spielraum gewährt wird? Es sprechen dann eben nicht nur die wohlunterrichteten Kenner des Falls, sondern es redet, wer Lust zum Reden hat, gleichviel aus welchen Gründen, und es schweigt

Digitized by Google

vielleicht, wer viel Treffenderes zu sagen wüßte. Und es siegt in der öffentlichen Meinung, wer am nettesten überreden kann. Nach dem Spruch schadet das dem Rechte nichts, vorher wohl. Jedes Ding hat ja mehrere Seiten.

Shadwell über Deutschland

Wir sprechen jetzt wieder viel vom Wettkampf zwischen England und Deutschland, von der militärischen und industriellen Leistungsfähigkeit der beiden Völker. Parteilichkeit und Voreingenommenheit führen leider oft den Berichterstattern in England und Deutschland die Feder. Und jene wenigen, welche sachgemäß schildern, vermögen nur selten aus ihren eigenen Schilderungen die Schlüsse zu ziehen, die den Leser vor allem fesseln. In ganz vortrefflicher Weise versteht es der Engländer Artur Shadwell* England, Deutschland und Amerika miteinander zu vergleichen. Verfolgt er auch in erster Reihe den Zweck, die Grundlagen der industriellen Leistungsfähigkeit zu untersuchen, so berührt er doch dabei fast alle Gebiete menschlichen Lebens. Er behandelt das Wohnungswesen, nicht minder aber die Schulverhältnisse, das Spiel als Teil des Volkslebens ebenso wie den Alkoholismus. Wir stoßen auf Betrachtungen über den Volkscharakter, über die Anlage der Städte und vieles andre. In mustergültiger Weise verbindet er die Ergebnisse statistischer Veröffentlichungen mit seinen eignen ausgedehnten Beobachtungen. Uns sollen hier vor allem die Urteile Shadwells über Deutschland beschäftigen.

Auf dem Gebiete der Ausdruckskultur scheint Shadwell den Deutschen die erste Stelle zuzuweisen: „Sie dulden keinen falschen Schein und bestehen bis zur Pedanterie darauf, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen, der sie kennzeichnet, während bei den Amerikanern wie die Duldung unfertiger Arbeit, mit der sie auch zusammenhängt, die Duldung des falschen Scheins alles durchdringt. Es hat dies sogar einen bleibenden Ausdruck gefunden in dem nationalen Palladium, dem Kapitol von Washington. Dies schön entworfene Gebäude ist nicht einwandfrei; das Hauptgebäude ist aus farbigem Stein, der angemalt ist, um wie weißer Stein auszusehen, und nicht frei von Rissen, die Kuppel ist aus Eisen, also eigentlich überhaupt keine richtige Kuppel. Schon mehr als bloße Duldung, eher eine Vorliebe für den falschen Schein zeigt sich in der Ermutigung, die alle Art von Betrügerei und Quacksalberei findet.“ Für Shadwell ist auch nicht Amerika das Land der modernen Städte. Berlin repräsentiert seiner Ansicht nach „die vollständigste Anwendung von Wissenschaftlichkeit, Ordnung und Methode (vorzugsweise deutschen Eigenschaften) auf das öffentliche Leben“. Es ist ihm „ein Wunder von Stadtverwaltung, die am modernsten und vorzüglichsten organisierte Stadt, die es gibt. Die »Wolkenkratzer« in amerikanischen Städten sind zwar Gebäude von heute, aber nicht im modernen Geist erbaut — im Gegenteil, sie sind Überbleibsel einer rohen, gesetzlosen, wenn auch unternehmenden Zeit, die im Schwinden ist. In

* Moderne Wirtschaftsprobleme. Internationale Beiträge zur neueren Wirtschaftsentwicklung. Band II. England, Deutschland und Amerika. Eine vergleichende Studie ihrer industriellen Leistungsfähigkeit von Artur Shadwell. Deutsch von F. Leo. (Berlin, Carl Heymann.)

Digitized by Google

zivilisierteren Gemeinden ist die Höhe der Gebäude im öffentlichen Interesse festgesetzt. In Berlin ist dies am deutlichsten zum Ausdruck gekommen. Überall dieselben hohen schweren Häuser, dieselben schönen Läden, dieselbe elektrische Beleuchtung, dieselben elektrischen Straßenbahnen. Das ist nicht hübsch oder malerisch oder reizend oder interessant, aber es ist im höchsten Grade modern, zivilisiert, deutsch." Für manche Berliner Bauwerke freilich, so den neuen Dom, hat Shadwell nur die Bezeichnung: „überwältigende Häßlichkeit". Das Urteil über Deutschland wird um so begreiflicher, wenn man Shadwells Schilderungen amerikanischer Städte liest: „Schlecht verlegte Eisenbahnschienen, wacklige Telegraphenstangen und losehängende Drähte, eingesunkene Dämme und verfaulte Brückenpfähle, verschmutzte und verbogene Briefkästen, zerbrochene Zäune, ungefegte, ungepflasterte, oft tiefzerlöcherte Straßen, abgenutzte Wagen mit klappernden Rädern, die zu schwach zum Gebrauch sind, Geschirr, das mit Bindfaden zusammengebunden ist, untaugliche Messer und Gabeln und hundert ähnliches, liederliche Pfuscharbeit überall. Es scheint keine Liebe, es scheint eher Verachtung zu bestehen für solide Arbeitsweise und sorgfältige Ausführung. Dies gibt auch eine Erklärung für die große Zahl der tödlichen Eisenbahnunfälle. Man sieht, wie Maschinen sich zu schanden arbeiten, ruiniert werden und das Material ruinieren. Die deutsche Methode vorzugehen ist: Schritt für Schritt, mit Sorgfalt und Überlegung (langsam aber sicher). Die Engländer haben weder die systematische, wissenschaftliche Arbeitsmethode der Deutschen noch die kühne, drauflos fahrende Art der Amerikaner, aber sie arbeiten bedeutend schneller, als die ersten und sehr viel sorgfältiger als die letzteren. Die Deutschen tummeln sich nicht so wie die Amerikaner; sie zerbrechen sich über den »Rekord« nicht den Kopf, weder beim Golfspiel noch im Geschäft. Sie arbeiten sich mit gleichmäßiger und hartnäckiger Ausdauer von einem Punkt zum andern weiter, zum Teil, weil sie durch die Gewalt der Umstände gezwungen dazu sind und zum Teil aus Pflichtbewußtsein, das bei ihnen noch sehr stark ist." Dabei übersieht Shadwell keineswegs die Mängel des deutschen Städtewesens, Wohnungsnot ist für ihn das Hauptübel, wie Ordnung der Hauptvorzug. Die Wohnungsverhältnisse scheinen ihm „die schlimmste Seite des deutschen Industrielebens". Hingegen meint er, daß immerhin „abgesehen von der Überfüllung, ungesunde Wohnungsverhältnisse in Deutschland seltener sind als in England". In England stehe zwar die öffentliche Gesundheitspflege höher, „aber die Gewohnheiten eines beträchtlichen Teils des Volkes erzeugen innerhalb der Haushaltungen Verhältnisse, welche ständig den Bemühungen der Gesundheitsbehörde entgegenarbeiten. Deutschland ist in dieser Hinsicht gar nicht zu vergleichen. So arm und überfüllt ein deutsches Heim sein mag, trägt es doch selten jenen Stempel von Schmutz und Elend, der in London, Manchester, Liverpool und ähnlichen Städten das Gewöhnliche ist, oder hat jenen schrecklichen, üblen Geruch nach ungewaschenen Menschen und angesammeltem Schmutz, der hier so viel häufiger und anderswo so selten anzutreffen ist, daß man ihn den nationalen, englischen Geruch nennen kann. Verfallenheit ist, ebenso wie Schmutz, in Deutschland weniger häufig. Fenster, die mit Lumpen verstopft oder mit Papier verklebt

Digitized by Google

sind, sieht man nie, verfaulte Fußboden und schadhafte Dächer nur sehr selten." Der verhältnismäßig gute Zustand der Wohnungen hängt nach Shadwell mit der größeren Häuslichkeit der Frauen zusammen, während in England „Trunksucht und Nachlässigkeit unter den Frauen häufiger ist, als irgendwo anders". Auch von der Kleidung der deutschen Arbeiter behauptet Shadwell, daß sie sich durch Sauberkeit auszeichne. Seiner Ansicht nach „ragen in England einzelne Individuen durch bessere Konstitution hervor, während in Deutschland das allgemeine Niveau höher ist". Auch sollen in Deutschland weniger verkrüppelte Menschen anzutreffen sein, „der Prozentsatz vernachlässigter Kinder ist in Deutschland viel kleiner — dort ist die Vernachlässigung die Ausnahme, in England die Regel." Auch hält der Verfasser sehr viel von der „militärischen Erziehung, die alle jungen Leute durchmachen müssen, sobald sie das 20. Jahr erreicht haben; die physischen Wirkungen dieser Zeit sind greifbarer und halten länger vor als die geistigen, diese Zeit stellt einen der wertvollsten erziehlichen Einflüsse dar, die Deutschland besitzt". Während die Arbeiterklasse Shadwells Anerkennung findet, ist er mit dem deutschen Mittelstand recht wenig zufrieden: „Die Volksgewohnheiten! Da liegt der wahre Grund, warum die deutschen Arbeiter bei niedrigeren Löhnen, längeren Arbeitszeiten und höheren Lebenskosten sich doch eine bessere Körperkonstitution bewahren. Und aus genau denselben Gründen liegt der Fall bei den höheren Klassen umgekehrt. Junge Leute und Mädchen des Mittelstandes führen ein gesunderes Leben in England als in Deutschland, sie machen mehr Bewegung, sind mehr in frischer Luft und Körperübungen mehr zugetan, und sie vertilgen nicht solche Unmengen Bier. Diese Gewohnheit ist, glaube ich, schuld an der außerordentlich großen Menge von ungesund dicken jungen Leuten unter den Deutschen des Mittelstandes." Shadwell wird nicht müde hervorzuheben, daß trotz der vielen Gewohnheitstrinker, besonders in Preußen, „im ganzen deutsche Arbeiter sehr viel weniger trinken als die englischen; die verheirateten können sich das nicht leisten und geben also den jüngern ein besseres Beispiel. In Sachsen ist die große Mehrzahl der Arbeiter entschieden anspruchslos und nüchtern, nach englischem Maßstab gemessen. Frauen gehn nicht ins Wirtshaus und trinken Schnaps auch nicht, wenn er ihnen angeboten wird; das gilt nicht für anständig. In England stellen die Arbeiter die Bierkonsumenten, in Deutschland tun das die Mittelklassen; ich meine natürlich nicht ausschließlich, sondern größtenteils. Die Sitte, stundenlang im Bierlokal zu sitzen, die im deutschen Mittelstand vorherrscht, an der selbst die Frauen und oft sogar die Kinder der Familie teilnehmen, ist in den entsprechenden Gesellschaftsklassen in England unbekannt."

Die Arbeiter sollen in Deutschland mehr Ernstes lesen, als in England oder Amerika, und mehr Bücher besitzen. Der Einfluß der Zeitungen auf das Geistesleben scheint in Amerika am wenigsten günstig zu sein. Die Zeitungen sind nach Shadwell in Deutschland mehr der Regierungskontrolle und den Regierungseinflüssen ausgesetzt, in England und Amerika mehr politischen Parteien und Handelsinteressen. Er glaubt, daß die englischen Zeitungen an die erste Stelle gehören. Der Unterricht ist

Digitized by Google

in Shadwells Augen heute noch in Deutschland am besten eingerichtet, vor allem sei das Lehrpersonal weit besser, als in England und Amerika. Shadwell hebt hervor, daß die Klassenunterschiede eben erst angefangen haben, sich zu verwischen, und daß „der Kastengeist noch existiert und der Unterricht davon beeinflußt wird". Ebenso wie die militärische Erziehung, bewertet er die religiöse überaus hoch. Darauf müsse man das deutsche Pflichtgefühl und Verantwortlichkeitsbewußtsein, die Achtung vor dem Gesetz, die stetige Ausdauer, die Selbstbeherrschung und die Bewahrung eines höheren Ideals zurückführen, auch „die auffallende Abwesenheit der Korruption im öffentlichen Leben".

Das persönliche Verhalten von Mensch zu Mensch scheint Shadwell in Amerika am besten gefallen zu haben, wo sich der einzelne auf sein eigenes Urteil zu verlassen gewöhnt hat, während „Deutschland ein formelles Land ist und Formalitäten beobachtet werden müssen. Dies geht vom Hof aus, glaube ich. Je höher auf der sozialen Leiter, um so mehr Förmlichkeit. In Regierungskreisen wird dies geradezu fürchterlich. Hier sind Empfehlungen unumgänglich notwendig, — auch sonst sind sie anzuraten." Dagegen klagt er in England über weitgehendes Mißtrauen. In Deutschland ist die Sozialdemokratie Gegenstand eines ähnlichen Mißtrauens und der Furcht. „Der Geist des Mißtrauens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist in England im Abnehmen, in Amerika und Deutschland im Zunehmen begriffen."

Die Neigung der Deutschen, das Wesen der Dinge klarer zu erfassen und zu respektieren als die Amerikaner und Engländer, weise auf „nationale Unterschiede hin, die sich in etwas ausdrücken, was auf die industriellen Verhältnisse direkt und fühlbar einwirkt, nämlich in der Befolgung der Gesetze. In Deutschland sind die Gesetze gemacht, um gehalten zu werden, deshalb werden sie sehr sorgfältig ausgearbeitet. In England sind sie weniger gut durchdacht und werden deshalb auch weniger eingehalten, aber offenbarer Betrug findet doch keine öffentliche Duldung. In den Vereinigten Staaten ist die allgemeine Verachtung der Gesetze erstaunlich. Ich halte dies für den springenden Punkt der amerikanischen Zivilisation." Deutschland zeichnet sich auch durch das Fehlen der Korruption im Gemeindeleben aus, die in Amerika eine so große Rolle spiele. „Die städtischen Verwaltungen sind im allgemeinen makellos, sowohl was die Persönlichkeiten als was ihre Politik betrifft. Man ist weniger abhängig von den Gemeindewahlen, und die Angelegenheiten werden nur mit Rücksicht auf das Allgemeinwohl geleitet. In England wird manchmal das Allgemeinwohl hintangesetzt zugunsten der Kreise, die Einfluß auf die Wähler haben. Es gibt eine Form der Korruption in Amerika, die gewerbliche Fragen direkt berührt, das ist die Bestechung der Gewerbeinspektoren. Hiervon findet sich in England und Deutschland keine Spur."

So günstig Shadwell von Deutschland im ganzen und über Berlin als Stadt spricht, so wenig Gutes weiß er über Berliner Wesen zu sagen. Es vertrete von den „jüngsten nationalen Entwicklungstendenzen die schlimmsten. Die Deutschen finden viel Geschmack an den gröberen Vergnügungen der Sinne, und es gibt keine ausschweifendere Stadt als Berlin, wie es geworden ist, keine, in der laster-

Digitized by Google

haftes Denken und Treiben mehr in Blüte steht. Was in Berlin an ordinären und unsittlichen Witzblättern erscheint, spottet jeder Konkurrenz."

Ehe wir die Anschauungen und Beobachtungen dieses überaus ehrlichen Schriftstellers verlassen, der, mag er in einzelnem irren, im großen und ganzen erheblichen Scharfblick an den Tag legt, wollen wir mit seinen eigenen Worten das Ergebnis seiner langjährigen Studien über Deutschland hierhersetzen: „Die industrielle Entwicklung Deutschlands wurde in harter Arbeit erreicht, aber die Stelle der unternehmungslustigen Kühnheit und Neuerungssucht Amerikas vertritt stetige und aufmerksame Anstrengung. Die Verhältnisse des Landes haben, nicht weniger als der Nationalcharakter, diesen Unterschied gezeitigt. Aber es gibt noch einen andern, nicht weniger auffälligen, den jeder in diesem Buch besprochene Gegenstand bezeugt. Die industrielle Bevölkerung blieb nicht sich selbst überlassen, um ihren Weg zu finden, sie ist bei jedem Schritt geleitet und unterstützt worden. Alle Teile der Gesamtheit, vom Thron zum Arbeitshaus, haben etwas dazu beigetragen. Das „laisser faire" oder das Manchestertum, wie man in Deutschland sagt, ist tot, Ordnung und Organisation sind an ihre Stelle getreten und mit unendlicher Mühe von der Gesetzgebung, der Regierung, den städtischen Behörden und Privatpersonen durchgeführt worden. Das zeigt sich nicht nur in dem wissenschaftlich ausgearbeiteten Zolltarif, sondern auch in der sorgfältigen und verständigen Gewerbeordnung, dem staatlichen Versicherungssystem, der Organisation von Verkehr und Transport mittels Eisenbahnen und Kanälen, der Unterstützung der Handelsflotte, den Unterrichtseinrichtungen, der städtischen Verwaltung, dem Armenwesen. So ist das Gebäude errichtet worden, fest, sicher und nach allen Seiten verschanzt. Es ist eine wunderbare Leistung, bei welcher jedes dieser Momente eine Rolle gespielt hat, und der Geist, der dieses ermöglicht hat, ist der Geist der Pflichterfüllung und Arbeit. Hier ist auch die Erklärung der beiden auffallenden Tatsachen, daß ein verhältnismäßig armes Land, das unter bedeutenden natürlichen Nachteilen zu leiden hat, sich in die vorderste Reihe industrieller Produktivität gebracht hat, und daß seine ärmeren Klassen, obgleich sie weniger durch die Verhältnisse begünstigt sind, doch ein höheres Niveau des Wohlstandes und ein viel höheres Vitalitätsniveau besitzen als ihre reicheren Rivalen. Und hierzu kann man noch ein drittes zählen: die Fähigkeit, sich mit außerordentlicher Schnelligkeit von einer Depression, die durch Schwankungen des Marktes hervorgerufen wurde, zu erholen. Deutschland zwingt zur Bewunderung." Karl Wilhelm

Die „Freie Lehrervereinigung"

Bildung und Schule

zu Berlin ersucht mich um Aufnahme einer Entgegnung gegen meine Bemerkungen über ihre Schrift „Das Elend der Hamburger Jugendschriftenkritik". Sie schreibt:

1. „Die Broschüre der »Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege«, welche sich auf Grund unanfechtbarer Tatsachen mit der einseitigen Kritik und der Interessenpolitik des Hamburger Prüfungsausschusses beschäftigt, wird vom Kunstwart auf Grund nicht ausreichender Kenntnis der Lage in der 2. Julinummer angegriffen."

Antwort: Die „nicht ausreichende Kenntnis" des Kunstwarts stützte

Digitized by Google

sich auf dieselben „unanfechtbaren“ Tatsachen wie die Kenntnis der „Freien Lehrervereinigung“ zu Berlin. Aber ich zog aus denselben Tatsachen den andern Schluß: daß die Beschuldigungen der „Freien Lehrervereinigung“ hinsichtlich der „Interessenpolitik“ der Hamburger irreführten.

2. „Die »Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege« — einen Verlag derselben gibt es nicht, sondern nur die genannte selbstverlegte Broschüre, die vollständig kosten- und portofrei abgegeben wird — ist aus der reiflichen Überlegung ernster und unabhängiger Männer hervorgegangen, welche die Hamburger Politik jahrelang beobachtet haben und deshalb den eigenen Weg wählten.

Praktische Erfahrung, Materialkenntnis, Übung im Vergleichen stehen den Mitgliedern der »Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege« in demselben Maße zu Gebote wie den Mitgliedern des Hamburger Prüfungsausschusses unter ihrem 28jährigen 1. Vorsitzenden.“

Antwort: Wenn die Broschüre gegen die Hamburger „vollständig kosten- und portofrei abgegeben wird“, also rein agitationsmäßig, um die Wirkung der Hamburger lahmzulegen, so haben alle diejenigen um so mehr die Pflicht, gegen etwaige Irreführungen einzuschreiten, die jenes Wirken der Hamburger für sehr nützlich halten, also zum Beispiel ich.

Die Leistungen der Herren hier und der Herren dort abzuwägen, ist Sache der Unbeteiligten. Hübsch ist der Hinweis darauf, daß der 1. Vorsitzende der Hamburger Prüfungsausschüsse erst 28 Jahre alt sei. Da die Arbeit dieser Prüfungsausschüsse ungefähr 20 Jahre alt ist, hätte der Herr allerdings schon mit acht Jahren seine segensreiche kritische Tätigkeit begonnen, wenn die Erfolge der Hamburger Lehrerkritik vorzugsweise die seinigen wären. Leider ist aber der Scherz auch wieder irreführend. Denn nicht jeder Leser wird sich sofort überlegen, daß die Arbeit der Hamburger bald ein Vierteljahrhundert alt ist, und daß sehr viele der Männer, die damals rateten und tateten, dem Hamburger Ausschuß auch heute noch helfen.

3. „Die »Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege« stimmt dem Kunstwart bei, wenn er den Hamburgern zugibt, daß sie die von ihnen herausgegebenen Schriften aus Geschäftsinteresse mehr empfehlen dürfen als die anderer. Nur wird man diesen Umstand bei der Würdigung ihrer kritischen Tätigkeit mit in Rechnung stellen müssen.“

Antwort: Halt, meine Herren von der „Lehrervereinigung“, jetzt sind Sie bei einer irreführenden Unterstellung ertappt! Dem Kunstwart hat nichts ferner gelegen, als „zuzugeben“, daß die Hamburger die von ihnen herausgegebenen Schriften „aus Geschäftsinteresse“ mehr empfehlen dürften als andre. Ich habe vielmehr, wie der dritte Absatz meines kleinen Aufsatzes beweist, das Gegenteil ausgeführt: die Hamburger waren nicht aus geschäftlichen, das hieße hier: unsachlichen, sondern aus sachlichen Gründen, zu dem, was sie taten, berechtigt.

Wenn die Berliner der Ansicht sind, daß man als Kritiker selbst herausgegebene Schriften aus Geschäftsinteresse mehr empfehlen dürfe, als andre, so charakterisieren sie sich dadurch so, daß weitere Erörterungen überflüssig sind. Man wird eben, um ihre eigenen Worte zu brauchen, „diesen Umstand bei der Würdigung ihrer kriti-

Digitized by Google

schen Tätigkeit mit in Rechnung stellen müssen". Auch bei ihrer Schrift „Das Elend der Hamburger Jugendschriftenkritik".

Was uns die Herren sonst noch schreiben, wiederholt die Angriffe ihrer Broschüre gegen die Hamburger und beleuchtet ihre eigenen Verdienste, wie sie ihnen erscheinen. Was ich zum ersten Punkte denke, habe ich gesagt, über den zweiten zu reden, ist heute kein Anlaß, denn zur Besprechung stand nichts als die Angriffe der Berliner gegen die Hamburger. A

Nochmals: Die Unterhaltungsliteratur und das Volk

Paul Ernst hat in einem der letzten Kunstwartheste die moderne Volksbildungsbewegung einer recht kühlen und doch in manchem Punkt nicht unberechtigten Kritik unterzogen. Er fand, daß man die Gefahren der Schundliteratur überschätze, dagegen „einen andern Feind geistiger Entwicklung viel zu wenig in seiner Gefährlichkeit erkenne", nämlich die übliche Unterhaltungsliteratur. Die arbeitenden Schichten des Volkes, so sagt er unter anderm, lasen früher die Bibel und vielleicht das eine oder das andere Volksbuch. Das bedeutete Erziehung zur Sittlichkeit und zur Religion. Die Volkslesehallen und Volksbüchereien würden häufig in kritikloser Weise verwaltet, die Leser zum gedankenlosen Schmökern veranlaßt und erzogen. „In den jährlichen Statistiken wird dann mit der Zahl der ausgeliehenen Bücher geprahlt und diese Verdummung und Veralberung des Volkes als Fortschritt der Bildung hingestellt. Des Übels Kern ist das viele Lesen, das Volk muß aus seiner geistigen Vereinsamung zu den großen Dichtern hingeführt werden."

Gewiß wurden noch vor kaum zwei Jahrzehnten Volksbüchereien häufig nach dem Prinzip „billig und schlecht" eingerichtet, ausgemusterte, wertlose Schmöker waren gerade gut genug, um an sie abgegeben zu werden usw. Das hat sich aber doch ganz bedeutend geändert. Heute ist die Organisation von Volksbüchereien und Lesehallen fast eine Wissenschaft geworden. Die Leiter großer Volksbüchereien sprechen sich fast alle gegen das Vielleſen aus, und trachten danach, daß eine sorgfältige, der Individualität des Lesers entsprechende Bücherauswahl nach Möglichkeit durchgeführt werde. Ich verweise als auf Beispiele auf die Organisation der Wiener Zentralbibliothek, der Fachgruppenbibliotheken des Wiener Volksheims, der Bücherei und Lesehalle der Farbenfabriken vormals E. Bauer & Co., der Kruppschen Bibliotheken, der Volksbücherei Dresden-Plauen. Dazu kommt noch, daß die Benutzung der Volksbüchereien in vielen Volksbildungszentren (zum Beispiel in Wien) häufig in Beziehung zu volkstümlichen Kursen und Vorträgen steht. Man kann ruhig sagen, die Tendenz der modernen Volksbücherei ist doppelt: erstklassige Bücher zu führen, und dem Leser bei der Auswahl der Bücher an die Hand zu gehen. Zweifellos gibt es noch immer Büchereien, für die die Vorwürfe Paul Ernsts berechtigt sind, aber dann tragen örtliche Faktoren, trägt gewöhnlich der Geldmangel die Schuld, nicht aber tun das die Grundsätze der Volksbildungsbewegung.

Nun eine andre Frage: Hat die Volksbildungsbewegung irgend etwas dazu getan, die sittlich-reli-

Digitized by Google

giöse Kultur unsres Volkes zu vermindern? Oder aber: liegt es im Möglichkeitsbereich einer Volksbücherei, Bücher zu verbreiten, welche eine sittlich-religiöse Kultur fördern? Ich glaube beides nicht. Sie kann mit Absicht Bildung verbreiten, jede nach irgendeine Seite gerichtete Tendenz jedoch wird erfahrungsgemäß rasch gerade von den besten Elementen abgewiesen.

Das „arbeitende Volk" von ehedem entspricht dem kleinen Mittelstande von heute. Der steht, so scheint es, eine Stufe tiefer als der kleine Mittelstand von ehedem, wesentlich deshalb, weil dem kleinen Handwerker Handwerksstolz, Berufsehre und Schaffensfreude sehr oft verloren gegangen sind. Es braucht nicht weiter erörtert zu werden, daß die Hauptschuld an diesem Verlust die Massenerzeugung der Fabriken trägt. Da kann geholfen werden, wenn das Handwerk wieder höher steht, wenn es „Qualitätsarbeit" liefern darf — und die Anfänge dazu sind gemacht.

Das eigentliche „arbeitende Volk" von heute aber, das Proletariat, das heimatlos und überlieferunglos, ohne Jugendfreude und meist ohne wesentliche Berufskenntnisse heranwächst, das hat auch keine Anknüpfungspunkte mehr zur Beschaulichkeit der Bibellektüre und zu dem sich immer wiederholenden Lesen der Heiligenlegenden und alten Volksbücher sonst. Der Arbeiter von heute, und gar einer, der etwa in einer Galanteriewarenfabrik fünftausendmal am Tage dieselbe stereotype Handbewegung ausführt, um den Bruchteil irgendeiner Unnötigkeit herzustellen, lebt unter der ständigen Gefahr, intellektuell zu verkümmern. Zu Zeiten der Urgroßväter war das anders, weil er auf ganz andere Weise schaffend mit dem Leben zusammenhing, die sittlich-religiöse Weltanschauung verlangt mehr, um Halt zu gewinnen, als einen mehr oder weniger sicheren Arbeitsplatz bei nur mechanischer Tätigkeit in der Fabrik. Ich möchte geradezu sagen: für das Geistesleben dieser Menschen war die Sozialdemokratie mit ihren Zukunftshoffnungen und war die Volksbildungsbewegung mit ihrer Gegenwartsarbeit erlösend und notwendig. Da kommt nun — in bezug auf die Volksbildung — gar nicht in Betracht, daß nicht jeder Leser, und jeder von Beginn an, günstig beeinflußt werden kann. Ein bißchen Lebensfreude wird jedem geboten — und das bedeutet gar nicht so wenig.

Die Weltanschauung auf sittlich-religiöser Grundlage ist diesen Elementen, wie übrigens uns andern auch, viel früher verloren gegangen, und nicht durch Aufklärung und Volksbildung (was ja auch Paul Ernst gar nicht meint), sondern durch ganz andre Faktoren. Zudem: Wir andern, die wir unsre Bildung nicht aus volkstümlichen Büchern und Volksbüchereien geschöpft haben, lesen ja auch die Bibel nur noch, wenn wir positive Christen sind, zu unsrer Erbauung und aus religiösem Bedürfnis, im andern Fall lesen wir sie kritisch gegen ihren Inhalt, aus Freude an ihrer Schönheit. Wir lesen ja auch Volksbücher, Sagen und Legenden nicht mehr naiven Gemüts, sondern mit literarischem und ästhetischem Interesse.

Gewiß bin auch ich der festen Meinung, daß die Volksbildungsbewegung noch immer viel zu wenig leistet. Aber nicht, weil sie hier und da ein bißchen Viel-

Digitized by Google

leserei bewirkt, sondern weil es eine ganze große Menge Menschen gibt, die von ihr gänzlich unberührt bleiben. Das sind jene allerärmsten und ganz deklassierten, die ohne geregelte Beschäftigung sind, die ihr Leben lang von der Hand in den Mund leben, deren Kinder gänzlich ohne Moralanschauungen aufwachsen, die nur wissen, daß freiwillig erhaltene Geschenke bequemer erreicht sind als erbettelte, und die durch Betteln erlangten für besser halten als erarbeitete. Dieser Elemente sich zu bemächtigen, haben die Volksbildungsorganisationen, geringe Versuche (zum Beispiel in Hamburg) ausgenommen, bis jetzt versäumt. Für diese Menschen bestehen aber, soweit sie lesen können, die Gefahren der Schundliteratur in erster Linie; unter anderm lehren dies die Gerichtsverhandlungen. In zweiter Linie sind es die Schüler, die wohl weit leichter geschädigt werden, als Paul Ernst anzunehmen scheint. Das beweisen die Erfahrungen der Lehrer.* Die Lebenserfahrungen einerseits der „Lumpenproletarier", anderseits der Schüler genügen nicht, um die verlogenen Darstellungen der Schundliteratur mit den Tatsachen des Lebens vergleichen zu können. Aber ach: beide werden für Bibel und Legende, aber auch für die Klassiker zunächst schwer zu haben sein. Um die Schüler soll sich die Schule kümmern. Die Kinder des vierten Standes kann die Schule an sich nicht zu Kulturmenschen erheben. Für diese brauchen wir noch mehr Volksbildungsarbeit und Volksbildungsarbeit mit noch größerer Intensität. Emma Lampa

* Vergl. A. Laßmann, Schundliteratur und Jugend. Zentralblatt für Volksbildungswesen XI, 5, 6.

Wie viele Stadtkinder haben heute ein Vaterhaus?

Der Fürther Volksschullehrer Weiskopf stellt folgende Statistik nach Beobachtungen an seiner Schule auf:

Schulklasse	Im Geburtshaus wohnen	Seit Schulbeginn im gleichen Haus wohnen	Gesamtschülerzahl der betreffenden Klasse
VI	4	14	58
VIIa	1	8	49
VIIb	0	7	51
VIIIa	2	6	47
VIIIb	3	6	46
insges.	10	41	251

Von 60 Schülern waren in vierjähriger Schulzeit nur 15 nicht umgezogen. Die übrigen 45 hatten 1—12 mal die Wohnung gewechselt. Die schwächsten Schüler entstammen den am meisten umherziehenden Familien; damit freilich den Familien, die einer niedrigeren sozialen Schicht angehören. Die Wegzüge aus der Stadt und die viel häufigeren Umzüge innerhalb desselben Gemeinwesens sind dabei nicht auseinandergehalten. Man darf aus so wenigen Zahlen natürlich nicht ohne weiteres verallgemeinern, dennoch reden die Weiskopfschen wohl recht deutlich von dem engen Zusammenhang zwischen den Schulnöten und den sozialen Zuständen. Selbst die gründlichste Schulreform wird keinen genügend festen Boden unter den Füßen gewinnen können, wenn nicht eine Besserung der Verhältnisse, in denen die Eltern leben, zugleich erzielt werden kann. (Näheres in den Sozialistischen Monatsheften XVII, 9.)

Digitized by Google

Unter uns

Die Boehle-Mappe des Kunstwarts

enthält als Einzelblätter Wiedergaben der folgenden Bilder und Radierungen: Junger Ritter; Pferde bei der Fütterung; Pflügender Bauer; Heimkehr; Holländische Landschaft; Mainschiffer im Boot; Der Markt; Einsiedler; Der heilige Georg; Ritter zu Pferd; St. Christophorus; Europa. Die Blätter sind auf weißen Karton im Formate 31×42,5 cm aufgeheftet. Der Text bringt weitere 28 große Wiedergaben nach Gemälden, Radierungen usw.

Die Mappe ist bereits im vorigen Jahre erschienen, wir wollten aber eine ruhige Zeit abwarten, um im Kunstwart so von Boehle sprechen zu können, wie er das unsrer Meinung nach verdient. Gesprochen haben wir ja freilich auch früher schon von ihm, und auch Werke von ihm schon gezeigt. Neuerdings ist auch eine kleine „Boehle-Gabe“ (bei Jos. Scholz in Mainz) erschienen, die einer allerersten Beschäftigung mit ihm förderlich sein mag. Große Photogravüren nach Werken Boeles sind bei Georg D. W. Callwey und im Verlage der Münchner Graphischen Gesellschaft Pick & Co. zu München herausgekommen.

Lebende Worte

Vom Altern

Halten wir die freundlichen, spielenden Musen fest, so lange sie noch bei uns bleiben wollen oder dürfen. Ich fühle es, sie bewahren unserm Geiste jene jugendliche Frische und Helligkeit, die das Alter anderen raubt, welche im Alltagsgeschäft auf ihrem Alltagsweg fortkeuchen, um Gelder und Ehren und Prunkereien zu sammeln, welche sie doch bald wieder verlassen müssen. Das Altern ist wahrhaftig ein Spätlenz, wie ihn zuweilen die landschaftliche Natur zeigt, wenn im Herbst Gesträuche und Pflanzen wieder frühlingshaft erblühen und mit ihren Blüten endlich vom Schnee begraben werden. Heinrich Zschokke

Unsre Bilder und Noten

Zu den Blättern nach Fritz Boehle, die diesem Hefte beigegeben sind, haben wir diesmal nichts zu sagen, weil alles Nötige in dem größeren Aufsatze dieses Heftes gesagt ist. Auch das, was sich auf die einzelnen Bilder bezieht, die hier wiedergegeben sind. Unsre Blätter sind Verkleinerungen nach der Boehle gewidmeten Kunstwart-Mappe. A

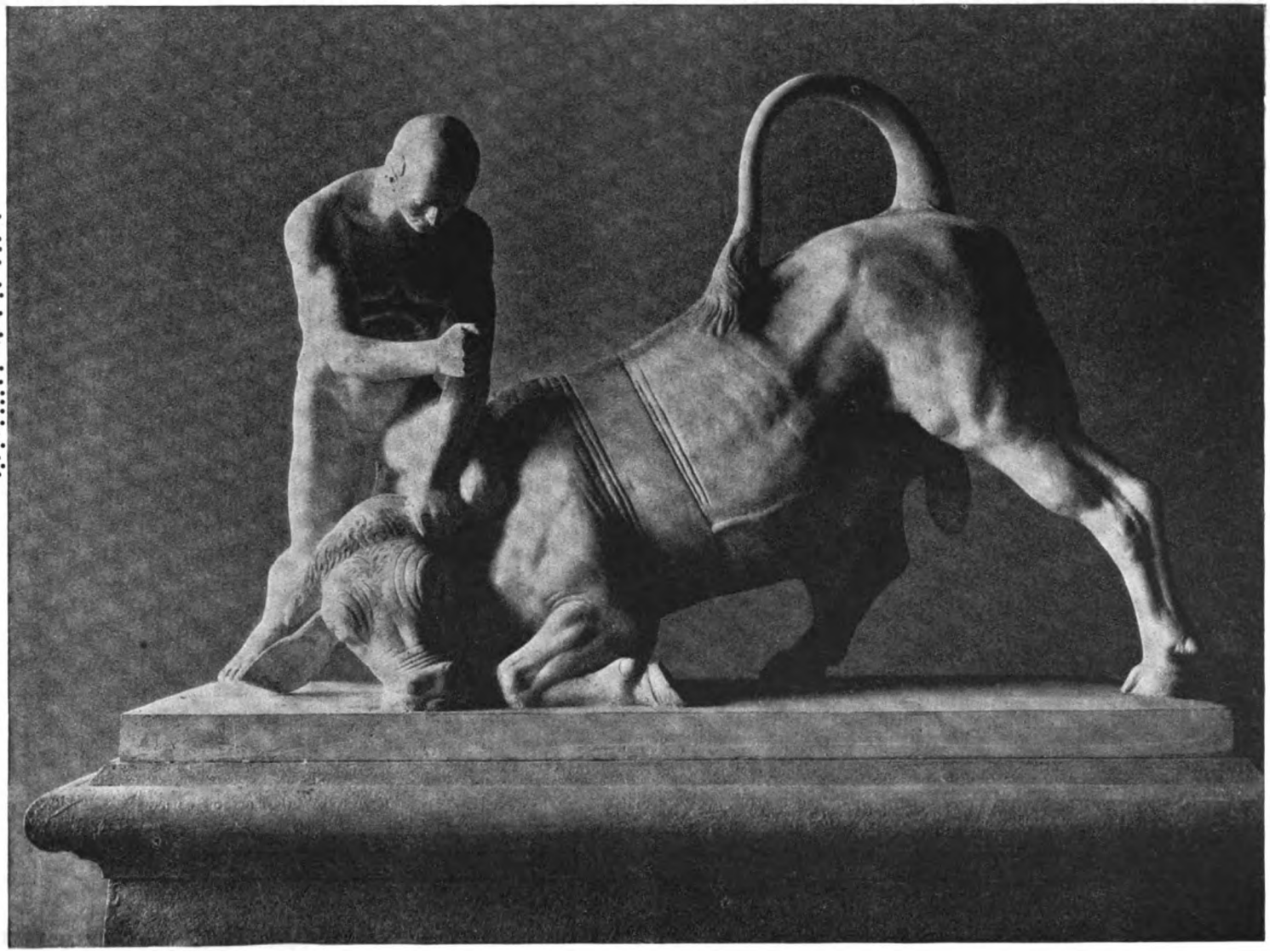
Die Notenbeilage bringt diesmal eine Aria Kaiser Josefs I. (Text unterlegt nach Joh. Christ. Günther) und ein von Rudolf Melzer bearbeitetes Scherzo Joh. Seb. Bachs. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



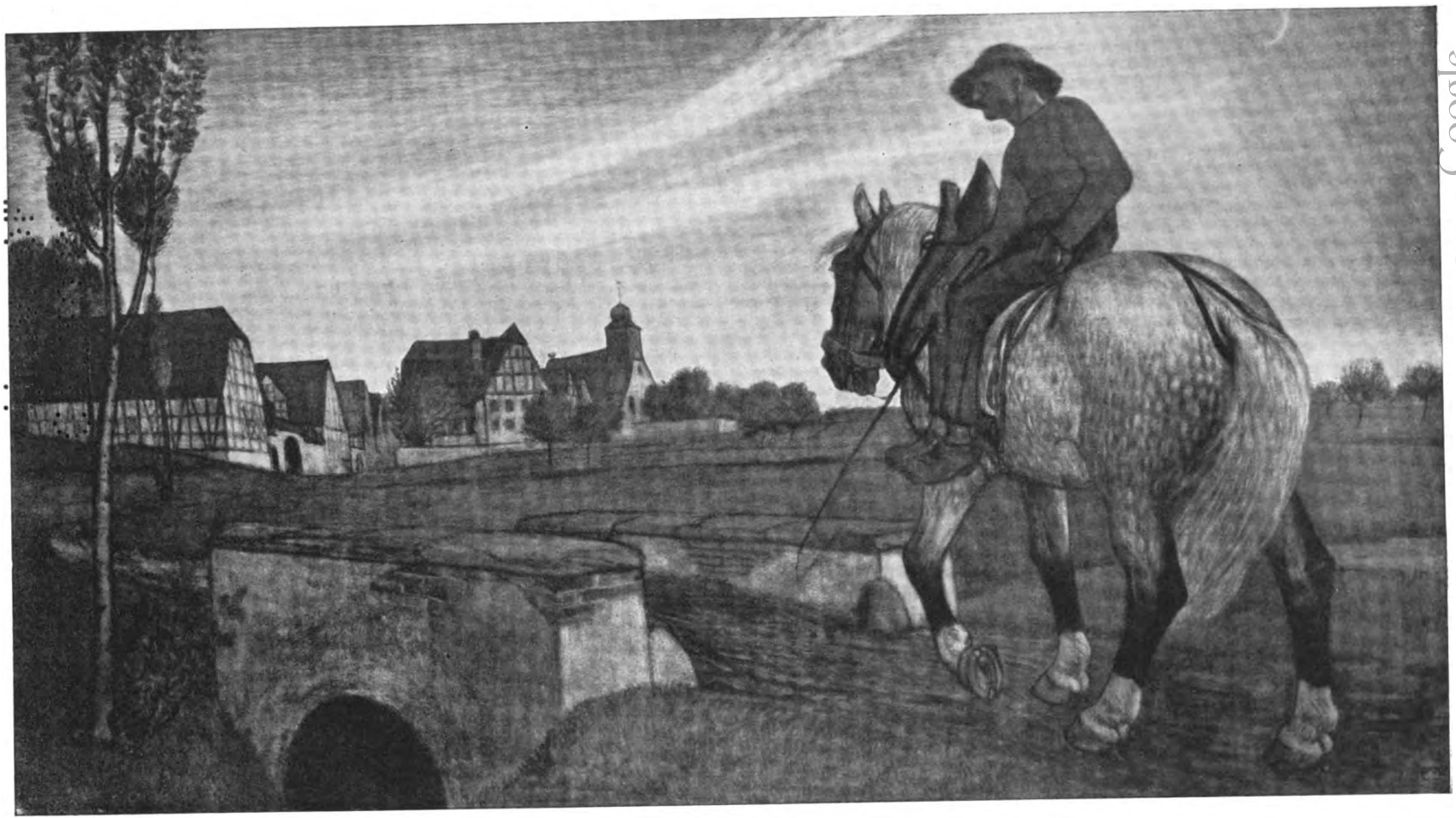
FRITZ BOEHLE

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

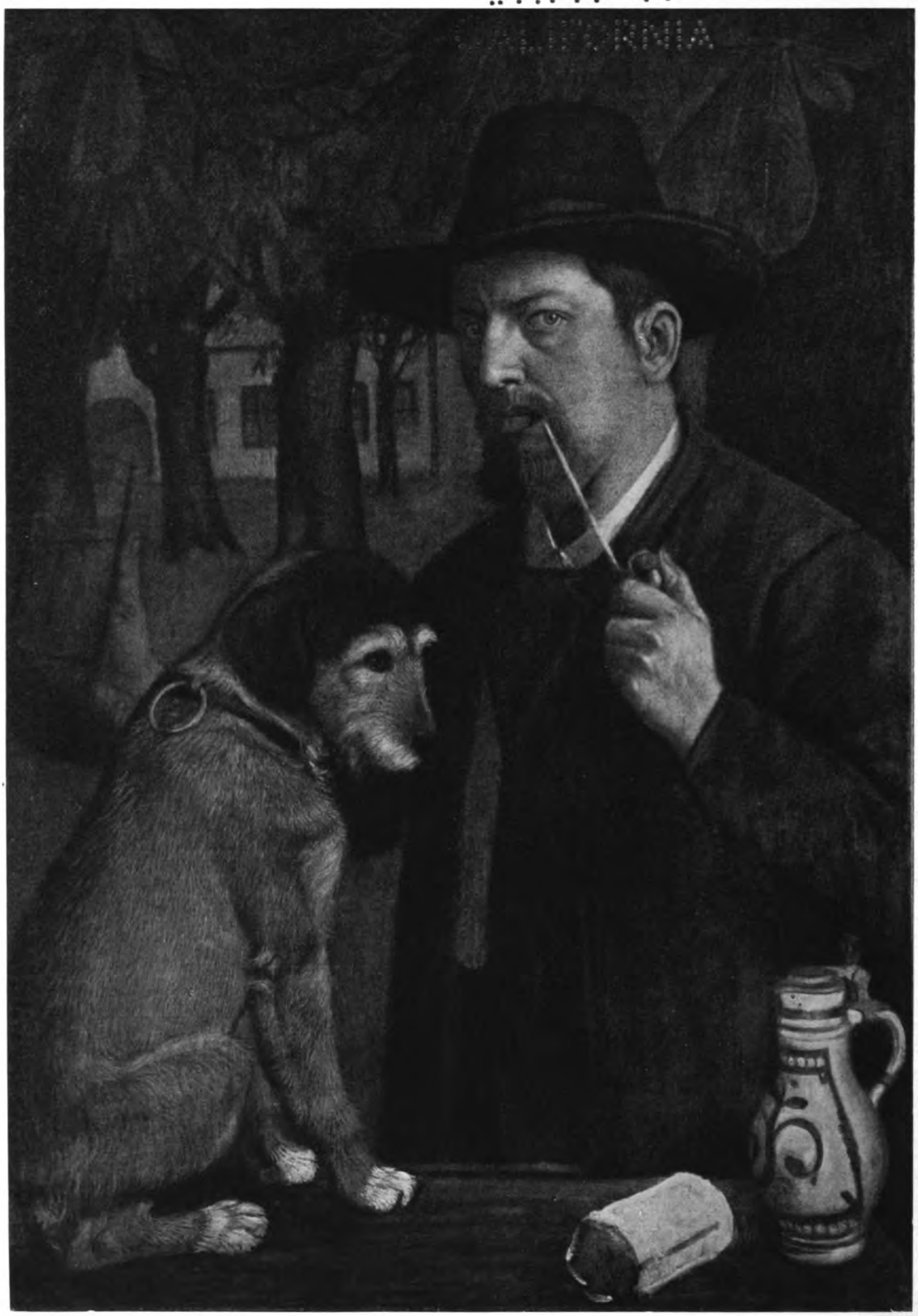
FRITZ BOEHLE

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF



AUS DEM KUNSTWART

FRITZ BOEHLE

F. Boehle

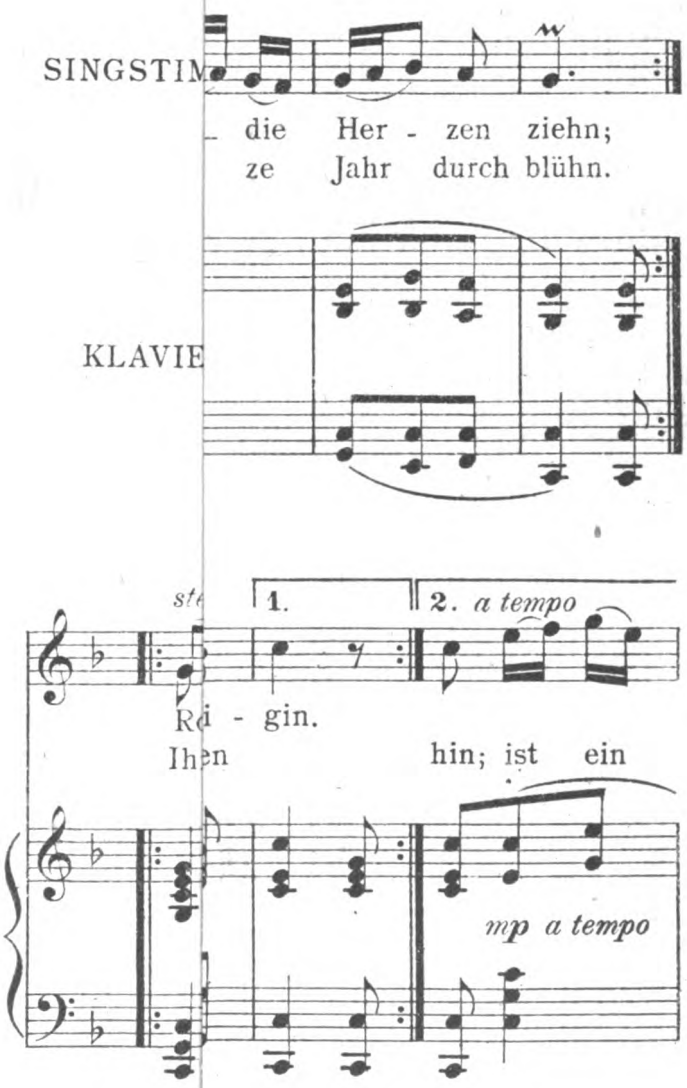
Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

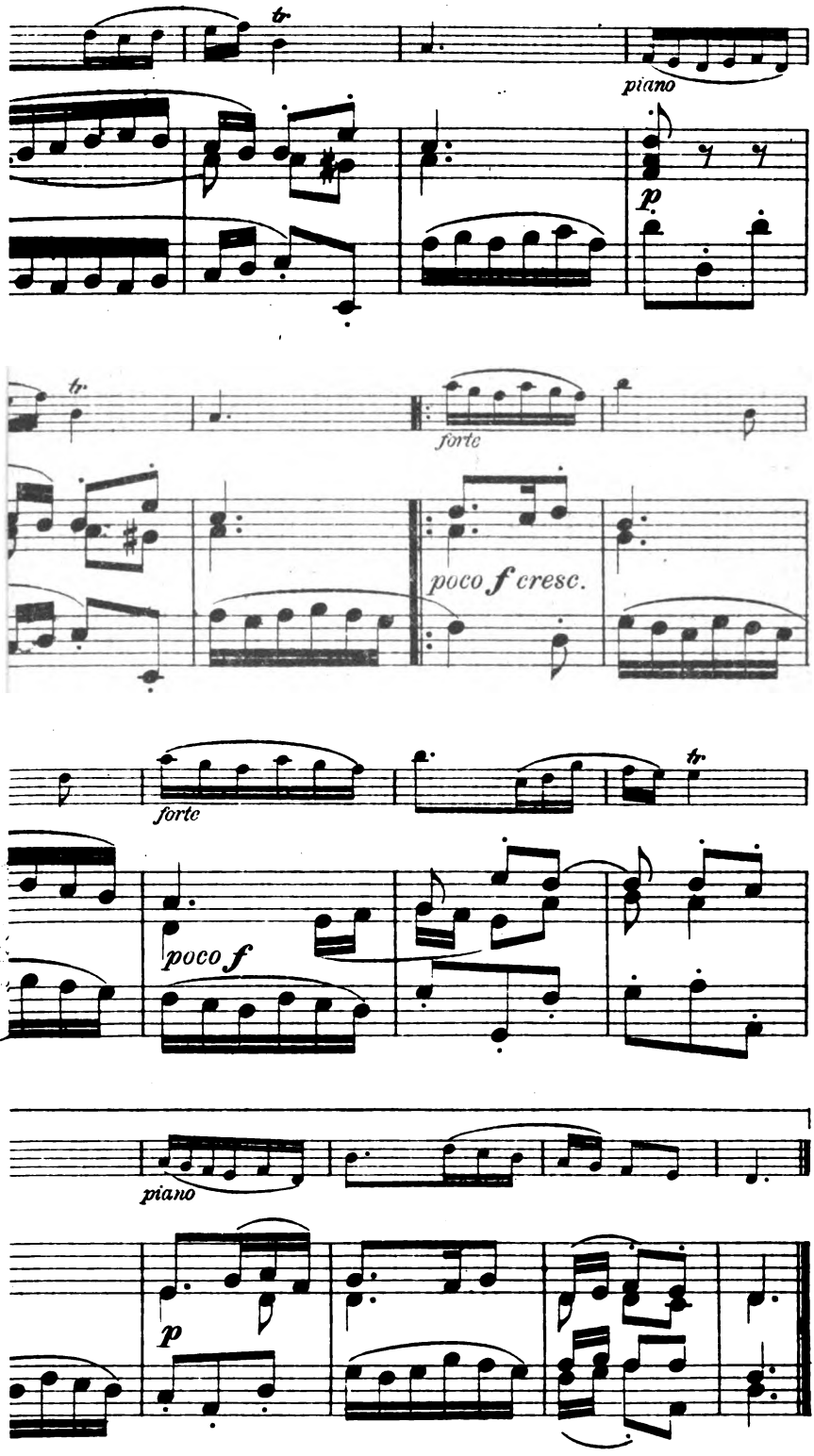
ARIA

(Text unterlegt nach Joh. Christ. Günther)



Digitized by Google

SCHERZO
aus der Invention D-dur
Bearbeitet von RUDOLF MELZER



Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ANSELM FEUERBACH

Digitized by Google

Von Kulturparlamenten und dergleichen

Unsre Väter waren schon fast gottergeben darein: Geld beherrscht die Welt. Realisten, wie sie zu sein glaubten. Nun mehren sich, die einsehen: es waren gar keine Realisten, die so dachten, es geht so nicht. Es sind zu viele Kräfte in der Welt, die nicht mitexerzieren, wenn das Geld kommandiert. Die abschwenken aus der Front und mit keinem Zwang und keiner goldenen Trompete wieder heranzuholen sind. Kräfte, die wirkliche Werte sind, weil sie wirken, Kräfte, mit denen deshalb gerade der Realist sich wieder gewöhnen muß, zu rechnen.

Einer der Weltregierer war das Geld von je, der Hauptregierer war es nicht jederzeit, einer der Mitregierer muß es wohl bleiben, der Hauptherr zu bleiben braucht es nicht. Und darf es nicht, weil die reine Geldherrschaft nicht nur der Volkswirtschaft mit geistigen Gütern, sondern jeder Volkswirtschaft zuwiderläuft, denn die geistigen Werte sind ja doch wieder die eigentlichen Schöpfer oder Heranholer auch der materiellen Werte. Ja: wir leben noch in der Zeit des Unsinns, der auch die geistigen Güter nach ihrem Tagesmarktwerte bezahlt. Ja: wir bezahlen die Wissenschaft, wir bezahlen die Kunst, wir bezahlen die Geistesarbeit jeder Art nach dem, was sie heute an Geldeswert gilt, und je nach dem, ob sie gerade für irgendwen Tagesmarktwert hat. Für welchen „irgendwen"? Für Interessenten oder Interessentengruppen, die sie bezahlen. Und also: Interessenten, die ihre Arbeit unfrei machen und nach ihren Wünschen wohl gar vom Ziele ablenken. Dreimal ja: es ist so. Oder wirken wir etwa mit allen Mitteln dahin, daß geistige Arbeit nicht die Werte mache, die heut schon marktgängig sind, sondern die, welche sich aus der Entwicklung des Heute als Vorbildungen des Morgen herausringen und deshalb, ob heute noch unbeachtet, doch wohl die sein werden, die vorwärts bringen? Man denke an unser Urheberrecht, das die Denker, Dichter und Künstler genau wie die Eier- und Butterhändler nach der Nachfrage auf dem Markt bezahlt und ganz im eigentlichen Sinne verrückt ist, nämlich in sich konsequent geordnet unter einer fixen Idee. Und an die verblüffte Verständnislosigkeit oben und unten im Reich, wenn der zwanzigste Teil von dem, was ein Panzerschiff kostet, als Grundlage einer Volkswirtschaft der nationalen Geisteskräfte verlangt wird. Wir pflegen den kranken Säugling und hegen den ermatteten Greis, aber mit den lebendigsten Schöpferkräften des Volkes wüsten wir, wenn sie nicht zufällig für irgendwen Geldwert haben. Denn immer wieder: der Markt von heute, heute, heute ist's, der auch den Geistesgütern die Preise bestimmt und die Geistesarbeiter in seinen Dienst zwingt. Die Zauberwurzel, die morgen vielleicht Quellen findet und Schlösser sprengt, mag heute wie eine Pferderübe bezahlt werden. Arbeitet ihr, die ihr ins Morgen seht, daß man pflege, daß man wenigstens erhalte, daß man zum allermindesten nicht töte das, dessen Werte dort liegen!

Gedanken wie diese sind unsern Lesern altvertraut. Ebenso ist es der

Digitized by Google

Ruf nach „Organisation des Publikums“, den ein kaum noch Gekannter, Adolf Voigt, an dieser Stelle vor nun zwanzig Jahren zum ersten Male erhoben hat.* Ebenso sind es unsre agitatorischen Bemühungen, wie die um einen „Urheberschatz“, und unsre praktischen Versuche. Aber wir standen ja nie allein und stehen das jedes Jahr weniger. Sätze, wie die eben gesprochenen und manche andre, die im Kunstwart Gesagtes abwandeln, ohne, scheint's, von ihm angeregt zu sein, finden unsre Leser jetzt wieder zu Dutzenden in Viktor Huebers Schrift „Die Organisierung der Intelligenz“,** die als eine Vorbereitung zum praktischen Versuche solcher Organisation im großen gedacht ist. Man hat ihr hundertfach zugestimmt. Es ist jetzt schon so weit, daß neben die Frage der den Willen erregenden Agitation in weiten Kreisen die Mahnung zur Zurückhaltung treten muß, damit sich die Kräfte nicht in Feuerwerk verpuffen, die Massen zu bewegen haben.

Aus dem Widerwillen an unsern politischen Zuständen, vor allem: aus dem Widerwillen an unserm Parlamentstreiben heraus hat vor einigen Monaten Wilhelm Schwaner an alle „Kulturbündler“ den Aufruf gerichtet, bei der nächsten Reichstags-Hauptwahl überall dort mit einem Stimmzettel für den Grafen Posadowsky zu demonstrieren, wo dadurch nicht die Wahl eines nationalen Kulturkandidaten gefährdet würde. Schwaner nannte an erster Stelle die „Kunstwartleute“ als solche, an die er sich wendete. Daß wir im Parlamente mehr und bedeutendere Vertreter der Kulturinteressen wünschen, und daß auch wir den Grafen Posadowsky für einen der berufensten zu solcher Arbeit halten, das braucht keiner Worte. Wenn aber Schwaner meint, eine Demonstration für ihn würde dem Ziel mittelbar nützen, weil sie Eindruck machen würde, so fürchte ich, irrt er da. Nicht deshalb, weil die Leute, die er zusammenruft, ein aus recht verschiedenfarbigen Stoffen buntes Bild ergäben. Aus wertvolleren und weniger wertvollen Gruppen setzen sich alle abstimmenden Körper zusammen, und wenn die von Schwaner aufgerufenen allesamt für Posadowsky einträten, so wäre der Gesamteindruck immerhin: soundso viel Leute sind also da, die keine reine Interessen- und Fraktionspolitik wollen. Aber sie träten *nicht* alle für ihn ein. Sehr viele würden sich sagen: heute gilt's, die Wahl dieses besonderen Politikers zu erreichen, der, mindestens, das kleinere Übel unter *den* beiden bedeutet, die überhaupt zur Wahl stehen — wenn du abseit demonstrierst, kommt also möglicherweise das größere Übel zur Macht. „Momentane“ Verluste muß man in Kauf nehmen? So denkt Schwaner, aber so denkt ganz sicherlich unter den heutigen Verhältnissen die große Mehrheit auch der „Kulturbündler“ *nicht*. Ob mit Recht oder Unrecht, kommt kaum in Betracht, Politik ist die Wissenschaft vom *Möglichen*, rechnen wir mit den *Tatsachen*. Das Ergebnis wäre, daß Posadowsky viel *weniger Stimmen* erhielte, als *Männer* zu ihm stehn. Und für die Regierungen und die Leute der Frak-

* „Organisation des Publikums“, Leiter im ersten Märzheft 1891, von Adolf Voigt. Vom Urheberschatz usw. finden die Leser manches aus dem Kunstwart zusammengestellt in der 65. Flugschrift des Dürerbundes.

** Im Verlage von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Digitized by Google

tionspolitik von heute: daß sie uns als eine lächerliche kleine Minderheit unpraktischer Idealisten auslachten und bei ihrem Tun künftig erst recht übersähen. Wir würden viel schwächer erscheinen, als wir sind. Da aber in solchen Dingen das Scheinen ungefähr so viel bedeutet, wie der Kredit für den Kaufmann: wir würden schwächer *werden*, als wir sind.

Aufgaben wie die unsrigen werden von immer mehreren, aber auf absehbare Zeit doch nur von Minderheiten verstanden. Deshalb gilt es zunächst, für sie möglichst viel Köpfe aus *den* Minderheiten zu gewinnen, welche in irgendeiner Weise auf die Mehrheiten einwirken, also Abgeordnete, Regierungsmänner, Preßführer oder sonst Leute von Einfluß. Das braucht Pflügen, Eggen, Säen, Unkrautjäten und noch manche Arbeit mehr, bis die Ernte schnittreif wird. Aber sprechen wir nicht in dem alten Bild! Auch die Revolution, die Bestand haben soll, muß das Ergebnis einer *Evolution* sein; die *Entwicklung* erst, die *allmähliche Umwandlung* sichert die Daseinsmöglichkeiten, macht die Organe für andre Lebensbedingungen tauglich. Die Umänderung der gegenwärtigen profitmäßigen Geschäftsverwaltung in eine unter höheren intellektuellen und sittlichen Oberbegriffen, in eine echte Kultur verspricht Dauer nur als Evolution. Erst wenn durch die uns Gewonnenen mehr und mehr Kreise des Volks von der Wichtigkeit auch der nicht materiellen Interessen überzeugt wären, erst dann hätte auch unmittelbarer Anruf zu neuer Parteibildung einen Sinn. Es fragt sich aber, ob er dann nicht schon überflüssig wäre, denn es scheint nach den Analogien der Vergangenheit wahrscheinlich, daß sich unterm Einfluß einer immer stärkeren Bewegung im Volk die Parteiprogramme selbst ändern, selbst kulturpolitisch entwickeln werden. Gegensätze der Ideale wird es immer geben, ebenso Gegensätze durchaus berechtigter materieller Interessen, schon deshalb werden die Parteien beim Streite als dem „Vater der Dinge“ bleiben. Die „Kulturbündler“ würden übel geworfen werden, die ohne Rücksicht auf materielle Interessen, sagen wir getrost: die ohne Rücksicht auf den Egoismus beim harten Aufeinanderstoß der Dinge zu siegen hofften. Das gilt es: die Menschen begreifen zu machen, mehr: sie innerlich erleben zu machen, daß auch jedes einzelne Ich *in seinem selbstischen Interesse* neben den Geldeswerten die idealen, die sozialen Werte pflegen muß, weil erst unter ihrer Herrschaft *auch jedes einzelne Ich für sich selber* das Höchstmögliche an Glück gewinnen kann. Es sei denn ein krankes, entartetes Ich.

Dabei hat's wenig Sinn, zu den bestehenden Vereinigungen irgendwelcher Art deshalb in scharfe Gegnerschaft zu treten, weil sie uns nur zum Teil gefallen oder etwa nur politische Gegner vereinigen. „Alles Seiende ist vernünftig“, hat das berühmte Wort nicht tatsächlich seinen großen Sinn? Deshalb braucht uns nicht etwa „alles Seiende“ unantastbar zu sein. Jeder Kräftige hat *Freude* am Kampf, im Geistesreich aber ist es dringende Forderung der Kultur, daß der öffentliche Kampf *versachlicht* werde. Deshalb scheint uns das Wichtigste die Gewöhnung der eigenen Gedanken daran und das rastlose Eintreten dafür: daß sich für gemeinsame Kulturziele Männer und Frauen verbünden müssen, und wenn sie politisch, konfessionell, gesell-

Digitized by Google

schaftlich erdendurchmesserweit voneinander stehn. Ein Gedanke, der in Ländern von älterer politischer Gewöhnung unter den Gebildeten längst allgemein ist, der aber bei uns noch immer für viele erstaunlich zu sein scheint. Mit Wörtern wie „vaterlandslose Gesellen“ und „innerer Feind“, wie „Junker“, „Pfaffen“ usw. mag man sich in den Niederungen noch weiter bewerfen, bei uns sollte man sie sich endlich abgewöhnen. Die Erleichterungen persönlicher Antipathie durchs Schimpfen sind ja kaum derer würdig, deren Augen zureichen, um bei *jeder* Partei auch berechtigte Gedanken und anständige Leute zu sehn, sie sind aber leider nicht nur dumm, sondern auch schmutzig und gefährlich kontagiös. Alles Ethische beiseite: sie sind im höchsten Grad unzweckmäßig. Es gibt *stets* eine Zahl von Kulturaufgaben, die Angehörige verschiedener Parteien gemeinsam billigen *können*. Angehörige von Parteien, die sich andern Kulturaufgaben gegenüber unbedingt befehden. Der Realpolitiker, der nicht an eine schnelle Umwandlung des ganzen Volkes glaubt, weiß, daß der Fortschritt nur mit *wechselnden* Mehrheiten kommt. Mit wem ich mich gelegentlich verbünden muß, den darf ich nicht bespucken: Werden die Erfolge besser sein, wenn wir von Fall zu Fall die Verbündeten oder Verfeindeten als intellektuell oder moralisch Minderwertige behandeln? „Aber das sind doch banale Wahrheiten!“ Weiß Gott, es wird mir sauer, immer wieder von ihnen zu reden. Aber das Lesen jeder Zeitung lehrt an jedem Tag, wie weit wir noch alle davon entfernt sind, diese Selbstverständlichkeiten zu betätigen; beim Konservativen, dem Sozialdemokraten, dem Liberalen, dem Zentrumsmanne, gleichviel: der Gegner denkt niemals bloß „anders“, er denkt immer auch „schlechter“. Und da jeder die übeln Seiten beim Gegner für eine Rechtfertigung seiner eignen hält und sich zum Gegenschimpfen befugt glaubt, weil jener schimpft, so wachsen wir aus diesen Kinderschuhen besonders langsam heraus.

Die Verbündung für gemeinschaftliche Ziele bezeichnet das hauptsächlichste *Wie* unsrer Arbeit. Es gibt aber auch noch verschiedene *Was*, es gibt ganz klare politische Forderungen, für die wir uns auch mit den Parteien, wie sie heute sind, von Fall zu Fall verbünden können.

Minderheitsvertretung ist die eine. Aller Fortschritt kommt von den Minderheiten. Wir brauchen gar nicht an Wahlgeometrie zu denken: ein System, das die Zahlenverhältnisse örtlich entscheiden läßt, irrt unterm Oberbegriff der Kultur gesehen im Prinzip. Vielleicht brauchen wir auch Vertretung der Ortschaften, obgleich jetzt die Sache sehr oft dahin läuft, daß im Reichstag der Vertreter einer mächtigen Handelsstadt ein Zigarrenmacher und im Landtag der Vertreter einer Arbeitergegend ein Gutsbesitzer ist. Also mindestens *neben* solch örtlicher Vertretung brauchen wir eine nationale Vertretung, die sich nach dem *Proportionalsystem* zusammensetzt. Es ist bezeichnend genug für die Jugend unsrer parlamentarischen Einrichtungen, daß der Gedanke an den „Proporz“ den meisten bei uns noch fremd und neu ist. Anderswo ist ja die „Listenwahl“ schon verwirklicht. Es ist durchaus nicht gesagt, daß eine Agitation für sie in Deutschland aussichtslos wäre.

Noch weniger spricht man bei uns vom *Referendum**, und doch

* Ein kleiner Rundschaubeitrag in diesem Hefte orientiert ein wenig

Digitized by Google

ist gerade dies eine Einrichtung, die wir vortrefflich brauchen könnten. Es ermöglicht, von der Regierung aus oder auf das Zusammenbringen einer bestimmten Zahl von Unterschriften hin am Parlament vorbei ohne Neuwahlen das Volk über ein *einzelnes* Gesetz zu fragen. Wir haben den hellen Unsinn, daß bei Neuwahlen, zumal nach Parlamentsauflösungen, die Abgeordneten auf ein einziges „Stichwort" hin gewählt werden: wollt ihr das Septennat, wollt ihr eine größere Flotte? — nach seiner Stellung zu dieser *einen* und allerseits tendenziös dargestellten Frage wird der Mann gewählt, der dann in *allen* Fragen auf Jahre hinaus der Bevollmächtigte seiner Wähler ist. Die Neuwahlen mit aller ihrer Verhetzung und mit all ihrem Schwindel wären seltner, wenn es in wichtigen Dingen den Appell ans Ganze gäbe, der sich beispielsweise in der Schweiz so vorzüglich bewährt hat. Eine größere Ruhe, Stetigkeit und Sachlichkeit würden auch den eigentlichen Kulturinteressen nützen.

Wollen wir stark werden, müssen wir uns vor allem selber stark machen, das versteht sich von selbst. Da gilt's *alle* Kräfte zu üben, die den Menschen zu gesunder Ganzheit tüchtigen — und für die meisten genügt das. Sie steuern bei mit dem, was sie sind, und da alles rechte Sein ein Werden ist, mit dem, wozu sie sich entwickeln. Auch gibt es der guten Reformbestrebungen genug, in denen die Schwächeren ihre Kraft durch Zusammenschluß stärken können. Ich erinnere nur an die für Bodenreform, gegen den Alkoholismus, für Körperpflege, für Kleidungsreform, für ästhetische Kultur usw. Aber man bleibe bei solcher Arbeit nicht stecken. Die Einseitigkeit, die Überschätzung des Nächsten, so wichtig es ist, schwächt die Kraft fürs Ganze. Wir müssen von allen Punkten aus nach den *Zusammenhängen* suchen. Wie sich die „Kunstwartleute" die Arbeit vorstellen, das zeigt wohl ein Hinweis auf ihren Dürerbund. Zahlreiche Vereine zu örtlicher Tätigkeit, die den Bedürfnissen, den Persönlichkeiten, den Möglichkeiten angepaßt, sich frei entfalten können. Auf sie alle gestützt, ein Ausschuß, der unabhängig die eigentliche Bundesarbeit ausübt und ohne alle Dekoration und Vereinsmeierei zuzusehen hat, wo sich eingreifen, wo sich wirken läßt. Die Hauptarbeit durch Feder und Druckerschwärze: Zeitschriften, Zeitungskorrespondenz, Flugschriften, Ratgeber, Kalender, Bücher. Das Gebiet aber allmählich vergrößernd, sich erweiternd von den nächsten Aufgaben zu ferneren, den Anschluß suchend an andre Kulturarbeit, von den besonderen Zielen auf die allen gemeinsamen hin. Das scheint uns Eintritt in Kulturpolitik vom Bundesleben her.

Wir Deutschen sind in den jüngsten Jahrzehnten auf mehr als einem Gebiet vielleicht nicht wie die „Grande Nation" von ehedem an der „tête de la civilisation", aber an der Spitze der Kultur geschritten. Unsre Kunst wie unsre Wissenschaft und unsre Technik beweisen, daß wir nur Mitbewerber anzuerkennen haben, daß es aber

---

darüber. Wir werden von allen diesen Einrichtungen nach und nach in rein sachlichen Berichten sprechen, nur um die Minderbewanderten darüber zu unterrichten, welche *Mittel* überhaupt einer sachlichen Kulturpolitik zur Verfügung stehen.

Digitized by Google

auf der Welt zum mindesten kein Volk gibt, das im Geistigen noch schöpferischer ist als wir. Wir haben also wirklich keinen Grund, uns dessen zu schämen, daß wir in politischer Technik, auch in kulturpolitischer, rückständig sind. Nur: wir sollten uns das endlich zugeben, statt uns hier in einer Art Hurrastimmung zu erhalten. Wir sind darin rückständig und bleiben's je länger, je länger wir es uns verheimlichen. Welches Volk wird sich mit uns messen können, wenn wir auch unsre geistigen Kräfte endlich einmal wirtschaftlich verwalten und ineinandergreifend organisieren? A

Sprechsaal

Zu dem Aufsatze: „Was wird daraus?"

Der in Heft 21 des Kunstwarts gebrachte, den Fall Jatho besprechende Aufsatz fordert für die Einzelgemeinde in der rechtlich verfaßten (Landes-) Kirche die Freiheit, sich nach ihrer Auffassung des Neuen Testaments einzurichten und über das Predigtamt in ihrer Mitte selbst zu bestimmen.

Ganz so dachte auch Luther über die der Gemeinde zukommenden evangelischen Vollmachten und lehrte von Anfang an, daß die christliche Gemeinde oder Versammlung Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen, daß alle Lehrer dem Urteil der Zuhörer unterworfen sein müssen mit ihrer Lehre, „ja, diese sind schuldig zu urteilen bei göttlicher Majestät »Ungnade«, und die Gemeinde kann ihre Lehrer, das ist Pfarrer, berufen, ein- und absetzen".

Ist doch nach evangelischem Grundsatz jede einzelne Gemeinde eine Wiederholung, eine Darstellung der allgemeinen Kirche, der Christenheit auf Erden, und ob da drei oder dreitausend versammelt sind im Namen Christi, ist für die dieser Christenheit eingeborenen Rechte völlig unerheblich. Darum wäre die Einführung dieses „Gemeindeprinzips" durchaus keine Neuerung, sondern eine Rückkehr zu den ältesten und ursprünglichsten Forderungen deutscher Reformation.

Freilich, was der alte, seiner selbst bewußte Protestantismus unter Kirche oder christlicher Gemeinde versteht, ist himmelfern von den landeskirchlichen Gebilden, die heute diesen Namen führen. Sie war ihm die Versammlung der Gläubigen, der durch den Geist des Glaubens mit Gott Geeinigten, eine rein innerlich bestimmte Gemeinschaft (denn der Herzensglaube ist nicht wahrnehmbar), dennoch keine erträumte Größe „wie der Staat Platos", sondern eine greifbare Wirklichkeit, insofern nämlich der die Seelen heiligende Glaube nur entstehn und bleiben kann, wo im Gebrauch des „Worts", im Kultus, im Sakrament das Evangelium lauter und rein „im Schwange geht". Daher sonderlich am recht gepredigten und verwalteten Evangelium wird die Gemeinde erkannt, denn nur wo dies in Übung gehalten wird, da sind auch Gläubige, wenn auch nur zwei oder drei, und diese sind dann die Gemeinde, die alle vom Christus seiner Kirche eingestifteten Gnadengüter inne hat.

Hieraus erhellt, wie grundverschieden die Voraussetzungen des ursprünglichen Protestantismus für das Bestehen der christlichen Gemeinde, der einzelnen wie der Gesamtgemeinde, gegenüber denen sind, die gegenwärtig dem Gemeindeprinzip zugrunde gelegt werden. Bei Luther und

Digitized by Google

den Seinen ist's der reine Verstand des im Neuen Testamente klar und deutlich bezeugten Evangeliums, die recht erklärte Bibel, der ausgelegte Christus. Um ihn sammelt sich die Gemeinde, im Glauben an Seine Wahrheit ist sie verbunden, und eine andre Bindung kennt sie nicht, noch bedarf sie ihrer.

Jetzt, und nicht erst seit gestern, ist, wie's im Liede heißt, dies Band zerschnitten. Die Wissenschaften, und nicht zuletzt die biblischen, haben es zerschnitten: Forschungen über Forschungen haben den Bau des alten Bibelglaubens abgetragen und Problem zu Problem gereiht, bis Jesus Christus selbst zum Problem der Probleme geworden ist. Also ist auch der Grund gewichen, auf dem sich der Tempel der Gemeinde im evangelischen Sinne erbaut. Ohne Amen gibt's keinen des Namens werten Kultus, und Amen heißt auf deutsch: Gewißheit. Denn der Zweifel ist zwar fürs Wissen heilsam, aber dem Glauben bringt er den Tod; er erstickt, wenn nicht schnell überwunden, wie mit giftigem Hauche die Flamme der Anbetung auf dem Altare des Herzens und entzieht früher oder später auch dem von Weltmächten geschützten Altare der Kirche die nährende Glut.

Darum wundern wir uns nicht, daß das Christusproblem zum Kirchenproblem geworden ist und niemand mehr recht weiß, wie es mit der Kirche werden soll, mit der Kirche, von der es in einer evangelischen Bekenntnisschrift heißt: ein siebenjähriger Knabe könne über ihr Wesen aus dem Katechismus besser Bescheid geben, als alle Gelehrten auf einem Haufen.

Oder ist die Not des Glaubens, weil er, aus dem alten Evangelium vertrieben, seiner selbst nicht mehr gewiß ist, nicht so groß? Ist sie überhaupt vorhanden, und befinden wir uns nicht vielmehr auf dem Wege zu reicherem, edleren Glaubensgut, zur Besitzergreifung eines von allen Schlacken befreiten Christentums, wenn wir den Glauben seines „Was", das ihm keinen Halt mehr bietet, völlig entlasten und ihn ganz in die Innerlichkeit seines „Wie" setzen, allem Dogma das Pereat bringen und desto lauter das Vivat dem Glauben zurufen; mit Faust alle Theologie verwünschen, aber zur Religion ohne Lehre und Lehrsatz uns Glück wünschen?

So machen wir, schlau genug, aus der Not eine Tugend, aus dem Verlust einen Gewinn, und was uns gestern beunruhigte, wird uns heute ein Titel der Freude.

Ja, wir zählen zu unsrer Beruhigung Luther selbst zu denen, die uns den endlich gefundenen Begriff des rechten, von der Lehre gelösten, in sich selbst ruhenden Glaubens bestätigen, mit Berufung auf so manches unvergeßliche Wort aus seinem Munde vom Glauben als einer wagenden Zuversicht, als schäftig, kräftig Gotteswerk in uns, als ganz etwas anderem denn ein Fürwahrhalten einer Lehre usw. Wir vergessen aber dabei, daß demselben Luther der Glaube das mit der Seele geeinigte „Wort" selbst ist, „so ganz und gar, daß alle Tugenden des Worts durch den Glauben auch eigen werden der Seele". Wir vergessen das, oder helfen uns mit der Erklärung, es gebe einen zwiefachen, mit sich nicht einigen Luther, er habe sich selbst nicht recht verstanden oder sei ins unfreie Wesen der alten Kirche zuzeiten zurückgefallen.

Das ist ja möglich und vielleicht wird's noch bewiesen, wie von den Größen und Größten der Geschichte schon manches bewiesen ist. Und vertraulich geredet: unsrer Theologie kann, daß der Beweis gelingt, ganz recht sein. Liegt ihr doch schon ihrem Namen nach das Geschäft ob, Gott

Digitized by Google

zu lehren; aber sie ist nach Auflösung der alten Dogmatik noch immer unterwegs nach der neuen, versprochenen, und der Trost, sie werde morgen oder übermorgen gefunden sein, will dem inständig um gewisse Antwort auf soviel quälende Fragen Bittenden immer weniger genügen, und so steht's wohl, wenn sie im Gedanken an den Wahrheitsucher auf ihre leeren Hände sieht, mit ihrem Gewissen nicht zum besten.

Daher denn eben diese Theologie, die nach altem Herkommen noch immer die erste Stelle in der universitas literarum einnimmt, so groß in der geschichtlichen Forschung, in der Kritik, in Sprachen, in jeglichen Hilfswissenschaften, kleinlaut, sehr kleinlaut geworden ist, wenn es gilt zu sagen, was sie dem religiös Suchenden von heute an Zweifellösung geben kann, und eben darum aus allen ihren Lagern einmal über das andremal versichert, auf die Lehre für den Glauben komme es nicht so an: der sei Herzenssache und leide keinen Mangel, gedeihe wohl desto kräftiger, wenn er sich mit ihr möglichst wenig befasse. Auch sind warnende Beispiele toter Orthodoxie in Fülle zur Hand, von Dogmenzwang und geistlichen Gerichten ganz zu schweigen: wer wollte da das ringsum von Katheder und Kanzel erschallende Loblied auf den Glauben ohne Bekenntnis nicht gern mitsingen!

In der Tat: ein seltsames Schauspiel! Überall ist man bemüht, das Licht des Gedankens zu vermehren, das Wissen auszubreiten, den Anspruch auf Einsicht zu wecken, Unverstandenes nicht gelten zu lassen. Aber für die Religion erwartet man alles mögliche Gute, wenn man ihr das helle Licht ausbläst, dem Glauben das sehende Auge nimmt und ihn ins Dunkel des Gefühls verweist. Denn zwar *über* den Glauben umlärmt uns ein Geschwirr von Reflexionen, aber dem Glauben selbst soll es dienlich sein, sich das Klare und Folgerichtige, das Verstehn seiner Objekte abzugewöhnen, Gedankenhungerkur soll ihm gut tun und an Stelle der im Glauben gewiß gewordenen, den Verstand erleuchtenden, das Herz beseligenden, den Willen heiligenden Lehre ein religiöses Fühlen treten, ein frommes So-zumute-sein, von dem schon Hegel sagte (er freilich das Sein ganz ins Denken setzend): es gleiche der Nacht, in der alle Katzen grau sind.

Man meint: der Gedanke ist kalt und unpersönlich, das Gefühl herzerfüllend und eigentlichst persönlich. Aber allein vom Denken empfängt das Gefühl seine Richtung, seinen Wert, Kraft und Dauer, und keine Leidenschaft glüht, ohne daß auch die Denkkraft zum Gipfel ihrer Macht und Regsamkeit sich erhoben hat. Schon jedes Drama gibt den Beweis.

Oder gilt diese von jedem Blick in unser Inneres bestätigte Wahrheit überall, nur nicht für das religiöse Gefühl; zum wenigsten: nicht für das christliche? Hat in der christlichen Religion der Gedanke die Zügel ans Gefühl auszuliefern oder am besten völlig zu verschwinden?

Tatsachen, licht wie der Tag, antworten. Der Stifter des Christentums führte unter seinen Jüngern und denen allen, die ihn nicht vergeblich hörten, den Namen „der Lehrer" als höchsten Ehrennamen, Er, der in königlich gebietender Stunde seine Sendboten zu *Lehrern* der Völker berief und das ewige Leben selbst in die Erkenntnis Seines Gottes setzte. So lesen wir auch im Neuen Testament hundertmal vom Erkennen Gottes, aber vom Fühlen Gottes, in besonderem Zusammenhange, nur ein einzigmal, und zum Beispiel ein Mustergläubiger der ersten Gemeinde erblickt die Krone seines Apostelberufs darin, daß durch ihn „kund werde der Wohlgeruch der *Erkenntnis* Gottes".

Digitized by Google

Also mag wohl der Bantuneger, indem er vor seinem Fetisch niederfällt, überwältigt von den Schauern der unbekannten und unnennbaren Mächte, bloß fühlen: der Anbeter im Geist und in der Wahrheit, erleuchtet vom Lichte des Erschienenen, sieht Gott mit aufgedecktem Angesicht von einer Klarheit zur andern.

Darum wären die gegenwärtigen Kölner Wirren wohl geeignet, die Würde und den Wert wieder in Erinnerung zu bringen, die dem Gedanken im Glauben zukommen, damit er seiner voll bewußt werde; sie wären geeignet, zu mahnen, daß zumal in unserm 20. Jahrhundert zur Gesundung und Erneuerung des religiösen Lebens die dem Glauben Licht gebende Lehre unersetzlich ist.

Unersetzlich auch durch die Kunst. Denn wohl mag diese dem durchs Wort geweckten Glauben zu Hilfe kommen und ihm gleichsam eine Zunge mehr sich auszusprechen verleihen, aber nie wird sie imstande sein oder ist's jemals gewesen, den erschwachten Glauben zu stärken, oder seinen sinkenden Tempel wieder in die Höhe zu bauen, so gewiß des religiösen Glaubens Voraussetzung die Realität seiner Objekte ist, indes die Kunst selbstschöpferisch gestaltet und im Bewußtsein dieser Schöpfermacht ihre höchsten Siege feiert. So bleiben auch alle von der Kunst aufgeregten Gefühle ideal und von denen ihresgleichen, die mit unserm handelnden und leidenden Leben verflochten sind, scharf und weit abgegrenzt; wie denn der empfängliche Atheist Bachs Matthäuspassion ebenso ohne Rest genießt, wie der Katechismuschrist, und zum Beispiel W. Vatke von David Strauß sagt: in der Musik war er sehr gläubig.

Darum wird die Stunde kommen und ist wohl schon da, in der die neuerdings gehegten Hoffnungen, als könnte christliche Kunst zum Ersatz der versagenden Lehre dem schwindenden Glauben dienen, als Täuschungen werden erkannt werden: schließen gleich die Oberammergauer mit Millionen ab und bestreuen wir das Land mit religiösen Kunstgebilden, religiöser Kunst, ja werde unsre Szene zur Kirche, wie die bekannte Schillersche zum Tribunal. Unter Aschylus' Himmel, von dem die Athener ihre Stadtgöttin auf der Akropolis umblaut sahn, mochte das Theater der Tempel sein und seine Besucher wie von einer Opferhandlung entlassen: wir kommen mit dergleichen Hoffnungen um Jahrtausende zu spät; wir nützen der Kunst nicht, wenn wir sie mit Aufgaben belasten, die sie nicht lösen kann, und halten die so notwendig gewordene Wiederbesinnung des Glaubens auf sich selbst mit derlei gewiß gutherzigen, aber nicht ebenso gut gedachten Absichten auf.

Weist nicht auch die geforderte Ausdruckskultur den Bemühungen um den Glauben den oben gewiesenen Weg? Sie verlangt die Überwindung leerer, angelernter und abgelernter Formen durch Lebensbetätigungen menschlich wesentlichen, gehaltvollen Inhalts. Dazu muß solcher Inhalt nicht bloß vorhanden sein, er darf auch nicht in sich verschlossen bleiben. Am wenigsten vermag das die innerlichste Lebensmacht: die religiöse. Der Drang, sich zu äußern, aus sich herauszutreten, sich gegenständlich zu werden, ist ihr eingeboren: nicht zunächst aus dem Bedürfnis, sich Gleichgesinnten mitzuteilen und die eigne Gottesflamme an verwandter Glut heller zu entzünden, sondern aus der Nötigung, sich selbst das im Glauben Empfangene zu bezeugen. Eine Geheimreligion, die der ihr Anhängende vor sich selbst verbirgt, ist keine. Denn Glaube ist nicht ein ruhender Besitz, sondern eine in der

Digitized by Google

Tiefe der geistig bestimmten Seele eröffnete Quelle; wie sollte da irgendein Gebiet des bewußten Seelenlebens von ihr ungetränkt bleiben, und nicht besonders die denkende Seele zu neuer Regsamkeit erwachen? Ja, gleichwie dem Dichter ein Gott nicht bloß „zu sagen gibt, was er leidet," sondern ihn mit willenskräftigem Zwange zur Aufschließung seines Innern treibt, so muß auch der religiös Bestimmte vor allem sich selbst sagen, was er glaubt, und vermag er das nicht, vermag er's gar nicht, so fehlt seinem religiösen Gefühle mit dem Lichte des Verstandes auch die wahre Tiefe.

Will also die gewünschte Ausdruckskultur auch einen ausgedrückten Glauben, so fordert sie ihn zu seinem eignen Besten auf, sich auch dem Denken aufzuschließen, damit er ein sich selbst durchsichtiger Glaube werde, der wisse, was und warum er glaubt. Das ist aber ohne Glaubensbegriff und ohne Glaubenssatz unmöglich.

Endlich, die gebildeten Schichten, die den Glauben ohne Lehre, und darum nur im Fühlen haben wollen, werden in ihrer Abneigung gegen das Wissen im Glauben ja nicht von der Geringschätzung des erkennenden Geistes selbst bestimmt, sondern weil die herkömmlichen Glaubensbegriffe sich nicht mit ihrem Bewußtsein einigen, ihm jenseitig bleiben und darum ohne Wert oder anstößig. Sie bleiben es, weil sie aus einer vergangenen Welt herüberragen, deren Grundanschauungen das Bewußtsein des Abendländers von heute sich nicht aneignen kann. Daher behalten diese Anschauungen, pietätvoll aufgenommen, im besten Falle einen unbestimmten, dem Nachdenken nicht standhaltenden Gefühlswert oder sie werden nach Willkür umgedeutet. Da ziehn es denn Ungezählte in unsrer Zeit vor, mit ihnen ganz aufzuräumen.

Wir aber ziehen die entgegengesetzte Folgerung und sagen: Was Himmel und Hölle, Engel und Teufel, Himmelreich und ewig Leben, Vater, Sohn, Geist und hundert andre Worte und Namen, die im Neuen Testament nah und fern wiedertönen, wie Glockenschläge von Türmen zur Feierstunde, über ihren zeitlich und örtlich beschränkten Wortsinn, für einen überzeitlichen, menschheitlich entschränkten Endsinn haben, und daß sie den haben: das zu zeigen ist die Aufgabe, die jetzt vor allem zu lösen ist.

Wenn die Lehre solchen Endsinn des Neuen Testamentes ans Licht bringt, dann hat's mit ihr keine Not. Denn in solchem Endsinn wird die farbige Mannigfaltigkeit der religiösen Lebenssprache als unentbehrliche Verkörperung des christlichen Geistes verstanden, der der Geist, der Bewußtseinssinn Christi selbst ist: erlösungskräftig widerhallend in der Seele des Armenhausalten, dem Gott örtlich überörtlich im Himmelssaal überm Himmel wohnt, wie gleicherweise den Verstand befriedigend und das Herz erfreuend für den im Wissen Gefördertsten, der im Bilde den Geist ergreift, aber das Bild darum nicht wegwirft, denn es ist des Geistes.

Dann hat's auch mit der Kirche keine Not, und ihre Pforten, jetzt von den wirklich Altgläubigen, weil ihnen zu weit, und von den Wissenden, weil zu eng, gemieden, tun sich nicht länger vergeblich auf für das ganze Volk: denn sie hat für alle verständlich und aufgeschlossen das Wort, das gewiß ist und lehren kann.

Wenn die jetzt aus der Frage nach der Lehre in der Kirche entstandene Bewegung diesem Ziele entgegenführt, dann kommt auch die im Kunstwart

Digitized by Google

vertretene Ausdruckskultur zu hohen Stufen, das trübe Wort: Schein ohne Sein verstummt, und das Sein reift in der Erscheinung der Vollendung entgegen.

Heinrich Steinhausen

Wenn ein Mann und ein Theologe von der Bedeutung Heinrich Steinhausens das Wort nimmt, so hat er immer genug zu sagen, auf was wir andern mit vollem Aufmerken achten sollen. Dem Mißverständnis aber möchte ich vorbeugen, als widerlegten seine ernsten und tiefen Gedanken das von mir Besprochene. Das tun sie deshalb nicht, weil sie es gar nicht berühren. Sie handeln von der Forderung des klaren Gedankens im Glauben, ich sprach davon, daß man den Gemeinden selbst die Entscheidung überlassen solle, ob ein Prediger ihnen genügt oder nicht. Wie das in andern Ländern auch, und beispielsweise im christentumfrohen Basel unter Beihilfe der Positiven, eingeführt ist. Wie es uns Deutschen aber immer noch als eine schier unbegreifliche Sache erscheint. In den letzten Absätzen weist Steinhausen selbst auf die Sucher hin, die er wünscht, nach denen er ruft, auf sie, die den klaren Gedanken für ihren Glauben, die ihre „Lehre“ noch nicht gefunden haben, auf Menschen also, deren innere Leitung doch wohl vorläufig erst das religiöse Gefühl bestimmt. Er würde bitter mißverstanden, wenn die Possidentes eines begrifflich klar faßbaren Bekenntnisses unter Berufung auf ihn sagen wollten: uns also gehört auch nach deiner Meinung die Kirche allein.

Der Verfasser des Aufsatzes „Was wird daraus?“

Jakob Knudsen

Von dem Dänen Knudsen ein einigermaßen abgerundetes Bild zu geben, war noch bis vor kurzem ungemein erschwert, da sehr wenige Bücher von ihm ins Deutsche übersetzt waren. Das ist nun anders geworden, und da der Kunstwart die Vermittlung nordgermanischer Dichtung an seine Leser besonders pflegt, ist es an der Zeit, über ihn als einen ihrer bedeutendsten Mitschöpfer einiges zu sagen.

Es ist wohl nicht das Wichtigste, doch auch nicht unbedeutsam, von einem Poeten zu erfahren, daß die Sachverständigen, in diesem Fall sind es seine Landsleute, ihm eine große und eindringliche Kenntnis der wirklichen Verhältnisse nachrühmen, die er in seinen Büchern schildert. So sagt der dänische Publizist Peter Nansen von ihm, daß man die dänische Bauernkultur, diese eigenartige Mischung von stark fortschrittlichen und stark beharrenden Neigungen in einer ernsten und selbständigen Menschenklasse, von keinem Dichter so trefflich geschildert finde wie von ihm. Ähnlich sprach sich Sven Lange über ihn aus. Bedenkt man, wie viele Schriftsteller denselben Gegenstand behandelt haben, so begreift sich, daß viel mit einer solchen Bemerkung gesagt ist. Ganz eng berührt sich zum Beispiel Knudsens Kunst mit der Henrik Pontoppidans, der ebenfalls geistlich-geistige Kultur- und Antikulturbewegungen im dänischen Bauernleben schildert. Aber gerade im Gegensatz zu dessen Werken kann man an Knudsens Dichtungen erfühlen, wodurch sich ein begabter Schriftsteller, der als abstrakter Psychologe, als Soziologe, Theologe und vielleicht als Historiker andere weit hinter sich läßt, von

Digitized by Google

einem echtbürtigen Künstler-Dichter unterscheidet. Der Zwiespalt der Absichten, den Knudsen nahezu restlos überwindet, Pontoppidans Werke aber fühlbar offen lassen, ist leicht geschildert: sie wollen und müssen, um das geistige Wesen ihrer Gestalten getreu der Wirklichkeit und in voller Tiefe darzustellen, auf eine Menge von Lehren des Glaubens, der Sitte, der Sittlichkeit und Bildung eingehen, die in zahlreichen Formen und getragen von zahlreichen Männern zu ihrer Zeit die Köpfe und Herzen mehr oder minder bewegen; außerdem aber müssen sie, weil das nun einmal das Gesetz der dichterischen Kunst ist, möglichst lebendige Menschen veranschaulichen, eine möglichst durchsichtige und spannende Erzählung erfinden und mit möglichst geringem Aufwand von Mitteln die bewegenden geistigen Gewalten fühlbar machen. Dies zu vereinigen bot sich natürlich das Mittel, jene Ideen, Ideenketten und Ideenentwicklungen von Gestalten tragen zu lassen („Träger" — der Handlung oder der Idee, sagt die deutsche Sprache); diese müssen jene verkörpern, durch Worte, Wesen und Taten offenbaren. Gerade eine solche Aufgabe gehört aber zu den schwersten aller Kunst; denn es widerstrebt der Vereinigung von sinnlich-lebendigem und abstraktem Leben in eine Gestalt deren ewig sich wiederholende Wesenverschiedenheit. Abstraktionen verlangen viel Worte, sonst kann ihr Gehalt schwerlich klar, reich quellend ans Licht kommen, das Leben spiegelt sich in Handlungen und Begebenheiten leichter und kürzer, diese Prinzipien der Ruhe und der Bewegung vereinigt zwar das Leben selbst — obwohl aus ihrer Gegensätzlichkeit furchtbare Konflikte erwachsen —, die Dichtung aber kann von beiden nur ein gewisses Maß vereinigen, so etwa, daß beide, betrachtet man ihre Mengung, wiederum jenen ausgeglichenen Anblick, jenes einander-die-Wage-halten zur Schau bieten, das auch die Wirklichkeit einem überlegenen Betrachter aufweist. Überwiegen wie bei Pontoppidan die Abstraktionen, so mangelt der Kunst ihre lebendige Kraft, sie kann die Teilnahme nicht erwecken, welche unser gespiegeltes Ebenbild Mensch im Menschen allzeit erregt; schlimmer noch, wenn diese Ideen ungeklärt, langwierig oder in ermüdender Breite sich vortragen.

Man begreift ohne weiteres, daß einem Künstler, welcher diesen Urzwiespalt schaffend in die Einheit seines Werkes auflöst, damit eine der größten und schwersten Aufgaben aller Kunst gelungen ist. Und in der Tat ist dies Gelingen wohl eins der Merkmale, die anzeigen, daß er zur Weltliteratur gehört, daß Gestalt und Idee an sich genug bedeuten, um eine solche Beurteilung zu rechtfertigen. Obwohl nun in der skandinavischen Literatur verhältnismäßig oft gerade dieser eine Zwiespalt auftaucht und seine Lösung auf mannigfaltige Weise versucht wurde, gelang sie alles in allem natürlich im Norden nicht häufiger als in andern Ländern, die das Glück einer solchen Fruchtbarkeitperiode erlebten wie Skandinavien. Als erster Großer wäre wohl Björnson, neben ihm Ibsen zu nennen. Kielland, Lie, Heidenstam, Jacobsen, hie und da vielleicht auch Geyerstam erreichten die Höhe. Es klingt nun gewagt, aber es darf gewagt werden: einen noch immer verhältnismäßig so unbekannten Namen wie den Jakob Knudsens neben jene weithin verehrten zu stellen. Mir persönlich erscheint er als ein mit Björnsons innerster nachdenklicher Natur verwandter Dichter von ganz außerordentlicher Kraft und Tiefe. Natürlich bleibt der Unterschied zwischen dem Welten überschauenden

Digitized by Google

Geist einer so vielseitigen und hinreißenden Persönlichkeit wie die des Dramatikers, der „Über die Kraft“ schrieb, und dem auf enge Kreise beschränkten Landgeistlichen deswegen ungeleugnet; aber man stellt sich doch auch Sappho, von der wir nur wenige Lieder kennen, und Goethe, dessen Ideenwelt in unfaßbarer Fülle der Gestaltung vor uns ausgebreitet liegt, beide als Bewohner der höchsten Regionen in den Gebirgen der Unsterblichkeit vor.

Geistige und seelische Kraft einer Persönlichkeit reckt und erhebt sich wie aus der künstlerischen Arbeit so aus der Ideenwelt Knudsens dem Betrachter entgegen. Er ist religiös mit einer Neigung zu edlem Individualismus; sein Glaube ist voll Hingabe und Liebe, nur sind diese beiden in Knudsens Wesen nicht wogende Gefühle einer unendlichen Verpflichtung gegen jedermann und alles, sondern sie erscheinen als Früchte eines tiefen, von scharfer Beobachtung und klarem Denken genährten Überlegens, dem sie wie verjüngende und verklärende Gewässer entspringen; man spricht gelegentlich von billiger, das heißt alltäglicher Christlichkeit — hier wird, sehe ich recht, die teuerste dargestellt. Sie ist erkauft mit dem Preise eines guten Scheins nach außen und einer sogenannten absoluten Forderung nach innen; beide Resignationen sind ungemein, denn Eitelkeit und ein tiefstfühlbares Bedürfnis jeglicher auf Innerlichkeit gerichteten Menschennatur nach Harmonie wird dadurch geopfert. Diese Christlichkeit will sich nicht durchaus ohne den mindesten Schein des Unrechts, schließlich sogar nicht ohne wirkliches Unrecht zu tun erfüllen, sie will auch nicht das Unmögliche der Natur abzwingen und dadurch ihre Ordnung verletzen, sie will nichts als ihrem eignen Gesetz der Liebe, dem andere Gesetze, so bitter es sein mag, geopfert werden müssen, leben, hin zu dem Ziele, auszuruhen vor Gott „in der wundersam befreienden seelischen Stille, die er für das Ewige hier auf Erden ansah und die er Glauben nannte“.

Diese Worte werden in der Erzählung „Der alte Pfarrer“ von diesem gebraucht, dem Buch, das von den bis jetzt übersetzten die Lebensanschauung des Dichters am leuchtendsten und erschütterndsten bekundet.* Sie mag einem radikal Denkenden vielleicht ein wenig quietistisch angehaucht, in ihrem Gedankengang vielleicht rationalistisch erscheinen; mich will vielmehr bedünken, daß sie eine echtbürtige, durchaus persönliche Lösung furchtbarer Probleme darstellt, nicht aus Schwäche, sondern aus Kraft. In der Erzählung bewährt sich diese Kraft dadurch, daß der alte Pfarrer gerade in dem Augenblick der Ruhe gerufen wird zur Entscheidung über ein Menschenschicksal, — wie er es fühlt: gerufen von Gott selbst. Ganz entschlossen, mit durchdringendem Verstehen und einer Überlegenheit, wie sie nur der Anblick einer letzten subjektiven Wahrheit verleiht, greift er in dieses Schicksal wirklich ein; er schreckt nicht zurück davor, einem Selbstmord still zuzustimmen, um eine Mutterliebe für die Kinder zu retten, und scheut sich nicht, den eignen ruhigen Lebensabend zu gefährden und gefährliche Dritte ins Unglück zu bringen. So besteht sein Wille zum Leben die Machtprobe. Künstlerisch ist diese Wendung schlechthin vollendet, ich persönlich vermag sie mit nichts aus der gesamten Literatur zu vergleichen. Und eben diese dichterische Tief-

* Die folgenden Proben enthalten einen wichtigen Teil daraus.

Digitized by Google

sichtigkeit macht es fast zur Gewißheit, daß auch Knudsens eignes Weltdenken von jener quietistischen Neigung — wie sie der ihm etwas verwandte Stifter gelegentlich aufweist — ebenso fern ist wie von einem simplen Rationalismus. Jene letzte subjektive Wahrheit ist nicht das Ergebnis einer Reihe von Exempeln, sondern der aufgetane Weg durch das Labyrinth der Brust, eine Feuersäule bei Nacht und Wolkensäule bei Tag im Reich der Gestalten, die er lebendig stark und in unendlicher Wandelbarkeit schaut, nicht anders, als Shakespere und Homer ihre Gestalten- und Fabelwelt ausgebreitet schauten.

Eine andre Erzählung Knudsens ist auf eine ganz ähnliche Lebensanschauung gebaut. Auch in ihr lenkt ein Pfarrer endlich das Schicksal, diesmal zweier Liebenden zum Glück, beinahe gegen seine Überzeugung, aber, wie der Titel lautet, „um des Lebens willen". Er achtet die Gesetze, die Sitte; aber wo Leben und Liebe mächtig zur Selbsterfüllung drängen, da erlaubt er wohl eine leichte Wendung, die einer Umgehung ähnlich ist. Wie der Pfarrer dies auseinandersetzt, darin liegt hier etwas Theoretisches, eine Neigung zu abstrakten Erörterungen, die den Kunstwert der Novelle für mein Gefühl beeinträchtigt, was um so bedauerlicher ist, als sie in ihrer leichten, ein wenig aufs Animalische gestellten Anlage, die auch gelegentlichen Humor einschließt, sonst zu Knudsens künstlerischem Wesen nicht unwichtige Einzelzüge beiträgt. Es ist aber wie in manchen Werken Ibsens: eine stupende Glätte, ein völliges Aufgehen der Rechnung, die für ihre Schwierigkeit sich allzu leicht abwickelt, macht gegen die lebendige Wahrheitstärke mißtrauisch oder mindestens etwas mißgestimmt. Doch sind solche Stimmungen alles in allem, sehe ich recht, nicht gewichtig genug, um das erhebende Gefühl zu stören, das Knudsens künstlerische Meisterschaft erweckt.

Weniger glatt, viel weitere sozialpsychologische Gedanken aufrührend, fließt die Erzählung dahin in Knudsens Roman „Fortschritt". Er spielt auf dem Dorf; ein Bauer und Müller steht als lebendiger Pfleger der Tradition und der Vernunft den äußerlich zu „Gutsbesitzern" umgewandelten übrigen Bauern gegenüber, ein junger Pastor bringt Henry Georgesche Ideen über Bodenteilung und andre, zum Teil unverstandene, zum Teil verfrühte, zum großen Teil kindisch-unüberlegte Gedanken in das Volk der Kätner und Dienenden. Dieser den ganzen menschlichen Kreis auf dem Lande bewegende Konflikt wird menschlich verschärft dadurch, daß der „rückschrittliche" Borrevad ein Feuerkopf, ein Trotzkopf beinahe, ein Eigensinn zumindest ist, seine Gegner aber beweglich und skrupellos. Der Pfarrer gewinnt sogar Borrevads Tochter zur Braut. Borrevad verliert alle Anhänger, als er einen Großknecht wegjagt, der zwar sehr weit, aber nicht vollkommen sich ihm unterwirft, einen andern anstellt, der als heimlicher Gauner verhaßt ist und gegen den Pastor öffentlich eifert. Das Laster, so entlädt sich Borrevads Zorn, stempele der Pastor zur Tugend, indem er der Begehrlichkeit Vorschub leiste ... „ich finde ihn töricht, diesen heutzutage grassierenden Eifer, mehr und mehr Individuen Platz in der Welt zu schaffen, während die Qualität des Gesindels Jahr für Jahr sinkt. — Nein, ich möchte den Leuten sagen: marsch, marsch, vorwärts! zu Tugend und Tüchtigkeit! — Seht nicht nach denen, die abfallen! Unser sind viel mehr als genug. Wir können ja kaum ausspucken bei dem Gedränge. Laßt uns doch etwas

Digitized by Google

Größeres ausrichten, als daß wir nur die Erde anfüllen und uns vermehren! — — Es tut not, daß unter der Menschheit eingeheizt wird mit einem Brand von Hunger und Not und Kampf, — sonst ist keine Triebkraft da; das Ganze wird wie ein klitschiges, halbgebackenes Brot, das niemand essen mag. — — Nein, der Boden ist kein gemeinsamer Besitz und soll es nicht sein, so wenig wie das Geld. Aber es gibt etwas, das allen gemeinsam sein soll, und das um so reicher wird, je größer die Gemeinschaft ist, die es besitzt, das ist das Geistige." Für das Geistige sorgt er, indem er die Gemeinschaft der Einzelnen untereinander pflegt, mit Vernunft und feinem Verständnis für das psychologisch Mögliche. Er widerstrebt zum Beispiel der Ehe seines, des Herren, Sohns mit einer Magd, weil er darin wenig Möglichkeiten zum inneren Verwachsen sieht. Ein ganzes System liegt in seinem Handeln und Denken, ein tieferlebtes System von Gedanken und Prinzipien wirkt Knudsen in dieser mächtigen Dichtung aus. Zu tiefst aber liegt wiederum der Glaube an die Kraft des Lebens — des nicht verweichlichten Lebens, und der Wille zu einer großen und starken Wahrhaftigkeit der Lebensführung. So wonnevoll hier ein bedeutender Geist die nichtigen Phrasen und großen Reden der „Jetztzeit" über Fortschritt und Menschenrechte zerpeitscht und zermalmt — wie wenige Tendenzen täten uns dringender not! —, so wenig ist es Stagnation, was Knudsen predigt. Schon seiner großen Rede folgen ein paar kleine Worte seines Sohnes, ganz bescheiden hingesetzt, vom Vater mit Poltern aufgenommen, die aber doch klug seine Übertreibungen kennzeichnen. Es ist die neue Generation, die sich da meldet. Sogar als Borrevad zuletzt einen allerdings mit Menschenblut bezahlten Sieg erringt, der Pastor weggeht und er wieder die Gemüter der Besten an sich fesselt, sogar da gibt Knudsen dem Söhnegeschlecht ein Recht gegen die Eigensinnigkeiten des Alten: der Sohn bekommt seine Magd, — die junge Liebe wird stärker sein als die alte Bedachtsamkeit. Die aufs äußerste gespannten Gegensätze dieses von purpurner Leidenschaft durchglühten und doch streng geformten Buches bringen ein paar lange vorbereitete, aber mit erschütternder Wahrheitgewalt durchgeführte Szenen mit sich. Die soziale Schilderung ist Tolstois würdig, die künstlerische Dramatik des Innen und Außen hat mich an Beethoven erinnert. — Die Lebensanschauung des Dichters dürfte durch künftig zu übersetzende Bücher kaum wesentlich für unsre Kenntnis erweitert werden, so breit und leuchtend bringt sie aus diesen Werken. Es sei nur noch angemerkt, daß Lebensanschauung etwas andres ist als Weltanschauung; mag man von dieser strenge Logik und systematische Einheit fordern, so wird jene mehr auf des Lebens Führen und die Entwicklung innerer Tendenzen der Natur gehen. Und gerade eine große Naturkraft wie die Knudsens verschmäht es mit Recht, gewisse Widersprüche der äußern Form für den Leser aufzulösen. Unlogik im wissenschaftlichen Sinn — nur sehr, fast überscharfe Beobachtung findet sie gerade bei Knudsen! — ist aber in keiner Weise Unfertigkeit, Unbrauchbarkeit. Die Einheit muß geahnt, geschaut werden; sie liegt in der Urtiefe der dichtenden Persönlichkeit.

Von deren Mitteln ist nun einiges zu sagen. Es ließen sich unschwer viele Seiten füllen mit einzelnen Beispielen für die überaus reizvolle Art des Dichters, seelische Zustände mit scheinbar ganz ein-

Digitized by Google

sachen, inhaltarmen Worten zu schildern, doch sind zur Lockung und Kennzeichnung ja die folgenden Losen Blätter bestimmt. Nur ein paar Beispiele: Zwei Geschwisterpaare, die sich „über Kreuz“ lieben, aber es einander noch nicht gestanden haben, treffen sich am Sonntagnachmittag. „Die beiden jungen Mädchen schlossen Duzfreundschaft miteinander, und die beiden jungen Männer gleichfalls. Weiter kam man freilich nicht. Geschwatzt wurde sonst ungeheuer viel; und alles, was sie sagten, ging so selbstverständlich wie einen grünen Abhang hinunter, es ging so leicht und hatte doch eine merkwürdige Schwere, hatte Gewicht, war so wertvoll für sie; alles, was sie sagten und taten. — —“ Ich glaube nicht, daß man mit feineren und kürzeren Worten das heimliche Steigen und Erhitztwerden der Wasser im Brunnen der Liebe schildern kann; diese Ökonomie des Wortes, das voll von Schwingungen und Beziehungen und doch ganz ruhig erklingt, macht eine besondere Stärke Knudsens. Ebenso sicher hebt er in einer lebhaften Schilderung eines Kleinstadtmarktes seinen Mittelpunkt im Bild durch die verweilende Vergleichung: „Sie kamen da vorbei, wo die Marktfreude am allerheißesten siedete und zischte, fast wie der Dampf an Bord der »Fylla«, wenn man ganz bis zum Maschinenraume hingelangte, mit dem Kolbenschlag und den blanken Stahlkesseln, dahin, wo die Sache eigentlich vor sich ging.“ — Die erste Begegnung zwischen einem der späteren Liebespaare schildert Knudsen so: das Mädchen fällt durch ungeschicktes Fahren beinahe vom Wagen, der Bursche hält sie und nimmt sie herab. Ihr Vater besieht den Wagenschaden und fragt plötzlich, während sie sich verabschiedet: „Ja, das bißchen erschreckt dich doch nicht?“ „Nein.“ Nach ein paar Zeilen sagt sich der Bursche: „Doch was die Tochter doch — — für einen angenehmen Atem hatte, so frisch und gleichsam vertraut, — er spürte ihn seinem Gesicht entgegenwehen, als er sie herabhob.“ Die Geschäfte nehmen ihn in Anspruch, wichtige Entscheidungen. Doch eine Seite später denkt er wieder an das Mädchen: „er wußte wirklich nicht, ob sie gar so schön wäre; aber es war so merkwürdig, wie ihr Gesicht *erzählte*, — ja ihr ganzes Wesen erzählte so viel, — es war, wie hinzuschauen über eine große offene Wiese gegen Abend, — es funkelte hier und dort da draußen, in Fenstern oder was es war, — doch es ging sie so nahe an — — — als wäre sie in all dem. — — —“ Dann heißt es nur noch, später, unauffällig, daß das Mädchen ein paar Stunden früher als verabredet zurückkommt.

Von solchen einfachen Zügen des Lebens, die Knudsen ohne Aufdringlichkeit und geistvoll genug aneinanderreiht, ohne einen der vielen Fäden je zu verlieren, sind seine Dichtungen ganz durchwoben. Es geht eine fortwährende leichte Spannung davon aus, die seltsam verschmilzt mit der Eindruckstärke aller seiner Gestalten. Denn auch das mindeste, was er überhaupt anführt, trägt irgendwie zur Verlebendigung der Stimmung oder der Charaktere bei; vieles tritt dadurch mit unglaublicher Deutlichkeit hervor, und die einzelnen Umrisse zeichnen sich scharf in die Psyche, es ist, als ob sie beinahe blutende Spuren hinterließen; man kann Knudsen nur langsam lesen. Diese nicht immer von Härte freie Sicherheit der Zeichnung gemahnt an Kielland; sie würde vielleicht peinigend wirken auf die Dauer, wenn nicht alles von einer ruhig, stetig, zielfest dahinfließenden Fabel in fester Bahn gehalten würde.

Digitized by Google

Dies bezeugt vor allem die absolute Reife und Überlegenheit im Schaffen Knudsens, wie er aufbaut, steigert, Ort und Stil wechselt ohne zu stören, stets am ganzen Bilde gleichzeitig weiterwebt und doch allen Einzelheiten ihr Recht gibt. Diese Kunst ist nicht nur tief, echt, bedeutend, sondern auch spannend und technisch meisterhaft dargeboten — für den, der ihr überhaupt nahekommt, sogar unterhaltend.

Am stärksten wirkt diese baumeisterliche Formsicherheit in dem Roman, aus dem die Zitate oben entnommen sind, „Anders Hjarmsted". Man hat ihn nicht ohne Grund neben Kleists „Michael Kohlhaas" gestellt, mit dem er den leidenschaftlichen Kampf des Titelhelden um das Recht gemein hat. Aber die inneren Voraussetzungen sind andre; kein äußerlicher Druck, kein Zwang liegt auf dem jungen Hjarmsted, innerlich aber bemeistert und erdrückt ihn die Vorstellung — die sorgsam als ererbt und übernommen von der väterlichen Generation dargestellt wird —, daß überall Unrecht geschehe und die Welt daran vergehen müsse; daran nicht teilzuhaben verficht er gegen alle übrigen Lebensziele eine zweifelhafte Sache, wird von seinen offenen und heimlichen Gegnern gehemmt, gezwungen, gepreßt und gereizt und befreit sich endlich in jubelndem Mord an einem verhaßten Feind, nicht ohne seine durch alle Widrigkeiten ihm ferngehaltene treue Geliebte zur Frau zu erhalten, ehe er selbst stirbt, so daß das Ganze vom vieltonigen, stark animalischen Rausch in einen wundervollen Sieg des Lebens ausgeht; nach seinem Tode fühlt sich seine Frau guter Hoffnung, und eine ernste Unterredung der Überlebenden gewährt Aussicht auf bessere Zeiten der nun erblühenden Generation. Eine solche, in jedem Betracht „schwierige" Geschichte als wahrscheinlich und sogar als notwendig und hinreißend erscheinen zu lassen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Dichtung. Selbst ein Hebbel ist, meinem Fühlen nach, da er Verwandtes im Magdalena-Drama versuchte, gescheitert. Knudsen hat dramatische Wucht genug, aber auch genügend dichterischen Instinkt, solchen Stoff mit dem breiteren Pinsel des Prosaikers zu geben. Er hat ihn sicher geleitet, „Anders Hjarmsted" darf man zu den vollendeten Werken seiner Art zählen.

Von den übrigen Büchern Knudsens* ist noch eine Novelle übersetzt, „Ein Wiedersehen", die nicht zu seinem Bedeutendsten gehört, obwohl sie sich fesselnd und ungewöhnlich genug liest. Ein Wort darin ist aber dieses Dichters so recht wert. Nachdem ein junger Mensch eine tragische Liebesgeschichte halb und halb miterlebt hat, sagt er: „Ich mußte unablässig an (all das) denken, und ich fühlte, daß, wenn ich es nicht verlernt hätte zu beten, ich in diesem Augenblick darum gebetet hätte, würdig zu werden — ach ja, würdig zu werden, dieses wundersame, rätselhafte Leben zu leben." Man kann von großen Dichtern sagen, daß sie sich dieses größten Wunders würdig erweisen, indem sie es schauend bezwingen, es voll und neu schauen lassen und so den Menschen neu erschaffen. Knudsen gehört zu ihnen. Ezard Nidden

* Die Werke „Fortschritt", „Anders Hjarmsted" und „Um des Lebens willen" sind im Verlag von Georg Merseburger in Leipzig erschienen; „Der alte Pfarrer" und die Novelle „Ein Wiedersehen" in der Nordischen Verlagsanstalt R. Hieronymus, Neumünster i. H., letztere in einem Sammelband „Nordische Novellen".

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus Jakob Knudsens Dichtungen

Aus der Erzählung „Der alte Pfarrer"

[Der Graf hat soeben einen Lumpen, der des Grafen junge Tochter notzüchtigen wollte, totgeschlagen. Es ist noch fraglich, ob der Vorgang geheim gehalten werden kann. Der Pfarrer wünscht es, der Graf glaubt es nicht zu können. Die Gräfin Mathilde ist krank und muß geschont werden.]

Pfarrer Castbierg ging auf die Tür zu, drehte sich dann jedoch um und sagte: „Kennt jemand außer Ihnen den wahren Sachverhalt?"

„Der Hofjunge Christian."

„Das macht nichts. Wir müssen ihm auch erlauben, daß er's seiner Mutter sagt; es wäre unrecht, ihm das zu verbieten. Seine Mutter muß die Erlaubnis bekommen, es ihren nahen Verwandten im Ostdorf zu sagen, sonst hat sie nicht die Kraft, es zu tragen. Aber in jenem Kreis wird es ersterben. Die Leute sind ebenso zuverlässig wie vorsichtig."

„Ich werde es nicht verschweigen können. Das merke ich deutlich. Es wird mir unmöglich sein!"

„Sie müssen schweigen! Sie müssen leugnen! Ich befehle es Ihnen im Namen Gottes! Es muß geheimgehalten werden, solange Sie leben."

Der Pfarrer drehte den Schlüssel zurück und verließ die Stube.

Er mußte bis in die Küche gehen, die in dem mit dem Wohnhause zusammengebauten Ostflügel lag, sagte der Haushälterin Bescheid und übergab ihr den Brief.

Dann ging er langsam und zaudernd durch die vielen Zimmer des Wohnhauses zurück.

Auf dem dunkelgefirnißten Fußboden des Saales schwebten die Sonnenflecke noch hin und her, aber sie waren etwas blasser und abendlich wehmütiger geworden als bei seinem Gange vorhin. Eine Weile blieb er stehen, betrachtete sie und fühlte sich beglückt und frei von allem Zeitlichen; denn er ruhte aus in der wundersam befreienden seelischen Stille, die er für das Ewige hier auf Erden ansah und die er Glauben nannte. In den letzten Jahren war es gewöhnlich die Sehnsucht nach den geliebten Toten gewesen, die ihn in diese Stille hineintrieb; aber in diesem Augenblick fühlte er sich nicht nur von allem irdischen Schmerz des Erdenlebens befreit und erlöst, sondern auch von allen Fesseln des Erdenlebens, von den engen Schranken und Regeln. Er ruhte aus vor Gott. Wie gesegnet war dieser Ort! Wie gesegnet war dieses sein Haus, das Heim seiner Kindheit! Nun aber kam Gott hierher zu ihm in die Stille und rüttelte ihn und zwang ihn zum Kampfe und zur plötzlichen Entscheidung.

„Du Ewiger! Du Ewiger!" sagte der Pfarrer halblaut vor sich hin. In diesem Augenblick war ihm, als hätte er gar kein Alter mehr; er war eher zehn als siebzig Jahre alt oder ebensowenig das eine wie das andere.

Noch einmal blickte er sich um in dieser friedlichen, für ihn so er-

Digitized by Google

innerungsreichen Stube mit den hin und her gleitenden Sonnenflecken. Dann setzte er seine Wanderung fort, überzeugt, daß jetzt er die ganze Sache in die Hand nehmen müsse, weil er die Macht dazu besaß. Auf der Diele schob er den Riegel vor die Flurtür, damit ihn und den Grafen während ihrer Unterredung niemand überraschen sollte. Vor allem wollte er nun den Grafen beruhigen, damit dieser sich in der Verwirrung nicht verriete und das Unglück noch größer machte. Er nahm seine Tasse mit Tee, die er vorhin draußen auf dem Tisch hatte stehen lassen, und ging damit ins Studierzimmer.

„Ich habe vor Schreck meinen Tee im Gang stehen lassen, als ich Sie vorhin auf den Hof kommen sah, Tod und Teufel auf den Fersen", sagte er zum Grafen, während er die Tasse auf seine Schatulle setzte. „Aber jetzt wollen wir die ganze Sache ruhig betrachten und uns Zeit zur Überlegung gönnen. Ich möchte Sie ungern von mir fortlassen, bevor ich Sie still und gefaßt sehe, so daß sie wirklich vernünftig handeln können."

„Das wird kaum etwas nützen, Pastor Castbierg. Ich kann auf die Dauer nicht lügen. Zwar sehe ich, daß ich mich jetzt der Gräfin gegenüber dazu gezwungen habe, als sie dalag und vor meinen Augen beinahe erstickt wäre vor Angst; aber sobald sie gesünder wird und die Gefahr nicht mehr so drohend ist, kann ich es nicht mehr — und ich kann nicht lügen fremden Leuten gegenüber, die ich verachte —"

„Wenn Sie das buchstäblich nicht können, dann — ja, dann ist nichts zu machen; aber ich möchte das nicht glauben. Bedenken Sie doch: Wenn es zum Prozeß kommt und Sie wie ein gewöhnlicher Verbrecher verurteilt werden, so ist das gleichbedeutend damit, daß Sie Ihre Frau töten und Ihre Kinder unglücklich machen. Sobald wir merken, daß Ihre Frau es ertragen kann, die Wahrheit zu hören, wollen wir sie ihr mitteilen; Ihre Feinde aber dürfen sie nie erfahren."

„Wenn sie sie wenigstens erfahren darf! — — Aber ich habe Furcht vor mir selbst. Es wird einfach aus mir hervorbrechen andern gegenüber, — zum Beispiel meinen Eltern werd ich es sagen, sobald ich sie sehe, ehe ich mich dessen versehe, und ohne daß ich mich beherrschen kann. Ach, Pastor Castbierg, ist es nicht auch ein Unrecht, zu schweigen? Haben Sie den Mut, die Verantwortung auf sich zu nehmen?"

„Den Mut hab ich allerdings. Und ich versichere Ihnen, Graf Trolle, daß Sie eine große Sünde begehen, wenn Sie einem Fremden die Wahrheit offenbaren."

„Eine Sünde? Eine Sünde? Kann ich das denn glauben? Wird sie weiterleben können, werde ich mit gutem Gewissen weiterleben können? Herr Gott! Pastor Castbierg, haben Sie den Mut, die Verantwortung dafür auf sich zu nehmen?"

„Ja, lassen Sie mich die Verantwortung tragen, bis Sie selbst die Ruhe und Kraft dazu gewinnen. Falls Sie aber diese Stärke niemals erlangen, will ich die Verantwortung tragen, so lange ich lebe, und will sie bis vor Gottes Thron mit mir nehmen."

„Aber Sie müssen mir erlauben, mit Ihnen darüber zu reden, so oft es sein soll, so oft ich mich dadurch verwirrt fühle. Mathilde, es geschieht um deinetwillen!"

Digitized by Google

Krampfhaft schluchzend brach der Graf in sich zusammen.

Der alte Pfarrer beugte sich über ihn und klopfte ihm auf die Schulter: „So, Graf Trolle, jetzt müssen Sie sich zusammennehmen und ein Mann sein. Denken Sie an nichts anderes als an Ihre Frau und Ihre Kinder und an das, was ich Ihnen gesagt habe. Wenn Sie zu Gott beten können, so tun Sie es."

Der Pfarrer ging hin und trank einen Schluck Tee; dann spazierte er ein paarmal im Zimmer auf und ab.

„Wenn niemand außer Christian Hansen Bescheid weiß, so läßt es sich verbergen. Ich will heute abend zu seiner Mutter hinübergehen und mit ihr und ihren Angehörigen im Ostdorf reden. Die Leute sind zuverlässig, wenn man ihnen Vertrauen erweist. Wahrscheinlich treffe ich ihn selbst auch drüben, wenn er mit seiner Arbeit fertig ist. Übrigens", sagte Pastor Castbierg, indem er aufblickte, „hat mir meine Haushälterin erzählt, hier in Brindsted spreche man darüber, daß Christian zwei verschiedene Erklärungen über die Vorfälle in der Scheune abgegeben habe."

„Ja, ich habe wohl gehört, daß er den Knechten, als sie in die Scheune kamen, gleich eine falsche Erklärung gab."

„Der arme Junge! Wenn er sich nur nicht aus reiner Fürsorge, um Sie zu schonen, in etwas Verkehrtes verbohrt hat. Lieber Graf Trolle, was wir tun müssen, das steht für mich unzweifelhaft fest. Eine andre Sache ist es, was wir tun können. So lassen Sie uns mit gutem Gewissen vor Gott unser Bestes tun."

„Ich glaube, ich will jetzt gehen", sagte der Graf plötzlich und sprang auf in innerer Qual.

„Nein nein, Graf Trolle, setzen Sie sich wieder! Vorläufig müssen Sie hier bleiben, wenn nicht nach Ihnen geschickt wird, weil Ihre Frau stirbt. Lassen Sie mich Sie unterhalten und Ihnen etwas vorplaudern. Von diesem und jenem, was mir gerade einfällt. Mit Gottes Hilfe muß ich Sie doch wohl beruhigen können. Er ist doch der, von dem Ruhe und Tröstung kommen. Er hat auch vielleicht eine bestimmte Absicht mit dem, was geschehen ist, verfolgt, auf daß Sie von all der Unwirklichkeit, von allen diesen Narrenspossen befreit würden, die in der letzten Zeit hier in Brindsted betrieben worden sind. Das ist nämlich die allererste Illusion, die Gott uns Menschen nehmen muß: daß wir sündenfrei und vollkommen seien. Das glauben Sie nun auch sicherlich nicht mehr von sich."

„Gott hat mit dieser Sache nichts zu schaffen gehabt," erwiderte der Graf und preßte die Hände gegen sein Gesicht, „das dürfen Sie nicht sagen, Pastor Castbierg."

„Oh, er gebraucht oft seltsame Mittel. Ich will sagen: an und für sich finde ich kein so großes Unglück oder Unrecht darin, daß Magnus Jensen seine Schlechtigkeit mit dem Leben hat büßen müssen. Ich kann mir ja recht gut denken — selbst nach der verzerrten Darstellung, die man meiner Haushälterin im Dorfe gegeben hat —, wie es in Wirklichkeit im Ostmoor zugegangen ist. Soviel ist klar: wäre Magnus nicht in seinem Vorhaben gehindert worden, dann wäre es eben so weit gekommen, daß seine Bosheit keine Grenzen mehr gehabt hätte. Nein, er hat den Lohn für seine Taten empfangen."

Digitized by Google

„Ich bereue auch nicht, ihn niedergeschlagen zu haben!“ rief der Graf in wildem Ausbruch und mit funkelnden Augen. „Aber die Schande, die Schande, es leugnen zu müssen, ein unehrlicher Mann zu werden.“

„Ja, zu der Schande kann ich nichts sagen, darüber müssen Sie sich mit Ihrem eignen gräflichen Herzen abfinden. Vor Gott aber will ich es verantworten, daß Sie schweigen oder leugnen. Ich selbst habe im letzten halben Jahr oft bereut, daß ich mich aus schlaffer Gewohnheit habe davon abschrecken lassen, den Tod eines Mannes zu bewirken, gerade im geheimen.“

„Was sagen Sie?“

„Ja, es handelt sich um den Kätner Jens Nielsen aus der Filialgemeinde drüben, der von seiner Frau vergiftet wurde. Er ist der reine Teufel gegen sie gewesen, hat sie nicht bloß durch Prügel und Schläge mißhandelt — das konnte ihre unglaubliche Liebe zu ihm ertragen —, aber er war ihr untreu und verhöhnte sie obendrein wegen ihrer Eifersucht in so teuflisch boshafter Weise, daß ich ganz erstaunt war über solche Liebe und solche Bosheit bei Kätnersleuten. Außerdem trank er auch und verbrachte oft Tage und Nächte bei seinen Frauenzimmern. Letzte Weihnacht bin ich durch die Nachbarin zu der Frau gerufen worden, um sie zu trösten, aber gegen ihre Verzweiflung war nicht anzukommen. Der Mann war seit vier Tagen fort. Als ich nun am Abend in schneidendem Frost allein nach Hause fahre, da sehe ich ihn sternhagelbetrunken im Graben liegen und schlafen. Es wäre sein sicherer Tod gewesen, wenn er da liegen geblieben wäre, und ich habe ernstlich daran gedacht, vorbeizufahren. Aber dann hab ich ihn doch aufgenommen. Zwei Tage darauf hat sie ihn vergiftet. Ja, das bereue ich von Herzen; darin habe ich sicherlich gegen Gottes Willen gehandelt. Meiner Furchtsamkeit wegen kann sie jetzt ihr Leben im Zuchthaus verbringen. Ich hätte es eben auf mich nehmen sollen. Ich hätte die Verantwortung mit Gottes Hilfe viel besser tragen können, als sie, das arme Geschöpf, nun ihre Tat tragen kann.

Der Pfarrer bemerkte mit Freuden, daß er die Aufmerksamkeit seines Zuhörers gefesselt hatte, und er sann darüber nach, ob er den Grafen nicht allmählich ganz von dem Gedanken an Magnus Jensens Tod abbringen könne. Doch im Augenblick konnte er kein passendes Gesprächsthema finden. Da kam ihm der Graf selber zu Hilfe:

„Das ist wahr, das ist wahr, Pastor Castbierg! Vielleicht wäre es richtig gewesen, ihn liegen zu lassen! Ein rechtschaffener Mann kann es aber nicht verheimlichen, er muß es zur Anzeige bringen und seine Strafe auf sich nehmen. Das ist das Entsetzliche daran: man kann so etwas nicht verheimlichen!“

„Hm,“ entgegnete der Pfarrer, „Sie sind der Ansicht, daß man die Obrigkeit abschaffen kann und soll, und doch soll die Obrigkeit darüber entscheiden, ob Sie ein rechtschaffener Mann sind oder nicht.“

„Solange man die Obrigkeit hat, muß —“

„Dummes Zeug! Albernheit und Torheit! Sie machen zu wenig und zu viel aus der Obrigkeit. Die Obrigkeit ist stets göttlich, Graf Trolle; an ihr können und dürfen wir Menschen nicht rütteln, und erst recht dürfen wir sie nicht abschaffen. Aber die Obrigkeit und ihre Gesetze gehören der menschlichen Gesellschaft an; solange eine Sache nichts mit

Digitized by Google

der Gesellschaft zu tun hat, sondern nur Sache des oder der Einzelnen ist, solange geht sie auch die Obrigkeit nichts an. Im privaten Leben haben wohl die meisten Menschen mehr oder weniger ihr eignes Gesetz; aber wir Christen haben uns nach dem Gesetz des Herrn Jesus zu richten."

„Nach dem Gesetz des Herrn Jesus? Aber Jesus verbietet nicht bloß, einen andern totzuschlagen, sondern auch schon, zornig zu werden oder überhaupt Böses mit Bösem zu vergelten, wenn es sich auch um etwas noch so Geringfügiges handelt."

Der Pfarrer schüttelte ungeduldig den Kopf: „Wir Christen richten uns nach Jesu Gesetz, nach dem Gesetz der Liebe; alle seine andern Gebote gehen auf in diesem einen Gesetz der Liebe; und hier in der Welt der Sünde bedeutet das, daß sich alle übrigen Gebote nach dem Liebesgebot richten und sich vor ihm beugen müssen. Jesu Gesetz ist ein lebendiges Gesetz, ein auf und ab wogendes Gesetz, worin nur das Ziel feststeht, und worin alle Einzelbestimmungen allein dazu dienen sollen, daß das Leben des Gesetzes bewahrt bleibe; und das Leben in Jesu Gesetz ist die Liebe. Darum hätte ich am liebevollsten und am richtigsten gehandelt, wenn ich Jens Nielsen im Graben hätte liegen lassen, darum handeln Sie am richtigsten und liebevollsten, wenn Sie verschweigen oder, wenn nötig, leugnen, daß Sie Magnus Jensen getötet haben."

„Aber die Ehre, Pastor Castbierg! Ich werde Zeit meines Lebens wissen, daß ich ein ehrloser Mann bin!"

„Die Ehre! Wie können Sie davon sprechen, wenn Sie vor der Frage stehen, ob Sie Ihre Frau und Tochter töten und zugrunde richten sollen! Die Ehre gehört der Öffentlichkeit, der Gesellschaft, der Welt an und wird zusammen mit ihnen vergehen. Die Liebe aber ist ewig wie meine eigne Seele. Sie sprechen von der Ehre. Darf ich fragen, warum Sie kein Duell mit Weber Christoffersen ausfechten? Wenn er eine Mistgabel bekäme und Sie eine Hundepeitsche, dann wären die Rollen ja wohl gut verteilt."

„Sie sollten mich nicht verhöhnen, Pastor Castbierg!"

„Ich hätte gewiß Veranlassung dazu! Sie haben zu viel von einem Grafen an sich und zu wenig von einem Manne. Sache eines Mannes ist es, klug und fest zu sein. Überlassen Sie die Ehre den — Weibern. Das, was die Männer Ehre nennen, ist gewöhnlich bloß Eitelkeit."

„Auf welcher Seite hat denn die Liebe ihren Platz?"

Der Pfarrer lachte ein wenig: „Na, habe ich Sie schon so weit, daß Sie anfangen, sarkastisch zu werden? Liebe sollen Männer und Weiber üben."

Es entstand eine kleine Pause; dann fuhr der Pfarrer fort: „Die Liebe offenbart sich in erster Linie stets gegenüber denen, die wir kennen und schätzen; Liebeswerke gegen die Menschheit und auf die Entfernung hin gibt es in Wirklichkeit nur sehr selten, und sie treffen fast nie das Ziel. Nein, wenn wir über den Kreis unsrer Allernächsten hinausgehen, so tappen wir beinahe im Dunkeln. Wir wissen selten, ob wir unsern Mitmenschen mit dem, was wir für sie tun, schaden oder nützen. Außerdem hat die Sache das Gute, daß wir kein öffentliches Lob erhalten für das, was wir an unsern Allernächsten tun."

„Die Obrigkeit!" rief der Graf. „Ich komme nicht um die Obrigkeit

Digitized by Google

herum!“ Er war offenbar während der letzten Worte des Pfarrers mit seinen Gedanken nicht bei der Sache gewesen.

„Hm!“

„Ja, es ist wohl möglich, daß das meinen eignen Theorien entspricht — —“

„Ihren eignen Theorien! Nennen Sie das gekünstelte Zeug nicht Ihr Eigentum. Diese entstellten Tolstoischen Theorien sind nur dazu da, daß man in einer Versammlung davon sprechen, daß man sich etwas darauf einbilden kann; das bißchen natürliche Tüchtigkeit und Geradheit, das sich bei den Leuten findet, wird durch diese Theorien ganz vernichtet. Sie werden bald zu fühlen bekommen, Graf Trolle, wie die Brindsteder Herrn Jensens Engelstheorien Ihnen gegenüber in die Praxis umsetzen werden.* Nein, gehen Sie ins Ostdorf hinüber, wo die Leute noch ihre wohlerhaltene jütländische Natur und ihr altes Christentum haben, da werden Sie einen Gedankengang finden, der dem meinen durchaus entspricht. Nicht nur die Natürlichkeit und der Sinn für die Wirklichkeit sind bei den meisten Leuten im Westdorf vernichtet worden durch all dieses moderne Gewäsch, selbst ihre Herzensmilde und ihre natürliche Gutmütigkeit haben dadurch Schaden gelitten. Ich übergehe die Obrigkeit durchaus nicht, wenn ich sage, daß es Gebiete gibt, auf denen sie nichts zu suchen hat. Wenn Sie es dagegen mit Ihren angelernten Theorien wirklich ernst meinen, — dann würden Sie bei einer solchen Gelegenheit überhaupt nicht an die Obrigkeit denken!“

„Es ist ja auch gleichgültig, ob die Sache richtig ist oder nicht,“ erwiderte der Graf, „aber so viel weiß ich, daß ich nach diesem Vorfall keine frohe Stunde mehr haben werde.“

„Hm, keine frohe Stunde!“ sagte der Pfarrer und schob die Augenbrauen in die Höhe, „Sie sind jetzt auch in dem Alter, daß Sie auf die frohen Tage zu verzichten imstande sein müssen. Wenn wir bloß unsern Seelenfrieden bewahren können, dann sollen wir in unserm Alter Gott danken.“

Die Gedanken des Grafen waren augenscheinlich wieder anderswo. Der Pfarrer ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und blickte von der Seite bekümmert nach ihm hin.

„So, Graf Trolle, jetzt dürfen Sie nicht Trübsal spinnen. Lassen Sie mich Ihnen das mit der Obrigkeit und Jesu Gesetz etwas näher erklären; dann können Sie darüber nachdenken; das ist besser für Sie.

„Ach ja, ach ja, sprechen Sie weiter, Pastor Castbierg,“ sagte der Graf und blickte ängstlich auf, „sonst ertrinke ich in meinen eignen Gedanken.“

Der Pfarrer betrachtete ihn mitleidig: „Ja, es ist immer gut, unter solchen Umständen einen Menschen, der einem freundlich gesinnt ist, reden zu hören. Das stählt den Sinn und verteilt die Gedanken, wie meine alte Tante es vom Kaffee behauptete. Sehen Sie: daß es eine Obrigkeit gibt mit ihren unbeugsamen Gesetzen, die so tot und so hart sind wie Stein ... das ist Gottes Antwort auf die Sünde der Welt, das ist eine göttliche Ordnung, weil diese Welt, weil die menschliche Gesellschaft der Sünde verfallen ist. Dieses Gesetz soll alle Menschen und alle Fälle über

* Es handelt sich um überspannte Predigtinhalte eines Wanderpastors, der pseudourchristliche Ideen und allerlei Utopisches predigt.

Digitized by Google

einen Kamm scheren, und es muß ein hartes Gesetz sein; denn es ist besonders für den Abschaum der menschlichen Gesellschaft eingerichtet, für die Verbrecher und Schurken. Dieses Gesetz ist eine Geißel Gottes, die die Menschen ungern ertragen; sie wollen stets, daß man versuchen soll, die Rute beiseitezulegen oder ganz abzuschaffen. Darum sollen die Gesetze und die, die sie handhaben, über die Gesellschaft erhaben sein und über sie herrschen; und darum, Graf Trolle, gehört meiner Ansicht nach alles das, was ihr Volksregierung und Parlamentarismus usw. nennt, schlechthin zum Bösen, zum Wesen des Teufels. Der Herrscher, der König ist stets Gottes Gesalbter; denn mag er an sich gut oder schlecht, mag er persönlich dem Gesetz gehorsam sein oder nicht, stets wird er im eignen Interesse darauf sehen, daß die andern, der Staat, dem Gesetz gehorchen müssen. An dieser Ordnung darf niemand rütteln, und es hätte auch gar keinen Zweck; denn solange die Welt böse ist und doch bestehen soll, wird diese Ordnung stets sofort von selbst wiederkehren, nachdem sie für eine kurze Zeit gestört worden ist. Aber je weniger man mit diesem Gesetz der menschlichen Gesellschaft, mit dem Gesetz der Welt zu schaffen hat, desto besser; denn hinter dem Gesetz liegt das Leben: das Leben der Herzen, der Einzelnen wie das Leben des Volkes. Hier, im privaten, lebendigen Kreise, muß jeder sich einrichten, wie er kann, und er tut es im allgemeinen auch; aber ich glaube, daß hier in diesem Reiche der Freiheit Jesu Gesetz das beste von allen, ja in Wirklichkeit das einzige ist, weil es sich in dem einen Gebot offenbart, daß wir einander lieben sollen, wie er uns geliebt hat."

„Es heißt in den Geboten: Du sollst nicht töten! Sie aber hätten sich nicht davor gefürchtet, Jens Nielsens Tod zu verursachen. Und Jesus sagt: Du sollst deinem Beleidiger nichts Ables tun! Halten Sie denn gar nichts von der Bibel und den Geboten, Pastor Castbierg?"

Der Pfarrer schüttelte den Kopf: „Es ist nicht leicht, mit Ihnen fertig zu werden, Graf Trolle. Ich will Ihnen etwas sagen: Ich halte mich an die alte Lehre, daß in jedem Worte der Bibel Gottes Odem lebt; und ich glaube, daß an nichts in diesem Buch gerüttelt werden kann; ja, was noch mehr ist: ich habe nie einen Drang verspürt, an den Worten der Bibel zu rütteln. Aber wenn man das Buch mit sich ins Reich der Freiheit nimmt, dann sind seine Worte nicht mehr bloß geschrieben, sondern dann werden sie zum lebendigen Gesetz. Ich möchte versuchen, Ihnen die Bedeutung des Wortes »lebendig« zu erklären. Ich weiß, Graf Trolle, daß Sie Wert darauf legen, daß man die Frühjahrssaat sehr früh sät, am liebsten zu Anfang April —"

„Ja, darauf lege ich allerdings großen Wert."

„Ich weiß, Sie sagen, auf die Feuchtigkeit im Mai und Juni sei kein Verlaß, darum müsse das Getreide früh gesät werden, damit es in der Winternässe, die noch in der Erde ist, Wurzeln schlagen kann."

„Es ist mir noch nie mißlungen. Ich bin jetzt fünfundvierzig Jahre alt, aber es ist mir noch nie mißlungen."

„Die Regel ist also an sich recht gut."

„Sie trifft unbedingt das einzig Richtige!"

„Gewiß. Aber Sie werden doch zugeben, daß die Hauptsache, das, worum sich das Ganze dreht, der gute Ausfall des Ertrages ist; vor dieser Rücksicht muß auch jene Regel weichen; nehmen Sie einmal den

Digitized by Google

Fall an, der Winter dauere bis weit in den April hinein, so daß Sie des Frostes oder des Wassers wegen gar nicht in die Erde hineinkommen — —"

„Ich sage Ihnen, Pastor Castbierg: säen Sie Ihre Saat frühzeitig. Und hüten Sie sich, hüten Sie sich vor dem Mai! Dann werden Sie stets einen guten Ertrag bekommen!"

Der Pfarrer blickte sich ziemlich ratlos um: „Die europäischen Landleute können keine sehr hellen Köpfe sein, da die unsern die klügsten von allen sein sollen."

„Ja, Gott verhelfe uns dänischen Landleuten zu größerer Klugheit!"

„Das meine ich auch!"

Der Pfarrer blickte verstohlen nach dem Grafen hin, vergnügt darüber, daß er es so gut verstanden hatte, ihn auf andre Gedanken zu bringen.

„Aber lassen Sie mich ein andres Beispiel wählen", fuhr er fort. „Schach ist ein unterhaltendes Spiel, weil es dem Leben so ähnlich ist. Dieses Spiel aber können wir übersehen und Vernunft darin finden, während wir das beim Leben nicht können. Trotzdem ist das Schachspiel ein Abbild des Lebens und auch bis zu einem gewissen Grade des lebendigen Gesetzes. Nun wissen Sie, daß das einzige Ziel beim Schachspiel darin besteht, den König des Gegners zu schlagen und den eignen zu behalten. Das ist sozusagen das einzige Gesetz und die einzige Regel des Spiels; und doch gibt es noch eine Menge andrer Spielregeln, die gut und zweckdienlich sind, die sich aber auch alle nach dem Hauptziele richten und vor ihm zurücktreten müssen. So sind wir gewiß darin einer Meinung, daß wir nach Beseitigung der leichten Offiziere es mit der Rochade gegen den Königsturm versuchen müssen. Wohlgemerkt: wenn es mit Rücksicht auf den König angängig ist. Nehmen Sie nun einmal den Fall an, daß der König inzwischen plötzlich bedroht worden ist. Ihn zu verteidigen, darauf kommt es ja in erster Linie an. Dann schieben wir die Rochade auf; und vielleicht lassen wir sie gänzlich fallen. So ist es mit allen Regeln im Schachspiel. Nur die eine behauptet sich stets, daß mein König leben und der feindliche König sterben soll. So ist es auch mit allen Geboten im lebendigen Gesetz, außer dem einen, das Jesus den Menschen zu allerletzt gab: Liebet einander, wie ich euch geliebt habe! Davor müssen sich alle Gesetze beugen. Es gehört natürlich Verständnis dazu, um ein solches lebendiges Gesetz zu gebrauchen; aber dieses Verständnis gewinnen wir, wenn wir im Glauben an ihn leben, der selber die Wahrheit und das Leben ist. Der Glauben äußert sich eben im moralischen Leben als Urteilsfähigkeit, und ohne die Urteilsfähigkeit des Glaubens ist eigentlich alle Freiheit unmöglich. Fehlt sie, so soll man sich lieber zum Sklaven des steinernen Gesetzes machen und mit seinem ganzen Leben in der Welt der Obrigkeit, Öffentlichkeit, des Ansehens, des Geldes leben, kurz: in der Welt des Todes. Eben das tun die menschlichen Maschinen, die man Spießbürger nennt.

„Ja, ich entsinne mich, daß Sie von der Urteilsfähigkeit des Glaubens schon früher gesprochen haben; aber ich weiß nicht, wie der Glaube Urteilsfähigkeit hervorbringen kann. Dann haben die Leute in Brindsted sowie Pastor Jensen auch gesagt, wenn man sich über das Gesetz ein Urteil bilde, so werde das Ganze ein Kopfkissen für uns — oder ein Schlafkissen, so hieß es wohl . . ."

Digitized by Google

„Meinen Sie nicht, Graf Trolle, daß der Umstand, daß Sie an Ihre Frau glauben und sie lieben, Ihnen ein gewisses Urteil darüber ermöglicht, was sie gut und schlecht nennt, und auch ein gewisses Urteil darüber, was Sie selber tun müssen und was Sie zu unterlassen haben? Ich will Ihnen etwas sagen: Als Sie vor etwa zwanzig Jahren als der junge Graf und arme Verwalter Karl Schwartau Trolle nach Söttrup kamen, da wußte ich nichts andres von Ihnen, als was lose, boshafte Gerüchte erzählten. Als Sie sich ein Jahr später mit der jungen Mathilde, der Jungfer Mathilde auf Söttrup, wie sie genannt wurde, verlobten, da wußte ich auch noch nicht viel mehr von Ihnen; aber ich konnte es Euren Augen ansehen, daß Ihr beiden Menschenkinder aneinander glaubtet; zugleich war ich auch davon überzeugt, daß Sie ungefähr dasselbe Urteil wie Mathilde Kjeldgaard über Gut und Böse haben oder bekommen mußten. Sonst hättet Ihr Euch nicht so gläubig und mit so gutem Gewissen ansehen können."

Der Graf weinte wie ein Kind.

„Ja, seit jener Zeit habe ich Sie sehr gern gehabt, Graf Trolle, und ich habe Sie immer noch gern. Nun, wer an Gott glaubt, muß ihm mit gutem Gewissen in die Augen sehen können. Und es schärft unser Verständnis dafür, was er in jedem Augenblick getan oder nicht getan wissen will. Das kann unmöglich zu einem Schlafkissen werden, wie jene Leute sagen."

Der Pfarrer ging an den Schrank und trank seinen Tee aus.

„Aber es bekümmert mich, so ein Gerede nicht bloß von einem Windbeutel wie Herrn Jensen, sondern auch von ordinierten Pfarrern zu hören. Das ist gerade das Häßliche bei vielen Pfarrern, daß sie Christi Gesetz ganz advokatenmäßig anwenden: bald nennen sie es unverletzlich, wenn sie meinen, sich durch solche Rede zum Ritter und Musterchristen machen zu können; bald ist es nur ein ideales Gesetz, mit dem die Sünder gar nicht fertig werden können; wenn es nämlich ihrem feigen Nahrungsstreben, ihrer Geldgier und ihrem jämmerlichen Trachten nach Ansehen in den Augen der Welt paßt.

Ich habe erst neulich ein gutes Beispiel für dieses Verfahren erlebt, von dem ich Ihnen gern erzählen kann. Es handelt sich um einen mir bekannten Pfarrer, der von seiner ersten Frau getrennt gelebt und sich kürzlich wieder verheiratet hat. Es ist viel über diese Sache geschwatzt und geklatscht worden. Schließlich kam sie auch auf dem Pfarrerkonvent der Harde zur Sprache, wobei ich zugegen war. Ein paar ältere Pfarrer faßten die Geschichte ganz vernünftig auf und ganz gesetzmäßig nach dem dänischen Recht und Gesetz, das diese Heirat gestattet. So viel konnte ihr Kopf begreifen, daß es, wenn man die Ehre und den Vorzug genießen will, königlich dänischer Beamter zu sein, ehrlos und unziemlich ist, wie ein ungetreuer Dienstbote die Bestimmung Seiner Majestät des Königs zu verhöhnen. Aber ein paar junge Prahlhänse, die auch anwesend waren, fuhren auf und schwatzten, daß eine Adresse in Umlauf gebracht werden müsse, um die Absetzung des Pfarrers zu erreichen, und daß der Mann unmöglich ein Christ sein könne, da er Christi Gebote übertreten habe. Pastor Madsen, den Sie neulich auf der Versammlung gesehen haben, war der Eifrigste darunter. Nun haben diese jungen Burschen — was ich ihnen auch gesagt habe — seitdem sie auf

Digitized by Google

eignen Füßen stehen konnten, nie etwas andres getan, als Christi Gebote übertreten. Aber die Ehrlichkeit ihres Christentums will ich kein Urteil fällen, denn es ist in ihrem Leben nie irgendwie sichtbar zum Ausdruck gekommen; dagegen haben sie ehrlich und redlich gekämpft und gestrebt, ihre Zeit und jede sich bietende Gelegenheit dazu benutzt, Geld zusammenzuscharren, sich zu sichern, vorwärts zu kommen und weltliches Ansehen zu gewinnen. Das sind Übertretungen, die sich ganz und gar nicht entschuldigen, geschweige denn rechtfertigen lassen mit dem Ziele: daß sie dadurch in den Stand gesetzt würden, ein innigeres, innerlicheres Christenleben zu führen. Ferner: wenn ein Mann Christi Gesetz übertritt, wie dieser Pfarrer es meiner Ansicht nach jedenfalls getan hat, indem er sich nach der Scheidung von neuem verheiratete, so schreien und heulen diese Narren: der Mann kann kein Christ sein, denn er hat Christi Gesetz übertreten. Obwohl doch jeder zugeben muß, daß ein liebevolles, häusliches Leben ebenso wichtig für ein gutes und reiches Christendasein ist, wie eine fette Pfründe und Geld auf Zinseszins dafür unnötig sind, und obwohl der Mann es so ernst mit der Ehe gemeint hat, daß er sein Ansehen und seine ökonomische Sicherheit dabei aufs Spiel setzte. Ich kenne ihn recht gut, und er redet immer sehr gern mit mir, obschon wir durchaus nicht dieselben Überzeugungen haben. So kann er zum Beispiel meine politischen Ansichten noch nicht verstehen; aber er ist ja auch noch nicht so alt wie ich.

Überhaupt: wenn ich Pastoren, wie sie heutzutage meistens sind, über unser Verhältnis zu Gesetz und Gnade sprechen höre, dann wirkt das, rein physisch, auf mich, wie wenn ein Junge mit dem Griffel etwas auf eine Tafel einritzt. Ich höre geradezu ein Kreischen der Unwahrhaftigkeit in meinen Ohren. So wirkt auf mich dieses häßliche Abpassen der ewigen Wahrheit nach praktischen, zeitlichen, augenblicklichen Zwecken. Stets ist es ein Ja und ein Nein. Bald tun sie so, als ob man kein Christ sein könne, wenn man ein Sünder sei, das heißt: ein bewußter, vor Gott schuldiger Gesetzesbrecher. Bald sagen sie, ein Mensch könne kein Christ sein, sofern er nicht erkenne, daß er ein Sünder ist, das heißt: ein bewußter, vor Gott schuldiger Gesetzesbrecher. In Wahrheit sind wir ja alle bewußte und vor Gott schuldige Gesetzesbrecher; aber es kommt darauf an, was wirklich für uns, im Handeln, das Ziel des Lebens ist; ob dieses Ziel mit demjenigen des Gesetzes Christi übereinstimmt, oder ob wir vielleicht für ein ganz anderes Ziel leben, zum Beispiel um Geld zu sammeln und Ansehen zu erringen. Was dagegen diese Pfarrer sagen, das ist Theologie! — — Sind Sie mir gefolgt, Graf Trolle?"

„Ja, ja, ich höre."

„Und Theologie, das ist: Ja und Nein. Theologie ist die Methode des Teufels, über Gott zu reden. Ho ho ho! Ich entsinne mich, daß mein alter Vater das bei einer ganz drolligen Gelegenheit gesagt hat. Soll ich Ihnen das auch erzählen?"

„Ach, ich wünschte, ich könnte immer so sitzen bleiben und Ihnen zuhören, Pastor Castbierg. Ich glaube beinah, dann würde ich alle meine Sorgen vergessen. Jetzt muß es doch auch mit Mathilde besser stehen, da gar keine Nachricht kommt."

Digitized by Google

Aus dem Roman „Anders Hjarmsted"

[Anders Hjarmsted hat in der Nähe von Proprietär Faurholt ein Gut gekauft; beiden zusammen und andern Gemeindegliedern steht ein gemeinsames Besitzrecht am Pajmoor zu. Faurholt aber hat, unrechtmäßig, darauf gesät. Anders empfindet das als Rechtbruch und läßt sein Vieh in Faurholts Feld. Persönlich stehen sie einstweilen gut. Auch liebt Anders Faurholts Tochter Gjatrid, und Faurholts Sohn Niels liebt Anders' Schwester. Dem starren, irrenden Rechtsinn des Anders steht aber seine Rechtauffassung über allem. Gjatrids Liebhaber, der Hardesadjunkt (Gerichtsassessor), ist natürlich dem einflußreichen Eingesessenen zu Diensten gegen den eingekauften Anders. Er verschleppt den Prozeß monatelang.]

Etwa acht Tage nachher bekam Anders einen Brief vom Proprietär Faurholt, ob Anders und seine Schwester nicht Lust hätten, morgen zur Kaffeezeit nach Stavn zu kommen. Es wäre da etwas mit den Rindern vom Bjerrehof, die im Pajmoor in die Gerste gegangen wären; wie er glaube, könnten sie das am allerbesten bei einer Tasse Kaffee bereden und in Ordnung bringen. —

Als Anders und Kirstine auf Stavn ihre Sachen in den Flur hängten, kam Kristen Faurholt aus seinem Kontor heraus und begrüßte sie mit seinem gewöhnlichen freundlichen und warmen Lächeln. Er führte sie in die Wohnstube, wo der Kaffeetisch gedeckt stand, und wo Madam Faurholt am Fenster saß und nähte. Sie sagte eben noch Gutentag, gab sich aber im übrigen so ziemlich den Anschein, als wären die Fremden nicht zugegen.

Jungfer Gjatrid kam mit dem Kaffee herein, und bot die Wirklichkeit und sich selbst gegenüber Kirstine in einem hurtigen, warmen Blick, als sie grüßte; aber sonst war auch sie stumm und abweisend. Und Niels desgleichen.

Kristen Faurholt war der einzige, der für die Unterhaltung sorgte, denn von seinen Gästen erhielt er auch nicht viel Hilfe. Er sprach von Landwirtschaft, Gemeinderatssitzungen und vielen andern gleichgültigen Dingen mit einer Lebendigkeit und einem Interesse, daß Anders sich sehr wundern mußte.

Sobald der Kaffee getrunken war, sagte Faurholt, nun sollten die jungen Leute zusammen in den Garten gehen und sich die Zeit vertreiben, bis man zu Abend äße. „Denn so wollen sie's doch am liebsten haben. — Aber gebt nur acht, daß ihr etwas von dem Besuch habt, denn es ist ja möglich, daß ihr euch zum letztenmal auf die Art zu sehen bekommt. — Ja, ja, es kommt ja darauf an, wie wir heute abend über das Pajmoor werden reden können."

Als die vier jungen Leute — denn Sara und die Knaben hatten selber den Takt, sich zurückzuhalten — eine kleine Weile umhergegangen waren und schweigend Stachelbeeren verzehrt hatten, sagte Niels: „Ich glaube wirklich, die Alten sind uneinig, wie es werden soll. Wie saß Mutter denn da! — und Vater sprach die ganze Zeit allein."

„Oh, das sind gewiß keine großen Dinge, wegen deren sie uneins sind", sagte Gjatrid. „Vater wollte gewiß bloß versuchen dürfen — —"

Digitized by Google

„Ach ja," rief Kirstine: „ob Anders nicht friedlich gestimmt würde, wenn er erst gesprochen hätte, — — wenn wir hier draußen gewesen wären. — "

„Nein, das hab ich nicht gemeint, — " sagte Gjatrid.

Die beiden jungen Mädchen vertieften sich eifrig in die Pflückarbeit.

„Es kann ja auch gleichgültig sein, was die Alten gewollt haben", sagte Anders kurz darauf. „Danach brauchen wir uns ja nicht zu richten."

„Ich glaube doch nicht, daß Niels damit vorankäme, wenn er seinen Eltern Widerstand leisten wollte", sagte Gjatrid.

„Und du selbst — Sie selbst?" fragte Anders. Er hätte gewiß mehr gesagt, unterbrach sich jedoch, weil er sich so versprach.

„Ich weiß nicht. — — Ach, wenn ich nur wüßte, wie Mutter es aufnähme, was sie tun würde, wenn ich — "

„Ach, sie würde rennen und hüpfen, das würde sie!" rief Anders. „Was sie tun würde! — wäre ich es, ich gäbe ihr an andere Dinge zu denken!"

„Nein, nein, — sie meint es ja stets am besten", sagte Niels. „Es gibt doch niemand, der uns lieber gehabt hat, als unsre Eltern."

„Und es gibt auch niemand, der uns mehr Schaden zufügt, als sie," sagte Anders, „wenn wir sie eben nicht daran hindern."

„Mir scheint übrigens, daß ihr, du und Gjatrid, wohl »du« zueinander sagen könntet", meinte Niels zu Anders.

„Ja", sagte der.

„Was, Gjatrid?" fragte ihr Bruder.

„Ja, das können wir ja gut", antwortete sie.

Nun pflückte man längere Zeit hindurch Beeren. Niels sah mehrere Male gleichsam fragend oder aufforderndnach Anders hin, jedoch ohne Resultat.

Da sagte Gjatrid zu Kirstine: „Mir scheint, du und Niels, ihr solltet auch »du« zueinander sagen."

Die beiden, von denen die Rede war, pflückten eben an demselben Strauche und gaben einander selbstvergessend die Hand, ohne daß einer von ihnen wußte, wer die Initiative dazu ergriffen hatte.

Hiernach war die Situation so inhaltsreich geworden und das Herz eines jeden so voll, — und sie hatten doch so geringe Fähigkeit, dem Ausdruck zu geben, wenn sie sich nicht küssen und umarmen durften nach ihrer Herzen Sehnsucht, — so daß sie sich unwillkürlich einander entzogen; — doch als die beiden jungen Mädchen sich so weit entfernt hatten, daß sie nicht gesehen werden konnten, warfen sie sich einander an die Brust und weinten in Freude und in Angst vor der Zukunft. — —

Kurz darauf wurden sie alle zum Tee hineingerufen.

Hardesadjunkt Fischer saß auf dem Sofa in der Wohnstube. Er erhob sich und begrüßte flüchtig die andern jungen Leute. Mit Jungfer Gjatrid begann er hingegen eine eifrige Unterhaltung, indem er von einem Besuch berichtete, den er kürzlich auf Östergaard abgestattet hatte.

Bei Tisch redete Kristen Faurholt häufig und freundlich mit Anders. Aber über ebenso gleichgültige Dinge wie am Nachmittag. Bald nachdem man sich vom Tisch erhoben hatte, sagte Faurholt: „Ja, Anders Hjarmsted, ich hab den Hardesadjunkten kommen lassen, weil wir ja über diese Pajmoor-Geschichte zusammen reden müssen; und da hab ich gemeint,

Digitized by Google

wir könnten vielleicht schneller zu einem Resultat kommen, wenn wir unser Gespräch in Anwesenheit der Obrigkeit führten. Nun will ich vorschlagen, daß wir drei ins Kontor gehen, — dann können wir besser — — —“ Der Proprietär fuhr fort, als sie drinnen waren: „Hören Sie mal, lieber Anders Hjarmsted, das wird ja etwas ganz Tolles damit, daß Sie so Ihre Rinder in meine Gerste gesetzt haben. Das ist verkehrt und kann niemals richtig werden, wie es nun auch später mit der Sache gehen mag.“

„Ach, richtig ist es wohl“, sagte Anders. „Die Gerste ist ja nicht die Ihre. Kann deswegen geklagt werden, so kann ebenso gut gegen mich geklagt werden, weil ich meine Rinder oben in mein eigenes Kleefeld setze.“

„Morgen vormittag wird ein rechtmäßiges Verbot gegen Ihr eigenmächtiges Vorgehen erlassen werden,“ sagte der Adjunkt — Anders hatte ihm halb den Rücken zugekehrt —, „und wenn Sie diesem Verbot nicht nachkommen, werden Sie täglichen Geldstrafen verfallen, die in kurzer Zeit bis zu mehreren Hunderten von Reichstalern steigen können.“

Anders sprach nur zu Proprietär Faurholt: „Sie haben nicht mehr Recht, im Pajmoor zu pflügen, als Sie es haben, im Garten des Bjerrehofs zu pflügen! — Hier können Sie sehen; ich habe meine Parzellierungskarte mit, hier steht es: das Pajmoor ist gemeinsames Eigentum aller seiner Anteilhaber, und es kann keiner von diesen sich einzelne Teile davon aneignen; daß doch niemand in anderer Leute Torfgrube gräbt.“

„Ja, da sehen Sie's! Aber dann hat wohl auch niemand die Erlaubnis, in andrer Leute Gerste zu weiden, lieber Anders.“

„Davon steht nichts da.“

„Sie können Herrn Proprietär Faurholt gerichtlich belangen sowohl wegen des Verbotes, wie auch der Moorbepflügung wegen. Aber so lange, bis das Urteil vorliegt, haben Sie sich nach dem Verbote zu richten“, sagte der Adjunkt.

„Dann darf Faurholt auch seine Gerste nicht nach Hause fahren, bis es entschieden ist“, rief Anders.

„Doch, das steht ihm frei!“ —

Wie hatte sein Vater darin doch recht, dachte Anders, daß die Welt ein Misthaufen von Lüge und Unrecht sei! —

„Aber es wäre ja viel einfacher,“ sagte Faurholt, „wenn Sie gutwillig Ihre Rinder aus der Gerste wegnähmen; dann sparten wir sowohl das Verbotsgeschäft, und Sie sparten die Klage gegen mich. Und obendrein könnten wir weiter Freunde sein. Es gibt gewiß noch mehr Leute als gerade mich, die das wünschen.“

„Nein, das will ich nicht.“

„Ja, sehn Sie, dann brauchen wir uns nicht länger zu unterhalten; dann wollen Sie ja Krieg, und dann sollen Sie ihn auch haben!“

Man erhob sich. Der Adjunkt beugte sich vor, um die Zigarrenasche an der Ofenplatte abzustreichen, und stieß bei dieser Bewegung mit seinen eckigen Schultern ziemlich hart an Anders, — ohne sich zu entschuldigen. Und da Anders in diesem Augenblick nur einer einzigen Sache mächtig war: ihn niederzuschlagen, ihn totzuschlagen, — so mußte er dazu schweigen. —

Wäre bloß Gjatrid nicht gewesen! — Aber jetzt *konnte* er nicht

Digitized by Google

gleich nach Hause gehn. — Die beiden andern begaben sich in die Wohnstube. Er blieb einen Augenblick im Hausflur draußen stehen. Kurz darauf ging er in den Hof hinaus und machte sich hinter dem Südgiebel zu schaffen, wo man von den Fenstern aus nicht gesehen werden konnte. Hier fand ihn Niels.

„Ich hab nicht gewußt, wo du bliebst. Da wollte ich dich draußen suchen, obwohl ich nicht glaube, daß Vater es gerne sah."

„Ja, wenn ihr euch danach richten wollt, was eure Eltern gern oder nicht gern sehen, — so bekomme ich Gjatrid nicht, und du bekommst Kirstine nicht."

„Ach, wenn ich nur Kirstinens selber ganz sicher wäre," sagte Niels, „dann —"

„Morgen kommt die Obrigkeit auf den Bjerrehof und will mir verbieten, deinen Vater an seinen Gaunerstreichen zu hindern. —"

Niels stand da und sah sehr nachdenklich aus, sagte aber nichts. — —

In diesem Augenblick hörten sie die schnarrende Stimme des Adjunkten drüben vom Hause her, und unmittelbar darauf kamen er, Gjatrid und Kirstine um die Ecke des Giebels zum Vorschein.

„Nein, wir wollen sehen, daß wir das Boot durch den Kanal in den Bach hinausbekommen, — es muß ja nach dem Regen viel Wasser drin sein", sagte der Adjunkt — wahrscheinlich zu Gjatrid.

Beinahe zugleich stand Kirstine vor Anders und sagte hurtig und flüsternd: „Sollen wir nicht heimgehen, Anders, sollen wir nicht heimgehen? Er will uns zum Segeln mit hinaushaben."

Der Adjunkt und Gjatrid waren bereits an dem Teich, wo das Boot lag. Anders sah die zwei da draußen segeln — und sich selber und Kirstine weit weg den Wiesenweg zum Bjerrehof gehen, — ohne helfen zu können, ohne zu wissen, was das bedeutete, — was daraus wurde.

Er hätte schreien können, — sagte jedoch ruhig und mürrisch: „Du kannst doch wohl gehn und mit dem Adjunkten segeln. Er tut euch wohl nichts."

Sie blieb stehen.

„Geh jetzt, Kirstine! — sonst kommst du nicht mehr mit!"

Sie konnte an der Stimme ihres Bruders hören, daß er es wirklich wünschte, und lief zum Boote hinab, das der Adjunkt soeben schon ins Wasser schieben wollte. —

„Muß denn auch Gjatrid es tun?"

Niels hörte wohl heraus, daß dies alles andre als eine ruhig hingeworfene Frage sei. Aber er konnte bloß antworten: „Kannst du es gar nicht verstehn?"

„Nein! — ich kann euch gar nicht verstehn!"

Sie sahen das Boot draußen auf dem Teiche und hörten den Adjunkten laut lachen. — Er ruderte das Boot zum „Kanal" hinüber, einer schmalen Rinne, die für etwas wie für einen alten Wallgraben galt, wodurch der Teich in Verbindung mit dem Stavner Bach stand, der an dem Hof vorbei in den Fjord hinausläuft.

Anders ärgerte sich darüber, daß der Adjunkt ihn hier stehn und gaffen sehen würde, aber er konnte sie nicht aus den Augen verlieren.

„Geschieht das auch, um nicht ihrer Mutter entgegen zu sein, wenn Gjatrid das tut?" fragte er.

Digitized by Google

„Ja."

„Was ihr für Menschen seid!"

„Ja, aber Anders, du willst ja lieber Gjatrid aufgeben, als daß du die Weide im Pajmoor einbüßen möchtest."

Anders konnte hierauf nicht antworten. Er mußte das Tatsächliche einräumen und konnte es gar nicht begreifen! — und er fühlte, daß er in keiner Weise sein Recht aufgeben konnte. — —

Schließlich sahen sie die beiden jungen Mädchen ziemlich schnell den Pfad vom Kanal herkommen. Kirstine hatte die Tour mit der Behauptung unterbrochen, jetzt absolut nach Hause zu müssen. Gjatrid konnte so ihre Wirtinnenpflicht als Grund gebrauchen, um sie zu begleiten. — Der Adjunkt ließ sich Zeit mit der Vertäuung des Bootes.

Als Gjatrid und Kirstine nach dem Südgiebel des Wohnhauses gekommen waren — wo, wie sie alle vier wußten, der Adjunkt und vielleicht auch andere sie beobachten konnten —, blickten sie einander unsicher und unstet an, weil die äußeren Verhältnisse so schlecht zu ihrem Gemütszustande paßten. Aber indem Anders Gjatrid wie zum Lebewohl die Hand reichte, sagte er gedämpft und rasch: „Gjatrid, hast du mich lieb?"

„Ja."

„Sollen wir es nun deinen Eltern sagen?"

„Nein, das kann ich nicht. Ach, ich weiß gar nicht, Anders, ob wir je zueinander kommen können." —

Niels fand es so seltsam, so gleichzeitig mit den andern zu freien; — er hatte schon Kirstinens Hand losgelassen, und die jungen Mädchen waren schon wieder weitergegangen, als er sagte: „Kirstine! — — willst du auch — willst du *meine* Braut sein?"

„Ja", — sagte sie, gerade als sie und Gjatrid um die Hausecke bogen und sich damit sozusagen auf der Bühne befanden, — das heißt: auf dem Hofplatz.

Niels blieb zurück, wegen seines Ungeschicks so glücklich und so mißvergnügt, daß er Anders gar nicht ins Gesicht zu sehen wagte. — —

Madam Faurholt war vollständig kalt abweisend zum Abschied. Kristen Faurholt dagegen, wie immer, freundlich: „Ja, ja, lieber Anders," sagte er, „dann sehn Sie uns morgen vormittag wieder, den Adjunkten und mich." — — —

Auf dem ganzen Wege nach Hause wurden zwischen Anders und seiner Schwester nur zwei Repliken gewechselt. Als sie ungefähr den halben Weg zurückgelegt hatten, sagte Kirstine: „Das war es doch, wonach er fragte: ob ich seine Braut sein wolle?"

„Und du sagtest doch selber Ja darauf", erwiderte Anders. Auch als sie nach Hause gekommen waren, redeten sie nicht zusammen; denn Anders merkte, daß seine Schwester ebenso überströmend froh war, wie er selber schweren und gequälten Sinnes.

[Nach endloser Verschleppung des aussichtlosen Prozesses ist Anders entschlossen, den Adjunkten, dem Faurholts ihre Tochter Gjatrid, Anders' heimliche Braut, als Wirtschafterin (!) zu dienen gezwungen haben, zu töten und so seiner von der Welt maßlos bedrückten Natur Freiheit, wenn auch nur eine kurze Freiheit, zu schaffen.]

Digitized by Google

Anders war mit dem Leben so seltsam zufrieden in diesen Tagen. Das bedeutete ja doch viel, daß, wenn man das Leben dabei opfern wollte, man den häßlichen Druck der weltlichen Ungerechtigkeit, der einem auf der Brust lag, beseitigen konnte; dann konnte man doch auf dem Fleck, wo man sich selber befand, Ordnung schaffen. Und Gjatrid gab er nicht auf; sie sollte sein werden, er wollte sie besitzen, bevor es geschah! —

Er bedauerte, ihr eine so lange Frist mit dem Brief gegeben zu haben, denn es mußte wohl als gegeben angesehn werden, daß sie den Brief aus diesem oder jenem Grunde — nicht an ihn befördern konnte, — ja, er mochte auch aufgefangen worden sein.

Er war jetzt von Eifersucht völlig frei — und überhaupt von allem hitzigen Drang, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Er war dessen gewiß, daß das nicht von Furcht herrührte; aber es war geradezu so herrlich zu existieren, jetzt, wo er vor diesem peinlichen Gerechtigkeitseifer Ruhe hatte, den er wohl von seinem Vater ererbt hatte; — jetzt, wo er darauf eingegangen war, ihm das Ganze zu opfern.

Er ging selber am Vormittag in die Kirche. Selten hatte er eine so starke Lust verspürt, die Kirche zu besuchen, — am meisten des Liedergesanges wegen; denn in der letzten Zeit ärgerte er sich häufig nicht wenig über die Predigten. Am Nachmittag machte er eine lange Fischfahrt draußen auf dem Fjord. Es war sehr klares Wetter, wie an einem trockenen Tage in regenreicher Zeit. — Er segelte weit hinein zwischen das Vorland und die Höhen, so daß er den Tanghof ganz deutlich sehen konnte. — Und den Kjeldhügel, — wo er damals drauflosgefahren war! — Das war die erste große Befreiung in seinem Leben gewesen, dachte er; nun kam bald die letzte.

Da war ein Schreien und Pfeifen und Trillern der Seevögel über dem Wasser; und drinnen vom Lande her hörte man die Frösche. Es war ein Limfjords-Frühlingsgesang, wie er ihn von Kind an kannte, — und heute abend klang er nun so ganz überirdisch schön. „Und der Himmel steht in Sang, und der Himmel steht in Sang", — schien es ihm zu sagen, je nachdem die Lautwellen stiegen oder fielen.

Trotz dem Widerstand des Alten ließ Anders den Ochsen* am nächsten Tage ein paar Rationen Futter geben, da immer noch niemand von Stavn der Tiere wegen kam. Er konnte den Spektakel nicht anhören, den sie machten. Übrigens wurde das Gefühl, außerhalb des Ganzen zu stehen, in ihm stärker und stärker; er meinte, merken zu können, wie es zunahm, fast Stunde um Stunde. — Gegen Nachmittag brachte er seine Pferde auf die Weide. Er wollte hinüber und eine Absprache mit Gjatrid treffen. Der Entschluß kam, gerade wie er es wünschte, ganz von selber. Er hätte ja ebensogut gestern hinübergehn, er hätte es auch bis morgen aufschieben können, — denn die zehn Tage waren noch nicht verstrichen; — aber nein, — nun *sollte* es heute sein. Das war ein so herrlich sicheres Gefühl. —

Er konnte immer noch weit auf dem Wiesenweg hin das Brüllen

* Ochsen vom Hofe Faurholts, die auf Anders' Gut zugelaufen waren und die er als herrenlos einfangen und bald versteigern durfte.

Digitized by Google

dieser unglücklichen Ochsen hören. Er war sehr mitfühlend gegenüber Tieren und versprach sich selbst, sobald er heute abend heimkäme, das Vieh freizulassen, mochte der Alte sagen, was er wollte. — Sonst war sein Vater auch alles andre als ein Tierquäler, aber er mußte ja etwas eigen im Kopfe sein, — offenbar war all diese Erbitterung und dann das Alter daran schuld.

Als Anders auf dem Wiesenweg noch ein Stück weiter gekommen war, merkte er doch, daß er jedenfalls eine Zeitlang das ferne Ochsengebrüll mit einem hohlen, aber noch schwachen Donner verwechselt hatte. Auch heute abend, am letzten Apriltag, waren, wie nun beinahe jeden Tag seit dem Sechsundzwanzigsten — große, blauschwarze Wolkenbänke aus Südwest heraufgezogen. Es war auch schwül, doch dabei wehten kalte Windstöße. —

Wenn man über die Heidehügel hinter Stavn gekommen ist, hat man die Landstraße eine halbe Viertelmeile südlich davon. An ihr liegt Harreby und in einiger Entfernung der Thinghof, das heißt die Wohnung des Hardesvogts mit dem Hardeskontor und dem Arresthause. An einem Seitenweg lag in der Nähe das Haus des Hardesvogtes.

Anders ging durch den Garten und durch die Haupttür auf der Ostseite des Hauses. Gerabeaus, am Ende des ziemlich schmalen und langen Flures war eine Tür, an der Seite links eine zweite. — Diese letztere Tür ging auf, gleich nachdem Anders in den Flur getreten war, und der Adjunkt trat aus ihr hervor. Es war ziemlich dunkel im Gange, doch es dauerte nur einen Augenblick, bis der Adjunkt Anders erkannte.

Anders sagte: „Gutentag. — Ist Jungfer Gjatrid anwesend?“

„Ich weiß nicht. Aber jedenfalls wünscht Fräulein Faurholt nicht mit Ihnen zu sprechen.“

„Doch, sie wünscht es. Und ich will mit ihr sprechen.“

„Das wird Ihnen nicht gestattet. Ich verbiete es Ihnen.“

„Ich habe Sie ja gar nicht danach gefragt“, sagte Anders mit etwas drohender Haltung und ging auf die Tür am Flurende zu.

„Gebrauchen Sie Gewalt in meinem eignen Hause?“ schrie der Adjunkt.

„Sie können es früh genug erfahren.“ — — In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und Gjatrid Faurholt betrat rasch den Flur.

„Der Adjunkt will mir verbieten, mit dir zu reden“, sagte Anders.

„Das können Sie nicht verbieten!“ rief Gjatrid, lief zu Anders hin und klammerte sich an ihn, indem sie den Arm um seine Schulter legte.

„Sie müssen doch wissen, Fräulein, daß es dem bestimmten Wunsche Ihrer Eltern widerspricht“, sagte der Adjunkt.

„Komm, Anders, wir wollen hinausgehn!“ sagte Gjatrid, indem sie einen schwarzen Strohhut ergriff, der an dem Kleiderrahmen im Gange hing. Dann lief sie zu der Flurtür hinaus. Anders folgte.

„Ob er uns nachkommen sollte?“ fragte Anders, als sie die Landstraße verlassen hatten und in die Heide hineinliefen.

„Ich denke doch nicht“, flüsterte Gjatrid.

„Aber steckt er sich nicht hinter deine Eltern?“

„Das mag wohl sein. Aber die werden doch kein Wesens daraus machen, zu rennen und nach ihrer Tochter im Heidekraut zu suchen. Dazu halten sie mich auch für zu gut.“

Gjatrid lief voran und zeigte den Weg. Sie kamen in eine Niederung

Digitized by Google

der Heide, wo eine Anzahl von Wacholderreisern stand. Zwischen diese setzten sie sich nieder.

„Hast du einen Brief von mir bekommen, Gjatrid?"

„Nein."

„Dann hat ihn jemand genommen. Ich wollte dich fragen, wann du mit mir in den Pfarrhof kommen möchtest? Ich habe den Trauschein gelöst."

„Ach ja, ich will, Anders, je eher, desto lieber! Denn jetzt hab ich nichts andres als dich. Und mir gilt auch das andre für nichts!" — Zugleich Jubel und Schluchzen bebten in ihrer Stimme. — Sie beugte sich zu ihm nieder, der etwas tiefer saß, und preßte seinen Kopf gegen ihre Brust. Er wurde ganz still. Er konnte ihr Herz schlagen hören.

Es dauerte lange, bis sie wieder zu reden anfingen.

„An welchem Tag reist die Wirtschafterin?" fragte Anders.

„In drei Tagen, am dritten Mai."

„Zu welcher Tageszeit?"

„Um Mittag. — Warum das?"

„Ja, denn es ist ja fast notwendig, daß sie fort ist an dem Abend, wenn ich komme und dich nach dem Pfarrhof hole."

„Es nutzt doch nichts, daß du mich holst", sagte Gjatrid.

Erst in diesem Augenblick wußte Anders, daß er an dem Abend, am 3. Mai, den Adjunkten töten und gleich darauf Gjatrid mit nach dem Pfarrhof nehmen würde. — Er dachte daran, ob er es ihr jetzt sagen sollte. Doch er meinte, es nicht zu können. Und sie hatte ja doch auch Zeit, ihm das Jawort zu verwehren, wenn sie nicht wollte — nach jenem.

„Wäre der Pfarrer nur zu Hause gewesen, so wäre es ja am allerbesten gewesen, jetzt hinzugehen", sagte Gjatrid, und sie neigte ihren Kopf und wurde rot. Anders küßte sie vielmals deswegen.

„Wann kommt er nach Hause?"

„Morgen wahrscheinlich", sagte Gjatrid. — „Dann gehst du wohl gleich zu ihm und sprichst mit ihm darüber, Anders. Denn er traut uns vielleicht nicht, wenn — — — ach ja — ob er uns überhaupt trauen will?"

„Das Beste ist, ihm gar nicht davon zu sprechen, bis wir beide da sind," sagte Anders und zog Gjatrid an sich; „dann hat er keine Bedenkzeit."

„Ja, aber glaubst du, daß er es tut, Anders?"

„Gewiß. — Wir können ihm ja sagen, daß, wenn er uns nicht trauen will, wir trotzdem Hochzeit halten, — auch auf der Stelle! Dann wird er schon tun, was wir verlangen. — — Aber, Gjatrid, du sollst nicht allein dahin gehen. Am liebsten will ich dich beim Adjunkten holen, — was, willst du das nicht?"

„Doch, — aber mir scheint, er könnte uns dann leicht sehn."

„Nein, ich werd schon — — auf ihn achtgeben. Und ich komme so zwischen zehn und elf."

Lange saßen sie zusammen draußen. Die Sonne war untergegangen, und es war ziemlich dunkel, denn immer noch brodelten schwarze Gewitterwolken aus Südwesten herauf, ohne daß jedoch hier südlich von den Hügeln Regen fiel. Es war, als verzöge sich das Wetter nach

Digitized by Google

Norden, wenn es ein Stück am Himmel heraufgekommen war, — über den Fjord hin. Die ganze Zeit hörte man auch fernen Donner, und es blitzte, nicht in Strahlen, sondern in breiten Lichtschimmern.

Sie konnten nicht weit nach Norden hin sehen wegen des Randes der Heidenniederung, nach Süden zu hatten sie dagegen eine sehr weite Aussicht von da aus, wo sie saßen, hauptsächlich über große, mit Heidekraut bewachsene Hügel. Da draußen fing man jetzt an, Feuer anzuzünden, es war ja der letzte Abend im April — der Walborg-Abend, wie man da in der Gegend sagt.

Es war wohl halb elf, als sie aufstanden und zurückgingen. —

Da war eine Sache, an der Anders nur mit Mühe festhielt, als er am Abend des nächsten Tages gegen halb zehn Uhr über die Wiesen nach Harreby zu ging, — das war dies: daß das Ganze sich bei dieser Gelegenheit so leicht als untunlich herausstellen konnte. Angenommen bloß, daß der Hardesadjunkt nicht zu Hause wäre, — dann könnte er ganz ruhig wieder zum Bjerrehof heimgehn. — Aber wieder und wieder vergaß er diese Möglichkeit, weil das andre auch möglich, ja wahrscheinlich war, — und so übermächtig, so groß, daß es bewirkte, daß er die Welt sofort als eine ganz andere empfand.

Als er auf den Rand der Stavner Hügel hinaufkam, sah er Licht im Hause des Adjunkten, noch jedoch nicht, in welchem Fenster. Aber es konnte nicht gut anderswo sein als in seinem Kontor, denn es war über zehn Uhr, und Gjatrid hatte gesagt, daß sie auf ihrem Zimmer um halb zehn das Licht löschen würde. Der Hofknecht hatte sein Zimmer draußen im Stallgebäude. — Also war der Adjunkt gewiß zu Hause. — Anders hob unwillkürlich den schweren Steinmetzhammer, den er in der rechten Hand hielt. Der saß gut, wo er traf, aber war ja etwas schwer zu handhaben. Er hatte ihn gewählt und weder Flinte noch Axt, die doch auch auf dem Bjerrehof zu finden waren, weil er ihn besser führen und gebrauchen konnte, ohne damit unnötiges Aufsehen zu wecken.

Als er noch zehn Minuten gegangen war, sah er deutlich, daß das Licht im Kontor des Adjunkten brennen mußte. — Er dachte daran, daß Gjatrid ihn möglicherweise jetzt kommen sah. Wahrscheinlich saß sie im Dunkel auf ihrer Kammer und starrte nach ihm aus. Sie würde ja erstaunt sein, daß er seinen Weg nicht nach ihrem Fenster nahm. — Aber — — — er wollte ihr nichts davon sagen, bis es geschehen war.

Die Außentür war nicht verschlossen. — Sie ging auf, als er die Klinke erfaßte. Es war soviel Licht im Korridor, daß er die Tür links, die ins Kontor führte, gut erkennen konnte.

Er öffnete sie. Der Adjunkt saß an einem großen Tisch und schrieb, so daß der Tisch zwischen ihm und dem Eintretenden war. Sein Gesicht war der Tür zugekehrt.

„Was wollen Sie?“ sagte der Adjunkt und sah Anders starr an.

„Fürs erste etwas mit Ihnen bereden.“

„Wollen Sie den Hammer vor die Tür setzen!“

„Was hat das zu bedeuten, daß Sie meinem Vater in der Nacht keinen Schlaf lassen?“

„Es wird Verhör über ihn abgehalten. — Wollen Sie den Hammer vor die Tür setzen! sage ich.“ Der Adjunkt sprang auf und ging, nicht

Digitized by Google

in der Richtung auf Anders zu, sondern nach der Wand rechts, wo Anders im selben Augenblick ein Gewehr hängen sah.

„Sie sollen stehnbleiben, sonst bekommen Sie den hier auf den Kopf!“ sagte Anders, — sich zu gedämpfter Rede zwingend, — und hob den Hammer.

„Hat man ihm auch in der letzten Nacht seinen Schlaf geraubt?“

„Wahrscheinlich doch wohl“, — sagte der Adjunkt in gleichgültigem, überlegenen Ton, steckte die Hände in die Hosentaschen und schwang das eine Bein ein wenig. Im nächsten Augenblick sah Anders — in einem Blitz — die ganze Gestalt wie zu einem großen, wilden Tier im Sprunge gewandelt, — — und unmittelbar darauf lag der Adjunkt stöhnend am Boden, und das Blut entströmte dem Kopfe. Anders trat zur Seite, um es nicht auf die Füße zu bekommen. — Er dachte daran, ob er dem Adjunkten noch einen Schlag auf den Kopf geben solle. Aber im selben Augenblick machte dieser eine heftige Bewegung, wodurch das Gesicht aufwärts zu liegen kam; — sogleich darauf hörte er auf zu stöhnen, und Anders sah, wie die Augen ganz dunkel wurden, obwohl sie weit offen standen. Gleichzeitig erschlafften die Glieder und sanken nieder, so daß Anders gar nicht mehr im Zweifel war, daß er nun tot sei.

Einen Augenblick dachte Anders daran, auf das Papier, das der Adjunkt auf dem Tische vor sich liegen gehabt hatte, niederzuschreiben, er habe ihn erschlagen, weil der Adjunkt ein ungetreuer Beamter gewesen sei, der nie etwas andres als Unrecht getan. Doch er ließ es sein; er könnte es ja eigentlich ebensogut sagen, wenn sie kämen, um ihn zu ergreifen. Im übrigen konnten sie auch wohl den Sinn verstehen, wenn er morgen dem Gefangenwärter dieselbe Behandlung zuteil werden ließ wie dem Adjunkten.

Er trocknete an dem Sofabezug etwas Blut von dem Hammer ab; dann ergriff er die Lampe, um nicht im Dunkeln in das Blut zu treten, und trug sie in den Gang hinaus, wo er sie auslöschte.

Bald danach stand er unter Gjatrids Fenster. Sie öffnete es sofort. Er setzte den Hammer beiseite und streckte die Arme zu ihr auf. Sie sprang über den Fensterrahmen und warf sich ihm entgegen.

„Nun hab ich den Adjunkt mit dem da totgeschlagen“, sagte Anders und zeigte auf den Hammer.

„Ach, Herrgott, Anders! — — Aber seid ihr denn aneinandergeraten? — Oh, warum bist du zu ihm gegangen?“

„Nein, — ich war schon dazu entschlossen, als ich neulich mit dir sprach, Gjatrid. Aber da meint ich, ich wollt es nicht sagen.“

Gjatrid sagte nichts. Weinend verbarg sie ihr Gesicht an seiner Brust.

„Vielleicht dünkt dich nun, Gjatrid, daß es keinen Zweck hat, Hochzeit zu halten, — oder daß du nicht willst. — — — Ich denke aber nicht, in Arrest gebracht zu werden; denn kann ich es fertig bekommen, so erschlag ich auch den Gefangenwärter morgen, wenn sie da sind und mich holen wollen, und dann werd ich bei der Gelegenheit wohl mein Leben los.“

Gjatrid vermochte nichts zu sagen.

„Aber ich möchte doch am liebsten,“ fuhr Anders fort, „daß du jetzt mit mir zum Pfarrhof kämst, so daß wir heut nacht beieinander sein könnten, wenn er uns getraut hat. — Dann wird's nur Nachred sein, alles, was die Leute über uns zwei dann sagen können.“

Digitized by Google

Er stand da und lauschte über ihrem Kopfe. — „Willst du das, Gjatrid?“

„Ja, ja, ja!“ — Sie schlang plötzlich ihre Arme um ihn und küßte ihn auf den Mund. — Dann liefen sie über die Äcker hin, auf den Weg hinaus, nach Harreby hinab, zum Pfarrhofe. — — —

Es war etwas später als elf Uhr. Doch Pastor Steffensen pflegte erst nach Mitternacht zu Bett zu gehen. Dagegen hofften sie sicher, daß Madam Balling jetzt schlafen würde.

Anders pochte an das Fenster zur Studierstube des Pfarrers, wo sich in der Tat Licht zeigte.

Mit der Lampe in der Hand kam der Pfarrer ans Fenster.

„Aber was ist denn das?“ sagte er uud schob das Kinn mit seiner gewohnten Kopfbewegung nach vorn, als er die beiden Gesichter draußen im Halbdunkel sah. „Da hab ich doch nie in meinem Leben — —“ hörten sie ihn sagen, iudem er mit der Lampe zurückging und sie auf den Tisch setzte. — Er lief aus seiner Stube in der Richtung nach der Gangtür hin, wohin sie sich gleichfalls begaben.

Sie grüßten.

„Pst, pst, seid stille! — Madam Balling ist zu Bett gegangen, aber sie könnte leicht aufwachen“, sagte der Pfarrer.

„Dann könnten Sie sie doch wohl bitten, sich wieder schlafen zu legen“, sagte Anders.

„Oh, es kann doch auch sein, daß sie nichts hört. — Na, das ist aber merkwürdig — — ja, das kommt wirklich überraschend mit euch, — daß ihr hierherkommt!“ — Der Pfarrer rieb die Handflächen gegeneinander und lachte verlegen oder ängstlich.

„Ja, ich hab den Heiratsschein bei mir; wir wollten Sie bitten, uns auf der Stelle zu trauen“, sagte Anders.

Pastor Steffensen blickte sich eifrig um, gleich als suche er nach etwas: „Dazu — dazu bin ich eigentlich nicht der rechte Mann, — zu so etwas. Ich finde, wir sollten damit warten. Ich kann ja so gut verstehen, daß ihr nicht mit Gjatrids Eltern davon gesprochen habt —“

„Nein, aber wir halten heute nacht Hochzeit, ob Sie uns trauen oder nicht. Sehn Sie, da können Sie es nun machen, wie es Ihnen am besten scheint.“

„Ah — — liebste Kinder!“ sagte der Pfarrer und schlug mit den Fingern in die Luft, als habe er sich verbrannt, „warum — warum habt ihr's denn nur so eilig, — — wir wollen, wir wollen uns Zeit lassen —“

„Nein, das können wir nicht; denn morgen früh, denk ich, kommen sie vom Thinghof und holen mich.“

„Und holen Sie, — — aber was sagen Sie denn?“ — Der Pfarrer wurde bleich.

„Ja, denn ich hab soeben den Adjunkt in seinem Kontor erschlagen, und sie werden ja schon bald herausbringen, wo ich geblieben bin — —“

Der Pfarrer legte die Hände vors Gesicht und schluchzte: „Ach, Anders, Anders! — so ein Unglück! so ein Unglück! — o Herrgott!“

„Ja, ich kann nicht sehen, für wen es ein Unglück sein sollte, abgesehen vom Adjunkten, und er hat es sich doch selber zuzuschreiben.“

Der Pfarrer nahm die Hände vom Gesicht und blickte Anders erschrocken an: „Aber bereuen Sie denn Ihre grauenhafte Sünde nicht?“

Digitized by Google

„Sünde? — es kann doch wohl keine Sünde sein, solche Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen?“

„Aber wissen Sie denn nicht, Anders, daß, wer mit dem Schwert tötet, durch das Schwert umkommen soll?“

„Gewiß, das ist recht vernünftig. In allem muß ja Ordnung sein. Sonst fingen die Leute eben an totzuschlagen, ob es nun recht wäre oder nicht. — Aber was denn, — sie kommen ja auch und holen mich morgen.“

„Ach, Sie müssen ja verrückt sein, — Sie müssen ja verrückt sein, Mensch!“

Der Pfarrer lief jammernd in der Stube umher. „Wenn Sie Ihre entsetzliche Sünde nicht fühlen!“

„Nein! — ich glaube, daß, wenn jemand von Zeit zu Zeit den ungerechten Beamten so eine Lektion erteilte, die andern dann im ganzen besser würden.“

Der Pfarrer stierte mit verwirrten, tränenden Augen vor sich hin, sagte aber nichts.

„Ja, — Sie sagen doch, daß alles, was wir Menschen tun, Süude ist“, fuhr Anders fort. „Dann ist das hier wohl auch Sünde. — Aber sollen wir denn die Ungerechtigkeit nicht überwinden?“

„Wir sollen die Ungerechtigkeit in uns selber überwinden. Wir sollen uns selbst überwiuden. Nach innen zu, nach innen zu! — ach, — Anders!“

„Nach innen zu! — ja, wenn unser Herrgott gesagt hat, daß es das Allerbeste ist, dann muß es ja auch so sein. Aber nach außen zu, — das ist dann eben das zweitbeste. — Und ich weiß nun wirklich nicht, ob Sie um soviel besser sind als ich. Aber ich bin ein Mann, und das sind Sie nicht, soviel weiß ich!“ — —

„Ist der Adjunkt wirklich tot?“ sagte der Pfarrer und faßte sich an die Stirne.

„Ja, ja, das ist er. Und zwar mausetot. — Und nun möcht ich Sie bitten, uns zu trauen. Denn sonst gehn wir wieder unsrer Wege.“

„Ja — ich kann ja — — wenn Sie einen Heiratsschein haben! — Aber Gottes Segen über Ihre Ehe sprechen, das kann ich nicht, — wenn ich auch möchte, — ich habe euch beide so sehr gern.“

„Nein, doch das können wir selber tun“, sagte Anders.

„Ach, was ist das?“ sagte der Pfarrer plötzlich und horchte. „Das ist gewiß Madam Balling. Dann ist sie doch wach geworden.“

Einen Augenblick darauf kam die Haushälterin richtig durch die Tür vom Gartenzimmer herein. Sie sagte verletzt Gutenabend und setzte sich mit ihrem Strickzeug auf das Sofa.

Von den andern sagte niemand etwas. Der Pfarrer ging unruhig im Zimmer umher.

Anders nahm ein Hängeschloß mit Schlüssel, das vor ihm auf dem Tisch lag, und trommelte ungeduldig damit gegen die Tischplatte.

Madam Balling sah ein paarmal nach ihm hin, dann erhob sie sich, streckte die Haud nach dem Schlosse aus und sagte: „Das ist draußen zum Gartenhaus; es ist durch Vergeßlichkeit da auf den Tisch zu liegen gekommen.“

Anders zog seine Hand mit dem Schloß an sich.

Digitized by Google

„Hören Sie mal, Pastor Steffensen," sagte er, „können Sie denn wirklich die Frauensperson nicht ihrer Wege gehn heißen?"

Der Pfarrer wurde nervös, so daß sein Gesicht sich in Grimassen verzog: „Hä, hä, hä, — —" war das einzige, was er sagen konnte.

„Es ist übrigens auch viel besser, wenn ich es tue. Denn sonst rennt sie doch sofort in die Stadt und klatscht." — Anders wandte sich an Madam Balling: „Nun sollen Sie hinaustransportiert werden und heute nacht unter Schloß und Riegel im Gartenhaus sitzen, dann richten Sie keinen Schaden an."

„Ich schreie, wenn Sie mich anrühren," rief Madam Balling, „daß die ganze Stadt es hören soll!"

Anders erhob sich, ging in den Flur hinaus uud kam sofort wieder mit dem Hammer zurück: „Können Sie hier den Hammer sehen, Madam Balling? Mit dem habe ich soeben den Adjunkt erschlagen. Mit dem werd ich nun auch zu Ihnen kommen, wenn Sie sich heut nacht draußen im Gartenhaus auch nur mucksen. Kommen Sie jetzt!"

Madam Balling, die sonst Brust und Leib ziemlich vorgeschoben trug, sank plötzlich zusammen; es war, wie wenn sich mit einmal alles an ihr einwärts bog.

„Ist das wahr, Pastor Steffensen?" ächzte sie.

„Ach, Herrgott, Herrgott! — ja, es ist wahr. — —"

Anders ergriff sie am Arm.

„Sie — dürfen — — Sie dürfen mir nichts tun!" winselte sie.

„Nein, wenn Sie Ihren Mund halten wollen, soll Ihnen kein Leids angetan werden."

Er öffnete die Tür und führte sie hinaus. Kurz danach kam er wieder hinein und legte den Schlüssel auf den Tisch.

„Da hab ich mir doch das Vergnügen mitverschafft: diesem falschen Weibsbild die Flausen ausgetrieben zu haben."

Anders wanderte einen Augenblick im Zimmer umher. Dann ging er hin, schlang die Arme um Gjatrid und sagte: „Na, Pastor Steffensen! dann fangen Sie an: »und so frage ich dich, Anders Hjarmsted — —« denn Sie machen sich doch keine Gedanken darüber, daß Sie genötigt wären, mich um Ihres Gewissens willen sofort anzuzeigen?"

„Nein — nein, das kann ich nicht. — Ich hoffe auch, als Ihr Pfarrer habe ich das Recht und die Pflicht, es nicht zu tun. — — — Ist es auch Ihr bestimmter Vorsatz, Gjatrid, — daß Sie dem Anders jetzt angehören wollen, — ob ich Sie nun traue oder nicht?"

„Ja", sagte Gjatrid kurz uud fest, jedoch ohne ihn anzusehn.

„Ja, — dann — — —" seufzte er und machte ein Zeichen mit der Hand.

Gjatrid erhob sich. Anders stellte sich neben sie und ergriff ihre Rechte.

Der Pfarrer legte seine Hand auf ihre vereinten Hände und sprach die Trauungserklärung ohne alle Zusätze.

Einen Augenblick stand er verlegen vor ihnen. — Plötzlich brach er in Schluchzen aus, faßte Gjatrid mit seinen beiden Händen um den Kopf und sagte: „Darf ich Sie in diesem Augenblick küssen — und an Cecilie denken!" — —

Dann ging er taumelnd zur Tür: „Ach ja, Gutenacht! — — lebt wohl, ihr Beiden!" sagte er. — —

Sobald er fort war, warfen sie sich einander in die Arme. Anders lachte laut vor jubelnder Freude.

Digitized by Google

Rundschau

Allgemeineres

„Geheimreligion der Gebildeten"?

Durch den Satz über die „Geheimreligion der Gebildeten seit Goethe" in den „Worten nach rechts und nach links" zum Fall Jatho (Kw. XXIV, 13) haben sich einige beschwert gefühlt. Sie haben übersehen,

1. daß diese Worte ein Zitat waren,

2. daß die Tendenz des Aufsatzes gerade dahin ging, diese Geheimreligion aufzuheben und auf eine offene Aussprache der wirklich vorhandenen Religion zu bringen.

Man darf nicht vergessen, daß das Gehässige, das der Vorstellung einer Geheimreligion der Gebildeten anhaftet, diejenigen zu tragen haben müssen, welche die Gebildeten dazu zwingen, eine Geheimreligion zu haben, indem sie die offene Aussprache der wirklich vorhandenen Religion unter Ausnahmegesetz stellen.

Denn so steht es, wenn man die Wahrheit sagen will. Ein Staatsbeamter, sei er Lehrer, Offizier, Richter oder sei er, was er sei, der seine von den anerkannten Staatsreligionen (Evangelische Landeskirche, Katholische Kirche, zur Not noch Altkatholizismus und Judentum) abweichenden religiösen Überzeugungen wirkungskräftig ausspricht, ist gezwungen, sein Amt niederzulegen. Wer sich als Dissident bekennt, selbst ohne irgendwie agitatorisch zu sein, erhält ein Staatsamt gar nicht erst. Ebenso wie jemand, von dem sozialistische Überzeugungen bekannt oder nur wahrscheinlich sind, ja, der ihrer nur verdächtig ist.

Die Freiheit der religiösen Überzeugung, wie die Freiheit der Überzeugung überhaupt, ist bei uns nicht in der Weise vorhanden, wie in England, Frankreich, der Schweiz, Amerika und Holland.

Darin aber sehen wir allerdings eine Gefahr und nicht nur im sittlichen Sinn. Die heutige Gesellschaft unterbindet auf diese Weise gegenwärtig mögliche Schwierigkeiten mit der Gewißheit, ihre Enkel vor sehr grimmige Überraschungen zu stellen. Wir sichern uns eine kümmerliche gegenwärtige Bequemlichkeit, indem wir in erschreckender Verschwendung vom sittlichen Kapital unsres Volkes leben. Denn wir züchten auf diese Weise eine Heuchelei, die deshalb nicht besser sondern schlimmer, nicht harmloser sondern gefährlicher ist, weil sie ihrer selbst vielleicht nicht einmal bewußt wird.

Es ist die verhängnisvoll kleinliche Auffassung, die wir im Vaterlande leider so oft mit dem Begriffe der „Realpolitik" verbinden. Wir fassen sie auf als eine zukunftblinde ideenlose Augenblickspolitik. Unsre Nachfahren werden das schwer zu büßen haben.

Von der Sprache

Die Aureole um den Druckknopf

Die Industriellen beginnen, den Schriftstellern eine gar wichtige Sache abzusehen: die Technik der Titelgebung. In diesem Bestreben haben sie an sich ganz zweifellos recht. Wer weiß, ob nicht das Flügelrauschen in dem „Also sprach Zarathustra" die selbstgewissen Bildungsphilister *, die an-

* Dies Wort, beiläufig, stammt von Haym, nicht von Nietzsche.

Digitized by Google

fänglich über Nietzsche absprachen, zuerst die Nasen hat einspannen lassen; wer weiß, ob Eugen Dührings Lebensbeschreibung ihren Erfolg gehabt hätte ohne den dreikantigen Titel „Sache, Leben und Feinde". Nun, wenn ein geschickt gewählter Titel dem Erwerb ewiger Güter dient, warum nicht auch dem zeitlicher? Aber die dem Merkur dienstbare Muse wird oft geleitet von Instinkten einer Natur, die man in noch andere Tiergattungen müßte fahren lassen dürfen, als die im Evangelium vorgesehenen. — Der Künstler und der Logiker (beide sind nächste Verwandte) wird sich bei einer Namengebung zunächst fragen: was stellt die Sache vor? und dann: wie finde ich einen sprachlichen Ausdruck für ihr Wesen? So aber fragt der Industrielle in der Regel nicht; er fragt: wie finde ich einen Titel, bei dem der Hörer notgedrungen „Donnerwetter" sagt? Hiermit reagiert denn allerdings auch der gebildete Hörer oft; er würde dies aber auch tun, wenn er einen spitzen Hacken plötzlich mit Nachdruck auf der verwundbarsten Stelle seines Fußes fühlte.

Ich gebe zunächst, was selten ist, ein leidlich gelungenes Beispiel. Das ist der Name der für die in Armee und Marine eingeführte Faustfeuerwaffe „Parabellum". Hält man zugute, daß für eine neue Sache nun einmal das lateinische oder griechische Lexikon herhalten muß, so hat der Name Sinn. Nachdem nun aber meine Rede wie ein Raubvogel um ihr Opfer gekreist ist, kann sie jetzt gerade niederstoßen auf das Gegenbeispiel: den Druckknopf. Das ist ein bescheiden sich unterordnendes, und doch nicht wohl zu entbehrendes Etwas, für das ein grauer, sachbezeichnender Firmenname gefunden werden sollte. Ich persönlich, als Bewunderer Friedrich Theodor Vischers, würde ihn in Anbetracht des Umstandes, daß ich den „Druckknopf" meistens an den kritischsten Stellen meiner Mitchristinnen schmählich Verrat üben sehe, „das Objekt" schlechthin nennen; doch begreife ich vollkommen, daß ein solcher Vorschlag von den Fabrikanten kaum preisgekrönt würde. Aber was für Druckknopfnamen werden preisgekrönt! Da bringt eine Firma einen Druckknopf „Kohinoor" in Handel, und setzt Preise in Höhe von 4000 Mark für den Vorschlag eines noch gleißenderen Namens aus. Bleiben wir zunächst einmal bei dem Kohinoor und denken wir uns, bei irgendeiner harmlosen Passantin wüchsen sich die Druckknöpfe zu echten Imitationen des Kohinoors aus. Von der Wirkung dieses Vorganges auf das Publikum will ich schweigen; jedoch möchte ich dabei sein, wenn die Dame den interessanten, aber fraglos schmerzlich verlaufenden Versuch machen wollte, sich zu setzen. Nun, die Firma wollte einen noch schöneren und ersichtlich noch volltönenderen Namen. Wie wär's mit „Dreadnought" gewesen? Das ist zunächst und vor allem ein englischer Name, zweitens stellt er ein respektables Schlachtschiff vor; endlich hätte die Beruhigung des „Fürchte Nichts" auf die Kauflust des Damenpublikums ganz gewiß anregend gewirkt. Aber es kam noch schlimmer. Zwar der „Kohinoor" blieb der Welt erhalten, aber gleich hinter ihm, mit einem Preis von 1000 Mark gekrönt kam der Name „Gaurisankar". „Herr Einsender," muß man da doch sagen, im Hinblick auf den Ort, an dem der Druckknopf vorzugsweise heimatberechtigt ist, „wir leben nicht mehr im Zeitalter der Culs — im Gegenteil. Wenn einmal dennoch eine Bergbezeichnung beliebt wurde, dann

Digitized by Google

hätte ein gewisser in den Anden gelegener, allerdings nur 5450 Meter hoher Berg einen noch prägnanteren Eigennamen hergegeben. Also!"

Und nun die ernste Seite der Sache. Nach dem vorhin Ausgemachten soll ein Name aus dem Wesen des Benannten hervorgehn. Die Namensucher aber möchten durch kindliche und oft weit hergesuchte Gedankenverbindungen dartun, daß die von ihnen oder ihren Auftraggebern hergestellte oder vertriebene Sache schlechterdings ohne Seitenstück ist — „Kohinoor" = das Kostbarste; „Gaurisankar" = auf höchster Höhe. Auf höchster Höhe aber steht nur die Geschmacklosigkeit dieser Namen. Es ist daher angebracht, immer wieder in diese Kerbe zu hauen; vielleicht gelingt es so nach und nach, dem Auswuchs den Lebenssaft zu entziehen.

K.

„Von unten auf"

So nennt sich ein „neues Buch der Freiheit", eine Anthologie in zwei starken Bänden, die Franz Diederich „gesammelt und gestaltet" und im Verlage des Vorwärts in Berlin herausgegeben hat. Über die Stimmung des Buchs ist unterrichtet, wer den Verlag beachtet. Was die Art der Ausführung betrifft, so werden die Kenner der Kunstwartbücher sehn, daß sich Diederich den dort in den Vorworten ausgesprochenen Meinungen über die Anforderungen an Anthologien als solche durchaus angeschlossen hat. Das gilt für die Illustration; sie besteht, ähnlich wie bei unserm „Balladenbuch", in Vollbildern nach meist bedeutenden Kunstwerken, die ähnliche Stimmungen wie die Gedichte mit ihren Mitteln ausdrücken. Es gilt aber auch für die Anordnung der Gedichte selbst, eben die eigentliche „Gestaltung" des Buchs, die sich nicht mit einem losen Aneinanderreihen von Stücken begnügt, sondern ein neues Ganzes erstrebt. Diederich ist jedoch mehr als ein Nachahmer, auch im Formalen. Was er gibt, ist nach einem selbst erschauten Leitbilde ein eigner charakteristischer Bau. Das muß anerkennen auch wer auf dem Boden andrer politischer Anschauung steht und nicht mag, was diesen Bau bewohnt.

Dieses, der Inhalt wird dadurch bestimmt, daß „Von unten auf" ein dichterisches Andachtsbuch vor allem für Sozialdemokraten sein soll. Es ist keins geworden, das sich streng auf die Parteithemata zu beschränken oder die Parteilehren zu binden suchte, dazu denkt der Verfasser bei aller festen Zugehörigkeit zur Partei doch zu geschichtlich und auch zu künstlerisch. Er zeigt in Spiegelungen nicht nur den gegenwärtigen Stand, sondern auch die Entwicklung des freiheitlichen Gefühls, wie er sie auffaßt, nimmt schon deshalb auch sehr viel Aufstrebendes aus bürgerlichen Dichtern mit auf und zieht nicht nur deutsche, sondern in Übersetzungen auch ausländische Poesie reichlich mit heran. „Die treibende Gedankenwucht der großen befreienden Ziele", so meint er, sie bleiben, auch wo die Ziele selbst oder ihre Auffassung sich verschieben und ändern, und darin werden wir ihm recht geben, wenn wir nur statt „Gedankenwucht" „Gefühlswucht" sagen. Das meiste, was Diederich bringt, hat lyrische Form, es ist aber auch „gehobene Prosa", dann Spruchartiges, Erzählendes, ja Dramatisches mit dabei.

Die Auslese für solch ein Buch wird natürlich immer zum allergrößten Teil von der Persönlichkeit des Sammlers abhängen. Die nötigen Kenntnisse (es waren sehr aus-

Digitized by Google

gedehnte nötig) und den nötigen Geschmack hatte Diederich durchaus. Es scheint, als habe er eine gewisse Vorliebe für Pathetisches und eine weitgehende Duldsamkeit gegen nur Rednerisches, sofern es aus Überzeugung kommt. Wahrscheinlich ist aber auch, daß in der modernen sozialdemokratischen Dichtung deutscher Sprache die eigentlichen Gestalter wirklich so selten sind, daß Männer wie Karl Henckell, der bei Diederich eine große Rolle spielt, in ihr tatsächlich noch zu den besten Wortführern gehören. Ich wenigstens habe bei gelegentlichen eignen Nachsuchungen auch nichts dichterisch Wertvolleres gefunden, als Diederich hiervon gibt. Das scheint zunächst verwunderlich, wo man nicht um alte, sondern um junge Ideale und mit so viel Ernst und Opfermut kämpft, wie bei den Sozialdemokraten. Aber es erklärt sich wohl daraus, daß die sozialdemokratische Dichtung der Gegenwart epigonisch ist, sie ist nicht aus Proletarischem „von unten auf", sie ist vielmehr aus der demokratischen Dichtung des deutschen Bürgertums von der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewachsen. Wer erregte Arbeiter hört, auch wer Briefe und Tagebuchblätter von ihnen liest, hört oft höchst bildhafte, ausdruckkräftige Wendungen voller Ursprünglichkeit, daß einem das Herz lacht. Mit der sprachlichen Schulung aber kommt das Papier. Durchs Papier wieder zum Leben zu kommen, die Sprachzivilisation zu verarbeiten und aus ihr mit dem Eigenen wieder Sprachkultur zu schaffen, dazu reicht die Kraft der Talente doch nicht. Bei den Bürgerlichen aus schlichtem Stande steht's ja auch nicht anders, auch diese „Volksdichter" verkümmern meist unterm Papier, indem sie ihre naive Ausdruckskraft verlieren und die angelernte „gebildete" Sprache doch nur wie etwas Fremdes, glatt aber ohne Eigenleben reden. Es liegt Tragik darin. Wird der singende Proletarier doch noch einmal kommen, der uns zugleich mit dem Dichter nicht den Arbeiterfreund, sondern den Arbeiter selber fühlen läßt?

Diese Bemerkungen schmälern natürlich nicht den Wert von Diederichs Buch, das nicht weitergeben konnte, was nicht da war. Man darf nur eben das auch nicht darin suchen; „Arbeiterdichtung" bringt es nur zu sehr kleinem Teil. Dafür bringt es aus alter und neuer Zeit, aus deutschem und fremdem Lande an Freiheitsdichtung aller Stimmungen die beste Sammlung, die wir haben. In Arbeiterkreisen wünschen wir ihr, daß sie nicht mißverstanden werde, als sei das hier Gezeigte nicht bloß das beste an Poesie demokratisch-freiheitlichen Aufringens, sondern von Poesie überhaupt. Die Verwechslung und Vermischung der Werte liegt für viele nah, wenn auch Diederich selber bei andern Gelegenheiten das Seine getan hat, um ihr entgegenzuwirken. A

„Arbeiterlektüre"

In schroffem Gegensatz zu den ständig sich mehrenden Zeugnissen starken geistigen Lebens aus den oberen Schichten der Arbeiter stehen Beobachtungen, die über den Bildungszustand des proletarischen Durchschnittes angestellt werden. In den „Sozialistischen Monatsheften" (XV, 1) kennzeichnet Joseph Kliche das Lesebedürfnis der breiten Massen, wie es in Berliner und andern deutschen Arbeiterbüchereien sich ihm gezeigt hat. Belletristische Werke und darunter wieder vor allem sensationelle, stofflich reizende stehen zuvorderst. Der

Digitized by Google

sozialistischen Presse sei es zu danken, daß die Unterhaltungsromane im Stile der Marlitt und Heimburg in den Bibliotheken meistens fehlten: wenn sie da wären, würden sie gelesen, meint der Gewährsmann. Arg vernachlässigt würden die Klassiker. An zweiter Stelle kämen geschichtliche, oder besser: pseudogeschichtliche Werke wie: der „Pfaffenspiegel“ oder „Gekrönte Häupter“. Die ernsten historischen und die nationalökonomischen werden wenig verlangt; Marx' Kapital interessiert, wird aber wegen mangelnder Vorkenntnisse nicht bewältigt. „Im allgemeinen befriedigt der Arbeiter sein Lesebedürfnis auf dem Gebiete der Politik und des Sozialismus durch die Parteizeitung. Welch ein dauernder Schaden dadurch der Urteilsbildung zugefügt wird, und wie dadurch das bloße Kennenlernen neuer und abweichender Anschauungen fast zur Unmöglichkeit gemacht wird, ist ersichtlich.“ Kliche schlägt Führer durch die Bibliotheken vor, die allerdings tendenzfrei sein und die Werke nicht nach ihrer Gesinnungstüchtigkeit, sondern nach ihrer geistigen Leistung werten müßten. So verdienstvoll die Bemühungen der Gewerkschaften um die Bildung der Massen seien: sie müßten notwendig durch örtliche Einzelarbeit ergänzt werden.

Ein neuer Zeitungstyp

Uns wird geschrieben:

Der schädliche Einfluß der Zeitungen auf die litterarische Bildung unsrer Tage ist an dieser Stelle schon wiederholt gekennzeichnet worden. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß das Zeitungswesen eine in ihrer Art großartige Entwicklung genommen hat; ein Zug zu universeller Stoffbewältigung beherrscht sie; es gibt schlechterdings nichts mehr, was in den Blätterspalten nicht in allen Nuancen der Sachkunde und des Geschmacks abgehandelt würde. So wird begreiflich, daß die Zeitung für weite Kreise zur hauptsächlichen Vermittlerin geistiger Nahrung geworden ist; und das selbst bei Leuten, die sich ohne zu zweifeln als Bewohner der oberen Sphären unsrer Bildung fühlen. Begreiflich ist es, aber tief bedauerlich auch.

Der Kern der Vorwürfe, die im Namen einer geistigen Volkswirtschaft wider die Zeitungslektüre erhoben werden, steckt in der Gewöhnung der Leser an Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit, Wahllosigkeit und Zersplitterung in der Aufnahme des Lesestoffs, während durch die Masse des Dargebotenen und die scheinbar abschließende, parteimäßig festgelegte Beurteilung die selbständige Verarbeitung und Ausgestaltung des Aufgenommenen gehemmt wird. Wo die Journalistik alle Lesezeit in Anspruch nimmt (und dazu verführt die Überfülle des Inhalts selbst wachsame Blätterleser), erstickt sie allmählich Lust und Fähigkeit, mit einer Druckschrift von einigem Umfang oder gar mit einem ernsten Buche gründlich sich auseinanderzusetzen. Es kommt so weit, daß geistige Nahrung nur mehr in kleingehackter Form, als Zeilenragout aufgenommen wird, kein Wunder, daß dabei alle Denkwerkzeuge verkümmern. Die literarische Bildung (im weitesten Sinne) wird auf das Prokrustesbett der Zeitungsspalte gespannt.

Alle diese Mängel werden von zahlreichen Menschen lebhaft empfunden; dennoch dürfen sie nicht verleiten, das Daseinsrecht der Zeitungen voreilig zu bestreiten. Unleugbar erfüllt die Presse Aufgaben, die sie als soziales Werkzeug unsres Gemeinlebens notwen-

Digitized by Google

dig machen. Wohl aber ist die Frage berechtigt, ob nicht neben der gegenwärtigen Blätterform, die die Gründe ihres Fortbestandes in sich selber trägt, ein andrer Zeitungstyp Platz finden könnte, der den Bedürfnissen vieler Einzelmenschen besser angepaßt wäre.

Zu welchen Zwecken ist dem einzelnen überhaupt die Zeitung nötig? Einmal zu praktisch-materiellen, die sich vorwiegend aus dem geschäftlichen Dasein ergeben und durch Annoncen und Börsenberichte, durch behördliche Bekanntmachungen, durch Anzeigen über öffentliche Veranstaltungen usw. erfüllt werden. Dieser Art von Aufgaben dient die Tageszeitung vortrefflich, sie wird dafür stets unentbehrlich bleiben. — Daneben aber hat sie zugleich in weitgehendem Maße die Unterrichtung, die Unterhaltung ihrer Leser übernommen, die sich nicht mehr auf das materielle Dasein beschränkt, sondern durchaus der Befriedigung theoretischer, intellektueller Interessen dient. Dahin ist der gesamte politische Teil, ferner das Feuilleton mit seinen Plaudereien, Kritiken, Kunst- und Wissenschaftsnotizen, überhaupt der ganze Apparat unter dem Strich, vom Romane bis zum Witz, zu rechnen. Dieser Teil der Zeitungen ist es, der jene oberflächlich-universelle Richtung genommen hat; lehnen wir diese ab, können wir uns auch mit ihm nicht zufrieden geben: von ihm gehen jene schädlichen Wirkungen aus. — Und doch lassen sie sich nicht durch radikale Nichtbeachtung der Zeitung ausschalten. Wer am Leben seines Volkes teilnehmen will, bedarf eines Organs, das ihm von den gleichzeitigen Vorgängen Kunde gibt; nicht nur in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht, auch über Neuigkeiten aus Künsten und Wissenschaften muß er auf dem Laufenden bleiben. Diese Mitteilungen, dieser wirklich unterrichtende Teil der Zeitungen müßte gesondert von allem geschäftlichen Ballast zugänglich sein; aus ihm müßte ein neuer Zeitungstyp geformt werden, der seine begrenzten Aufgaben zweckmäßiger erfüllte und ergänzend neben die Organe andrer Zwecke träte, statt mit allen zu konkurrieren.

Warum muß uns täglich, wohl gar mehrmals am Tage eine Fülle von Material heftweise zugeschleudert werden? Ist es für die Mehrzahl der Zeitungsleser wirklich unerläßlich wichtig, alle Ereignisse, selbst die noch so fernliegenden, ganz brühwarm aufgetischt zu bekommen? Was uns wirklich einmal unmittelbar angeht, erfahren wir meist auf anderm Wege doch rechtzeitig. Während im übrigen nicht zu unterschätzen ist, daß die Nachrichten fast stets erst nach einigen Tagen richtig und umfassend und doch kurz sich weitergeben lassen. Welch eine Leserkraft wird nicht allein mit falschen Angaben und ihren Berichtigungen vertan! — Für große Kreise der Leser wäre es sicherlich hinreichend, einmal, höchstens aber zweimal wöchentlich Nachricht zu erhalten.

Ferner ist es wesentlich, diese Nachrichten in knappster Form zusammengefaßt, rein aufs Tatsächliche gerichtet, vorgelegt zu sehn. Welch ein weitläufiges Mosaik von Notizen hat man in täglicher Arbeit zum Bilde zusammenzufügen; welch eine Fülle überflüssiger Kritik und Polemik hat man bis zum Überdruß zu schlucken, um ein Bröcklein Tatsächlichkeit zwischen die Zähne zu kriegen. Unser Wochenblatt also müßte in erster Linie bestrebt sein, in übersichtlicher

Digitized by Google

Weise scharf und klar das wesentliche Nachrichtenmaterial aus allen Gebieten für die verflossene Woche zusammenzustellen. Wobei durch systematische Anordnung des Stoffs, typographische Mittel (Sperrschriften, rubrizierende Überschriften usw.) und durch ein großes Format einer möglichst raschen Orientierung vorzuarbeiten ist.

Damit wäre die Aufgabe gründlicher Berichterstattung zwar noch nicht vollständig, aber doch schon zum größten Teile gelöst. In einem zweiten Teile ließen sich in möglichst übereinstimmender Ordnung Aufsätze mäßigen Umfangs anschließen, die entweder eine einzelne Erscheinung oder in regelmäßiger Wiederkehr bestimmte Gebiete im Zusammenhang und Überblick zu behandeln hätten. Da nun bestimmt anzunehmen ist, daß nicht nur viele unpolitische, sondern auch viele parteipolitisch interessierte Leser schon aus Zeitmangel gern zu einem Blatte dieser Art greifen werden, so könnte in diesem Teil zugleich die urteilende Stellungnahme der Redaktion erfolgen. Doch gerade hier müßte auf Kürze der prinzipiellen Auslassungen gedrungen werden; allzu raumfressende Polemiken, wie sie sich jetzt in den Spalten breitzumachen pflegen, würden schon durch Platzmangel abgeschnitten sein. An ihrer Statt könnte die Wiedergabe und Zusammenstellung fremder Preßäußerungen im Auszug weit nützlicher wirken. Denn es soll Material geboten werden, dessen Bearbeitung durch die Schriftleitung sich im wesentlichen auf scharfe Sichtung und klare Anordnung beschränkt, während die Weiterverarbeitung, besonders die Beurteilung, dem Leser überlassen bleibt. Wozu doch der widerlich vorgekaute Brei unsrer Leitartikel! — Auf den Rest des Inhalts von Tageszeitungen wäre zu verzichten, indem man es Revuen großen Stils, Fach- und belletristischen Zeitschriften, vor allem aber der Buchlektüre überließe, weitergehende Interessen zu befriedigen. Allenfalls könnte man dazu noch durch kurze Verweisungen helfen.

So erhielte man auf wenigen Seiten, in kurzer Zeit einmaliger konzentrierter Beschäftigung und um ein geringes Geld alles wirklich Wesentliche des Inhalts jetziger Tagesblätter geboten, damit aber bliebe unsrer Spannkraft die schauderhafte Sisyphusarbeit erspart, täglich einen Haufen Makulatur wegen weniger Zeilen von Erfahrenswertem durchzujagen. Hofmannsthal hat einmal in einem Bilde ausgeführt, wie des modernen Menschen Haltung charakteristisch durch das Buch in seiner Hand bestimmt werde. Dies Bild ist eine Wohlredenheit! Der moderne Mensch ist bis an den Hals, bis an das Hirn eingewühlt in Zeitungspapier. —

Die Vorzüge unsres erwünschten Zeitungstyps sind allzu ersichtlich, als daß man nicht schon Versuche gemacht hätte, sie zu verwirklichen. Aber die kurzen Rundschauartikel, die manche politische Wochenschriften vor ihrem eigentlichen Text bringen, genügen wieder nicht; sie enthalten meist nur Räsonnements über Nachrichten, die als bekannt vorausgesetzt werden. Ebensowenig reicht eine so spärliche Meldungsauslese hin, wie sie zum Beispiel die „Woche“ auf ihre erste Seite stellt. Eine weitgehende Annäherung an unser Ideal hat dagegen eine unsrer besten Tageszeitungen schon seit längerer Zeit geschaffen: Die „Frankfurter Zeitung“, die ihre Leser täglich mit vier Ausgaben bombardiert, hat offenbar das

Digitized by Google

Mißverhältnis zwischen Lesestoff und Lesekraft richtig erkannt und sich auch dem Teile der Lesewelt zugänglich machen wollen, der seine Zeit nicht mit der geradezu monströs inhaltreichen Hauptausgabe verzetteln mag. Sie hat daher in dem „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung“ eine Nebenform ihres Erscheinens gefunden, die manche von den erwünschten Eigenschaften bereits verwirklicht oder doch anstrebt. Doch ist nicht zu leugnen, daß der Inhalt auch dieses Blattes noch immer zu groß ist, weil selbst hier die universale Tendenz festgehalten ist. Romane, wie überhaupt das ganze Feuilleton könnten getrost wegfallen, während anderseits der Nachrichtenteil nicht zu einem recht summarischen Überschau-Artikel zusammengebacken sein sollte. Das beste an dieser Zeitschrift sind die kurzen, sachlichen Berichte, die sie sich unter den lehrreichsten Artikeln der meist vortrefflich bedienten Hauptzeitung aussuchen kann. In dieser Vereinigung von Tages- und Wochenblatt sind große redaktionelle Vorteile enthalten, so daß sie vielleicht einen Fingerzeig für neue Versuche in gleicher Richtung gibt. — Denn es bleibt durchaus wünschenswert, daß solche gemacht werden! Selbst wenn das Wochenblatt der Frankfurter Zeitung dem dargelegten Ideale noch mehr angenähert würde, wären ein oder mehrere Wettbewerbsunternehmungen nicht überflüssig, da dieses Blatt natürlich im politischen Kurs des Hauptblattes segelt, der den Mitgliedern andrer Parteien den Wunsch nach einem entsprechenden eigenen Organ nahelegt.

Es ist mir nicht bekannt, wie lange schon und mit welchem Erfolg die Frankfurter Zeitung ihren reformatorischen Versuch unternommen hat. Sollte die Abonnentenzahl nicht erheblich sein, so möchte ich die Ursache nicht im Mangel des Bedürfnisses, sondern im Unterlassen der erforderlichen Propaganda suchen. Fast scheint es, als fürchte das Stammblatt von dem wohlgeschaffenen Ableger allzu große Konkurrenz, so daß sie ihn in stiller Verborgenheit hält. Jedenfalls ist er mir, obgleich ich lange nach einem ähnlichen Blatt gesucht habe, schließlich nur durch Zufall bekannt geworden. Das Bedürfnis ist im Gegenteil, soweit meine Kenntnis reicht, allseitig verbreitet, zumal in den leseeifrigen Schichten, in denen geistiges Interesse höherer Art, aber auch bereits starke Belastung mit geistiger Arbeit vorhanden ist. Hier könnten Zeitschriften des geschilderten Typs als wahre „Intelligenzblätter“ wirken und materiellen wie ideellen Erfolg davontragen. Kurt Blaß

Die Lösung der von Blaß besprochenen Aufgaben (es sind ja mehrere) ist nicht nur von der „Frankfurter Zeitung“ versucht worden (deren Wochenblatt wohl hauptsächlich mit den Deutschen im Auslande rechnet), sondern schon von andern, zum Beispiel von der „Allgemeinen Zeitung“ und vor langen Jahren vom „Echo“. Wir glauben auch, daß man immer wieder auf sie zurückkommen muß. Aber die Schwierigkeiten liegen unsrer Meinung nach nicht nur darin, daß der richtige „Typ“ gefunden wird. Es ist bekanntlich viel schwerer, knapp das Wesentliche zu sagen, als breit das Wesentliche und Unwesentliche zusammen, denn der Extrakt setzt ja immer voraus, daß man ganz sicher über alles verfügt, woraus es zu extrahieren gilt. Dann aber bildet sich für solche Aufgaben auch erst allmäh-

Digitized by Google

lich ein Publikum. Erstens will der Durchschnittsleser immer noch, daß sein Blatt ihm „aus der Seele spreche", zu deutsch: in seinem Sinn räsoniere, weil er sich nur dann in seinem Gemüte erhoben fühlt. Zweitens aber mutet es dem Leser viel mehr Anstrengung zu, „unvorgekaute" Nahrung zu genießen. Ein Blatt, wie Blaß es will, verlangt nicht nur vom Redakteur, sondern auch vom Abonnenten mehr Intelligenz, mehr Kopfarbeit, wenn sein Inhalt nicht tot bleiben soll. Drittens aber bringt das Andeuten, Melden, Widerrufen, Nochmalsbehaupten, Abändern, Feststellen, Ergänzen, Widerlegen und Anerkennen, kurz, bringt das ganze Hin und Her des unsichern Aktuellen einen Reiz: der Leser, beispielsweis, der bloß acht Tage zu warten brauchte, um den Ausgang von Parlamentswahlen mit einem Blick zu überfliegen, macht die Aufregungen der Wahl intensiver durch, wenn er jede einzelne Nachricht besonders zu sich nimmt, erlebt dann mit dem Tage mit. Mag das sehr wenig nahrhaft sein, es befriedigt doch den Reizhunger, wie Sport und Spiel, und unser Publikum verlangt bekanntlich nach Reizen viel intensiver als nach gut ausgetrocknetem Nährbrot. So fürchten wir, daß Blätter der von Blaß gezeichneten und gewiß von uns allen längst gewünschten Art erst mit einer weiteren Entwicklung der Kultur genug Leser finden werden, um sich auf die Dauer halten und zu wirklich tüchtigen Leistungen ausbilden zu können. A

Provinztheater

Zu allererst: Was ist Provinz? Alles außerhalb Berlins und Wiens? In Dresden, München, Stuttgart, Düsseldorf, Köln, Mannheim, Hamburg ist innerhalb weniger Jahre soviel gründliche und schöne Arbeit geleistet worden, daß man das deutsche Theater nicht kennt, wenn man diese Bühnen übersieht. Diese Landesknotenpunkte sind auch künstlerische Zentren geworden, sie haben Seinsberechtigung neben und stellenweis über Berlin. Ja, auch in den kleineren Städten ist man immer eifriger dabei, sich nicht sinnlos das Berliner oder Wiener Gesicht nachzuschminken.

Aber das ist nicht Provinz, hier gibt es in der Regel schon zwei Theater. In der eigentlichen Provinz fehlt der Stachel der Konkurrenz, hier gibt es nur das Stadttheater.

Es wird leider meist übersehn, welche Wichtigkeit diesen Stadttheatern innewohnt. Gewiß wird den Höhepunkt der erreichten Kultur immer nur das Großstadttheater zeigen können, den Spiegel der bestehenden Kultur wird aber immer nur das Stadttheater bilden. Was sich in den Großstädten kokett Volkstheater nennt, ist immer nur ein Theater für Bürger, erst die Stadttheater sind für das Volk da, für diese breite, über das Land hin verstreute Masse. Hier ist das Theater neben der Leihbibliothek das einzige Element, das künstlerisch wirken könnte und sollte. Hier gibt es die stillen und oft gedrückten Menschen, von denen viele die besten Kunstnacherleber werden könnten, führte man sie nur zu dem Brunnen der Künste. Hier gibt es die aufgeschossenen Schüler der Gymnasien und Realschulen mit dem Durst und der Sehnsucht nach dem Schönen, die sehr verschieden sind von der Großstadtjugend. Hier könnte das Theater wirklich dem segnenden Säemann gleichen, hier könnte es Begeisterung für all das

Theater

Digitized by Google

wecken und entzünden, was nur wir wenigen unser nennen.

Was geschieht aber statt dessen? Einige Spielverzeichnisse aus der letzten Zeit sprechen da besser als ich. Das Stadttheater in J...: Försterchristl, Reise zum Weihnachtsmann, Preciosa, Tür ins Freie, Fremde Frau, Maria Stuart, Klein Dorrit, Papas Liebschaft, Försterchristl, Registrator auf Reisen (zweimal), Klein Dorrit, Försterchristl, Fremde Frau, Dollarprinzessin. Das Stadttheater in M...: Wallensteins Tod, Cyprienne, Bub oder Mädel, Verschwender, Bruder Straubinger, Er und seine Schwester, Wallensteins Tod, Walzertraum, Fledermaus, Das glückliche Gesicht, Der arme Jonathan, Johannisfeuer, Die geschiedene Frau, Drei Wünsche, Der Rastelbinder, Herbstmanöver, Försterchristl, 1001 Nacht, Clavigo, Bub oder Mädel, Wie klein Elschen das Christkind suchen ging. Und schließlich das Stadttheater in L...: Biberpelz, Es lebe das Leben, Blaue Maus (zweimal), Tartüff der Patriot, Hochzeitsreise, Biberpelz, Es lebe das Leben, Zaza (viermal), Dame von Maxim, Gespenster, Fremde Frau, Fräulein in Schwarz, Hans Huckebein.

Das sind beileibe nicht die schlechtesten Spielverzeichnisse, sie vertreten den Durchschnitt. Denn überall ist dasselbe Bild: In einer Unzahl von Operetten und französischen Stücken ein paar Namen, über die man noch diskutieren kann (zum Beispiel Sudermann) und ein oder zwei wirkliche Dramen.

Das Übel hat, glaube ich, zwei Gründe. Erstens die Furcht der jüngern und ältern Leute, die sich dem Theater als Regisseure, Dramaturgen oder sonstwie widmen wollen, vor der Provinz. Alles strebt eben zur Großstadt, ohne zu bedenken, daß die dortigen Verhältnisse für ein Fortkommen, für ein In-die-Weite-wirken bedeutend widriger sind als in den Provinzstädten. Gerade für junge Menschen mit unverbrauchten, daher als Last empfundenen Energien ist hier ein reiches Feld für Betätigung. Hier könnten sie sich erproben, könnten organisieren, könnten schaffen, könnten Pionier sein, kurz alles, was sich ein leidenschaftliches junges Herz ersehnt, während sie sich in der Großstadt mit untergeordneten Stellungen bescheiden müssen. So kommt es, daß die Leitung der Stadttheater allermeistens in den Händen von Menschen liegt, die erst in dritter oder vierter Linie dafür in Betracht kommen sollten. Es ist eine rühmliche Ausnahme, wenn ein Mann von der Stellung, die der Oberregisseur des Wiener Deutschen Volkstheaters Eduard Herzka hatte, sich entschließt, die Direktion eines Theaters, wie das von Brünn, zu übernehmen. Aber ein energischer und kunstfreundlicher Leiter tut's auch noch nicht allein.

Denn der Hauptgrund des Übels besteht darin, daß die meisten dieser Provinztheater nur Geschäftstheater sind und sein müssen. Das unselige Pachtverhältnis hat da den allerärgsten Schaden gestiftet. Das Theater wird meistens von der Gemeinde gebaut und gehört ihr auch. Dann wird der Direktorposten ausgeschrieben, der Meistbietende erhält das Theater und wird durch eine kleine Subvention unterstützt. So steht der Direktor als Unternehmer von allem Anfang an schief. Er muß sich nicht nur die Pacht, die Gagen seines Personals (Opern-, Operetten-, Schauspiel- und Chorpersonal!) verdienen, sondern auch sein eigenes Leben und will dabei noch gewinnen. Er rechnet darum nur noch mit den allgemeinsten, das

Digitized by Google

heißt: den gemeinsten Instinkten seines Publikums und spielt für sie. Größer als seine Schuld ist die der Gemeinde. Die meisten dieser Bühnen sind aus kleinstädtischer Großmannssucht entstanden; man will nicht zurückstehen vor der Nachbarstadt. So gründet man, unterhält aber nicht, ernährt und pflegt nicht, während doch eine schlechte Bühne nichts als eine Quelle von Schädigungen ist.

Es gibt Gemeinden, die aus ihrem Theater wohl gar noch Gelderwerb herausschlagen wollen. So gut aber der Hof durch Errichtung einer Bühne der Kunst gegenüber Verpflichtungen übernimmt, so gut hat das die Gemeinde durch die Erbauung eines Theaters zu tun. Sie kommt dem nur dadurch nach, daß sie das Theater auf eigene Rechnung führt und sich einen künstlerischen Leiter engagiert; nicht bloß einen, der im Vorhof der Kunst grau geworden ist. Bei geschickter Leitung deckt der Betrieb fast überall die Kosten, ja, es läßt sich sogar ein Fonds für besondere Ausnahmeausgaben anlegen. Soviel ich weiß, wird ein ähnlicher Modus zum Beispiel in Kolmar i. E., in Brünn Meran, Bremen geübt. Und hier überall steht es um die Theater wenn nicht gut, so doch besser.

Oskar Maurus Fontana

Glasenapps Wagnerbiographie

ist nun vollendet, und das erste Gefühl ist, den Verfasser zu beglückwünschen, daß es ihm gelungen ist, sein großes Unternehmen zu einem wenigstens vorläufigen Abschluß zu bringen. Der Schlußband der Wagnerbiographie liegt vor und bringt uns eine überwältigende Fülle von Mitteilungen über die letzten sechs Jahre von Wagners Leben. Dabei ist der riesige Stoff trefflich gestaltet, man hat nie den Eindruck von auseinanderfallenden Einzelheiten. Diese Kraft der Beherrschung darf man nicht übersehen. Freilich ist es in manchen Kreisen Mode, Glasenapp zu bagatellisieren, und wenn ihn einer unsrer Aktenschnüffler bei einem kleinen Irrtum ertappt, gibt es ein Hallo, als sei seine Arbeit bis in die Grundfesten erschüttert. So leicht aber wird das nicht gehen. Im rein Biographischen wird uns dieses Werk noch auf lange hinaus die reichste und zuverlässigste Quelle bleiben. Gewiß, er schreibt Wagners Leben vom Standpunkte Wagners. Aber das ist ein sehr wichtiger Standpunkt. Die Zeit, einen andern, außerhalb des Wagnerschen „Bannkreises" gelegenen einzunehmen, wird erst kommen, wenn alles festgestellt ist, was von jenem aus wissenswert erscheint. Und es glaube niemand, schon dadurch wirklich „Freiheit des Urteils" Wagner gegenüber betätigt zu haben, daß er diesem oder jenem Wort oder Schritt des Meisters seine Zustimmung versagt.

Und doch wird, auch wer Glasenapps Verdienste in ihrem vollen Umfang erkennt und würdigt, an Stellen kommen, wo er sich eines starken Widerspruchs, ja eines Unmuts nicht erwehren kann. Wenn man Klugheit nicht so sehr daran erkennt, wie einer spricht, sondern wie und wo er zu schweigen vorzieht, so wird man versucht, die Stellen, mit denen der Verfasser oft wagnerischer als Wagner gegen Schumann oder Brahms loszieht, zum mindesten als unklug zu bezeichnen. Glasenapp vergißt, daß das, was man bei Wagner respektiert, aus dem Munde eines durch kein Fachwissen berufenen Kritikers anmaßlich und

Digitized by Google

verletzend klingen muß. Was er als Kritiker über jene beiden Komponisten denkt, scheint mir hier zudem belanglos, die Aufgabe des Geschichtschreibers war hier nicht: das Urteil Wagners gegenzuzeichnen, sondern es zu erklären. Aus künstlerischen, aus kunstpolitischen, aus persönlichen Gründen. Es wäre nötig gewesen zu betonen, daß Wagner bei öffentlichen Äußerungen der Bedeutung seiner beiden Zeitgenossen doch wesentlich gerechter geworden ist, als in unverantwortlichen, privaten Äußerungen des Augenblicks. Es konnte gezeigt und psychologisch begründet werden, daß sich auch bei vielen andern Persönlichkeiten und zu gewissen Zeiten eine fast heftige Abkehr von Schumann bemerkbar macht. Aber nichts von alledem. Statt dessen müssen sich die vernünftigen Anhänger Wagners, die sich mit dem im Ton jedenfalls vergriffenen, berüchtigten Schumannartikel Joseph Rubinsteins nicht einverstanden erklärten, Abkanzlungen gefallen lassen, Männer, die schon ihr Rang als Musiker gegen die Angriffe des Philologen Glasenapp schützen sollte.

Aber das sind Mißgriffe, die den Genuß des Buches stellenweise beeinträchtigen, ohne natürlich seinen Wert aufzuheben. Wagner der Greis tritt uns in seiner überlegenen Geistigkeit, in seiner ergreifenden Milde mit sprechender Lebendigkeit entgegen, und wir stehen unter der Suggestion seiner großen, zwingenden Natur. Man wird gleichsam ein Hausgenosse Wahnfrieds und darf jeden Tag dieses reichen Künstlerdaseins miterleben. Und dann meint man Glasenapp selbst als Augenzeugen jenes Zeitabschnittes zu begegnen, sieht ihn selbst als geschichtliche Gestalt und glaubt ihm aus dieser Kenntnis heraus die Seltsamkeiten seiner Wagnerbegeisterung zugute halten zu können. Auch zum Beispiel, daß er Frau Wagner stereotyp „die hohe Frau“ nennt, nicht etwa bloß in pathetischen Augenblicken, sondern in einer durch ganze Kapitel laufenden Redensart des Bayreuther Kurialstils. Ein volles Menschenalter hat ihn die Stimmungen und Verstimmungen jener Tage nicht vergessen lassen. Man sieht noch immer das Auge des Fanatikers funkeln, er schreibt noch immer gleichsam mit geballter Faust. Ergänzungen zu seinem Werke wird jeder Eingeweihte anzugeben wissen. Die Auslese aus der Menge des Stoffes bleibt eben immer subjektiv. Mir schien zum Beispiel eine entschiedene Klarstellung der Haltung Wagners gegenüber dem Versuch einer politischen Partei, seine Anwesenheit in Berlin für sich auszunutzen, recht wünschenswert. Aber dergleichen zu erörtern ist die Fachpresse da. Hier genüge es, auf diesen letzten Band als eine üppige Quelle der Belehrung und Erkenntnis der Altersperiode des Bayreuther Meisters mit allem Nachdruck hinzuweisen. Möge es durch den Anteil der Nation dem Verfasser vergönnt sein, jetzt, nach dem Erscheinen der Memoiren, die vorausgehenden Bände seines Monumentalwerks auf die Höhe der Forschung zu bringen. Richard Batka

Reinhardts Operette

Frage: Wer darf sich rühmen, sie zu kennen, „die Mächte und Kräfte, die uns jetzt nötig sind“?

Antwort: Georg Fuchs, der Direktor des Münchner Künstlertheaters, das heuer wie seit drei Jahren seine Pforten auf dem Bavariahügel aufgetan hat.

Digitized by Google

Frage: Welche Mächte hat Georg Fuchs entdeckt?

Antwort: „Offenbach als Notwendigkeit."

Was helfen uns alle Kulturarbeiten, Bauordnungen, Zeitschriften, Zeitungen, Gesetze, Reformen und Evolutionen, was hülfen sie ferner, hätte uns Georg Fuchs nicht im Jahre des Heils 1911 „Offenbach als Notwendigkeit" entdeckt? Da er's aber getan, gingen wir dankbaren Herzens hin, der unserm Heil so notwendigen Offenbarung zu lauschen. „Wie der's kann, so kann's eben doch kein andrer!", das ist der Refrain der Vergnügten, denen der „Regisseur Europas" nun die „Schöne Helena" vor die Sinne brachte. Und da die vergnügten Seelen so selten recht haben, sollen sie es diesmal behalten. Was Reinhardt an szenischen Einfällen, an Charme der Zurichtung und Durchbildung des Ensembles auf- und zusammenbrachte, diese Fülle von Leben und Laune macht ihm sobald wirklich keiner nach, und wenn man das Mißbehagen über die Selbstdrapierung dieser Varietékunst als Kulturarbeit überwunden hat, so gibt man sich dem tollen Rausch oder der graziös-geistlichen Verführung dieses Karnevals gern hin.

Aufmerksamkeit beansprucht aber darüber hinaus das, was Reinhardt, dem jetzt so viele immerhin nicht wertlose öffentliche Kulturgüter anvertraut werden sollen, *nicht* leistete. Die herkömmliche Spielart *gesteigert* hat er bis zum Menschenmöglichen, *geändert* hat er sie kaum merklich. Und doch hätte sich beispielweise gerade die „Schöne Helena" dazu geeignet, eine geistreiche Parodie antiker Vorstellungen daran zu knüpfen; im verbindenden Text, der so reichlich gesprochen wird, und in der Kostümierung sowohl, wie in der Handlung. Davon bot Reinhardt nichts, sondern — im Widerspruch zu den teilweise antiken Kostümen — nur moderne Witze und moderne Witzelei unter Plünderung der verschiedensten Mikosch- und Zweideutigkeitensammlungen; Tricks wie das plötzliche Einflechten von französischen und „Weaner" Worten oder die Beziehung auf Lappalien der Tagesgeschichte fehlten nicht. Kurz, nur wer zwischen Reklame- und Tatsachensinn nicht mehr gut unterscheidet, wird behaupten können, daß hier etwas Neues, etwas Verfeinertes, ein Stück — *Kunst*pflege geboten worden sei; bemerkenswert genug, daß die operettenmäßige Inszenierung einer Operette in den letzten Jahren eine der einwandfreiesten Leistungen Reinhardts war. Bemerkenswert auch, daß man nach der Kraftanstrengung mit Menelaus edler Gattin sogar die Ambition fallen ließ, ein musikalisch und der Idee nach wertvolles Stück zu spielen. Die vor drei Jahren das Künstlertheater gründeten, haben sich gewiß nicht träumen lassen, daß es so bald bis zur Aufnahme des albernsten Genres der talentlosen Operette herabsinken würde, wie es Digby la Touches „Themidore" vertritt. Keinerlei Gejammer über verhöhnte Ideale soll hier angestimmt werden, besonders da auch die Aufführung dieser Überflüssigkeit technisch kaum zu wünschen übrig ließ. Eins aber sollte nicht ganz unbemerkt vorübergehen, daß es derselbe Mann ist, von dem theatergläubige Idealisten noch immer das Höchste erwarten, und der hier mit Varietékünsten und Operettenschund der Gunst des Publikums nachläuft. W. Sch.

Digitized by Google

Theodor Blumers „Fünfuhrtee"

Dresdner Hofoper

Eine recht sommerliche Gabe war die erste Uraufführung. Eine Woche nach den Ferien! Die Hofoper ist außerordentlich fleißig und mit Erfolg bemüht, den verschiedensten Richtungen, auch des Geschmackes, gerecht zu werden. Ort (Schauspielhaus) und Zeit waren günstig gewählt für den „Fünfuhrtee", ein sogenanntes „Musikluſtspiel" in drei Akten, Text von Wilhelm Wolters, Musik von Theodor Blumer. Eigentlich ist es ein Schwank mit recht gesuchten Gelegenheiten, unterhaltsame Musik beizumischen. Es handelt sich um einen Alibibeweis, der von vornherein nicht nötig ist: eine ziemlich prosaische, meist witzig, teils auch trocken behandelte Geschichte, deren flotter Verlauf durch die Komposition stark aufgehalten wird. Die Lustspielspannung beseitigt Wolters dadurch, daß er von Anfang an den Schluß verrät. Arg operettenhaft im alten Stil sind die Sentimentalitäten, nicht ganz so schlimm jedoch die musikalische Verbrämung, wenn schon die Verlogenheit jener Sentimentalitäten in ihr (besonders in den pathetischen Ensemblesätzen) noch schärfer hervortritt. Der Komponist arbeitet außerordentlich geschickt mit bewährten Einfällen und gibt eine Talentprobe, die ihm die Aufmerksamkeit für spätere Arbeiten sichert. Daß er diesen Text wählte, spricht eigentlich gegen ihn. Aber er ist wohl noch sehr jung und mag übersehen haben, daß diese Harmlosigkeit nicht ohne bedenkliche Seitensprünge vor sich geht. Ob er über eigene Erfindung verfügt, läßt sich nach dem „Fünfuhrtee" nicht sagen. Aber seine Geschicklichkeit steht außer Zweifel.

F. B.

Neue Lauteumusik

Als der Kunstwart vor fast einem Jahrzehnt für die junge Bewegung zur Wiedergeburt des Laute- und Gitarrespiels eintrat, begegnete er unter den Musikern überall Zweifel und Unglauben. Heute hat sich die Bewegung durchgesetzt und wächst noch immer. Der Liedergesang zur Laute und Gitarre ist nicht nur anerkannt, sondern im Bereiche des volkstümlichen Liedes auch als der zweckmäßigste erkannt. Die Hauptaufgabe der Führer bildete der Kampf gegen die dilettantische Schundmusik und die Schaffung einer neuen gehaltvollen Literatur. Die schönen musikalischen Sätze Heinrich Scherrers entflammten damals dem Ehrgeiz der Gitarristen und haben sehr viel für das Aufblühen des Kunstspiels geleistet, das sich mit Hilfe der großen Scherrerschen Schule nun überall in deutschen Landen entwickeln konnte. Wir können beide Leistungen jetzt ohne Scheu loben, weil sie aus dem Callweyschen Verlag, in dem auch der Kunstwart erscheint, in den Verlag Hofmeister in Leipzig übergegangen sind, der jetzt offenbar die Rolle eines Zentralverlags für deutsche Gitarrenmusik anstrebt. Zur Zeit des ersten Erscheinens dieser Werke war man freilich geneigt, auf die schlicht volksmäßige Begleitweise und das volksmäßige „akkordierende" Gitarrespiel etwas von oben herab zu sehen und hätte am liebsten das letzte Alpendorf scherreriſiert. Es ist nun hübsch, daß der Meister selbst diesen Fehler eingesehen und sich selbst an die Spitze jener Richtung zum Einfachen gestellt hat, die sich die Belebung des Singens von Volksliedern zur Gitarre in den weitesten Schichten zum Ziel setzt: das Liederbuch der Wandervogelvereine, der „Zupfgeigenhansel" genannt, wel-

Digitized by Google

ches das Begleiten ohne Noten zum Prinzip erhebt und die kurzgefaßte volkstümliche Lauten- und Gitarreschule für den Selbstunterricht ohne Notenkenntnis sind erschienen, und damit hat Scherrer das Steuer der jungen Bewegung in der Hand behalten und sie gegen dilettantische Entgleisungen gesichert! Beiden Erscheinungen kann eine große Verbreitung nicht fehlen. Die kleine Schule füllt eine wirkliche Lücke aus. Und einem ähnlichen Zweck dient auch das in Lieferungen herausgegebene Kommersbuch „Deutsche Studentenlieder zur Gitarre", womit die akademischen Kreise, die in Süddeutschland übrigens auch in den schlimmsten Zeiten der Gitarristik das Instrument noch gepflegt haben, für die gute Sache gewonnen werden sollen. Die Sätze sind nicht schwer, aber doch dem anspruchsvolleren Geschmack von Gebildeten angepaßt. Scherrers feine Musikalität gibt sich auch in ihnen überall kund, und ich stehe nicht an, die Ausgabe der beiden Liederbücher als eine kleine Kulturtat zu bezeichnen.

Robert Kothe, der treffliche Lautensänger, hat ein „Kothe-Liederbuch" herausgegeben, das bei seiner Beliebtheit Viele locken dürfte und vor das eine Warnungstafel gehört. Dem Komponisten fällt leider gar nichts ein und nur die guten, zum Teil von Scherrer herrührenden Lautensätze sind zu loben. Eine sehr erfreuliche Gabe jedoch haben wir in einem zweiten „Ein Kothe-Abend" betitelten Bande zu begrüßen, worin Kothe 15 alte und neue, prächtige deutsche Volkslieder und Balladen sehr wirkungsvoll zur Laute gesetzt hat.

Auch was sonst an Originalliteratur für Laute herauskommt, erscheint mir an musikalischem Gehalt ziemlich dürftig. Die Lieder von Johannes Ruch, Käthe Hyan, H. Albert usw. sind im allerbesten Falle erträgliche Gebrauchsmusik. Aber wir müssen eben ein bißchen Geduld haben. In den Liedern Scholanders, die in mehreren Heften bei Breitkopf & Härtel herausgegeben worden sind, findet sich ein Juwel: „Im Trabe" (Gedicht von Liliencron). Mit der Zeit werden sich andere hinzugesellen. Auf die Scholanderhefte seien die Lautenfreunde noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Es stimmt zwar nicht ganz, wenn der Verlag sie als „leicht" bezeichnet, die meisten erfordern gewandte, kecke, realistische Spieler, aber in ihrer Art sind sie gewiß vortrefflich. Allerdings auch ziemlich bunt. Das klingt in allen Sprachen, bald tief ergreifend, bald in seichter Banalität durcheinander, nach dem Grundsatz, daß wer Vieles bringt, wohl manchem etwas bringen wird. B

Jozef Israels

Bildende Kunst

Erinnert sich der Leser noch der Kampfzeit der neuen Kunst? Da in den Ausstellungen hier die idealistischen Arrangements hingen nach von allen Akademien und Kunstvereinen anerkannt ewigen Gesetzen, und dort diese neuen Wüstheiten, Kühe ohne Weltgefühl, Krautäcker ohne Gemüt, ja Misthaufen in der vollen Schamlosigkeit ihrer Lebensgröße? So gab es der Besucher viele, die konnten mit den einen nicht mehr und mit den andern konnten sie noch nicht mit. Wie friedebringend wirkte da Jozef Israels! Er hatte „das" Neue und hatte „das" Alte doch auch. Es ließ sich eigentlich von keiner Seite viel gegen ihn einwenden. Aber freilich: er wärmelte mehr als er wärmte, es schien etwas von Stilmischen, von Kompromiß-

Digitized by Google

machen in diesen Bildern eines unbestreitbar großen Könners zu spekulieren. Für uns Deutsche, mein ich, die den Mann nicht aus der Nähe kannten. Und damals, da seine Entwicklung noch nicht abgeschlossen war, noch nicht aus dem Ganzen übersehen werden konnte. Mittlerweile ist Israels reif und reifer geworden und nun als ein steinalt Männlein nicht nur von höchstbezahlender kunsthändlerischer Begehrtheit gestorben, sondern auch von einem Ruhme, der sich das Vierteljahrhundert seither selbst bei den nörgeligsten kritischen Köpfen aller Kulturländer nur befestigt hat.

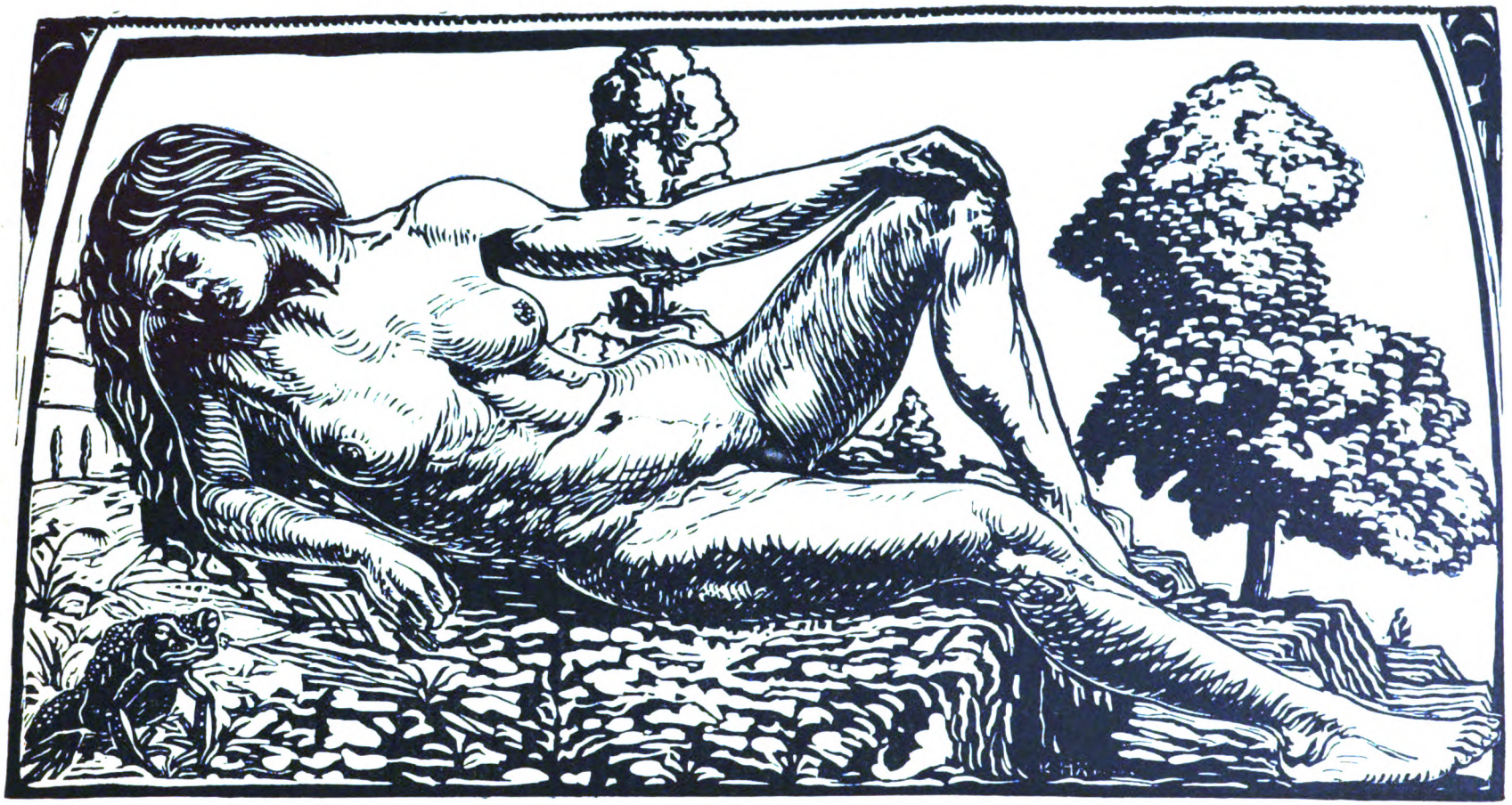
Und doch waren unsre Eindrücke damals nicht ganz ohne Grund. Israels ist kein Genius von Faustes-Flug nach unbekannten Küsten der Kunst gewesen, kein Entdecker und Mehrer an Neuem dem Wesen nach, nimmt man das Wort im stolzesten Wortsinn: kein Schöpfer. Niemals haben ihm nur die Stimmen aus der eigenen Tiefe den Weg gezeigt, immer mit ihnen zusammen und oft lauter als sie taten das die Stimmen der Zeit. Man könnte ihn insofern einen Eklektiker nennen, als er mit außerordentlichem Kunstverstande Anregungen aufnahm, alte, ganz alte und wieder so neue, daß an ihnen die Kunstgenossen noch taub oder achselzuckend oder lachend vorübergingen. Aber es war keine Theorie, was ihm den hohen Kunstverstand inspirierte. Den inspirierte ihm, was des Malers Seele ist: das Auge selbst. Sein Auge von höchster Reizbarkeit und wählerischer Feinschmeckerei. Auch damit aber wäre Israels' besondere Bedeutung noch nicht verbürgt gewesen. Er hatte außerdem, was die meisten seiner modernen Mitmaler für ihre Kunst geradezu abwiesen, und hatte es als unbezähmbar starken Drang, dem er deshalb auch immer und immer wieder nachgab, ja, den er pflegte und erzog: er hatte den Drang nach Synthese seines Menschengefühls mit seinen Augenerlebnissen. So lange dieser Drang nur mitwirkte aber nicht sieghaft herrschte, ergab er eben das, was dann wie Kompromißmacherei erschien: diese Bilder mit modernster Malweise und doch einem literarisierenden Stoff, dem der Titel noch einen Drucker aufsetzte. Dann lagen die Darbietungen des Gemütsmenschen und des Malers wie auf zwei Platten übereinander, und die Bildwirkung schillerte nun.

Aber je älter Israels ward, je stärker wurde der Künstlermensch in ihm, der Künstler vom visuellen Typ, der Künstler, der vom Gesehenen nicht vor allem an ein Vor- und Nachher erinnert wird, sondern der zunächst einmal sieht. Die Sache sieht in ihrem Sein, in dem ja freilich das Vorher und Nachher auch steckt, vor allem aber doch ihr Jetzt. Der Künstler vom visuellen Typ, der mit dem Auge und also: der eine Gegenwärtigkeit erlebt. Die spätesten, reifsten Werke von Israels sind ganz Einheit nicht nur in der unübertroffenen Feintonigkeit ihrer koloristischen Harmonie, sie sind es auch dadurch, daß sie aus den Augenerscheinungen eine Poesie herausholen, die nicht von anderswoher ihnen erst zugelegt werden mußte, die in ihnen erwachsen, die ihr Eigenstes ist. Damit hat der, schon greisende, Israels erreicht, was in all den Scharen der „Hell"- und „Freilicht"-Maler außer ihm nur ganz wenigen Gesegneten gelungen ist. A

Karl Hänny

Die Leser des Kunstwarts lernen in den Beilagen dieses Heftes Arbeiten eines Schweizer Künst-

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

KARL HANNY

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

KARL HÄNNY

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

KARL HÄNNY

Digitized by Google

Digitized by Google

lers kennen, dessen Name bisher nur selten über die heimatlichen Berge hinaus gedrungen sein dürfte. Ursprünglich Ziseleur, dann Bildhauer und als solcher auch eine Zeitlang in Karlsruhe tätig, hat Hänny neuerdings auch zur Radiernadel und zum Schneidemesser gegriffen und hierbei ganz überraschende Proben künstlerischer Kraft und Originalität gegeben.

Was mich bei diesen Blättern auf den ersten Blick gepackt hat, und auch dauernd anzieht, ist die Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung, die darin zum Ausdruck gelangt. Nichts Gesuchtes und Gekünsteltes. Wie von überströmendem inneren Drange getrieben, gräbt Hänny seine Linien in Metall und Holz, läßt er jene derben, wuchtigen Zeichnungen entstehen, die trotz mancher technischen Mängel und Unbeholfenheiten, wie Spiegelbilder innerer Erlebnisse, mit unmittelbarer Überzeugungskraft auf den Beschauer wirken.

Die reproduzierten Radierungen und Holzschnitte, die sich in der Originalgröße noch wesentlich markiger und wuchtiger geben, bedürfen kaum einer Erläuterung; sie erklären sich und sprechen für sich selber. Todesmüde schleicht der ewige Jude weit vornübergebeugt dahin, wie ein Quadrupede das Antlitz der Erde zugewandt und mit der Hand den Wüstensand siebend, ein Bild mühseligen, rastlosen Dahinwanderns von ergreifender Tragik und Größe. Der Rücken dehnt sich wie ein gespannter Bogen, der überlange Arm kommt den Beinen beim Stützen des Körpers wirkungsvoll zur Hilfe. Alle Einzelheiten der Gesamtidee untergeordnet. Man vergißt diesen Ahasver nicht leicht wieder.

Und das andere Blatt: „Trauer" betitelt. Drei athletische Männer, Aktfiguren, in Rückenansicht dicht nebeneinander hockend ohn alles Beiwerk, alle drei in derselben Haltung, aber doch jeder anders im einzelnen. Das Antlitz ist abgewendet, kein Gestus verrät ihre Erregung, und doch das Ganze einheitlich auf einen Akkord tiefer Trauer gestimmt. Sprechende Rücken!

Die dritte Radierung „Der Durst" ist bei aller Derbheit der Linienführung wohl das vollendetste Blatt des jungen Meisters. Wie dieser nackte Körper in kühner Verkürzung sich von hinten her in den Vordergrund schiebt und das Haupt zum ersehnten Naß herniederneigt, während die machtvoll aufgestützten Arme den Oberkörper in der Schwebe halten, das ist zeichnerisch ebenso meisterhaft gelungen, wie inhaltlich überzeugend wiedergegeben.

Bei den Holzschnitten ist die kühne Sicherheit der Zeichnung, der flotte Vortrag, ebenso wie die kräftige, fast farbige Wirkung bemerkenswert. Auch hier kein ängstliches Tasten und Wägen. Frisch wird drauflos geschnitten, bis die gewünschte Wirkung erreicht ist. Und jeder Strich sitzt.

Der Künstler steht bereits im dreißigsten Lebensjahre, aber, wie ich glaube, erst am Anfang voller Entwicklung, die nur durch widrige Umstände bisher zurückgehalten worden ist. Mit Hilfe eines Stipendiums der Schweizer Bundesregierung ist Hänny unlängst nach Paris gegangen, um unter Rodins Augen eine größere Bildhauerarbeit zu vollenden. Der Bildhauer Hänny soll uns ein andres Mal beschäftigen. A. von Oechelhäuser

Die Mecklenburgische Landesausstellung

Angewandte Kunst

in Schwerin brachte heuer zum erstenmal auch eine „Mecklenburgi-

Digitized by Google

sche Kunstausstellung“ — und gleich eine mit einer historischen Abteilung, die wenigstens über das kirchliche Kunstgewerbe „nur mecklenburgischer Herkunft“ bis ins 13. Jahrhundert zurück Auskunft gab. Es versteht sich von selbst, daß diese Auslese aus sieben Jahrhunderten an wirklich Bedeutungsvollem mehr fand, als die Bild- und Plastiksammlung aus ein paar Jahren der Gegenwart. Was an moderner Kunst da war, zeigte Tüchtigkeit und Fleiß mit entschiedenem Vorherrschen guter Hausmannskunst. „Heimliche Kaiser“ der Malerei scheinen heute in Mecklenburg so wenig wie anderswo zu wachsen.

Das Interessanteste in der Ausstellung waren für mich eine Beängstigung und eine Erlösung.

Die Beängstigung kam in der Halle über mich, in welcher die mecklenburgischen Fachschulen die Arbeiten ihrer Schüler ausstellen. Ein paar bessere Kräfte arbeiten ja auch hier, im allgemeinen aber war, was hier gezeigt wurde, nicht nur unter jeder ernsthafteren Kritik, sondern — ich möchte sagen: unter jeder Glaublichkeit. Man mußt es sehen, um's für möglich zu halten: Alles, was die neue Bewegung anderswo längst erledigt hat, wird im Lande der Obotriten noch gelehrt und in seinen Produkten mit Stolz gezeigt: das albernste Schnörkelturnen, die stilwidrigste Spielerei mit dem Wesen der Techniken und des Materials, die auf ihre Taschenspielerkunststücke stolzeste Imitation, die sogar mit einer eigenen Fachschule auftritt! Manche Räume wirken wie aus den ästhetischen Dummheiten der Vergangenheit zusammengestellte Lachkabinette. Daß sie blutig ernst gemeint sind, beweist aber der Geist, der in den Ankäufen für die Verlosung gewaltet hat.

Denkt man nun nach diesen Schrecknissen: was werden die Leute machen, die so erzogen wurden, so kommt die Erlösung, denn siehe: die allermeisten machen es anders und machen es besser. Die neue Bewegung geht an den mecklenburgischen Fachschulen vorbei. Es sind gewerbliche Leistungen voller Geschmack und Gediegenheit auch auf dieser Ausstellung zu finden und nicht nur bei den Bauten selbst, viel mehr auch unter ihren Dächern. Trotzdem wär's ja wohl besser, man begänne auch um Schwerin herum nun mit dem Auskehren untauglichen Lehrgerümpels. Was könnten so solide Kräfte erst leisten, wenn sie gut vorgebildet würden! Und wozu dienen bei vorsintflutlichem oder jugendstiligem Betriebe die dortigen Fachschulen überhaupt?

Loffow und Kühne,

die Dresdner Architekten, bitten uns, im Anschluß an unsre Besprechung der Bauten auf der Internationalen Hygieneausstellung zu bemerken, daß nicht Herr Max Hans Kühne allein, sondern beide Inhaber der Firma gemeinsam die Erbauer jener Architekturen und Einrichtungen sind.

Heimatpflege

Bengalische Verkehrshebung

Nun hat auch die alte Wartburg dran glauben gemußt, Rotfeuer rechts, Grünfeuer links, Raketen in der Mitten. Es war eine ziemlich große Aktion, bis der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs die Sache in Schuß hatte, mit „nötigen Vorarbeiten“, einigen „Probebeleuchtungen“ und einem großmächtigen „Rundschreiben“, das die Sache für „geradezu feenhaft“ erklärte, „einen Ausflug nach der alten Lutherstadt aufs reichlichste lohnend“. „Prachtvoll ist es, die Wartburg in wallendem rot-grünem

Digitized by Google

Feuermeere zu schauen, denn Rot- und Grünfeuer wechseln gegenseitig ab und verleihen diesem wundervollen Bilde einen geradezu grandiosen Reiz." Uns scheint das doch zu wenig, mindestens hätte man zwischen Rot- und Grünfeuer noch Luthern das Tintenfaß nach dem Teufel werfen lassen sollen, und ordentlich spritzen hätte es müssen! Wäre das nicht zugleich eine Erbauung gewesen? . . .

Festliche Beleuchtungen können eine sehr schöne Sache sein, aber so zieht man diese Schönheiten nicht an den Haaren herbei. Fast alle unsre derartigen Anleuchtungen sind Brutalitäten fürs Auge, und zu solchen sollten uns Stätten wie die Wartburg zu gut sein. Will man sie wirklich einmal edel schön beleuchten, dann rufe man nicht einen Pyrotechniker, sondern Künstler, welche die Sache verstehen. Am allerbesten aber verstehen derartiges nach wie vor Sonne, Mond und Sterne.

Mittel für Lebensreformbestrebungen

Unsre herrschende Wirtschaftsordnung ist seit Jahrzehnten Gegenstand bald mehr bald minder heftiger Angriffe, die sich im Kern doch immer gegen den erwerbswirtschaftlichen Grundsatz richten, auf dem der ganze Bau ruht. Nun möchte ich hier unberührt lassen die Anfeindungen, die sozusagen von innen heraus dagegen erhoben werden, also namentlich die Forderungen, welche Handarbeiter und Angestellte in Wahrung ihrer persönlichen Interessen — und deren wissenschaftliche Sachwalter — erheben. Ich denke im Augenblick vor allem an die kritischen Stimmen der am wirtschaftlichen Arbeitsorganismus unmittelbar gar nicht beteiligten Kulturpolitiker, die vielfach für ihre Reformbestrebungen in der Erwerbswirtschaft ein erhebliches Hindernis sehen, und die sich deshalb deren grundsätzlichen Gegnern anschließen, häufig — nebenbei gesagt — ohne daß sie die Tragweite dieser Gegnerschaft in wirtschaftlicher Hinsicht abzuschätzen vermöchten. Also, um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen: die kunstgewerblichen Reformer und die, die dem Gedanken der Qualitätsarbeit zum Siege verhelfen möchten, stoßen immer wieder auf Hemmnisse, die auf das erwerbswirtschaftliche Prinzip in der Produktion zurückzugehen scheinen — und zum Teil auch in der Tat darauf zurückgehen — und sie meinen nun, was erreicht sei, das sei eben schließlich alles im Kampf gegen dieses Prinzip erreicht. Oder: wie viele Reformbestrebungen lahmen nicht, weil die wirtschaftlichen Interessen alle Kräfte und auch alle Mittel für sich in Anspruch nehmen! Da sind Erziehungsfragen und Stadtbaufragen und Naturschutzfragen und hunderterlei andere, für die die besten Köpfe sich in richtiger Erkenntnis dringlicher Notwendigkeiten einsetzen, und die sie doch nicht oder nur langsam vorwärts schieben können, weil immer der „Moloch Erwerb" den Weg breitspurig versperrt. Auch wieder am Rande bemerkt: Aus solchen Verstimmungen scheint sich mir die sozialistische Grundstimmung vieler unserer „Intellektuellen" herzuleiten. Sie sympathisieren mit dem Sozialismus, weil er gleich ihnen dem erwerbswirtschaftlichen Prinzip Fehde angesagt hat.

Nun liegt hier tatsächlich ein ernstes wirtschaftliches Problem, vielleicht — wenn man's im großen Kulturzusammenhang sieht — das Wirtschaftsproblem der Zeit. Wir sind über die einseitige Schätzung

Digitized by Google

der „wirtschaftlichen“ Arbeit im engern Sinne als der allein Werte schaffenden, allein „produktiven“ längst hinaus. Friedrich List konnte noch darüber spotten, daß es zwar produktiv sein solle, Schweine aufzuziehen, aber unproduktiv, Menschen zu erziehen, daß deshalb in der ältern Wirtschaftsauffassung wohl der Viehzüchter seine gebührende Würdigung erfahre, der Lehrer aber doch eigentlich als Schmarotzer gelte. Der Begriff der Produktivität ist seitdem ausgeweitet worden; den Verschiedenartigkeiten (nicht der verschiedenen Bedeutsamkeit) der Werte schaffenden Arbeit wird man dadurch gerecht, daß man scheidet: die der unmittelbaren Produktion gewidmete Tätigkeit des Landwirts, des Gewerbetreibenden, des Kaufmanns usw. und die der mittelbaren Produktion dienende des Beamten, Soldaten, Arztes, Lehrers usw. Beide müssen zusammenwirken, wenn die Volksgesamtheit gedeihen soll. Nur fällt jenen Tätigkeiten der unmittelbaren Produktion dabei die Aufgabe zu, die Erträge zu liefern, aus denen die andern gespeist werden und die die materielle Grundlage aller dieser mittelbar produktiven Existenzen bilden.

Damit sind wir wieder bei unserm Problem. Auch unsre Kultur- und Lebensreformer gehören zu dem Kreise der an der mittelbaren Produktion Beteiligten. Ihr volkswirtschaftliches Interesse muß sich vor allem darauf richten, wie am besten und sichersten vom Ertrage der unmittelbaren Produktion ein angemessener Anteil zur unumgänglichen Befruchtung auf ihre Felder geleitet werden kann.

Wirtschaftsindividualisten vom Schlage Carnegies haben die Frage auf ihre Weise beantwortet — wir haben hier früher davon gesprochen. Nämlich: der Unternehmer, in dessen Händen der Ertrag zusammenfließt, hat sich als dessen Verwalter zum Nutzen der Allgemeinheit zu betrachten. Daß er beim Erwirtschaften dieses Ertrags persönlich freiesten Spielraum genießt, ist notwendig, um ein Maximum an Ertrag zu erzielen. Freilich liegt darin auch gleichzeitig ausgesprochen, daß er persönlich unbeschränkt in der Verfügung über diesen Ertrag ist. Carnegie hat für die sittlichen „Pflichten des Reichtums“ nicht nur warme Worte gefunden, er selbst hat sie auch mit der Tat geübt. Aber: bietet das System die Gewähr, daß sie allgemein, daß sie auch nur in ausreichendem Maße von den andern befolgt werden? Da melden sich eben wieder die Zweifel unsrer Kulturpolitiker! Sie fordern Bürgschaften, fordern eine wirtschaftliche Ordnung, die ihnen gewissermaßen automatisch gibt, was ihnen, wie sie meinen, zukommt. Vielleicht möchten sie dabei oft die Henne schlachten, die ihnen die goldenen Eier legen soll. Aber es fehlt auch an geglückten Versuchen nicht. Der bekannteste ist Abbes Schöpfung in Jena. Das Zeißwerk hat für wissenschaftliche und allerhand Wohlfahrts-Zwecke schon Millionen geliefert. Jetzt ist in Berlin im Kleineren etwas Ähnliches begonnen worden.

Karl Mann, der Inhaber der „Wormser Weinmost- und Nuzo-Zentrale“ (neuerdings „Gesundheits-Zentrale“) hat eine „Stiftung zur Förderung von Lebens- und Wirtschaftsreformbestrebungen“ errichtet, der der volle Geschäftsgewinn seines Unternehmens zufließen soll. Vorweg abgezogen werden davon nur 5 vom Hundert Zinsen für das bar eingezahlte im Geschäft arbeitende

Digitized by Google

Familienkapital und etwaiges Leihkapital, sowie eine Vergütung für den als Geschäftsführer tätigen Sohn des Gründers in Höhe von 1 vom Hundert des Umsatzes mit Privatpersonen und 0,5 vom Hundert des Umsatzes mit Wiederverkäufern. Auch diese Vergütung soll zunächst — solange die wirtschaftliche Daseinsgrundlage des Betreffenden durch andere Einkünfte gesichert ist — als Betriebskapital dem Unternehmen verbleiben, später aber im Sinne der Stiftung, wenn auch nach eigenem Ermessen des Beziehungsberechtigten, Verwendung finden.

Die Absicht der Stiftung ist nach Mann, „die gewaltige Kaufkraft weitester Verbraucherkreise umfassend nutzbar zu machen, um für die ewig an Geldnot krankenden wichtigsten Reformbestrebungen laufend große und stetig steigende Geldmittel zu gewinnen, also für die Wohlfahrtspflege, im weitesten Sinne verstanden, wie ein von Professor H. Sohnrey geprägtes gutes Wort lautet. Zur sozialen Wohlfahrts- (nicht Wohltätigkeits-)Arbeit, durch welche die Ursachen von allerlei Not und Übelständen und Unrecht beseitigt oder doch vermindert werden, darf man ohne weiteres jede grundlegende, wahrhaft fördernde Besserungs- und Aufklärungstätigkeit zählen, auch wenn nicht jedermann durchaus mit jeder Einzelheit einverstanden ist. Beispielsweise Alkoholbekämpfung, Gesundheitspflege, Ernährungs-, Erziehungs- und Bodenreform, Heimatschutz, Gartenstadt, zeitgemäße Erweiterung der Frauenrechte und anderes mehr.“ Letzten Endes sollen „große Kaufleute und Industrielle mit gesichertem Einkommen von vielleicht jährlich vielen Zehntausenden zur Nachfolge angeregt und bewegt werden zur dauernden Hergabe wenigstens eines bestimmten nur vom jeweiligen Geschäftsergebnis abhängigen Teils ihres Überflusses für grundlegende Besserungs- und Aufklärungsarbeit“. „Die Stiftung soll einen ehrenamtlich tätigen Verwaltungsausschuß haben, der aus bekannten führenden Personen der Reformbestrebungen, Männern und Frauen, bestehen soll und die Geschäftsführung des Vorstandes, sowie die Gewinnverteilung zu überwachen hat ... Der Vorstand soll die Einkünfte der Stiftung für die Förderung sozialer Wohlfahrtsarbeit (Reformbestrebungen) verwenden. Politische Bestrebungen und reine Wohltätigkeit sollen ausgeschlossen sein.“

Das ist das Wesentlichste der notariell beurkundeten Stiftungsbestimmungen.

Wenn es sich in diesem Falle vorläufig auch nur um ein Unternehmen verhältnismäßig kleinen Umfangs handelt, so ist es als soziale Tat eines für die Aufgaben seiner Zeit empfänglichen Mannes doch gewiß freudig zu begrüßen. Vorsichtig sollte man nur darin sein, hier nun eine *generelle* Lösung des Wirtschaftsproblems sehen zu wollen, denn, wie Mann selber schreibt: der weitgehende Verzicht auf seine Einnahmen aus dem genannten Unternehmen ist ihm nur deshalb möglich, weil er ausreichende Einkünfte aus der Beteiligung an vier andern Firmen zieht, die „Weinmost- und Nuxo-Zentrale“ bisher überhaupt nur nebenbei betrieb, ohne ihr besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Das Interessanteste ist deshalb auch gar nicht die persönlich sicherlich anzuerkennende Uneigennützigkeit Manns. Sondern: daß er mit der Gründung der Stiftung und der Umwandlung seines Nebenbetriebes in ein gemeinnütziges Unternehmen den Versuch macht, die *Ver-*

Digitized by Google

brauchern zu organisieren. Schon die Erfahrungen der ersten Monate haben die Werbekraft des Stiftungsgedankens auf sie erwiesen, und in der Vertriebszentrale wird so die Konsumkraft einer steigenden Anzahl von Menschen zusammengefaßt zum Besten kulturfördernder Zwecke. Ein Weg, der sicher hie und da auch sonst noch gangbar ist.

Johannes Buschmann

Gesellschaft

Bürgerkunden

So nennen sich nach ihrem Inhalt Bücher, die sich, seit einigen Jahren massenhaft die Druckereien verlassend, als Hilfsmittel der staatsbürgerlichen Erziehung anbieten. Nach einer solchen Erziehung streben wir, weil der Erfolg, den wir von ihr erhoffen, durch die Art von Erziehung, die wir seit Menschenaltern haben, nicht erreicht worden ist und auch nicht erreicht werden kann. Der Erfolg aber, den wir erhoffen, ist: tätige und aufbauende Teilnahme aller mündigen Staatsangehörigen am deutschen Gemeinschaftsleben — wobei es dann hauptsächlich auf das Tätigwerden und das Aufbauen ankommt. Aufmerksamkeit nämlich schenkt man bei uns schon jetzt dem Gemeinschaftsleben. Aber diese Teilnahme äußert sich bei den meisten entweder kritisch untätig, oder als Wille zum Destruktiven. Jenes macht mutlos und unfroh, dieses, weil es mit Gewalt unterdrückt werden muß, unüberlegt und abwendig. Was uns aber nottut, ist ein Geschlecht voll Mut und Freude, von Überlegung und Zusammenhalten.

Zu solchem Erfolge soll uns nun die staatsbürgerliche Erziehung und innerhalb ihrer die Bürgerkunde helfen. Wovon handelt diese? Das moderne Recht gibt jedem Menschen Macht in drei Beziehungen: in Beziehung auf sich selbst, auf die andern, auf die Gesamtheit. Die erste Beziehung betrifft den Menschen als Einzelwesen; die zweite betrifft ihn als Bürger, civis, wenn man diese Worte in der Bedeutung nimmt, die sie in den Ausdrücken bürgerliches Recht und Zivilprozeß haben; die dritte betrifft sein Verhältnis zu Reich, Staat und Gemeinde. Von diesen beiden letzten Gebieten, also vom Inhalt und von der Geltendmachung der Privatrechte und vom Inhalt und von der Geltendmachung der öffentlichen Rechte der Staatsangehörigen handeln die Bürgerkunden.

Aber mit Fug beschränken sie sich nicht auf eine derartige Rechtskunde. Eine zielbewußte Ausübung vieler Privatrechte und insbesondere auch der politischen Rechte, überhaupt die Einsicht in das Leben und Weben in unsern Gegenwartstaaten ist zwar ohne Rechtskunde nicht zu erlangen, wird aber durch sie allein noch nicht verbürgt, sondern bedarf einer Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, innerhalb deren und derentwegen jene Rechte da sind. Die Vereinzelung, zu der die moderne Arbeitsteilung den einzelnen Menschen zwingt, hindert ihn an einer klaren Vorstellung von der Mannigfaltigkeit und Bedeutung der Berufe seiner Mitbürger und gibt ihm keine Gelegenheit, die Zusammenfassung der verschiedenen Berufszweige zur deutschen, ja menschlichen Gesamtwirtschaft zu erkennen und mit ihr die allgemeine Voneinanderabhängigkeit und Aufeinanderangewiesenheit. Daher wird das zweite Gebiet der Bürgerkunden die Wirtschaftskunde.

Diesen Stoff kann man auf die mannigfaltigste Weise darstellen: rein tatsachenmäßig, begrifflich, ge-

Digitized by Google

schichtlich ... Eine gute Darstellung der ersten Art bringt Grieb. Schon seine Einteilung ist pädagogisch geschickt, vom Nahen zum Fernen schreitend: der erste Teil enthält die Rechte und Pflichten der Minderjährigen, der zweite die Volljährigen und zerfällt in folgende Unterteile: 1. Familienleben, 2. Berufsleben, 3. Gemeinde, 4. Staat; dazu 5. Gerichtswesen. Die Sprache ist schlicht und einfach, nicht ohne die üblichen Mängel. Die Einfügung formularmäßiger Eingaben aller Art gibt dem Buch praktischen Wert. Es bringt vorwiegend Privat- und öffentliches Recht, Wirtschaftliches ist hineingearbeitet. Die sehr vereinfachende Auswahl aus dem gewaltigen Stoff genügt, um leidlich genaue Vorstellungen zu erwecken. Manche Ungenauigkeit freilich könnte vermieden werden.

Sehr viel stoffreicher ist Glock. „Wissenschaftlich" disponiert. Mit geschichtlichen Eingängen. Papierenes Deutsch. Dasselbe gilt von Giese, der durch allzu grob gehaltene Rechtfertigungen gewisser Rechtserscheinungen verstimmt (dann lieber gar keine!), und von Elly Knapp-Hauß; ihr sind einzelne Stellen, besonders die staatsgeschichtlichen und privatrechtlichen ziemlich mißglückt, auch scheint mir zuviel Wert auf schulmäßige Begriffe gelegt.

Soviel stoffreicher und wissenschaftlicher nun diese und andre Bücher auch auftreten als das des Rektors Grieg, so erscheinen sie doch durchaus nicht etwa zulänglicher. Die Fülle des Stoffs können sie doch nicht erschöpfen. Sie bringen auch durch die Art ihrer Darstellung die reale Wechselwirkung der Erscheinungen des Rechts- und Wirtschaftslebens durchaus nicht zu klarerer Anschauung. Aber auch die ideale Wechselbeziehung innerhalb der wissenschaftlichen Begriffsgebäude kommt durch die fragmentarische Begrifflichkeit dieser Bücher nicht zum Ausdruck.

Liegt nun vielleicht die Ursache dieser Mängel in der Unerschöpflichkeit des Stoffs? Doch wohl nicht. Es gibt auf andern Gebieten stark vereinfachende Darstellungen, die gleichwohl den Eindruck der Fülle und Reife machen. Ich denke da an Ratzels „Deutschland" und Sohms „Kirchengeschichte". Diese Bücher unterscheidet zweierlei von jenen. Zunächst eine Voraussetzung des Schaffens: Sohm wie Ratzel sind durch tiefgreifende und selbständige Forschung Herren ihres Stoffs von eignen Gnaden geworden, während die Verfasser unsrer Bürgerkunden ihren Stoff — nicht so beherrschen. Sodann die Art des Schaffens: Sohms und Ratzels Bücher sind durch und durch Ausdruck von Persönlichkeiten, diese Bürgerkunden nur mehr oder minder geschickt aneinandergereihte und verarbeitete Exzerpte.

Nun kann ich aber zu meiner Freude noch auf zwei Bücher hinweisen, die Bürgerkundliches auf eine persönlichere Art und Weise bringen. Das eine ist von Elisabeth Gnauck-Kühne. Nach einem sonderbar scholastischen Anfang entzückt sie mich durch eine Reihe reizvoller Versuche, die wichtigsten volkswirtschaftlichen Begriffe der Geschichte und der Gegenwart nicht etwa in der üblichen Weise als gegeben vors erstaunte Bürgerauge hinzusetzen, sondern sie aus anschaulich geschilderten Tatsachen induktiv zu entwickeln; wer sich ähnlich versucht hat, wird dies Lob zu würdigen wissen. Sie vereinigt weibliche Fabulierkunst und männliche Begriffskunst aufs Glücklichste. Das andre

Digitized by Google

Buch ist von Kindermann, einem durchgebildeten selbständigen Fachmann: als Lehrer soll er lebhaft, sprudelnd, mitreißend sein. Ganz diesen Eindruck empfängt man von ihm aus seinem Büchlein. Er stellt sich darin als Aufgabe die theoretische und praktische Behandlung der Wechselwirkung zwischen Staat und Volkswirtschaft. „Nur ein von modernen Grundsätzen aus organisiertes Wissen gibt dem Denken und Handeln Schlagkraft; zusammenhangslose Tatsachen wirken lähmend." Es ist Kindermann gelungen, die Fülle der hier sich ergebenden Fragen auf einleuchtende und anregende Art zu behandeln. Freilich setzt er eine erhebliche Kenntnis von bürgerkundlichen Dingen voraus.

Man wird wohl zugunsten der langweiligern andern Bücher einwenden, ihre Verfasser hätten gerade um des Stoffs, um der Sachlichkeit willen auf Individualisierung verzichtet; erst müsse der Schüler die Tatsachen kennen lernen, dann erst könne man ihn sie durchdenken lehren: also a) Bürgerkunde, b) Bürgerweisheit. Der Gedanke ist gut. Aber er zeigt sofort, daß wenn es sich darum handelt, Unterrichtsbücher zu schaffen, hier zwei Aufgaben ganz verschiedener Art gegeben sind. Der Inhalt der Bürgerkunde steht fest; der der Bürgerweisheit kann sehr verschieden sein. Diese Aufgabe kann und muß der Individualität der Lehrer und ihrer Anreger überlassen bleiben; jene bedarf keiner Individualität, sondern scheint mir vielmehr der größten „Kommunität", der größten Übereinstimmung zu bedürfen. Daher halte ich es für eine Aufgabe des Staats, etwa des Reichsamts des Innern, ein Buch über Rechts- und Wirtschaftskunde in derselben Art herauszugeben, wie es das ihm nachgeordnete Gesundheitsamt im Gesundheitsbüchlein mit so großem Erfolge bereits getan hat. Zu einer populären Darstellung des den Laien unmittelbar angehenden Rechts ist der Staat auch aus dem Grunde verpflichtet, weil seine Gesetze so unverständlich und zerstreut sind, daß der Laie sie weder verstehen noch finden kann, sich gleichwohl aber nach ihnen richten und sich ihrer bedienen soll. Über die Art der Redaktion braucht hier nur soviel gesagt zu werden, daß die Oberleitung einem Mann übertragen werden müßte, der für ein einheitliches, klares und kräftiges Deutsch sorgt. Dann aber wäre einem jeden, der zur Durchdenkung dieser Dinge eigenes zu sagen hat, dies gegenüber dem jetzigen Zustande sehr erleichtert. Denn in Anknüpfung an ein solches Buch, das sich ja bald in aller Händen befinden würde, könnte er sofort mit seiner Darlegung beginnen.

Karl Polenske

Griep, Max, Rektor, Bürgerkunde, 2. Auflage, Leipzig 1908, Preis 2 M.

Glock †, Dr., Landgerichtsrat, und Korn, Dr., Justizrat, Rechtsanwalt, Bürgerkunde, Deutsche Staats- und Rechtskunde, Karlsruhe 1909, Preis 3,80 M.

Giese, Dr., Realgymnasialprofessor, Deutsche Bürgerkunde, 5. Auflage, Leipzig 1910, Preis 1,60 M.

Knapp-Hauß, Elly, Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre (für Frauenschulen), Leipzig 1910, Preis 1,60 M.

Gnauck-Kühne, Elisabeth, Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reich, 3. u. 4. Auflage, München-Gladbach 1909, Preis 1,— M.

Kindermann, Karl, Dr. phil.

Digitized by Google

et jur., Professor der Nationalökonomie, Volkswirtschaft und Staat, Leipzig 1908, Preis 1,25 M.

Referendum und Initiative in der Schweiz

Der Leiter dieses Heftes berührt auch die schweizerischen Einrichtungen des Referendums und der Initiative. Da wir von diesen in Deutschland viel zu wenig wissen, werden manchen Lesern vielleicht einige tatsächliche Angaben darüber willkommen sein.

Nachdem ein Gesetz vom Parlamente angenommen worden ist, bleibt den eidgenössischen Bürgern noch das Recht, zu verlangen, daß ihnen das Gesetz zur Bestätigung vorgelegt werde. Doch muß diese Forderung von mindestens 30 000 Bürgern innerhalb von 90 Tagen nach der Annahme in den Kammern gestellt werden. Haben die Kammern eine Verfassungsänderung beschlossen, dann muß ohne weiteres von der Gesamtheit der Bürger die Bestätigung eingeholt werden. Das „Referendum" ist also für das Gesetz fakultativ, für Verfassungsänderungen obligatorisch. Das Parlament ist damit unter eine ständige Überwachung durch das Volk gestellt, ohne daß Neuwahlen erforderlich wären.

Dieses kann aber nicht nur durch ein Vetorecht unmittelbar in die Gesetzgebung eingreifen, sondern auch selbsttätig von sich aus. 50000 Bürger können ohne den Umweg über irgendeine Behörde verlangen, daß ein bestimmter Gesetzentwurf oder eine Änderung der Verfassung dem Volke zur Abstimmung unterbreitet werde. Durch diese „Initiativen" ist für die Gesamtheit der Bürger die Möglichkeit gegeben, unmittelbar mit Übergehung des Parlaments sich selbst Gesetze zu geben.

Seit 1874 wurden 61 Volksabstimmungen auf dem Wege des Referendums und der Initiative vorgenommen.

Bonbontage

sind das neueste, allgemeine Schlecktage, bei denen man sich zunächst in Österreich zum Wohl der Flotte den Magen verdirbt. „Ein Bild mechanisch bewegter Kinnläden, zähnescheuernder Zungen, fürchterlich nachdenklicher Gesichter, wie man sie bei Leuten sieht, die ganz selten nur Zuckerln im Munde zergehen lassen" — so schildert das eine Wiener Zeitung. Wir haben die Blumentage aus Österreich bekommen, bekommen wir auch die Bonbontage? Wer über diese ganze Sorte von Festsport so denkt, wie wir, dem könnte das am Ende recht sein, denn wirksamer dürfte über die neuen Arten des Wohltätigkeitsrummels kein Witzblatt aufklären. Übrigens wurde in Wien trotz der vielen von Adel unter den „Rayonleiterinnen" schon über Mangel an Verkäuferinnen geklagt.

Aus Angst vor dem Kadi oder aus Pflichtgefühl?

Vom Recht

Im zweiten Augustheft habe ich die Verurteilung des Bochumer Volksblatts erwähnt, das mit dem Zolaschen Roman „Arbeit" auch das Kapitel abgedruckt hatte, in dem der Arbeiter Ragu die Frau eines Fabrikbesitzers vergewaltigt. „Das ganze Werk ist nichts weniger als lüstern, auch dieses Kapitel ist's nicht, unbestreitbar jedoch kann dieses eine auf Menschen lüstern wirken, die es nur stofflich und nicht im Zusammenhang mit dem Ganzen lesen." Das Ganze möchte der Redakteur doch gern, weil es vorzüglich für seinen Leserkreis paßt. Was soll er nun anfangen, so lange die Verhältnisse sind, wie sie sind, das heißt:

Digitized by Google

so lange er einerseits mit der mangelhaften Gesetzgebung, anderseits mit der mangelhaften ästhetischen Erziehung vieler seiner Leser rechnen muß? Ich riet: für den Zeitungsabdruck statt solcher Kapitel in einer kurzen selbstgeschriebenen Überleitung polizeilich einwandfrei das für das Verständnis des Folgenden Notwendige zu geben. „Gewiß, »schön ist anders«, aber das kleinere Übel wäre doch dies."

Meine Worte waren vielleicht nicht klar genug, jedenfalls sind sie stellenweis so gedeutet worden, als empföhle ich den Zeitungen dergleichen Überleitungen nur, um sich von Konflikten mit dem Gericht zu drücken. Aber ich bin der letzte, der gerade sozialdemokratischen Redakteuren den Mut ihrer Überzeugung abschwächen oder absprechen will, mit dem gerade sie einen ehrlichen Idealismus oft genug beweisen. Glauben sie jedoch im Ernst, unter all den Reifen und Unreifen, Erzogenen und Unerzogenen, Gebildeten, Halb- und Ungebildeten ihrer Leser seien keine, die ein Kapitel, wie das fragliche von Zola, als Einzelration mit ganz andern Gefühlen und ganz andrer Wirkung genießen, als die besten ihrer Leser und ich? Es hieße ihre Intelligenz beleidigen, wollte man die Frage bejahen. Wenn sie das aber nicht glauben, so liegt die Sache so: daß auf jene Unreifen selbst ein Meisterstück wie jenes Zolasche Kapitel, als Einzelstück außer Zusammenhang, nicht viel anders wirkt — als Schundliteratur. Ich mag die Sache ansehn, wie ich will, ich komme um diesen Schluß nicht herum. Ist er richtig, so darf man in allerwärts gelesenen Tagesblättern ein Kapitel wie jenes aus Berufspflicht nicht als Einzelstück bringen. Das folgt so sicher wie das A aufs B aus dem öffentlichen Bildneramt der Presse, das die sozialdemokratische zu ihrer Ehre besonders hochhält. Der Kadi ist ganz Nebensache dabei, man steht aus sachlichem Grunde vor dem Dilemma: entweder das ganze Werk aufzugeben oder ein unbeträchtliches Kapitel. Für solchen Notfall erlaubte ich mir meinen Rat. „»Schön ist anders«, aber das kleinere Übel wäre doch dies." Im übrigen haben billige Ausgaben und Volksbüchereien dafür zu sorgen, daß bedeutende Werke ohne Verstümmelung und ohne Zerstückelung im Zusammenhange von dem gelesen werden können, dem der Zeitungsabdruck nicht genug bot. A

Vom Ausland

Deutsch in schwedischen Schulen

Im schwedischen Reichstag wurde vor kurzem ein neues Schulgesetz angenommen, durch das die deutsche Sprache — an Stelle der bisher bevorzugten französischen — an die erste Stelle vor allen fremden Sprachen im Lehrplan der höheren Schulen gesetzt wird. Kennzeichnend und lehrreich ist die Begründung: der französische Einfluß auf Schweden sei, der geschichtlichen Entwicklung gemäß, zurückgegangen, und der deutsche dafür gestiegen. Ferner seien die schwedische und die deutsche Kultur durch die gemeinsamen germanischen Grundlagen enger verbunden. Und das Schlußergebnis lautet:

„In Hinsicht auf die geographische Lage, soziale und religiöse Anschauung steht uns Schweden Deutschland viel näher als Frankreich. Die rasch aufblühende deutsche Industrie hat in vielen Fällen alle anderen von den schwedischen Märkten verdrängt, und in den letzten Jahren sind die Handelsverbindungen mit Frankreich sehr zurückgegangen, während sie mit Deutsch-

Digitized by Google

land bedeutend zugenommen haben. Außerdem ist allgemein bekannt, welche Bedeutung die deutsche wissenschaftliche Literatur für die ganze höhere Bildung in Schweden hat. Infolge aller dieser Umstände ist der neue Unterrichtsplan, der ein Ausdruck für die Kultur der Zeit sein soll, dieser angepaßt worden."

Wir Deutschen, die wir in diesem amtlichen Schriftstücke eine so hohe Wertung erfahren, sollten den Schlußsatz recht aufmerksam lesen. Bemühen sich unsre Schulen, vor allem die höheren, ihren Unterrichtsplan so zu gestalten, daß er einen Ausdruck für die Kultur der Zeit darstellt? Prüft man auch bei uns immer „an den maßgebenden Stellen" so unbefangen, so frei von doktrinären Vorurteilen, mit so sachlichem Überblick die Bedürfnisse des Volkes, wie sie sich aus seiner Lage in Zeit und Geschichte ergeben? Nicht nur in der Literatur, worauf hier schon mehrfach hingewiesen worden ist, auch in ihrem öffentlichen Leben bieten unsre skandinavischen Nachbarn gerade dem deutschen Beobachter sehr viel Vorbildliches und Förderliches. In ihren äußerlich so viel engeren, innerlich so viel reineren, einfacheren und freieren Zuständen vermögen sie, wie unter anderm auch ihr Schul- und Bildungswesen zeigt, Gedanken zu verwirklichen, die bei uns in allerlei Hemmungen steckenbleiben.

Eine Hochschule für Frauen

wird am 1. November in Leipzig vom Verein für Familien- und Volkserziehung eröffnet werden. An der Spitze des Kuratoriums, das sie leiten soll, stehen Professor Volkelt und Frau Dr. Goldschmidt, unter andern gehört ihm auch Professor Lamprecht an. Als Hörerin wird jede gebildete Frau zugelassen, die das 18. Lebensjahr erreicht hat, nur zur Ablegung von Prüfungen werden bestimmte Voraussetzungen gefordert. Für das Wintersemester sind zunächst Vorlesungen über Pädagogik, Kindespsychologie, Hygiene, Volkswirtschaftslehre, Sozialwissenschaften, Naturwissenschaften, Geschichte, Philosophie und praktische Anleitungen zu Fröbelschen Spielen angesetzt. Geplant sind dann vor allem Studienkurse für Lehrerinnen der pädagogischen Fächer an Kindergartenseminaren, Frauenschulen und andern Lehranstalten und solche für soziale Berufstätigkeit (für Stellungen an Wohlfahrtseinrichtungen in Staat und Gemeinde). Das Ziel, das man dabei verfolgt, ist, laut dem Programm der Schule: „allen nach Bildung strebenden Frauen verständnisvolle Teilnahme am Geistesleben unsrer Zeit und unsres Volkes zu ermöglichen; der Frau für die Ausübung des mütterlichen Erzieherberufes eine auf gründlicher Einsicht beruhende Vorbereitung zu geben; die Frau zu befähigen, sich der mannigfaltigen gemeinnützigen Aufgaben mit weitem Blick und mit vollem Verständnis für die Bedürfnisse der Gegenwart zu widmen". Denn, so heißt es weiter: „der Verein für Familien- und Volkserziehung ist von der Überzeugung geleitet, daß das wissenschaftliche Bedürfnis weiter Kreise des weiblichen Geschlechts durch das Fachstudium der Frauen an der Universität nicht gedeckt wird. Es fehlt bisher an einer höheren pädagogisch-sozialen Bildungsstätte für die Frauenwelt."

Mann und Weib

Man hört ohne Prophetengabe schon jetzt die Einwände, die sich von hüben und drüben gegen die junge Schöpfung erheben werden. Einmal von der Seite derer, die die

Digitized by Google

Notwendigkeit einer spezifisch weiblichen Bildung leugnen. Ihnen werden sich viele zugesellen, die den Mutterberuf — und dieser steht ja im Mittelpunkt der Bildungsarbeit, die hier geplant ist — für nicht „erlernbar“ erklären. Zumal nicht in einer „Hochschule“ erlernbar. Ihnen möchten wir zunächst zu bedenken geben, daß Muttersein wie Kindererziehn überhaupt heute in unsern so unendlich verwickelteren Verhältnissen, zumal für geistig Anspruchsvolle, keineswegs eine so einfach-natürliche Funktion mehr bedeutet, wie zur Zeit unsrer Großeltern; daß der Mutterberuf, so unvergleichlich innig allen andern Berufen gegenüber er mit der Natur und dem natürlichen Empfinden verknüpft ist, doch auch der technischen Vervollkommnung, der spezialisierten Durchbildung, reicher Welt- und Lebenskenntnisse bedarf, wenn die Kinder zu tüchtigen Söhnen und Töchtern unsrer Zeit erwachsen sollen. Das betont man ja gerade auf der Seite der Frauen in den letzten Jahren deutlich genug. Doch schließt man meistens daran: daß nur eine Frau, die mit den bis jetzt gültigen Bildungsmitteln für einen der üblichen männlichen Berufe vorbereitet sei und ihn womöglich ausübe, für den Mutterberuf sich vollkommen eigne, und erkennt eine Ausbildung nur auf den Mutterberuf hin nicht als voll, diesen selbst nicht als Bildungsziel an. In Überschätzung der Geld und gesellschaftliche Stellung erwerbenden Berufsbildung läßt man die mütterliche Tätigkeit an sich oft weder als Beruf noch als lohnende Kulturarbeit überhaupt gelten. Jedes Männeramt wird von vielen Frauen ohne weiteres höher bewertet als das Pfleger- und Erzieheramt der Frau im eignen Hause; Achtung und Ansehen steigen erst, wenn mütterliches Tun in öffentliche Dienste tritt. Fürsorge, Kindergärtnerei, Säuglings- und Wöchnerinnenpflege und andres mehr außerhalb der eignen Familie gelten männlichem Tun ebenbürtig. Möge die neue Hochschule der Mutter, die tüchtig im Hause wirkt, dieselbe Autorität verschaffen wie der Frau, die das in der Öffentlichkeit tut! Auf wissenschaftlichem Boden und durch lebensvolles Tun hindurch wieder zu wissenschaftlicher Einsicht und Überschau strebend, kann sie die Vorbereitung auch auf die häusliche Erziehertätigkeit der Mutter als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachten. Darin liegt unsrer Meinung nach die große Bedeutung der Gründung mit.

Der Name „Hochschule“ beschwört vielleicht manchem in Verbindung mit dem Mutterberuf die Furcht vor akademischer Erstarrung gänzlich unakademischer Aufgaben herauf. Wie wir uns die Entwicklung der Hochschule vorstellen, sollte auch nicht die „Akademie“, sollte nicht das theoretische Forschen und Erörtern um der Theorie willen die Arbeit dieser Hochschule bilden, sondern die auf gründlicher Kenntnis und gediegener wissenschaftlicher Arbeit beruhende praktische Entwicklung und Ausgestaltung des weiblichen Bildungsideals aus den Grundlagen seines natürlichen Berufes heraus. Denkt man in Leipzig ebenso, so wird die neue Schule gewiß auch nicht von Anfang an lauter Fertiges zu bieten streben, vieles wird sich erst aus der Arbeit selbst und vor allem aus der lebendigen Beteiligung der Frauen ergeben. In welchem Maße diese der neuen Schöpfung entgegenkommen — davon wird wohl zu allermeist nicht nur ihr äußeres, auch ihr inneres Gedeihen abhängen.

Digitized by Google

Schulunterricht im Zeitungslesen?

Auf dem evangelisch-sozialen Kongreß hat Pastor Herz angeregt, die Zeitungslektüre in die Schule einzuführen. Da die Mehrzahl der Bevölkerung nur bis zum vierzehnten Lebensjahr eine Schule besucht, hätte die Belehrung darüber, wie man eine Zeitung lesen soll, vor dem vierzehnten Lebensjahre zu erfolgen. Diese Lektüre würde erst jene Bildung vollenden, welche durch die „Bürgerkunde" angebahnt wird. Die lehrhafte Art, in der dieser Gegenstand oft der Jugend übermittelt wird, ist nicht immer geeignet, den zukünftigen Staatsbürger zur selbständigen Zeitungslektüre zu befähigen. Es kann einer sehr gute Schulerfolge in „Bürgerkunde" aufweisen und dennoch nicht in der Lage sein, eine Zeitung in ihrem politischen und wirtschaftlichen Teil richtig zu würdigen. Daß parteipolitische Erörterungen beim Unterricht wegzufallen hätten, versteht sich von selbst. Wenn auch das volle Verständnis für politische und wirtschaftliche Gegenstände erst nach dem vierzehnten Lebensjahre erwacht, so muß dennoch die Belehrung vor dieser Zeit erfolgen, weil späterhin der junge Mensch dem Einfluß der Schule entzogen zu sein pflegt und entweder der verstumpfenden Wirkung unsrer so umfangreichen Schundpresse unterliegt oder aber rein parteimäßig belehrt wird. Daß wirtschaftliche und politische Aufklärung sehr früh einsetzen kann, zeigen die Erfolge bei manchen Schultypen und vor allem die Bemühungen der sozialdemokratischen Partei, die mit großem Erfolg, um ihre Macht zu erhöhen, politische und wirtschaftliche Bildung unter der heranwachsenden Jugend in ihrem Sinne verbreitet. Das Vorhandensein einseitiger Belehrung zwingt die Allgemeinheit, der Sache näher zu treten. Und was eine politische Partei kann, wird doch wohl in unparteiischer Weise die Schule ebenfalls vermögen.* In der Schule kann der Knabe und das Mädchen einiges darüber erfahren, wie Zeitungsberichte zustande kommen, und welche Glaubwürdigkeit ihnen zukommt. Insbesondere wird es zuweilen am Platze sein, ihnen zwei voneinander abweichende Berichte über dieselbe Sache vorzulegen. Sie gewöhnen sich so daran, Zeitungen verschiedener Richtung zu lesen, wenn eine wichtige Frage erörtert wird, während heute ein großer Teil der Bevölkerung immer nur eine Zeitung liest. Daraus erklärt sich ja die erstaunliche Schamlosigkeit, mit der nicht selten die Darlegungen der Gegner gefälscht oder verschwiegen werden. Eine Tageszeitung, die eine wirklich unparteiische und durchaus aufrichtige Belehrung der Bevölkerung anstrebt, haben wir ja noch gar nicht. Es würde ihr heute auch an Nachfrage fehlen. Die Nachfrage würde allmählich stärker, wenn beim heranwachsenden Geschlecht durch Zeitungsunterricht in der Schule ein kritischeres Verhalten gegenüber dem täglich gelieferten Druckpapier anerzogen würde. Die Schule könnte durch die Pflege der Zeitungslektüre erfolgreich die Schundpresse bekämpfen, die heute eine so große Rolle spielt. Vor mir liegt eins der üblichen großstädtischen Skandalblätter, das auf

* Vergleiche über diese Fragen: Otto Neurath, „Die allgemeine Einführung des volkswirtschaftlichen und staatsbürgerlichen Unterrichts" in der Sammlung „Kultur und Fortschritt".

Digitized by Google

16 Seiten — davon etwa 2½ Seiten Anzeigen — unter anderm folgenden Inhalt hat: 14 Mitteilungen über Vorgänge, welche den Tod oder Verletzungen zur Folge hatten. Dazu kommen sieben Notizen über andre Ungesetzlichkeiten, Diebstahl, Entführung usw. Von den neun Bildern weisen zwei getötete Menschen auf. Überdies enthält diese Zeitung, die durchaus dem Durchschnitt dieser Art von Literatur entspricht, zwei Romanfortsetzungen von je einer Seite. In der einen Fortsetzung spielt eine Ohnmacht und ein Selbstmordversuch eine Rolle, in der andern kommt eine Wahrsagerin vor, auch wird davon berichtet, daß einer der Helden den Ausweg aus einer Totengruft zu finden sucht. Die wirtschaftlichen und politischen Mitteilungen von bildendem Wert, also die nicht bloß aktuellen, nehmen einen überaus geringen Raum ein.

Die Einführung in die Zeitungslektüre müßte in den verschiedenen Schulen verschieden geschehn. In Gymnasien und Realschulen könnte man schon erhebliche Anforderungen an die Schüler stellen, in den Handelslehranstalten wäre auf das Verständnis der wirtschaftlichen Ausführungen besondres Gewicht zu legen. Leider haben bis jetzt erst wenige Handelslehranstalten die Zeitungslektüre dem volkswirtschaftlichen Unterricht angegliedert. Jeder Gebildete sollte nach Vollendung seiner Schulstudien in der Lage sein, eine Tageszeitung von Anfang bis zu Ende mit Verständnis und Kritik zu lesen, von Absolventen der Fachschulen wäre sogar ein Eindringen in viele Einzelheiten zu verlangen, ist es doch zum Beispiel kläglich, wie groß das Unverständnis vieler kaufmännischer Angestellter für Fragen der Bank- und Geldpolitik ist. Nur wenn das Zeitungslesen allgemein unterrichtet und geübt wird, ist eine Besserung der heutigen Zeitungsverhältnisse zu erhoffen, nur dann auch eine wirklich verständige Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes der Nation in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht. Es klingt so selbstverständlich: „Jeder gute Staatsbürger muß Zeitungen zu lesen verstehn“ — aber was tun wir, daß er's lerne? Karl Wilhelm

Zur Reform des Religionsunterrichts

Wir haben früher davon gesprochen, wie notwendig eine Mitarbeit aller, nicht nur der beruflich unmittelbar beteiligten Kreise an der Frage des Religionsunterrichtes sei, wenn diese Frage nicht im Fachlichen steckenbleiben oder irgendwelchen, dem Wesen der Sache fremden Machtfaktoren ausgeliefert werden soll. Nur die Erkenntnis, daß es sich hier um eine Kulturfrage von allgemeiner Bedeutung handle, und ein weithin gemeinsamer, frei gewachsener Wille, zu ihrer Lösung mitzuhelfen, können irgendwelche Förderung bringen. Ein in Jena unter Reins Führung begründeter „Bund für Reform des Religionsunterrichtes“ bietet nun für eine solche Vereinigung aller von der Frage irgendwie beschäftigten Kräfte eine begrüßenswerte Möglichkeit. Schule und Elternhaus, Wissenschaft und Kirche, aber auch die Öffentlichkeit selbst, soweit sie überhaupt Kulturfragen zugänglich ist, sollten hier zusammenwirken. Daran, ob es gelingt, eine solche allgemeinere Zusammenarbeit anzuregen, wird es sich wohl überhaupt zeigen, ob die Frage der Religion in der Schule für eine reformatorische Lösung in unserer Zeit schon reif ist.

L. M.

Digitized by Google

Lehrerstand oder Lehrerstände?

Auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß, der Anfang Juni in Danzig tagte, wurde von Muthesius und Margarethe Henschke über die „Schule als Faktor der sozialen Erziehung“ gesprochen und die Ausbildung der Lehrer nach sozialpädagogischen Grundsätzen gefordert. In der folgenden Aussprache betonte Rade, wie not vor allem eine gegenseitige Verständigung zwischen den Volksschul- und den akademisch gebildeten Lehrern tue. Die ständische Zerklüftung in der Lehrerschaft bedeute einen der gefährlichsten unter allen Schulschäden. Jede kleine Lehrerschicht bilde einen eignen Berufsverein, man müsse eigentlich nicht nur von zwei, sondern von dreißig und vierzig Ständen sprechen, die sich nicht verstehn. In der Erziehung ist das Beispiel alles: wenn die Schule nur im geringsten zur sozialen Erziehung des Volkes beitragen will, muß sie zuvörderst selbst in ihrem eigensten Gebiete soziale Gesinnung erweisen. Rade forderte, da die einzelnen in dieser Frage versagten, die großen Organisationen auf, sich mit dem Gegenstande in ihren Versammlungen zu beschäftigen. Nun haben leider gerade die Organisationen bisher ihre Hauptaufgabe darin gesehn, zum Teil sehn müssen: die engsten und unmittelbarsten Berufsinteressen zu wahren. Es wäre trotzdem ihr eigenster Vorteil, wenn sie mit ernstem Willen sich um ein stärkeres gegenseitiges Verständnis bemühten, statt etwa um den Titel „Studienassessor“ zu kämpfen. Wertvolle Ansätze zu solcher Arbeit zeigt der bereits im Kunstwart (XXIV, 9) erwähnte „Bund für Schulreform“, der seinem Programm gemäß Lehrer aller Schulen mit Eltern und Ärzten zu gemeinsamer Beschäftigung mit den Fragen der Erziehung vereinigt und damit eine Verständigung der Fachkreise untereinander und mit dem Publikum anstrebt. Der noch junge Bund könnte, wenn er diese Aufgabe in den Mittelpunkt seiner Arbeit stellt und nicht etwa gegenüber anderen mehr theoretischen zurücktreten läßt, sehr bedeutsam wirken. Wollen wir nicht mit unsrer allenthalben an der Schule geleisteten und von der Zeitentwicklung so dringend geforderten Reformarbeit steckenbleiben, so bedürfen wir einer Sammlung der zersplitterten und so vielfach einander entgegenarbeitenden Kräfte auf bestimmte gemeinsame Ziele. Das vorzubereiten scheint zurzeit geradezu die wichtigste praktische Aufgabe in Schulsachen. U

Ernst Horneffer

Unter uns

ist gar nicht mit dem einverstanden, was Hans Herter im zweiten Maiheft des Kunstwarts gegen seine Art gesagt hat, die Vertreter der Geisteswissenschaften „feig und gewissenlos“ zu nennen, weil sie über öffentliches Auftreten anders denken als Ernst Horneffer und seine Meinungsgenossen. „Das Leben verlangt auch synthetische Leistungen“, schreibt er in seinem Blatt, „die über alle Bedenken hinwegkommen. Wohin wollten wir im Leben gelangen, wenn niemand mehr den Mut der großen Verantwortung hat? Es muß auch Strategen der Kultur geben. Und wenn der berufene Stand solche Männer nicht mehr aufbringt, so darf er sich nicht wundern, wenn er zur Verantwortung gezogen wird.“ Sagen wir von etwas weniger hochragendem Richtergefühl: wenn gegen ihn gesprochen, gegen ihn gestritten, gegen ihn gekämpft wird. Was aber hat das

Digitized by Google

mit dem zu tun, wogegen wir sprachen, mit dem Anwurf „feig und gewissenlos“?

Schließlich bekommt der Kunstwart selber vom Mann der „Tat“ zwar keine Kritik, aber gleich den Vertretern der Geisteswissenschaften ein paar Schimpfwörter zugeworfen. Die hängen wir dankend um Horneffers Bild und freuen uns, wie gut sie ihm stehn.

Lebende Worte

„Sammelruf“

Was von euch gefordert wird, ist nicht viel. Ihr sollt es nur über euch erhalten, euch auf kurze Zeit zusammenzunehmen und zu denken über das, was euch unmittelbar und offenbar vor den Augen liegt. Darüber nur sollt ihr euch eine feste Meinung bilden, derselben treu bleiben und sie in eurer nächsten Umgebung auch äußern und aussprechen. Es ist die Voraussetzung, es ist unsere sichere Überzeugung, daß der Erfolg dieses Denkens bei euch allen auf die gleiche Weise ausfallen werde; und daß, wenn ihr nur wirklich denkt, und nicht hingeht in der bisherigen Achtlosigkeit, ihr übereinstimmend denken werdet; daß, wenn ihr nur überhaupt Geist euch anschafft, und nicht in dem bloßen Pflanzenleben verharren bleibt, die Einmütigkeit und Eintracht des Geistes von selbst kommen werde. Ist es aber einmal dazu gekommen, so wird alles übrige, was uns nötig ist, sich von selbst ergeben. Fichte

Unsre Bilder und Noten

Es gehört sich wohl so, daß wir diesen Jahrgang mit einem Bilde nach Anselm Feuerbach abschließen, mit dem „Ricordo di Tivoli“ der Berliner Nationalgalerie, gleichsam als einem Andenken an diese Feuerbachzeit. Unsre Leser wissen, wie wir über photomechanische Vervielfältigungen denken, wissen, daß wir unsre eigenen Bilder bei dieser Kritik durchaus nicht zu schonen pflegen, glauben uns demnach wohl, daß wir auch die Mängel des vorliegenden Blattes bitter mitempfinden. Doch zählt es nicht zu den schlechtesten seiner Art, es hat wenigstens Ruhe und einigen Wohllaut. Freilich gehört nicht viel dazu, davon nach solch einem Originale einen Hauch spüren zu lassen, denn mit Ruhe und Wohllaut ist ja das Urwerk bis zur Sättigung getränkt.

Im übrigen ist das Heft einem halbhimmelweit andersartigen Künstler gewidmet, Karl Hänny. Über ihn nimmt Geheimrat von Oechelhäuser in der Rundschau das Wort, ich kann hier nur bitten, ihm aufmerksam zuzuhören. Und sich von dem Befremdenden bei Hänny ja nicht abstoßen zu lassen: wer den Weg zu ihm finden will, den beschenkt er mit starkem Erleben. Oechelhäuser spricht ja auch über die einzelnen Bilder, die wir teils vervielfältigen, teils (die Holzschnitte) sozusagen in Originalen geben. Ich möchte nur noch bitten, auch auf das Schnittmäßige der Originalholzschnitte zu achten und sich dabei der Ausführungen zu erinnern, die uns dell'Antonio neulich über Holzschnitzkunst gegeben hat. Handelte sich's dort um eigentliche Schnitzereien, so gilt manches doch auch hier. Auch beim Holzschnitte muß noch im Abdruck das Material, das Holz lebendig werden. A

Zu der vorigen Notenbeilage wäre nachträglich zu bemerken, daß die Wahl einer Komposition Kaiser Josephs I. durch den in dieses Jahr

Digitized by Google

fallenden 200. Todestag dieses musikalisch sehr begabten Herrschers veranlaßt wurde. Diesmal bringen wir, zahlreichen an uns ergangenen Wünschen entsprechend, die Geigenstimmen zu unsern letzten Noten für die Violine. B

Vor dem fünfundzwanzigsten Jahrgange

zu meinen Freunden zu sprechen, wird mir einigermaßen schwer. Fünfundzwanzig Jahre Zeitschrift — mir scheint, da erwartet man so eine Art von Papa-Stimmung mit Schlafrock-Beigeschmack, sehr viel Wohlwollen gegenüber den Jüngern und dem behaglichen Entschlusse: nun laßt mich aus, nun verschnauf ich. Ich spüre aber davon außer einigen unangenehmen Körperhaftigkeiten noch nicht viel, denn ich sehe mich nicht am Ende eines Weges. Das weist noch weiter, was sich durch alle die Zeit herzieht, und gerade in den letzten Jahren, scheint mir, hat der steigende Weg alte Gebiete in recht neuer Sicht gezeigt. So sieht das liebe Land drunten den Wanderer mit ganz neuen Aufschlüssen, mit ganz neuen Anschlüssen an, wenn als Wolkengewände vor sonnigen Fernblicken zerreißt, was ihm beim Aufstieg nur Nebel war.

Gerade die letzten Steigejahre waren schwer für die, welche sie überhaupt mitgemacht, welche unsern Aufgaben überhaupt mit den Gedanken gefolgt sind, welche nicht meinten: der Kunstwart treibt Allotria, wo gerade unsre zentrale Arbeit lag. Wir Leiter und Mitarbeiter hatten in den letzten Jahren sehr wesentlich erhöhten Grund, für das Standhalten bei unsrer Fahne zu danken. Wir mußten oft nüchternes Lernen und nüchternes Denken erbitten, während es doch so vielfach für frei und geistreich gilt, auch die höchsten Auftritte des Lebens wie Theaterszenen aus einer Polsterloge her zu begucken und dann im Foyer fünf Minuten lang zu beplaudern. Wir machen's den Lesern nicht — und wir machen's auch uns nicht leicht. Aber der Lohn ist uns ja auch tausendfach mit dem Danke gekommen, der wiederum uns entgegengebracht ward und wird von der Erkenntnis: daß man aus dem Herumkreisen weg und vorwärts nur mit Arbeit kommt. Nur mit Arbeit, ob Schreiber oder Leser.

Wir freuen uns der Tat, daß der Kunstwart schon rein technisch eine einzigartige Stellung im deutschen Zeitschriftenwesen einnimmt, weil er für seine Ziele nicht nur „geschrieben", weil er für sie über sich selbst hinaus durch eine Menge von Unternehmungen praktisch gewirkt hat. Mit den Büchern, Bildern, Noten der Kunstwart-Unternehmungen, mit den Büchern, den Ratgebern, der „Korrespondenz", den Kalendern, den Flugschriften des Dürerbundes bildet er jetzt eine publizistische Gesamtheit, wie sie ähnlich, nach ausländischem Urteil, schon dem Umfang nach, kein zweites Volk besitzen soll, und mit all diesem „Gedruckten" ist ja die Kunstwart- und Dürerbund-Arbeit noch lange nicht erschöpft. Wohl: all das ist nicht starr, nicht fertig, nicht abgemacht, all das lebt, gebärt Neues, will's heraufgenährt und erzogen haben, schenkt und fordert. Mehr Tüchtige, als anfangs die ganze Leserschaft ausmachten, haben dabei an irgendwelchen Rädern

Digitized by Google

und Kurbeln die Hände. Wie soll das einer anfangen, nach dem Vierteljahrhundertchen an ein Altern der Kunstwart-Arbeit zu glauben, wenn die Jugend mitten in ihr drinnen steht?

Fehlt einem für eine Sache die Stimmung, so verschiebt man sie. Kommt heute die übliche Festwürde noch nicht, vielleicht kommt sie übers Jahr. „Eigentlich" ist ja jetzt noch gar kein „Jubiläum", erst wenn der fünfundzwanzigste Jahrgang herum, erst dann ist's. Also: beginnen wir ihn zusammen. Daß eine Zeitschrift alles daransetzt, was sie hat, um „ihren fünfundzwanzigsten" so gut zu machen, wie sie kann, versteht sich ohnehin von selbst. Die Leser sind so gescheit wie ich, und ich meinerseits würde alle „Fünfundzwanzigsten" aller Zeitschriften abonnieren. A

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

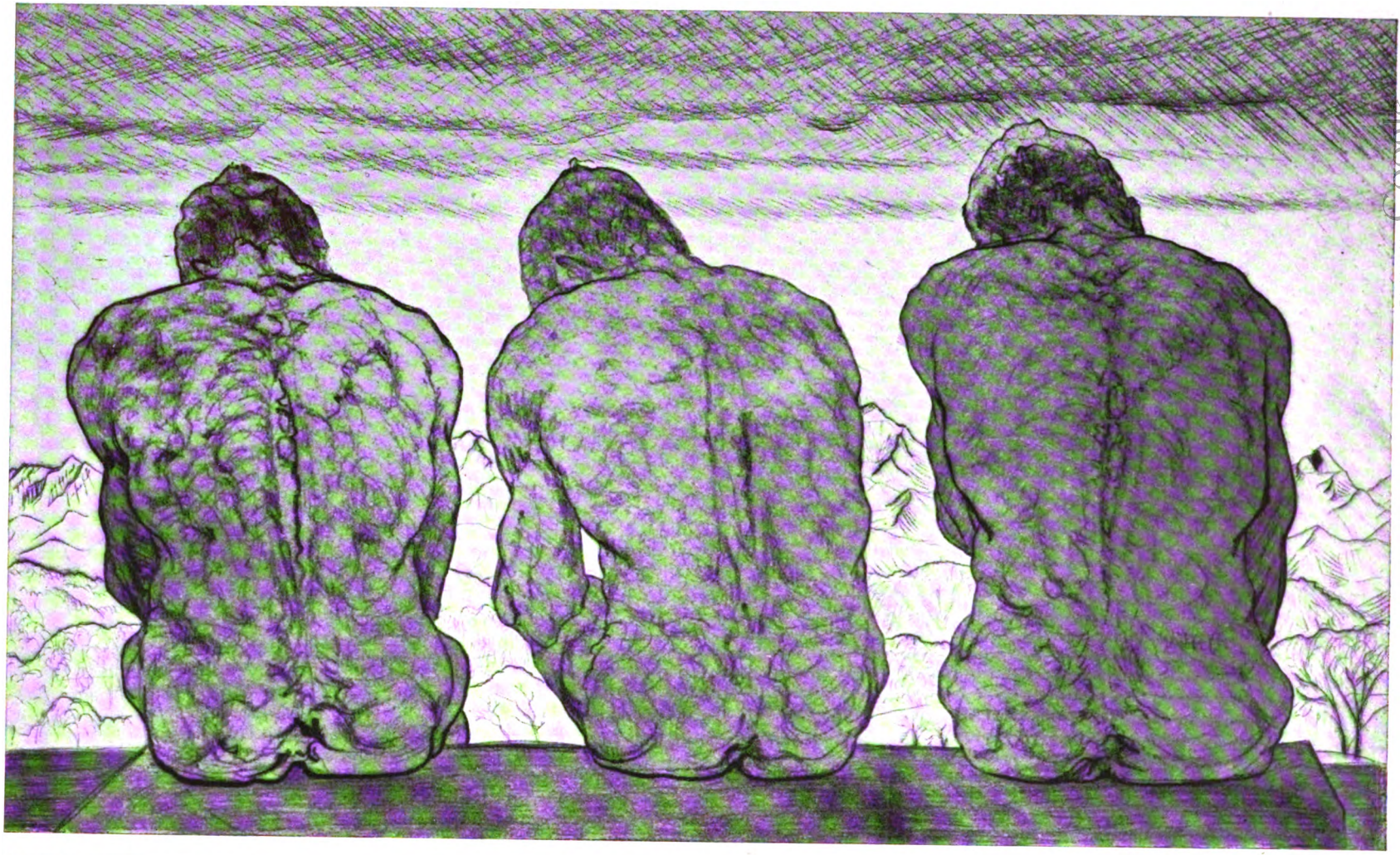
Digitized by Google

KARL HÄNNY

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



KARL HÄNNY

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

KARL HÄNNY

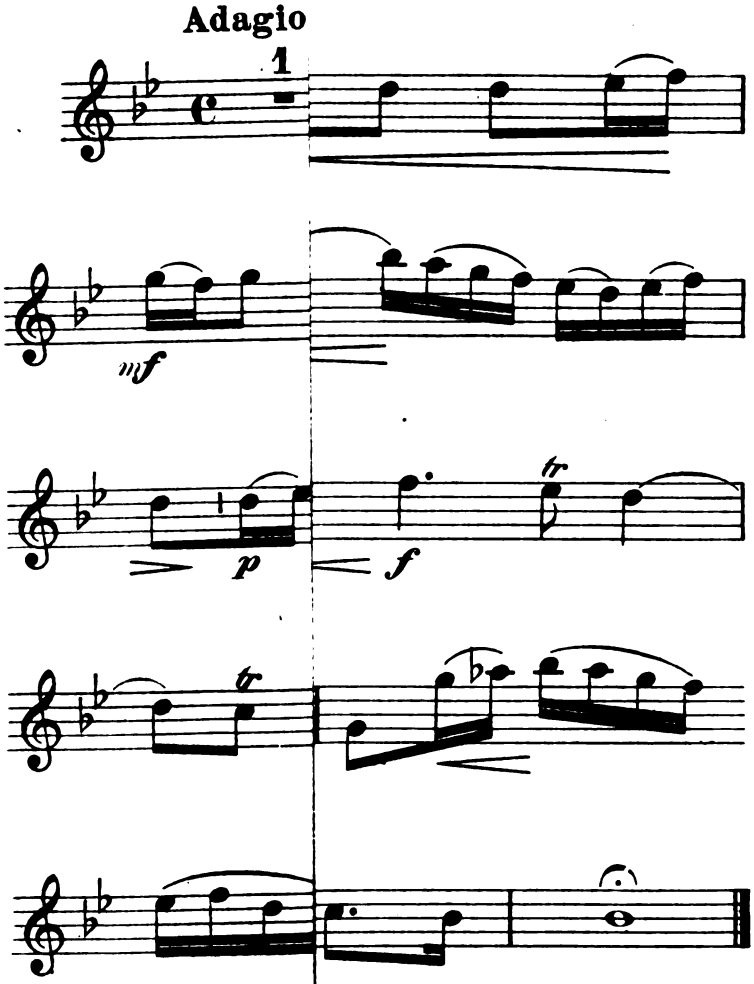
Digitized by Google

Digitized by Google

BEILAG

ADAGIO
aus SONATE G-MOLL
für die Violine (Op.1 No.5)

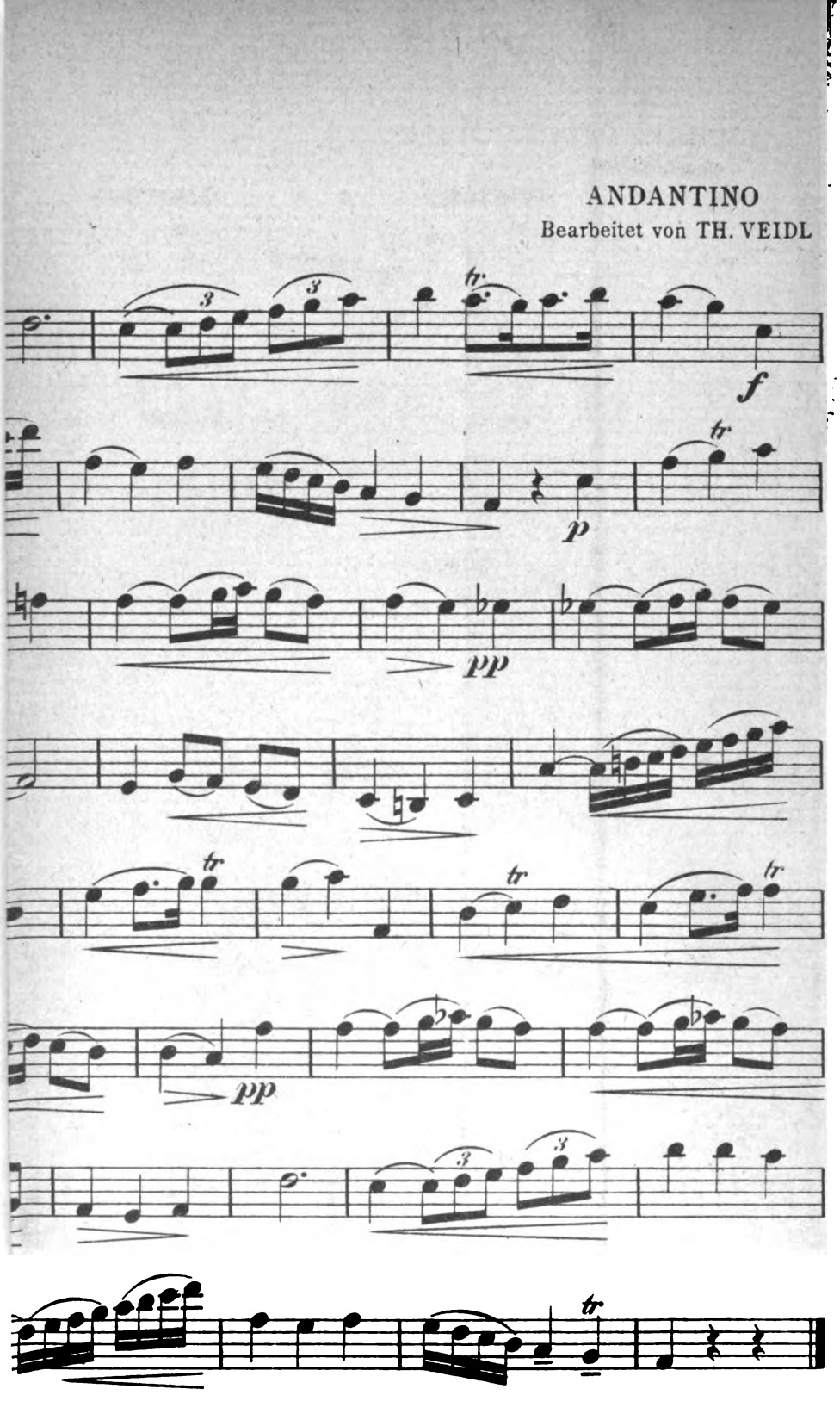
Bearbeitet von RUDOLF MELZER



Digitized by Google

ANDANTINO

Bearbeitet von TH. VEIDL



Digitized by Google